PAGE NOT AVAILABLE

Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

AP30
.M15
9.Jahrg.
1915
3.-4.Bd.
915.III-IV
6
Digitized by Google
Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

$$\frac{1}{1-x}$$

Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

# März

## Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen und Ludwig Thoma

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Neunter Jahrgang 1915

Dritter Band

(Juli bis September)

BERLIN-MÜNCHEN 1915

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1969

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reprinted by permission of Albert Langen Georg Müller Verlag GmbH, München
KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969
Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Inhalt des Dritten Bandes 1915

## Hauptteil


Seite

Abter, Adolf: Der Zankapfel des Vierverbands . . . . . 45
Adler, Max: Heldeninterview . . . . . 243
Barthel, Max: O Friede! Komm . . . . . 99
Herbstmorgen im Feld . . . . . 262
Bauer, Hans: Wir sind gesegnet . . . . . 224
Benn, Joachim: Erinnerung an Metz . . . . . 8
Berberich, Dr Siegfried: Spiegel . . . . . 54
Blunck, Hans Fr.: Der Tod Knecht . . . . . 258
Böttticher, Hans: Der Freiwillige . . . . . 74
Brenner, Prof. Dr Leo: Eine russische Gesandtschaft in Venedig . 171
Brentano, Lujo: Deutschland und Oesterreich-Ungarn . 165, 185, 205
Charmatz, Richard: Die Habsburgermonarchie in der Welt . . . 227
Dalkar: Italien während des Kriegs . . . . . 68
Dauthendey, Max: Gedichte . . . . . 94
Donzow, Dmytro: „Unnatürliche" Bündnisse . . . . . 26
Fernau, Hermann: Tartarinaden . . . . . 198
Fraas, Wilhelm: Die Baumwollindustrie in Lodz . . . . . 36
Gmelin, Julius: Die russische Duma . . . . . 253
Goldmann, Nachum: Das russische Wesen . . . . . 39
Gothein, Georg, M. d. R.: Zum westslavischen Problem . . 89, 109
Hansen, Dr N.: Die Neuyorker Presse . . . . . 132
Haußmann, Conrad, M. d. R.: Jean Jaurès . . . . . 85
Hennig, Dr Richard: Frankreichs Kohlennöte im Krieg . . . . . 145
Heuß, Theodor: Kriegsgeld . . . . . 216
Huebner, Friedrich Markus: Der sächsische Schriftsteller . . . 95
Jacques, Norbert: Das Urteil von Neuenburg . . . . . 65
Kesser, Hermann: Zusammenhang mit dem Krieg . . . . . 232
Koch, David: Gelbe Ulanen . . . . . 64
Korn, Walter Achilles: Die Adria als Seekriegstheater . . . . 196
Lynkeus: Cadornas Regenschirm . . . . . 1
Oplatka, Emil: Wie das russische Heer Galizien verlor . . . 157, 178
Pernerstorfer, E.: Ein deutscher Ephialtes . . . . . 218
Potthoff, Dr Heinz: Die Durchführung der Kriegsgewinnsteuer . 125
Premer, Anton: Deutschtum in Görz . . . . . 150
Rehfisch, Hans J.: Im Frühling . . . . . 160



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Schairer, Dr. E.: Konsumentenpolitik . . . . . 4
Ein versiegtes Monopol . . . . . 191
Schmidt, Adolf: Die flämische Frage . . . . . 239
Schmidt, Axel: Russische Kriegsziele . . . . . 21
Schmidt, Karl Eugen: Die Deutsch-Amerikaner . . . . . 247
Schücking, Levin L.: Ein Brief aus England . . . . . 50
Schussen, Wilhelm: Am Isonzo . . . . . 59
Singer, Erich: Bukowina . . . . . 139
Steiger, Edgar: Renaissance-Romantik . . . . . 135
Sternberg, Leo: Die Kriegsflammen rauchen . . . . . 144
Stieve, Friedrich: Knoops Vermächtnis . . . . . 57
v. Strauß und Torney Lothar: Große Zeit . . . . . 105
Tornius, Dr. Valerian: Kurland . . . . . 29
Viertel, Berthold: Nachtmarsch . . . . . 140
Wöhrle, Oskar: Kamerad Pollatschek . . . . . 115
Zwei Gedichte . . . . . 182

Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

# Glossen


Seite

Adler, Max: Die Räuberbande . . . . . 163
Berberich, Siegfried: Krank am Krieg . . . . . 184
Cahén, Fritz Max: Res latinae . . . . . 183
Fleischer, Victor: Der Völkerkrieg . . . . . 265
Goldschmidt, Alfons: Zwangskohlensyndikat . . . . . 61
Kriegslasten und ihre Ueberwindung . . 122
Goldschmit, Rudolf Karl: Russische Hofgeschichten . . . . . 142
Gottschalk, Hermann: Die Galerie der Münchener Sezession . . 19
Großmann, Stefan: Journalistenforderungen . . . . . 15
Brandes-Klatsch . . . . . 81
Haendcke, Berthold: „Verbürgerlichen" der Diplomatie . . . . 201
Hansen, R.: Englische Manöverthemata . . . . . 101
Hausenstein, Wilhelm: Negerplastik . . . . . 102
Heuß, Theodor: Die Kriegsgedichte von Wilhelm Klemm . . . . 62
Hesse, Hermann: Kriegsbilder . . . . . 265
Hülsenbeck, Richard: Telegramme . . . . . 81
Kersten, Kurt: Von Dostojewski . . . . . 42
Kiefer, Otto: Krieg und Literatur . . . . . 82
Lipp, Dr. Franz: Kriegsbrauch im Landkrieg . . . . . 60
Löffl, K.: Ehrlich . . . . . 224
Lorch, Fritz: Balkanfahrt . . . . . 263
Mayer, Paul: Die deutsche Erhebung von 1914 . . . . . 162
Pernerstorfer, E.: Blüchers Briefe . . . . . 63
Ewige Gefährten . . . . . 124
Rieß, Richard: Kriegsbelletristik . . . . . 141
Rosenthal, Heinrich: Geschlossener Handelsstaat . . . . . 161
v. Stetten: Die innere Wandlung in Oesterreich-Ungarn . . . . . 100
Unsere Stimmen im Ausland . . . . . 245
Tagger, Theodor: Preußische Prägung . . . . . 17
Zoff, Otto: Knulp . . . . . 143
* * *: Die Katze im Unterstand . . . . . 264




Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Schairer, Dr E.: Konsumentenpolitik . . . . . 4
Ein versiegtes Monopol . . . . . 191
Schmidt, Adolf: Die flämische Frage . . . . . 239
Schmidt, Axel: Russische Kriegsziele . . . . . 21
Schmidt, Karl Eugen: Die Deutsch-Amerikaner . . . . . 247
Schücking, Levin L.: Ein Brief aus England . . . . . 50
Schussen, Wilhelm: Am Isonzo . . . . . 59
Singer, Erich: Bukowina . . . . . 139
Steiger, Edgar: Renaissance-Romantik . . . . . 135
Sternberg, Leo: Die Kriegsflammen rauchen . . . . . 144
Stieve, Friedrich: Knoops Vermächtnis . . . . . 57
v. Strauß und Torney Lothar: Große Zeit . . . . . 105
Tornius, Dr Valerian: Kurland . . . . . 29
Viertel, Berthold: Nachtmarsch . . . . . 140
Wöhrle, Oskar: Kamerad Pollatschek . . . . . 115
Zwei Gedichte . . . . . 182

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Glossen


Seite

Adler, Max: Die Räuberbande . . . . . 163
Berberich, Siegfried: Krank am Krieg . . . . . 184
Cahén, Fritz Max: Res latinae . . . . . 183
Fleischer, Victor: Der Völkerkrieg . . . . . 265
Goldschmidt, Alfons: Zwangskohlensyndikat . . . . . 61
Kriegslasten und ihre Ueberwindung . . 122
Goldschmit, Rudolf Karl: Russische Hofgeschichten . . . . . 142
Gottschalk, Hermann: Die Galerie der Münchener Sezession . . 19
Großmann, Stefan: Journalistenforderungen . . . . . 15
Brandes-Klatsch . . . . . 81
Haendcke, Berthold: „Verbürgerlichen" der Diplomatie . . . . 201
Hansen, N.: Englische Manöverthemata . . . . . 101
Hausenstein, Wilhelm: Negerplastik . . . . . 102
Heuß, Theodor: Die Kriegsgedichte von Wilhelm Klemm . . . . 62
Hesse, Hermann: Kriegsbilder . . . . . 265
Hülsenbeck, Richard: Telegramme . . . . . 81
Kersten, Kurt: Von Dostojewski . . . . . 42
Kiefer, Otto: Krieg und Literatur . . . . . 82
Lipp, Dr. Franz: Kriegsbrauch im Landkrieg . . . . . 60
Löffl, K.: Ehrlich . . . . . 224
Lorch, Fritz: Balkanfahrt . . . . . 263
Mayer, Paul: Die deutsche Erhebung von 1914 . . . . . 162
Pernerstorfer, E.: Blüchers Briefe . . . . . 63
Ewige Gefährten . . . . . 124
Rieß, Richard: Kriegsbelletristik . . . . . 141
Rosenthal, Heinrich: Geschlossener Handelsstaat . . . . . 161
v. Stetten: Die innere Wandlung in Oesterreich-Ungarn . . . . . 100
Stimmen im Ausland . . . . . 245
T[illegible]r, F[illegible] Preußische Prägung . . . . . 17
[illegible] . . . . . 143
[illegible] . . . . . 264

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Schairer, Dr. E.: Konsumentenpolitik . . . . . 4
Ein versiegtes Monopol . . . . . 191
Schmidt, Adolf: Die flämische Frage . . . . . 239
Schmidt, Axel: Russische Kriegsziele . . . . . 21
Schmidt, Karl Eugen: Die Deutsch-Amerikaner . . . . . 247
Schücking, Levin L.: Ein Brief aus England . . . . . 50
Schussen, Wilhelm: Am Isonzo . . . . . 59
Singer, Erich: Bukowina . . . . . 139
Steiger, Edgar: Renaissance-Romantik . . . . . 135
Sternberg, Leo: Die Kriegsflammen rauchen . . . . . 144
Stieve, Friedrich: Knoops Vermächtnis . . . . . 57
v. Strauß und Torney Lothar: Große Zeit . . . . . 105
Tornius, Dr. Valerian: Kurland . . . . . 29
Viertel, Berthold: Nachtmarsch . . . . . 140
Wöhrle, Oskar: Kamerad Pollatschek . . . . . 115
Zwei Gedichte . . . . . 182

Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

# Glossen


Seite

Adler, Max: Die Räuberbande . . . . . 163
Berberich, Siegfried: Krank am Krieg . . . . . 184
Cahén, Fritz Max: Res latinae . . . . . 183
Fleischer, Victor: Der Völkerkrieg . . . . . 265
Goldschmidt, Alfons: Zwangskohlensyndikat . . . . . 61
Kriegslasten und ihre Ueberwindung . . 122
Goldschmit, Rudolf Karl: Russische Hofgeschichten . . . . . 142
Gottschalk, Hermann: Die Galerie der Münchener Sezession . . 19
Großmann, Stefan: Journalistenforderungen . . . . . 15
Brandes-Klatsch . . . . . 81
Haendcke, Berthold: „Verbürgerlichen" der Diplomatie . . . . 201
Hansen, N.: Englische Manöverthemata . . . . . 101
Hausenstein, Wilhelm: Negerplastik . . . . . 102
Heuß, Theodor: Die Kriegsgedichte von Wilhelm Klemm . . . . 62
Hesse, Hermann: Kriegsbilder . . . . . 265
Hülsenbeck, Richard: Telegramme . . . . . 81
Kersten, Kurt: Von Dostojewski . . . . . 42
Kiefer, Otto: Krieg und Literatur . . . . . 82
Lipp, Dr Franz: Kriegsbrauch im Landkrieg . . . . . 60
Löffl, K.: Ehrlich . . . . . 224
Lorch, Fritz: Balkanfahrt . . . . . 263
Mayer, Paul: Die deutsche Erhebung von 1914 . . . . . 162
Pernerstorfer, E.: Blüchers Briefe . . . . . 63
Ewige Gefährten . . . . . 124
Rieß, Richard: Kriegsbelletristik . . . . . 141
Rosenthal, Heinrich: Geschlossener Handelsstaat . . . . . 161
v. Stetten: Die innere Wandlung in Oesterreich-Ungarn . . . . . 100
Unsere Stimmen im Ausland . . . . . 245
Tagger, Theodor: Preußische Prägung . . . . . 17
Zoff, Otto: Knulp . . . . . 143
* * *: Die Katze im Unterstand . . . . . 264




Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Schairer, Dr. E.: Konsumentenpolitik . . . . . 4
Ein versiegtes Monopol . . . . . 191
Schmidt, Adolf: Die flämische Frage . . . . . 239
Schmidt, Axel: Russische Kriegsziele . . . . . 21
Schmidt, Karl Eugen: Die Deutsch-Amerikaner . . . . . 247
Schücking, Levin L.: Ein Brief aus England . . . . . 50
Schussen, Wilhelm: Am Isonzo . . . . . 59
Singer, Erich: Bukowina . . . . . 139
Steiger, Edgar: Renaissance-Romantik . . . . . 135
Sternberg, Leo: Die Kriegsflammen rauchen . . . . . 144
Stieve, Friedrich: Knoops Vermächtnis . . . . . 57
v. Strauß und Torney Lothar: Große Zeit . . . . . 105
Tornius, Dr. Valerian: Kurland . . . . . 29
Viertel, Berthold: Nachtmarsch . . . . . 140
Wöhrle, Oskar: Kamerad Pollatschek . . . . . 115
Zwei Gedichte . . . . . 182

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Glossen


Seite

Adler, Max: Die Räuberbande . . . . . 163
Berberich, Siegfried: Krank am Krieg . . . . . 184
Cahén, Fritz Max: Res latinae . . . . . 183
Fleischer, Victor: Der Völkerkrieg . . . . . 265
Goldschmidt, Alfons: Zwangskohlensyndikat . . . . . 61
Kriegslasten und ihre Ueberwindung . . 122
Goldschmit, Rudolf Karl: Russische Hofgeschichten . . . . . 142
Gottschalk, Hermann: Die Galerie der Münchener Sezession . . 19
Großmann, Stefan: Journalistenforderungen . . . . . 15
Brandes-Klatsch . . . . . 81
Haendcke, Berthold: „Verbürgerlichen" der Diplomatie . 201
Hansen, N.: Englische Manöverthemata . . . . . 101
Hausenstein, Wilhelm: Negerplastik . . . . . 102
Heuß, Theodor: Die Kriegsgedichte von Wilhelm Klemm 62
Hesse, Hermann: Kriegsbilder . . . . . 265
Hülsenbeck, Richard: Telegramme . . . . . 81
Kersten, Kurt: Von Dostojewski . . . . . 42
Kiefer, Otto: Krieg und Literatur . . . . . 82
Lipp, Dr. Franz: Kriegsbrauch im Landkrieg . . 60
Löffl, K.: Ehrlich . . . . . 224
Lorch, Fritz: Balkanfahrt . . . . . 263
Mayer, Paul: Die deutsche Erhebung von 1914 162
Pernerstorfer, E.: Blüchers Briefe . . . . . 63
Ewige Gefährten . . . . 124
Rieß, Richard: Kriegsbelletristik . . . . . 141
Rosenthal, Heinrich: Geschlossener Handelsstaat . . 161
v. Stetten: Die innere Wandlung in Oesterreich-Ungarn . 100
Unsere Stimmen im Ausland . . 245
Tag[illegible]dor: Preußische Prägung . . [illegible]
Zo[illegible] . . . . . 143
[illegible]erstan[illegible] . . . 204

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Schairer, Dr. E.: Konsumentenpolitik . . . . . 4
Ein versiegtes Monopol . . . . . 191
Schmidt, Adolf: Die flämische Frage . . . . . 239
Schmidt, Axel: Russische Kriegsziele . . . . . 21
Schmidt, Karl Eugen: Die Deutsch-Amerikaner . . . . . 247
Schücking, Levin L.: Ein Brief aus England . . . . . 50
Schussen, Wilhelm: Am Isonzo . . . . . 59
Singer, Erich: Bukowina . . . . . 139
Steiger, Edgar: Renaissance-Romantik . . . . . 135
Sternberg, Leo: Die Kriegsflammen rauchen . . . . . 144
Stieve, Friedrich: Knoops Vermächtnis . . . . . 57
v. Strauß und Torney Lothar: Große Zeit . . . . . 105
Tornius, Dr. Valerian: Kurland . . . . . 29
Viertel, Berthold: Nachtmarsch . . . . . 140
Wöhrle, Oskar: Kamerad Pollatschek . . . . . 115
Zwei Gedichte . . . . . 182

Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

# Glossen


Seite

Adler, Max: Die Räuberbande . . . . . 163
Berberich, Siegfried: Krank am Krieg . . . . . 184
Cahén, Fritz Max: Res latinae . . . . . 183
Fleischer, Victor: Der Völkerkrieg . . . . . 265
Goldschmidt, Alfons: Zwangskohlensyndikat . . . . . 61
Kriegslasten und ihre Ueberwindung . . 122
Goldschmit, Rudolf Karl: Russische Hofgeschichten . . . . . 142
Gottschalk, Hermann: Die Galerie der Münchener Sezession . . 19
Großmann, Stefan: Journalistenforderungen . . . . . 15
Brandes-Klatsch . . . . . 81
Haendcke, Berthold: „Verbürgerlichen" der Diplomatie . . . . 201
Hansen, N.: Englische Manöverthemata . . . . . 101
Hausenstein, Wilhelm: Negerplastik . . . . . 102
Heuß, Theodor: Die Kriegsgedichte von Wilhelm Klemm . . . . 62
Hesse, Hermann: Kriegsbilder . . . . . 265
Hülsenbeck, Richard: Telegramme . . . . . 81
Kersten, Kurt: Von Dostojewski . . . . . 42
Kiefer, Otto: Krieg und Literatur . . . . . 82
Lipp, Dr Franz: Kriegsbrauch im Landkrieg . . . . . 60
Löffl, K.: Ehrlich . . . . . 224
Lorch, Fritz: Balkanfahrt . . . . . 263
Mayer, Paul: Die deutsche Erhebung von 1914 . . . . . 162
Pernerstorfer, E.: Blüchers Briefe . . . . . 63
Ewige Gefährten . . . . . 124
Rieß, Richard: Kriegsbelletristik . . . . . 141
Rosenthal, Heinrich: Geschlossener Handelsstaat . . . . . 161
v. Stetten: Die innere Wandlung in Oesterreich-Ungarn . . . . . 100
Unsere Stimmen im Ausland . . . . . 245
Tagger, Theodor: Preußische Prägung . . . . . 17
Zoff, Otto: Kunlp . . . . . 143
* * *: Die Katze im Unterstand . . . . . 264




Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

# Cadornas Regenschirm

Von Lynkeus*)

Als das Königreich Italien an Oesterreich-Ungarn den Krieg erklärte, wunderte man sich auf vielen Seiten, daß Italien es unterließ, auch dem Deutschen Reiche das Bündel in Blut getauchter Pfeile zu senden, mit dem die alten, ehrlichen Indianer einem Nachbarstamm, den Ausbruch des Kriegszustands zwischen alten Jagdgenossen anzukünden pflegten. In der Tat ist aber diese Verwunderung nicht am Platze gewesen. Italien hatte keinen Grund, Deutschland den Krieg zu erklären.

Weder die politische noch die diplomatische Lage erforderten eine Absage. Italien hatte ja mit Oesterreich-Ungarn verhandelt, um, wie Machiavells unechte Söhne sagten, einen Ausgleich der Interessen zu erzielen und an Stelle des gegenstandslos gewordenen Dreibundvertrages (den man gleichwohl noch besonders kündigte!) eine neue Vereinbarung zu setzen. Deutschland weit entfernt, dem im Wege zu stehen, hat vergeblich alles aufgeboten, die beiden Parteien zusammenzuführen. Als die Verhandlungen von Seiten Italiens abgebrochen wurden, angeblich weil Oesterreichs Angebot zu spät gekommen sei, in Wirklichkeit, weil endlich Englands Zusage, den Krieg und noch Etliches darüber hinaus zu finanzieren, eingetroffen war, hatte Italien beileibe keinen Grund, dem freundlich um Verständigung bemühten Deutschland den Handschuh hinzuwerfen.

Auch Deutschland verzichtete darauf, zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen die Geste der Kriegserklärung zu fügen. Während sich aber Deutschland lediglich diese Geste sparte und sachlich die Folgerungen zog, die es an der Seite Oesterreich-Ungarns auch diesen Krieg auf sich nehmen hießen, hoffte die Consulta, das pfiffig

*) Lynkeus ist ein guter Kenner der italienischen Politik. Seine Darlegungen scheinen uns in hohem Maße beachtenswert.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zurecht geschobene Brettspiel mit Oesterreich allein erledigen zu können. Es hatte die Rechnung ohne — England gemacht.

England, das Salandra die Finanzierung des Krieges zugesichert hatte, verlangte nach Ausbruch des Krieges Bürgschaften für die Bereitstelllung der Mittel zum Kriege. Beide, das italienische und das britische Kabinett, hatten sich selbst der Handlungsfreiheit beraubt, indem sie einander in's Schach manövrierten. Italiens Staatsmänner hatten sich gesagt, daß eine schriftliche und verbindliche Vereinbarung über diesen Punkt besser nach der Kriegserklärung erfolge, da man dann bedeutend mehr fordern könne; denn der Entente und besonders England ist kein Preis zu teuer, wenn es gilt, Waffenhilfe zu erkaufen. Forderte England dann Garantien, so war nicht Italien, sondern England in der Zwangslage, falls man sich über die Bedingungen nicht einigte.

Niemand hatte ja geringere Eile gegen den Trentino, die Kärntner Alpen und den Karst anzurennen als — die Italiener. Am liebsten bliebe man überhaupt zwischen Tragliamento und Isonzo stehen, in Waffen rasselnd, um ohne Schlacht den Preis heimzubringen. England dagegen sagte sich als „königlicher Kaufmann", daß man wohl die Hilfe der Subsidienvölker bezahlen müsse, daß man aber bei unsicheren Kunden greifbare Unterpfänder fordern dürfe, zumal wenn dadurch Unterlagen für künftige Handelsverträge beschafft werden. Tat's und forderte die Finanzaufsicht über die italienischen Hafeneingänge! Nichts konnte Italien willkommener sein! Keine Forderung konnte Salandra mit vornehmerer Geste ablehnen als diese. Klug handelte der Vertrauensmann der Londoner City, schlau der Augur am Tiber. Der lachende Dritte aber war — der entblätterte Dreibund, vielleicht ohne daß er es wußte.

Nicht die mangelhafte Vorbereitung der „impedimenta" des italienischen Heeres sind der Grund der Verzögerung seiner Offensive, sondern die Verschleppung der Finanzierung des Feldzuges, eine Verschleppung, die Italien in keiner Weise unwillkommen ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kam die Kriegserklärung angesichts der galizischen Ereignisse vielleicht zu spät, so kam die allgemeine Offensive am Isonzo nie zu spät, sehr leicht aber zu früh kommen. Fra Diavolo will ja gar nicht Miladys Gunst erobern, sondern nur ihren Diamantschmuck und Mylords Banknoten. Nicht um der Entente den Krieg gewinnen zu helfen, sondern um sich zu „arrondieren", hat man den Degen — Verzeihung — den Dolch gezogen, nun zahle, Great Britain, oder warte bis Cadornas Feldtelephone, die jetzt erst in Amerika bestellten, endlich gelegt sind! Das braucht Zeit, und die 1500 französische Elektriker, die damit beschäftigt sind, werden sich nicht übereilen, die Drähte zu spannen, so lange es an „Draht" fehlt.

Ergötzlich wäre dieses Zwischenspiel, wenn nicht vernehmlich der Balkan grollte, wo ein fanatischer und fähiger, mit allen klassischen Tugenden des Kreters geschmückter Staatsmann seine Zeit wiedergekommen glaubt und König Konstantins Herzschwäche den Puls des Friedens lähmt. Aber man übersehe nicht, daß das Balkankaleidoskop sich schon anders ordnet. Gegen Italien wenden sich die Bajonette, die jetzt auf dem Wege von Sandschak gegen Durazzo ziehen. Auch Hellas mißtraut den Herren von Valona.

Daß Italien in den Krieg eintrat, ist nebensächlich, daß der Balkan ruhig bleibe, ist die Hauptsache. Tut er's nicht, so werft beizeiten den Erisapfel dazwischen, der albanische „Birnenschnitz" genügt schon lange nicht mehr. Ein geschlagenes Rußland wertet den ganzen Balkan um. Im Jahre 1913 wäre ein serbisches Durazzo ein russischer Hafen an der Adria gewesen, morgen kann, wenn in Kurland, an der Weichsel und in der Ukraine Rußlands Stunde geschlagen hat, ein serbisches Durazzo ein Pfahl im Fleische Italiens sein.

Italien hat Deutschland den Krieg nicht erklärt, Deutschland sich begnügt, die Beziehungen abzubrechen... Cadornas Regenschirm ist kein lächerliches, sondern ein sehr ernstes Emblem.

Ob auch Problem — chi lo sa!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Konsumentenpolitik

Von Dr. Erich Schairer

Seit der allmählichen Auflösung der mittelalterlichen Stadtwirtschaft und ihrer Ablösung durch die „Volkswirtschaft" ist der Konsument ein Stiefkind der Wirtschaftspolitik geworden. Die merkantilistischen Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts erinnerten sich seiner noch gelegentlich, indem sie Preisfestsetzungen erließen und hie und da einen Lebensmittelwucherer nach ihrer drakonischen Manier bestraften; je mehr aber gleichzeitig mit dem politischen Liberalismus das wirtschaftliche Ideal des „freien Spiels der Kräfte" sich durchrang, desto gründlicher vergaß man ihn und stellte ihn vollends in die Ecke. Förderung der Produktion und des Handels war die große Parole des Zeitalters, Ellbogenfreiheit für den Unternehmer und Kaufmann hieß der oberste Grundsatz; da mochte der Konsument sehen, wo er blieb und wie er sich stellte. Daß die Befriedigung seiner Bedürfnisse eigentlich der letzte Zweck des ganzen Getriebes sei, daß Güterherstellung und Güterverteilung im Grunde nur Mittel für den Konsum darstellten — daran schien kaum mehr jemand ernstlich zu denken, am allerwenigsten die Wissenschaft, die klassische Nationalökonomie und ihre Weiterbildung.

Bis gestern hat dieser Zustand unserer Wirtschaftspolitik und ihren Maßnahmen den unverkennbaren Stempel aufgeprägt — bis gestern: nämlich bis der Krieg das deutsche Gebiet in eine belagerte Festung verwandelte und die Verhältnisse vorläufig wieder umstülpte. Jetzt trat auf einmal der übersehene Konsument wieder in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, und der Staat als Riesen-Selbstkonsument mußte am eigenen Leib verspüren, wie sehr er bisher vor lauter Sorge für die eine Seite des Marktes die andere vernachlässigt hatte. Ein „Kriegsausschuß für Konsumenten-Interessen" trat im Dezember 1914 ins Leben, hinter dem über 6 Millionen Mitglieder aus allen Parteien stehen, und übernahm es wie bisher die Interessenverbände der Produzenten, das Ohr und die Hand der Regierung für sich zu gewinnen; und es bildete sich eine fast verwirrende Fülle von Organisationen offiziellen und halboffiziellen Charakters, die alle als Ziel ihrer Tätigkeit nicht die Förderung der Produktion, sondern die Versorgung der Verbraucher, die Sicherstellung des militärischen und zivilen Konsumbedarfs betrachten. Als größtes, bestes und an sich gelungenstes Beispiel mag die „Kriegsgetreidegesellschaft m. b. H." genannt werden, die am 25. Nov. 1914 vom preußischen Staate, den großen Städten und einigen großen Firmen gegründet worden ist und die seit der denkwürdigen Bundesratsverordnung vom 25. Jan. 1915

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als öffentliches Organ, aber nach kaufmännischen Grundsätzen arbeitend, das Getreidehandelsmonopol im gesamten Reiche ausübt.

*

Es erhebt sich die Frage, ob der „Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen" auch über den Krieg hinaus einen bestimmenden Einfluß auf die staatliche Wirtschaftspolitik wird behalten können und ob der Staat nun etwa auf Grund der bestehenden Ansätze zu einer grundsätzlichen Umkehrung seiner früheren einseitigen Produzentenförderung gelangen wird. Diese Erwartung ist nämlich von Sozialpolitikern schon mehrfach ausgesprochen worden. Potthoff z. B. bezeichnet die „gute Versorgung der Gesamtheit" als den Grundgedanken staatlicher Wirtschaftspolitik, der unbedingt erhalten werden müsse, und fragt, ob etwa im späteren Frieden das Geldverdienen oder das Dividendenverteilen wieder die Hauptsache werden solle; natürlich um dies energisch zu verneinen: „über Produktionsgewinne steht die ausreichende gesunde Versorgung, über Dividenden das kulturgemäße Dasein der Millionen".

So sehr wir uns über solchen Idealismus freuen werden und so innig wir etwa wünschen, daß er sich in die Wirklichkeit möchte umsetzen können: vorläufig sehen wir keinen Weg dazu und keine Wahrscheinlichkeit seiner Realisierung. Eine einseitige Konsumentenpolitik, mag sie an sich ihrem Widerspiel gegenüber auch als das Natürlichere und Vernünftigere erscheinen, wäre ebenso falsch und in unserem Falle weit gefährlicher. Eben das „Dasein der Millionen" ist es, das sie unmöglich macht. Hätten wir diesen Krieg bis jetzt siegreich führen können ohne die vorhergehende Wirtschaftsentwicklung und Wirtschaftspolitik, ohne die unter harten Opfern der Konsumenten durchgeführte geflissentliche Erhaltung unserer Landwirtschaft und die fast treibhausmäßig gesteigerte Entfaltung unserer Industrie? Wo wären ohne diese Vorgeschichte die Milliarden unserer Kriegsanleihen, wo wären die Millionen unserer Feldheere, wenn wir die Auswanderungsziffern der achtziger Jahre vergangenen Jahrhunderts behalten hätten? Was nützte uns die Tätigkeit der Kriegsgetreidegesellschaft, wenn wir nicht heute noch unser Brotkorn fast restlos innerhalb der eigenen Grenzen, auf unseren eigenen Aeckern erzeugen würden? Solange wir uns innerhalb dieser dreifach vom Feinde bedrohten und umstellten Grenzen als das wachsende Millionenvolk, das wir sind und bleiben möchten, weiter behaupten wollen — solange muß sich unsere Regierung die Förderung sowohl der landwirtschaftlichen als der industriellen Produktion als obersten Leitsatz dienen lassen. Und diese Förderung wird, solange das „wirtschaftliche Gesetz" seine Geltung behält, nicht anders möglich sein denn dadurch, daß man Ackerbau und Gewerbe von Staatswegen rentabel für den einzelnen gestaltet; wenn es nicht anders geht, auch auf Kosten der Konsumenten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Damit ist nicht gesagt, daß die aus der Not des Kriegs geborene Konsumentenpolitik, wie wir sie jetzt haben, nichts als eine Episode bleiben müsse, und daß die Verbraucher etwaigen Preissteigerungen oder gar Qualitätsverschlechterungen nachher wieder ebenso schutz- und wehrlos überlassen sein werden wie vorher. Zunächst wird man annehmen dürfen, daß ihre Selbsthilfe in Form von Konsumentenverbänden aus den mannigfaltigen Erfahrungen dieser Zeit gekräftigt hervorgehen wird, und daß diesen von Seiten der Behörden und der Gesetzgebung keine unnötigen Schwierigkeiten mehr gemacht werden, nachdem sie besonders in den ersten Wochen des Kriegs zur Aufrechterhaltung des wirtschaftlichen Gleichgewichts so viel geleistet haben. Der „Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen", in dem die großen Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenverbände zusammengeschlossen sind, wird voraussichtlich in irgend einer Form weiterarbeiten und sein Gewicht zu gunsten der Verbraucherinteressen in die Wagschale legen, wo es diese gegen allzustarke Belastung zu verteidigen gilt. Und dabei wird ihm der Staat in vielen Fällen seinen hilfreichen Arm nicht versagen dürfen: überall da, wo Preissteigerungen nicht notwendig sind zur Erhaltung oder Erhöhung der volkswirtschaftlichen Produktivität, sondern wo sie auf privaten Monopolbildungen beruhen und als solche „ungerechtfertigt" erscheinen. Die Monopolisierung der Produktion ist auf verschiedenen umfassenden Gebieten unseres Wirtschaftslebens in zähem und ständigem Fortschreiten begriffen, und die mit dem Grundsatz vom „freien Spiel der Kräfte" verbundene Desorganisation des güterverteilenden Privathandels leistet einer solchen auf anderen Gebieten starken Vorschub, indem sie der privaten Spekulation Gelegenheit gibt, durch Ansammlung und künstliche Zurückhaltung von Gütervorräten vorübergehende Monopole zu schaffen und auszubeuten. Die Absperrung des deutschen Wirtschaftsgebiets in diesem Krieg hat natürlich derartige Manipulationen erleichtert und erzeugt auch jetzt noch fortlaufend Beispiele dafür; aber auch ohne diesen besonderen Umstand sind monopolähnliche Erscheinungen im Handel immer anzutreffen, wo es sich um Güter handelt, die nicht jederzeit beliebig vermehrt oder transportiert werden können — man denke nur an das krasseste Beispiel: an die Bodenspekulation. Hier führen die Preissteigerungen keineswegs zu einer Erhöhung der Produktivität, sondern nur zu einer Einkommensverschiebung zuungunsten der Konsumenten. Die Volkswirtschaft als Ganzes hat nicht den geringsten Vorteil davon, und der Staat hat allen Anlaß dagegen einzuschreiten, auch wo er nicht — wie gegenwärtig in zahlreichen Fällen — selber der Geschädigte ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man wird vielleicht noch während des Kriegs, sicher aber nachher Monopolprojekte der Regierung zu erwarten haben, die allerdings zunächst nicht auf Konsumentenrücksichten, sondern auf den ganz gewaltigen Finanzbedarf der Reichskasse zurückzuführen sind. Aber selbst für den Fall, daß ihre Verwirklichung aus diesem Grunde nicht einmal eine wesentliche Erleichterung des Verbrauchers in sich schließen sollte — beim schwebenden Stickstoffmonopol ist sogar diese von vornherein in Aussicht gestellt worden — wären sie vom Konsumentenstandpunkt aus grundsätzlich zu begrüßen. Denn es können dabei im allgemeinen nur Gebiete in Betracht kommen, die technisch „reif" zum Staatsmonopol sind, bei denen also die private Monopolisierung bereits in vorgeschrittenem Stadium begriffen ist; und dann ist es ohne Zweifel besser, das Monopol wird vom Staat im Interesse der Gesamtheit ausgenützt, als von Einzelnen zum Schaden der Verbrauchermehrheit.

Gegen monopolähnliche Wirkungen und Erscheinungen vor allem im Bereich des Zwischenhandels wird aber nach dem Krieg eine unpolitische und rein wirtschaftliche Waffe zu Gunsten der Konsumenten stärker wirksam sein als vorher: die Preisregulierung durch Selbstwirtschaft öffentlicher Verbände, vor allem der Städte, die ja gewissermaßen natürliche „Konsumvereine" zu bilden am berufensten sind. Die städtische Konsumpolitik auf dem Gebiet der Lebensmittelversorgung ist freilich in den schwierigen Verhältnissen der letzten Zeit nicht immer glücklich gewesen. Aehnlich wie die Bekleidungsämter am Anfang des Kriegs sich teilweise gegenseitig die Preise ihrer Bedürfnisse hinaufgeschraubt haben, ist es den Städten bei der Eindeckung mit Schweinefleisch- und Kartoffelvorräten gegangen. Man möge aber die gemachten Fehler der naturgemäß anfangs mangelnden Erfahrung auf einem neuen Betätigungsfeld zu Gute halten und überzeugt sein, daß aus ihnen gelernt worden ist. Sie berechtigen an sich keineswegs zu einer allzupessimistischen Beurteilung „bürokratischer" Fähigkeiten angesichts des bisher ungewohnten aktiven Eingreifens in die Volkswirtschaftsmaschinerie. Die Städte und gegebenenfalls auch übergeordnete Selbstverwaltungskörper werden aller Wahrscheinlichkeitnach den einmal eingeschlagenen Weg weiterschreiten und hoffentlich zeigen, daß sie so gut wie irgend ein privater Händler kaufmännisch rechnen und wirtschaften können. Eben aus „kaufmännischen" Gründen werden sie sich zu einer Fortführung ihrer gütervermittelnden Tätigkeit gezwungen sehen: denn es wird sich kaum empfehlen, die für ihre Ausübung geschaffenen kostspieligen Einrichtungen später wieder eingehen zu lassen. Trotz aller Proteste interessierter Händlerkreise, trotz aller durchsichtigen Warnungen vor „Stagnation" des Wirtschaftslebens infolge der Einmischung öffentlicher Stellen wird diese Entwicklung langsam aber sicher weiter ihren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gang gehen und allmählich mehr und mehr zu einer Organisierung der Güterverteilung führen, die der „Volkswirtschaft" erst ein volles Anrecht auf ihren Namen geben wird. Diese „Konsumentenpolitik" wird dem weiteren Wachstum produktiver wirtschaftlicher Kräfte keine Fesseln anzulegen brauchen und eine gerechte und vernünftige Ausgleichung der widerstrebenden Produzenten- und Konsumenteninteressen am ehesten ermöglichen. Der Konsument wird wieder zu seiner Geltung kommen, soweit es irgend denkbar ist — wenn es auch in absehbarer Zeit dem hart um sein Dasein kämpfenden deutschen Volke (glücklicherweise, werden sogar manche sagen!) nicht vergönnt sein wird, daß es den Konsum „über die Produktion stellen" kann.

# Erinnerung an Metz

## Von Joachim Benn

Der Zug, der die geschwärzte Glastonne des Koblenzer Bahnhofes verläßt, durchfährt noch ein paar Vorstadtstraßen, deren Zeile schnell zerreißt; dann schwankt er über eine Brücke. Und plötzlich biegt er, rauchausstoßend, in das Moseltal ein, wie man zwischen die Wände eines Zimmers tritt: Die Fenster zur Rechten alle deckt die steil aufsteigende Bergwand neben dem rollenden Wagen ganz zu; aus denen links sieht man, wie durch den Spalt eines Guckkastens, über den schmal hinschäumenden Fluß auf die von hoher Kante abfallenden Hügelhänge, die sich als enger Kranz um die gebogene Ufer legen. Manche schichten ihr Gestein unmittelbar über der weißen Uferstraße auf; andere legen sich weicher zurück und lassen Platz für Garten, Obstwiesen und schmale Aecker, wo sonst nur braune Rebstöcke starren. Wo unter den Wänden her oder in die Talspalten hinein Orte gewachsen sind, ist der Fluß mit Seilen überspannt, an denen Ponten Menschen und Vieh von Ufer zu Ufer bringen.

Allmählich stoßen die Hügelkuppen dichter aneinander und begleiten den Fluß als lang hingezogene, immer drohender bezinnte Festungsmauer; so oft er eine Wendung macht, drehen sie sich rund und eng wie gewaltige Zirkuswände zusammen. Der Zug verläßt die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ufer, und indem er die Bergketten hin und wieder durchschneidet, glänzt im Weitblick eine gewaltige Stromlandschaft auf. Bei Trier sind die Ufer flach geworden. In der Stadt drinnen ist die Römerpforte wie eine riesenhafte Steinkommode, die, in hintereinanderliegenden Wänden doch zierlich, fast wie aus Glas gearbeitet, Ueberbleibsel gewaltigerer Zeit, eisenschwarz, langsam in dem überalterten Boden versinkt. Und wie der Kaiserpalast die gigantischen Bogen seiner Fensterhöhlen in den Himmel stemmt, paaren sich zum zweiten Mal Macht und Eleganz, daß man vor solcher Kraft wie geschlagen steht.

In Metz, weiter stromaufwärts, hat das neue deutsche Reich um den Bahnhof herum aus gradlinigen, schnellalternden Straßen sein typisches Bahnhofsviertel aufgerichtet, das solche Massen in Mietskasernen aus Zement und Stuck nachahmt. Geht man weiter bis zu einem großen ungepflasterten Platz, von dem eine niedrige Häuserreihe auf Parkanlagen hinausschaut, so taucht zwischen Baumgruppen und Gebüsch wie zwischen Kulissen ein kleiner Berg auf. An diesem Hügel liegt Metz, wie Japan zu Füßen seines Fushijama. Mit Rasenflächen und Busch- und Baumwerk baut er sich von breitem Grunde leicht und doch nicht ohne Gewicht langsam auf bis zur Spitze, in dünnem Dunst entrückt sie im Traum, geschlossen wie die Strophe eines Liedes. Eine breite Wiese legt sich ihm vor und wasserdurchzogene Parkanlagen leiten von der Stadt her herüber. Niemand, der diesen Hügel gesehen hat, wird sich an Metz erinnern können, ohne seiner zu gedenken.

Als ich Metz zum erstenmal besuchte, verließ ich Koblenz in den frühen Morgenstunden und war um die Mittagszeit da. Ich aß in einem der kleinen Restaurants in der Häuserreihe an dem großen Platz; dann hieß es, sich zu einer Unterredung aufmachen. Ich kam durch ein paar Gassen in eine große, doch immer noch enge, alte und volkreiche Straße mit Schaufenstern, die in glattere Fassaden eingeschnitten waren, als ich es gewohnt war. Einmal legte sich ein Gebäude palastartig mit zwei kurzen Seitenflügeln in einen Hof zurück und war gegen die Straße hin durch ein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

großes hohes Gitter abgeschlossen, Erinnerung an Tage vornehmerer Lebenshaltung. Endlich trat ich in ein Haus, dessen Treppenhaus mehrere Stockwerke hinauf mit Teppichen belegt, mit Portieren und Ampeln behängt, heimelig war wie ein Zimmer.

Als ich Stunden darauf das Haus wieder verließ, war es draußen schon im Dunkeln. Um noch etwas von der Stadt zu sehen, ging ich die Straße weiter, die ich gekommen war, und fand mich bald wieder in engeren Gassen, die mich in einem Gewühl von Soldaten und allerlei Kaufenden zum Fluße führten. Aus der Finsternis, die sich gleich einem Tuch um einen legte, tauchte die Uferstraße wie ein Pfuhl auf, aber an einer Ecke waren ein paar kleine, über den Eingängen bunt beleuchtete Häuser, wie Nester aneinandergebacken, plötzlich von einem überraschenden, zwitschernden Leben erfüllt, das bis auf die Straße hinauslockte. Ich schlug mich seitwärts in neue Gassen und blickte in Läden, wo im rötlichen Lichte kleiner Lampen Gemüse und allerhand anderer Hausbrauch aufgeschichtet lag. Da tauchte im Gedränge der vor dem Fenster Hin- und Wiedergehenden auf der Seite drüben, gleicher Richtung mit mir, ein Mann auf.

Ich werde niemals vergessen, wie ich in der halbdunklen Gasse diesen Mann erblickte; denn in dem Augenblick fühlte ich, jäh und bis ins Blut hinein erregend, zum erstenmal: Napoleon. Er war groß und der lose braune Mantel, der ihn in breiten Falten umhing und der breitkrempige Hut ließen ihn noch mächtiger erscheinen. Die Hände zurückgelegt, den Kopf mit gewaltiger stummer Gebärde in den Nacken geworfen, nicht anders als werde er jeden Augenblick das Wort an die Menge um ihn richten, schob er sich langsamen, fast unentschiedenen Schrittes durch die abendliche Straße, indem er seine Blicke unaufhörlich suchend umherschickte, von Zeit zu Zeit blieb er ohne ersichtlichen Grund plötzlich ganz stehen und drängte seine Blicke straßauf straßab noch fragender und forschender in das Leben um sich, bis er sich, widerwillig sichtlich, langsam von neuem in Bewegung setzte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es könnte ein Gutsherr sein, sagte ich mir, indem ich, unwiderstehlich angezogen, ihm einige Straßen weit nachging, wie man wohl einer Frau nachgeht, deren Geheimnis einen lockt; — der in der Nähe auf mächtigem Sitze haust und nach langer Pause das Stadtleben wiedersieht. Es ist ihm fremd geworden, aber er nimmt lebhaften, ja leidenschaftlichen Anteil daran; er fühlt sich ihm überlegen, doch spürt er auch wieder seinen Reiz und setzt sich alles in allem mit ihm auseinander. Allein daran, wie er sich in die Brust warf, und die Schritte setzte, fast, als wenn die Augen eines Volkes auf ihn gerichtet wären, wie er, so oft er stehen blieb, unter dem Hutrand her aus sicherlich dunklen Augen Blicke gegen die Männer richtete, so als wenn er sich in eine unmittelbare Verbindung mit ihnen setzen wolle, und im Weiterschreiten dann, fernher sichtbar, den Mund in einem herben Wulst zusammennahm, war ein Zuviel an Spannung und Pathetik, als daß seine Bestimmung so einfach sein durfte. Und ein Feldherr war es ja wohl auch nicht?

Am Abend wußte ich nicht, wie ich die Stunden vor der Nacht verbringen sollte, und ließ mich von dem grellen blauweißen Lichtschein des Eingangs in ein Variété ziehen: Als ich ins Vestibul trat, stand neben der Kasse der Mann, den ich zuvor in der Gasse beobachtet hatte, im braunen, wohlgearbeiteten Mantel, den breitrandigen, schwarzen Hut auf dem Kopf. Mit der rasierten Oberlippe, mit einer Haut, die sichtbar unter Schminke gelitten hatte, und tief um den Mund eingegrabenen Linien, war er jetzt nur noch ein Mime; aber wie er jeden der Eintretenden mit fest eindringendem Blick prüfte, noch immer nicht ohne Würde und Ansehen, vielleicht der Direktor. Das Theater war ein neuer, noch schneeweißer, in der Einfachheit der Linien repräsentabler Raum mit Rängen hoch herum und einer sauberen Bühne. Darauf rollte sich nach einem kurzem Vorspiel ein Programm ab, von dem jede Nummer, wie sie so im schnellen, gut bemessenen Abständen aufeinanderfolgten, auch einem größeren Publikum in größerer Stadt angestanden hätte.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das schönste war ein Akrobatenakt von drei Personen, zwei Frauen und einem Manne. An der schwierigsten Stelle balanzierten sie an einem Gerüst, das ähnlich einem Luftschiff unter der Bühnendecke hing, mit erregender Waghalsigkeit eine Leiter als Schaukel aus und wechselten an deren Enden ihre Plätze dann mehrfach so, daß der dritte immer über der aufgestützten Mitte in einer losen Schlinge hing. Der schmale, bei solcher Arbeit doch ein wenig überanstrengte Körper der jüngeren mit dem offenen blonden Haar; der wissende, durch und durch erfahrene doch jugendlich geschmeidige Leib des Mannes; endlich die Dritte, die, selbst noch kaum dreißig, mit aller Ausgeglichenheit und Sicherheit ihrer Glieder gegen den Liebreiz der Gefährtin doch sichtlich auch bei dem Manne nicht aufkommen konnte: Es war ein seltener Genuß, dies leise, ganz Muskelspiel bleibende Drama unterm Trommelwirbel, in dem sich die Arbeitenden manchmal leise zuriefen.

Dann kam ein Sänger, der nach dem Programm der großen Pariser Oper angehören sollte, so sonderbar es in dem kleinen Variété klingen wollte; und als er die Bühne betrat, war es der Mann, der mit seinem prüfenden Blick eben neben der Kasse gestanden hatte. Er war im Gesellschaftsanzug, der durch eine Mütze leicht in ein Kostüm verwandelt war, wie es für seinen Text paßte; in der Hand trug er ein Notenblatt. Und von dem Augenblick ab, wo seine Stimme im leichten, aber beschwingten, gaumig entschleuderten und hallenden Tönen zu den Wänden emporquoll, brannte auf der Bühne, brannte im Saale und in jedem Herzen der Horchenden eine Flamme, die, zackig auflodernd und hin- und herspringend an immer neuer Stelle aufleckte.

Es war eine Stelle aus einer französischen Oper, die der Sänger sang, ein Lied an die Heimat, das er mit den französischen Worten vortrug. Er begann leise, sich in kunstvoll bemessenen Absätzen langsam steigernd. Manchmal trauerte seine Stimme, manchmal beschwor sie; manchmal jubelte sie, voll lebendigen Schmelzes plötzlich, wie ein Auge oder Wellen unter Sonne,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dann wieder brach sie unvermutet ab. Einmal trat er, das Blatt, von dem er ablas, in der Hand, dicht an die Rampe, und während seine Augen, die wirklich schwarz waren, mit einem milchig glänzenden Streifen um ihren dunklen Kern herum, selber Funken zu senden schienen, ließ er seine Worte wie brennende Kohlenstücke zu den Hörern unten hinabfallen. Dabei war es, als ob der Mensch, dessen gerötetes Gesicht das Lied mit südlich-lebhaftem Mienenspiel begleitet hatte, nun nicht mehr mit Blut, sondern in allen Adern mit siedendem Alkohol angefüllt sei, das seine Wände sprengend sogleich lichterloh aufbrennen müsse.

In diesem Augenblick wußte es jeder in dem Raum: Das war mehr als der Opernvortrag in einem Variété! das war der Ruf und das Mahnwort an ein Volk! was der Mann auf seinem Gange durch die halbdunkle Stadt hatte zurückhalten müssen, nun rief er es hinaus. Ja, die Deutung war nicht so falsch gewesen; dies war ein Gutsherr, der auf mächtigem Sitze abseits hauste und in die Stadt kommend nun prüfte, was es mit ihr sei. Aber der Sitz war Frankreich, und die Frage, die er stellte, ob die Sehnsucht des Volkes zurück nach dem Mutterlande als die immer wache Bereitschaft zum Aufruhr noch lebendig sei.

Der Mann schloß, mit der gleichen Kunst, die jedes Wort aus der Höhle seines Mundes geleitet hatte; er verbeugte sich, und die breite Fläche seines Gesichtes schräg zum Publikum hinabgestellt, harrte er unter der geschwärzten Brauen her einen Augenblick lang mit einem gierig fressenden Blick seines Beifalls. Der klang nur dünn von den schwach besetzten Bänken herauf; manche mochten die Worte der fremden Sprache nicht verstanden haben; andere scheuten den Weg, der ihren Gedanken so gewiesen werden sollte. Regungslos und stumm standen die schwarzgekleideten Garderobefrauen mit den weißen Hauben, die in gleichmäßigen Zwischenräumen in den Ranglogen oben verteilt waren;

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein Herr, der in der Mittelloge zu soupieren schien, setzte seine Unterhaltung achtlos fort.

* * *

Seit Krieg ist, muß ich an diese Begegnung denken, und so oft ich höre, mit welcher Leidenschaft die Franzosen sich nun seit Monaten in ihren Schützengräben zur Wehr setzen und immer wieder einmal zum Angriff vorstürmen, wundere ich mich nicht: ich habe diese französische Leidenschaft einmal gespürt. Es ist wohl wahr, daß sich die Flamme solcher Leidenschaft diesmal unter der Eitelkeit eines Volkes entzündet hat, das nicht mehr mit den Grenzen seiner Kraft rechnet. Aber ist Eitelkeit eine vorgenommene Maske, die man von einem Tage zum anderen ablegen kann, wächst sie nicht vielmehr aus dem Blute selber heraus, zwischen den, der an ihr trägt, und den, gegen den er sie trägt, Unrecht gebend den Einen wie den Anderen?

Das Volk, mit dem wir kämpfen, ist in seinen Wurzeln, in vielen Fasern seines Wesens — immerhin das, das in den Vortagen unseres Volkes seine Pforten und Kaiserpaläste, seine Wasserleitungen und Bäder an die Ufer unserer Flüsse gestellt hat, wo wir sie noch heute staunend sehen. Es ist besiegt worden, aber unter einem neuen Namen hat es noch einmal für Jahrhunderte ein Weltreich aufgerichtet, zuletzt unter einem Führer aus seinem echten alten Süden, dessen Heere wieder mitten in unserem Lande waren. Soll das alles der eine Sieg vor vierzig Jahren vergessen gemacht haben?

Wo Eitelkeit ist, sind Zweie schuldig; Eitelkeit belehren ehrt den nicht mehr, der belehren muß, als den der belehrt werden muß; er hat die Eitelkeit einmal im Andern wachsen lassen. Frankreich wird nun erkennen müssen, was an uns ist; das ist seine und unsere schwere Aufgabe. Es wird von uns lernen, endlich lernen und nehmen lernen müssen. Wie wir, den Rhein entlang, an der Mosel und den Weg weiter über Trier und Metz hinaus, ja wohl heute wie immerdar auch lernen und nehmen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## Journalistenforderungen

Von Rudolf Rotheit, dem Auslandsredakteur der „Vossischen Zeitung" ist kürzlich bei Puttkamer & Mühlbrecht eine Broschüre erschienen, die den imponierenden Titel „Die Friedensbedingungen der deutschen Presse" führt. Der Untertitel: „Los von Reuter und Havas!" belehrt, daß der Verfasser sich auf eine, gewiß sehr wichtige Journalistenforderung beschränkt, auf eine Reform unseres internationalen Nachrichtendienstes. Hört man den vollen Titel der Schrift zum ersten Mal, so denkt man zuerst an ein weiteres Gebiet. Es ist ja wahrhaftig nicht nur der Nachrichtendienst der deutschen Presse reformbedürftig. Man erwartet im ersten Augenblick von den „Friedensbedingungen der deutschen Presse", daß sie den ganzen Komplex der Preß-Probleme, das Verhältnis zu den politischen Parteien, zum Staat, zum Verlegertum, die Fragen der Berufsehre und Berufsbildung, aufrollen werde. Was ist in dieser heikelsten Geistesfrage nicht Problem? Man braucht nur einen Blick auf Italien zu machen, wo die Suggestion, die von national berauschten oder geschickt angeworbenen Journalisten ausging, ein nüchternes, dem Krieg ursprünglich abgeneigtes Volk, allmählich in einen Zustand politischer Besoffenheit zu locken wußte, der freilich ein gräßlicher Katzenjammer folgen wird.

Rotheit beschränkt sich auf eine Fach-Frage, also auf eine der Friedensbedingungen der deutschen Presse, auf eine sehr wichtige: Wie versorgen wir die deutschen Zeitungen mit Nachrichten aus dem Ausland, ohne in Abhängigkeit von den Lügenbüros Reuter und Havas zu bleiben oder wieder zu geraten? Wir haben es in diesem Krieg erlebt, was es bedeutet, daß die ganze Welt von englischen und französischen Nachrichtenbüros bedient wird. Rotheit zitiert ein Wort des Kronprinzen, das er zu einem amerikanischen Journalisten gesagt hat: „Wir haben die Rolle, die die Presse in der Weltpolitik und in internationalen Angelegenheiten spielt, nicht gebührend zu würdigen verstanden." Rotheit stellt nun fest, daß Reuter nicht nur England und seine Kolonien, Havas nicht nur französisches Gebiet beherrsche, sondern daß die Beiden auch hinter national drapierten Depeschenagenturen in anderen Ländern stecken. Die römische Agenzia-Stefani ist mit französischem Geld gespeist, ebenso die Agence Roumaine, die spanische Agencia Fabra, die Agence d'Athènes und andere. Das Wolffbüro, deutsch und bescheiden, unterhält nirgendwo Zweigniederlassungen solcher Art! Auch die Petersburger Agentur hat sich nach und nach an Havas und Reuter angeschlossen. Wolffs einziger Bundesgenosse ist auch hier das Wiener k. k. Telegraphen-Korrespondenz-Büro, das auch als Balkan-Nachrichtenquelle benutzt wird.

Aus diesem beschämenden Zustand, der eine publizistische Isolierung Deutschlands bedeutet, strebten deutsche Zeitungsleute längst hinaus. Im Juni 1914 hat Georg Bernhard auf der Leipziger Tagung des Reichsverbandes der deutschen Presse die Notwendigkeit, das Wolff'sche Büro auszugestalten. Die Rede klang — schon damals! — in eine Warnung vor Reuter aus! Es gab auch Versuche, Ansätze zur Besserung. Eine deutsche „Kabelgramm-Gesellschaft", vor einigen Jahren gegründet, scheiterte, weil sie von journalistischen Dilletanten bedient wurde. Im Juni 1914 machte ein neues „Syndikat für den Auslandsnachrichtendienst" von sich reden. Es sollte vom Auswärtigen Amt mit



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

250 000 Mark unterstützt werden, wenn die Industrie die gleiche Summe aufbrächte. Es sollten Anteilscheine zu 1000 Mark ausgegeben werden. Es ist charakteristisch, daß der englische Botschafter in Berlin, Lord Goschen, die Wichtigkeit der Gründung sofort begriff und darüber ausführlich nach London berichtete. Nach Kriegsausbruch legte das Ministerium diese Berichte sogleich dem Parlament vor! Das ist nun das stärkste Verdienst der Rotheit'schen Schrift, daß er dieses Projekt, dem die imponierendsten Namen der deutschen Industrie- und Handelswelt ihre Unterstützung ließen, mit sachverständiger Schärfe zergliedert und verwirft. Er stellt fest, was allein not tut: „Ein vom Vertrauen der gesamten deutschen Presse getragener, von ihr wirksam beaufsichtigter Nachrichtendienst." Was soll man aber dazu sagen, daß eine Gesellschaft, die ein deutsches Welt-Nachrichtenbüro schaffen will, die Heranziehung von Journalisten zu diesem Dienst als die letzte, allerletzte Notwendigkeit ansieht. Was dazu, daß sie ihren Dienst aus anderen Kontinenten mit Wochenendtelegrammen bestreiten will, wodurch sie von vornherein die Konkurrenzmöglichkeit mit Reuter und Havas ausschließt? Soll man ein Erdbeben, fragt Rotheit, von Dienstag bis Sonnabend aufs Eis legen?

Rotheit schlägt einen anderen Weg vor. Er weist auf das Nachrichtenbüro der Associated Preß in den Vereinigten Staaten. Dieses auf kooperativer Grundlage errichtete Büro sammelt Nachrichten und übermittelt sie den Blättern, von denen es gegründet wurde. Aehnliches muß in Deutschland zu organisieren sein. Wir haben ja 1500 Tageszeitungen in Deutschland. Von gesammelter geeinter Kraft muß das Institut des deutschen Welt-Nachrichten-Büros gebären. Dazu sind nach Rotheit 5 Millionen Mark nötig. Die Bank- und Industriekreise müßten sich zu einer einmaligen Gründungsbeteiligung entschließen, der andere Teil fiele den Zeitungsverlegern zu. Wichtig ist, daß dieses Büro im Einvernehmen mit der Regierung, aber unabhängig von ihr wäre. Soll das neue Büro nun neben dem Wolffbüro bestehen? Das ist unmöglich. Es muß sich, meint Rotheit, ermöglichen lassen, daß das Wolffbüro ins Eigentum der deutschen Presse übergeht!

Man sieht, die Schrift, scheinbar auf ein sachlich begrenztes Thema beschränkt, rührt an die wichtigsten Probleme des Journalismus und der Politik. Deutschland ist aus vielen Gründen isoliert in der Welt. — Einer darunter ist der: Es hat das wichtigste Verständigungsmittel, einen internationalen Nachrichtendienst nicht zu pflegen gewußt. Eine ganz dumme Geringschätzung des Journalismus, an der freilich auch die Journalisten nicht ohne Schuld sind, eine unfruchtbare Verherrlichung der Zeit ohne Zeitungen, ein törichtes Festhalten an der Bismarckschen Verachtung der Leute, die ihren Beruf verfehlt haben. — Das alles hat nur den Engländern und ihrer Weltpropaganda genützt. Freilich, der deutsche Journalist hätte selber mehr aus sich machen sollen, innerlich, geistig-moralisch — noch wird man nur zufällig, nicht planmäßig, auf bestimmtem Bildungsweg deutscher Journalist. Auch die gesellschaftliche Einschätzung des Redakteurs war noch vielfach eine altväterisch-provinzlerische. Wer das Einkommen eines deutschen und eines englischen Korrespondenten in Paris miteinander verglich, der begriff es, daß der Engländer in allen Gesellschaftskreisen heimisch werden konnte, der deutsche in keinem. Aber die soziale Geringwertung des Journa-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

listen rächt sich bitter an seinem Vaterland. Wir werden nach dem Kriege im Lande selbst und draußen, ein aufrechtes, ein anspruchsvolleres, ein imponierendes Journalistengeschlecht brauchen. Dann wird sich auch über die „Friedensbedingungen der deutschen Presse“ noch ein offenes Wort reden lassen. Nicht nur über das deutsche Welt-Nachrichtenbüro. Auch das wird kommen müssen und nicht auf den Wegen des offiziösen Dilletantismus, sondern auf jenen Bahnen, die Rudolf Rotheit ihm vorgezeichnet hat.

Stefan Grossmann

## „Preußische Prägung“

Der Krieg hat die Frage: was ist preußisch, sehr in den Vordergrund geschoben und man konnte darüber so viel lesen, daß man eigentlich nun genug hat und gern warten möchte, bis der Frieden sagen wird, was preußisch ist. Den langen Analysen des Preußischen und den ebenso langen des oft mißverstandenen Begriffes „Potsdam“ gegenüber empfand man eine immer dringendere Sehnsucht, daß der Burgfriede auch auf die Begriffe sich erstrecke, denn möchten auch Begriffe an sich unwichtig erscheinen, weil sie selten produktiv sind, wie Tatsachen oder Gedanken: können sie doch sehr schädlich sein: sie verwirren manchmal noch viel heilloser als die „gefährlichen Gedanken“ einen Kopf.

Diese Verwirrung in der Antwort, was nun preußisch sei, ist auch gut eingetreten. Gleich die Prämissen standen auf einem Boden, der schaukelte. Die Analytiker des Preußischen konnten sich nicht einmal über den Ausgangspunkt der Analyse einigen: die einen suchten ihn in Friedrich II., die andern wollten ihn in seinem Vater gefunden haben. Da ist freilich ein großer Antagonismus zwischen diesen beiden Männern und für das wenige, das ihre Anschauungen vereinte, zum Beispiel den „Drill“, hatte jeder seine eigene Begründung und Bewertung. Aber wie wollte man nur feststellen, welcher von diesen beiden Königen nun mehr preußischer Mensch war als der andere?

Ich glaube, schon dieser Versuch allein, das abzumessen und so zu entscheiden, ist etwas Unpreußisches, ist eine unpreußische Methodik. Die preußische Methode verlangt — und das ist ihre Kraft — verlangt Leistung und Arbeit als geschlossene Leistung, nicht aber ein Gegeneinandermessen zweier Größen. Es ist nämlich merkwürdig, daß wir alle leichter dazu neigen, als uns in eine einzelne zu vertiefen, um sie vollkommen zu erfassen. Das Messen ist dankbarer und leichter zugleich; es verlangt eine geringere Sachlichkeit. Diese Sachlichkeit — des Geistes und des Herzens —, die ein tiefes Eindringen voraussetzt, setzt sich zusammen aus einer Kette disziplinierter Eigenschaften — und ist echt preußisch; nur muß sie, als ungewöhnliche, selbstüberwindende Tat, etwas Seltenes sein, nnd es darf nun deswegen einen nicht verwundern, wenn er in dem interessanten Buche „Preußische Prägung“ der Lucia Dora Frost, das kürzlich erschien (S. Fischer Verlag), auf diesen verblüffenden Satz stößt: „Es gehört zum Schicksal Preußens, daß es die Masse seiner Bürger vom eigentlich preußischen Stil ausschließt.“ Nur ist hier noch nicht gesagt, was den preußischen Stil ausmacht und es bleibt auch besser, diesen Stil noch nicht zu systematisieren, solang er nicht zur Vollendung, zur Erfüllung gereift ist. Aber man kann jenes „Schicksal Preußens“, sich selbst „zu hoch“, zu wenig zugänglich, zu sein, als ein Glied, ein Hauptglied dieses späteren Systems festhalten und muß sich klar bleiben, daß überhaupt die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

disziplinierte Lebensart (eigentlich ziemlich selbstverständlich) „wenig anwendbar ist auf die Natur des Volkes und des Bürgertums, das auf behagliche Natürlichkeit angelegt ist." Ich möchte nicht einmal, wie Lucia Frost, die „behagliche" Natürlichkeit entgegenstellen, weil es unnötig verkleinernd wirkt, sondern die Natürlichkeit selbst und allein und mit jedem Prädikat. Die Natürlichkeit ist den Grundforderungen der Disziplin fremd und entgegen, ganz einfach, weil die Natur keine mechanische Organisation erlaubt.

*

Unsere heutigen Feinde beschäftigen sich mit diesem Begriff „Preußen" kaum weniger, als wir. Sie untersuchen ihn von allen Seiten und sie hassen ihn redlich. Sie verwechseln, oder besser, sie vermischen ihn mit Deutschland und sie stellen diesem „preußischen Deutschland", dem Deutschland von heute, das Deutschland Goethes gegenüber, in dem nichts von Preußen zu spüren war.

Allerdings, das Deutschland Goethes hatte noch nicht die preußische Prägung erhalten. Sieht man nun genauer hin, ist diese Prägung überhaupt viel jünger als Preußen selbst, jünger auch als die friderizianische Zeit, die ja die Zeit des jüngeren Goethe war. Man könnte im Potsdam Friedrich Wilhelms und Friedrichs II., nur die Keime „Potsdams" und die Anfänge „Preußens" finden: das, was unsere Feinde von heute, ein wenig unklar, unter „Preußen" verstehen, ist das auch, was sie, ein wenig unklar, als „Militarismus" beschuldigen. Während wir diesen Militarismus zum Teil auch ihnen zu verdanken haben, der in allen Augenblicken veränderten Politik Napoleons III., der bis in alle kontinentale Kleinigkeit und Nebensächlichkeit hinein noch sich bemerkbar machenden englischen Uebermacht. Ist diese etwas anderes, als eine andere Art „Militarismus?" Sie ist jedenfalls eine noch weniger erträgliche, die erträglichere, größere Art, die sachlich in sich beruhende und sich nicht in Fremdes hineinmischende, nennt man eben „Preußen."

Lucia Frost allerdings geht weiter. Sie kommt — für mein Empfinden unnötig kühn — auf eine Verwandtschaft dieser beiden „Militarismen", indem sie voraussehen will, daß Kitchener mit aller gut organisierten Systematik im Begriff sei, aus Großbritannien ein zweites Preußen zu machen. „Es war für England ein Krieg nötig, um den Uebergang zum Militarismus zu ermöglichen ... Kitchener ist der Mann der kleinen Schritte. Anders als er, sind wir seinerzeit auch nicht vorgegangen." Und ein paar Zeilen später schreibt sie: „Wir werden den Engländern Potsdam beibringen, wir werden dazu benutzt, ihnen den Militarismus aufzuzwingen, den sie brauchen." Und Kitchener werde in Englands Geschichte das sein, was in der Geschichte Preußens der „Potsdamer Soldatenkönig" ist. — Ueber solche Zukunfts-Perspektive kann man natürlich nicht streiten, sie ist uns persönlich; sie sticht von dem bisher erkannten Weg der Geschichtsentwicklung ab und sticht auch ab von dem Rest und dem hauptsächlichen Teil dieses Buches: es ist sonst viel Gegenwartserfüllter. —

Aber wir haben, wie wir nun entdecken, uns doch verführen lassen, eine neue Schrift anzuzeigen, die ja auch weiter nichts ist als eine Stimme mehr im Streit um das geistige Erfassen Preußens. Es ist allerdings eine im größeren Teil ihrer Rede besonnene Stimme, die eine klare Sprache spricht, vielleicht lag drin die Verführung?

Theodor Tagger

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Die Galerie der Münchener Sezession

Das Kriegsjahr bietet dem Epochen-Verzeichner reiche Ernte. Alle Stühle der Webereien Klio sind voll besetzt, ihre Lieferungen stürzen den Ereignissen selber weit voraus. Wer etwas auf sich hält, schämt sich jeder Minute, in der er versäumt, nach der Zeit-Uhr zu sehen. Jeder Blick in die Zeitung wird zur Stichprobe auf den Stand der Menschheit-Entwicklung. Und auf keinem Anspruch beharrt das Publikum so fest, als sich täglich bestätigen zu lassen, daß nun endlich einmal der große Moment sein großes Geschlecht gefunden hat.

So ganz umwirbelt von dem Tanz der Dinge entweichen wir hinter die zeitlosen Säulen des alten Sezession-Tempels, weichen gleichsam über die Schwelle der Zeit zurück. Gnädig läßt sie ihren Vorhang hinter uns fallen, und wir sind allein mit Erlebtem, das kaum erst von gestern, kaum vergangen ist, und uns doch schon entgegentritt wie ein Wesen, das sich hier eingerichtet hat, um uns Zeitgemarterten ein wohlig unzerstörbares Asyl zu bereiten.

Ein Schicksal möchte man es nennen, was dem Gesicht der alten Sezession so schnell den abgeschlossenen Zug gebracht, den sie sich im Hinschleppen der letzten Jahre durch Opfer an die Zeit noch fortzuschminken versuchte. Das Kriegsjahr brachte ihr nicht nur die Kündigung der alten Gaststätte, es brachte auch den Miterlebenden jenen überaus verstärkten Entfernungssinn, der sie in die kaum von den letzten Marktgeräuschen verlassenen Räume wie in eine Halle der Geschichte wieder eintreten läßt. Unsern letzten Blick auf sich selber lenkend, breitet sie noch einmal die kargen Zeugnisse an den Wänden aus, die ihr von einem reichen beiderseitigen Erleben in den Händen geblieben.

Karg sind die Reste — obwohl manche unersetzlichen Schätze umfassend — im Vergleich zu den Erinnerungen, die sie erregen, aber sie wecken in dem, der die Zeit mit erlebt hat, die ganze Fülle eines großen Wollens wieder auf, das einst die Sezession für München und Deutschland bedeutete. Zeit! Wie wenig bedeutet sie eigentlich in der Kunst, nur wie viel in dem veränderlichen Herzen, das neu erweckt wird zur Wiederempfindung von Erregungen, die einst ins Künftige weisender Wille waren und nun als Bild in zeitloser Ferne stehen. Mit Wehmut vermischt ist die Liebe zur eigenen Vergangenheit, auch wenn sie schön war und von Kämpfen erfüllt. In einem ganz anderen Sinne als aus den Werken der Vorfahren spricht die schon erreifte Zeitlosigkeit des Werkes auf uns ein, das noch Zeit von unserer Zeit enthält. Wir sind schon dort und sind noch hier. Mitten durch uns selbst geht die Grenze, jenseits deren uns das kaum Erlebte schon als eine besondere, ja fremde Wesenheit begrüßt. Indem wir noch diesseits stehen, als die blindlings Unterworfenen, von unserer eigenen heutigen Gestalt nichts wissend, nur voll Gefühl des Dranges ...

Der lebendige Kern, aus dem sich die Münchener Malerei erneuerte, war das Pleinair. Nie hat sich Deutschland in Paris etwas besseres erobert. Man war in München nicht ohne Geschmack, nicht ohne intimes Gefühl, sogar von feiner Reizbarkeit. Für Leibl, den ernstesten und frühreifsten von allen, freilich nicht genug, er zog sich zurück. Es herrschte wohl ein latenter Sinn für das künstlerische Gewissen, für das Männliche in der Kunst, aber es stand unter dem Banne einer konservativen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bequemlichkeit, aus der es sich ohne äußeren Anstoß nicht aufraffte. Daher kam das Pleinair zugleich als eine große Gesinnungsrevolution. Ein Durchbruch des Lichts, aber weit mehr als nur im optischen Sinne. Eine mächtige Grundgewalt, die die Malerschaft in zwei Lager auseinandertrieb. Es war mehr als eine „Richtung", es war eine Trennung der Charaktere, eine allgemeine menschliche Wandlung. Die entgegengesetztesten Talente unterwarfen sich ihr, geheimnisvoll zusammengetrieben nur von einem neuen Begriff des Malens, den sie suchten. Es ist an diesen wenigen Wänden geradezu plastisch zu sehen, wie der helle Strahl aus dem Westen mit der Münchener Schwere kämpfte, seine eigenen farbigen Brechungen erlebte, gerade da das beste hervorrief, wo er am tiefsten in die Tiefe dringen mußte und wo das starke persönliche Temperament sich, obwohl emporgerissen, doch am härtesten dem Schema widersetzte, das, wie es immer geschehen muß, den Schwächeren rettungslos auffog. Es war nur eine psychologische Notwendigkeit, daß das Ringen um den neuen Begriff des Malens, das der Starke für sich persönlich löst, für die breitere Schar zuletzt zu einem Spiel mit den künstlerischen Mitteln werden mußte, und es würde an dem Geschichtsbilde der Sezession etwas fehlen, wenn nicht auch für diese sogenannte Entwicklung einige Zeugnisse aufbewahrt würden.

Von den Zeugnissen des großen Aufschwunges, dessen alleinige korporative Trägerin in Deutschland die Münchener Sezession war, wünschten vor ihrer Galerie noch reichen Zuwachs, bevor der unvermeidliche Händler- und Schreiberkonzern nach Erschöpfung des Leibl-Zeit-Lagers plötzlich ihre Werte entdeckt und an den Markt reißt, auf dem sie unter dem noch immer nachwirkenden berlino-sezessionistischen „Haß gegen München" leidend, noch unter pari stehen. Der größte und intimste Reiz dieser Galerie ist schon jetzt, daß sie zeigt, wie die starken Persönlichkeiten des Sezessionskreises sich, an den neuen Lichtproblemen bereichert, zu sich selber zurückfanden. Und zugleich ruft sie den Jüngeren ins Gewissen, daß Revolution machen in der Kunst nicht heißt, sich über alte Forderungen hinwegsetzen; mit einem Schmiß zeigen, was man anders will, ohne durch das große Lernen gegangen zu sein. Das führt nur zur künstlerischen Phrase. Von den ernsten Forderungen der Kunst veraltet keine; wo Kunst veraltet, sind eben nicht alle Forderungen erfüllt. Wenn wir, um als Beispiel den Expressionismus herauszugreifen, auf eine reine Ausdrucksform hinauswollen (als ob echte Kunst je etwas anderes böte!), so bleibt das Gesetz bestehen, daß nur die vollkommene Beherrschung der Form sie fähig macht, überhaupt etwas auszudrücken. Und daraufhin sollte sich der Jüngste nicht schämen, sich den Weg der alten Sezessionisten anzuschauen — in wie unerbittlich ernstem Studium sie sich erst der neuen Mittel bemächtigten, bevor sie wagten, sich damit auszusprechen.

Hermann Gottschalk

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1913 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Russische Kriegsziele

Von Axel Schmidt

Der deutsch-russische Gegensatz stammt aus dem Jahre 1877. Als Rußland meinte, auf dem Berliner Kongreß von Bismarck in seinem Streben nach Konstantinopel und den Dardanellen behindert worden zu sein, wurde russischerseits die traditionelle Freundschaft endgültig liquidiert. Der damalige russische Groll war im Grunde genommen nicht stichhaltig orientiert, denn für Bismarck war das ganze Balkanproblem bekanntlich noch nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert. Jetzt aber ist das damals geprägte Wort, daß der Weg nach Konstantinopel durch das Brandenburger Tor gehe, zur Wahrheit geworden. Seitdem unsere industrielle Entwicklung uns auf die Bahnen der Weltpolitik getrieben hat, ist die Türkei der Punkt geworden, bei dem wir keinen Spaß verstehen dürfen. Damit wurde — was von der deutschen Oeffentlichkeit viel zu wenig in Betracht gezogen worden ist — der russisch-englische Gegensatz in der Türkei von dem russisch-deutschen abgelöst, zumal Englands Lebensinteresse durch die Besitzergreifung Aegyptens nicht mehr mit Konstantinopel, sondern mit dem Suezkanal auf Tod und Leben verbunden war. Denn durch ihn, und nicht mehr über Konstantinopel geht der Weg nach Indien.

Im Grunde genommen wurde mit der türkischen Freundschaft, die jetzt zum Bündnis geführt hat, nur die alte preußische Politik aufgenommen, die durch die Episode der traditionellen Freundschaft mit Rußland beiseite geschoben war. Hatte doch Friedrich der Große schon an ein preußisch-türkisches Bündnis gedacht, um den russischen Gegner von zwei Seiten in die Zange nehmen zu können, ebenso wie er schon seinem Nachfolger ein Bündnis mit Oesterreich-Ungarn zur Sicherung gegen den Osten empfohlen hatte. Allein schon Deutschlands Bündnis mit Oesterreich mußte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es über kurz oder lang zu einer kriegerischen Entladung mit Rußland kommen lassen. Daß daran auch das Bestehenbleiben des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages nichts hätte ändern können, hat Bismarck selbst zugegeben, weil er trotz dessen Existenz in seinen letzten Amtsjahren von dem Alpdruck der russischen Gefahr beherrscht wurde.

Rußland besitzt als mongolisches Erbteil einen unaufhaltsamen Expansionsdrang, der sich immer neue Gebiete zu erwerben bestrebt, um sie dann mangels eigener kultureller Leistungen, auszusaugen. Der Drang nach Konstantinopel jedoch ist wirtschaftlich und kirchlich besonders tief verankert. Von Konstantinopel ist Rußland nicht nur christianisiert worden, sondern auch seine Ströme weisen als Wege dorthin. Daher sind auch alle Kriege, die mit der Türkei geführt wurden, in Rußland die einzig populären gewesen; das einfache Volk sieht in ihnen eine Art von Kreuzzug. Bei den oberen Schichten tritt natürlich das kirchliche Element stark in den Hintergrund, bei ihnen herrschen die wirtschaftlichen und machtpolitischen Tendenzen vor. Aber auch die machtpolitische Idee hat im Traum vom dritten Rom einen kirchlich-romantischen Einschlag bekommen. Wie tief die Sehnsucht nach Konstantinopel im Herzen des russischen Volkes wurzelt, ging deutlich aus der Begeisterung, mit der der Ausbruch des türkischen Krieges begrüßt wurde, hervor, obgleich dieser Krieg Rußland durch die Dardanellensperre wirtschaftlich aufs schwerste treffen müßte. Erst dadurch aber bekam das große Ringen für Rußland den rechten Sinn, wurde zum nationalen Krieg.

Das Balkanproblem ist mit Konstantinopel aufs innigste verknüpft. Nicht als ob Rußland dort, wie es zu behaupten beliebt, selbstlose Politik getrieben hätte, um die slavischen Brüder zu befreien. Im Gegenteil, es hat sie rücksichtslos ausgenutzt, um sich ihrer für seine eigenen egoistischen Ziele zu bedienen. Wie skrupellos Rußland dabei mit den Interessen der Balkanstaaten umgesprungen ist, hat nicht zuletzt die Behandlung Bul-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gariens nach dem zweiten Balkankrieg gezeigt. Damals mußte es fast ganz Mazedonien Serbien überlassen, weil dieses von Rußland am besten gegen Oesterreich-Ungarn bei der bevorstehenden Auseinandersetzung benutzt werden konnte. Es hat lange gedauert, bis die Balkanstaaten die brutale Selbstsucht Rußlands erkannt haben, jetzt aber scheint selbst Serbien, das bisher noch allein zu Rußland hielt, einzusehen, daß russische Versprechungen nichts gelten. Hat Rußland doch Italiens Eintritt in den Krieg großmütig mit österreich-ungarischen Gebieten bezahlt, die bisher Serbien versprochen waren, und ist es außerdem drauf und dran, auch Rumänien von der Serbien versprochenen Beute anzubieten.

Am augenscheinlichsten ist die brutale russische Annexionspolitik in der ukrainischen (ruthenischen) Frage zu Tage getreten. Es hat in Deutschland sehr zu Unrecht wenig Beachtung gefunden, als vor einigen Jahren in Marmaros-Eziget ein großer Hochverratsprozeß verhandelt wurde. Er deckte nämlich die interessante Tatsache auf, daß Rußland im ganzen Gebiete von Oesterreich-Ungarn, wo Ruthenen wohnen, eine energische Propaganda betrieben hatte. Wie immer in Rußland, war sie vor allen Dingen kirchlich fundiert. Auf die armen ruthenischen Bauern strömte ein Segen von Gold und kirchlichen Traktaten nieder, dem einzelne unkultivierte Elemente nicht widerstehen konnten. Der Leiter dieser Agitation war niemand anderes als der während der russischen Herrschaft in Galizien regierende Graf Bobrinski. Das ist natürlich der beste Beweis dafür, daß dieser „Sammler ethnographischer Altertümer" auf seinen Reisen schon sein zukünftiges Gebiet kennen lernen wollte. Der Wunsch, dieses Gebiet Rußland anzugliedern, wird vom panslavistischen Standpunkt verständlich, wenn man sich bewußt wird, daß Galizien den Namen des russischen Piemont bekommen hatte, weil von hier aus die Wiedererweckung des ukrainischen staatlichen Ideals bis weit in die russische Ukraine hineingetragen wurde. Das aber bedeutete für den russischen Staat eine furchtbare Gefahr. Nirgendwo hatte die Knute solche Orgien gefeiert, wie in der russischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ukraine. Gerade als man hoffte, diese Ideale vollständig aus dem Herzen der dortigen Bevölkerung gerissen zu haben, setzte die Renaissance des ukrainischen Volkes in Galizien ein. Sollte nicht die ganze Russifizierungsarbeit seit Peter dem Großen umsonst geleistet sein, so mußte der galizische Jungbrunnen verschüttet werden.

Die Eroberung Galiziens, die von Nikolai Nikolajewitsch mit solch fanatischer Energie unternommen wurde, hatte daher weniger strategische als politische Gründe. Man wollte möglichst schnell die Gebiete besetzen, die man dauernd behalten wollte. Das aber war vor allem Galizien, die Bukowina und Teile der Türkei. Nicht aber, wie in Deutschland geglaubt wurde, Böhmen. Zwar war der tschechische Gegensatz zum Deutschtum dazu von Rußland stets benutzt worden, der russischen auswärtigen Politik gute Treiberdienste zu leisten. An eine Angliederung aber ist niemals recht gedacht worden, weil sich die Tschechen als Nichtorthodoxe in die panslavistische Formel: „Selbstherrschaft, Orthodoxie und Volkstum" nicht restlos einfügen wollen.

In Galizien sollte aber damit nicht nur die ukrainische Idee vernichtet werden, sondern auch die polnische Frage wollte man zu einer innerrussischen machen, indem die letzte Zufluchtsstätte, in der sich die polnischen nationalen und kulturellen Bestrebungen ausleben konnten, vernichtet würde, zumal auch Preußisch-Polen der Einverleibung an Rußland verfallen sollte. Ja ganz ausschweifende Wünsche richteten sich sogar nach Ostpreußen, um die Handelshäfen für das polnische Hinterland in die Hand zu bekommen.

Zu diesen äußeren russischen Kriegszielen kam dann noch der von Anfang an mit unerhörter Energie proklamierte Kampf gegen den deutschen Einfluß, wobei kein Unterschied zwischen den Deutschen, die wie die Kolonisten und Balten seit Jahrhunderten russische Untertanen sind, und den dort wohnenden Reichsdeutschen gemacht wurde. Hatte doch gleich zu Anfang des Krieges der Ministerpräsident Goremykin die Parole ausgegeben, daß der Kampf nicht nur gegen das deutsche Reich,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sondern auch gegen das Deutschtum geführt werden müsse. Welchen Anklang dieses Wort im russischen Volk gefunden hat, beweisen die furchtbaren Deutschenpogrome, die sich jetzt in Moskau abgespielt haben, und bei denen nach den letzten Nachrichten gegen 500 Menschen ums Leben gekommen sind.

Wie man ersieht, sind die russischen Kriegsziele, vom extremen Expansionsstandpunkt der Panslavisten betrachtet, ganz konsequent erfaßt worden. Glücklicherweise ist es diesesmal noch den verbündeten Zentralmächten gelungen, dem mächtigen Wogenanprall nicht nur zu widerstehen, sondern den Kampf sogar ins russische Reich hineinzutragen. Die Frage, wie der russischen Gefahr auf die Dauer entgegengetreten werden kann, ergiebt sich schon aus meinen bisherigen Ausführungen. Bilden wirklich die Ukrainer und Polen in Galizien und der Bukowina eine Gefahr für den russischen Staat, so muß hier der Hebel angesetzt werden. Gelingt es, einen Keil hineinzuschlagen, um die unterjochten Fremdvölker von Großrußland abzusprengen, so wäre damit unendlich viel gewonnen. Allein eine solche bedeutende Schwächung der Zahl — es würde sich um etwa 9 Millionen Polen und 28 Millionen Ukrainer handeln — würde die Gewähr dafür bieten, daß ein späterer Revanchekrieg wenigstens zahlenmäßig unter keinen schlechteren Verhältnissen stattfinden würde wie jetzt. Auf einen solchen aber wird man sich gefaßt machen müssen. Gelingt es zudem noch die z. Zt. 1,5 Mill. deutschen Kolonisten, die durch einen unerhörten Rechtsbruch von Haus und Hof vertrieben wurden, obgleich sie seit Jahrhunderten russische Untertanen sind, und ihre Söhne in der russischen Armee dienen, aus dem inneren Rußland herauszuziehen und etwa im baltischen Gebiet anzusiedeln, das ebenfalls reif wäre, vom Moskowiterstaat abgetrennt zu werden, so wären dem russischen Bären die Krallen so weit beschnitten, daß er nicht so bald wieder Lust verspüren würde, auf Raub auszugehen.

Von einem zu frühen Frieden dagegen würde sich Rußland, wie nach dem japanischen Kriege, in wenigen Jahren erholen, und das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

teure deutsche Blut wäre unnütz geflossen. Wer aber glaubt, daß Rußland nach dieser harten Lehre Frieden halten wird, der kennt das wahre Wesen dieses Staates nicht. Trotz allem europäischem Firnis ist Rußland noch heutzutage ein mongolisches Gebilde, das nicht kulturschaffend arbeitet, sondern schmarotzerisch lebt. Die Gefahr, daß Europa kosakisch wird, kann auf die Dauer eben nur vermieden werden, wenn das byzantinische Rußland wieder auf den Osten zurückgeworfen wird, und alle Völkerschaften, die nach Westeuropa tendieren, von seinem Joche befreit werden. Damit wäre der Kultur ein großer Dienst geleistet, der auch den verblendeten westlichen Nationen, die sich diesesmal aus Neid auf Deutschlands Blüte mit dem Moskowitertum verbunden haben, zugute käme. Der jetzige Kampf der Zentralmächte wird damit zu einem Kultur- und Befreiungskriege geadelt, wie es wenige in der Weltgeschichte gegeben hat.

# „Unnatürliche" Bündnisse

Von Dmytro Donzow

Der Krieg hat uns manche Ueberraschungen gebracht. Die größte von ihnen scheint die Verteilung der Mächte zwischen beiden sich bekämpfenden Parteien zu sein: zwischen dem neu gebildeten Dreibunde und dem achtgliederigen Dreiverbande. Noch überraschender aber als das „unnatürliche" Bündnis Japans mit Rußland und dieses letzteren mit Italien erscheinen diejenigen Bande des gegenseitigen Verständnisses, die sich allmählich zwischen beiden Kaisermächten und den niedergeworfenen, aber von ihrer besseren Zukunft träumenden Völkern des Zarenreiches spinnen.

Das Bewußtsein, daß die Macht ihres östlichen Nachbars nur durch das Wiederbeleben separatistischer Bestrebungen der durch Rußland unterdrückten Völker zu brechen ist, war gewiß schon längst in Deutschland und Oesterreich-Ungarn vorhanden. Aber man betrachtete die Befreiung der Völker Rußlands nicht als eine der nächsten politischen Aufgaben. Erst die letzten Monate brachten hier einen Umschwung. Nicht in allen Kreisen! Viele Politiker verwerfen es als eine gefährliche Utopie, die Politik Deutschlands gegen Rußland auf dem Irredentismus seiner Nationen zu gründen. Die Ideen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

P. Rohrbachs (s. „Bismarck und wir") werden von vielen getadelt und man findet nicht genug scharfe Worte, um jene Politik zu rügen, die sich durch dieses oder jenes innerpolitische System der benachbarten Mächte beeinflussen läßt.

Wir wollen den alten Streit darüber nicht aufwerfen. Wir möchten nur lediglich auf die Tatsache hinweisen, daß das deutsche Reich einerseits und die unterdrückten Völker Rußlands andererseits innigere Bande, als die eines vorübergehend gemeinsamen politischen Zieles, Bande von welthistorischem Charakter verbinden.

Das deutsche Reich ist ein Neuling unter den Weltmächten Europas. Deutschland war noch uneinig und schwach in der Zeit, als seine Nachbaren die Welt zu teilen begannen. Als es dann, erwacht, seinen Platz einnehmen wollte, sah es sich plötzlich von drei Weltmächten umzingelt, die das Emporwachsen eines neuen Konkurrenten unter keinen Umständen zulassen wollten. Das ist auch die wirkliche Ursache des Krieges. 1871 hat sich Deutschland zur europäischen Großmacht erhoben; jetzt muß es sich als eine zukünftige Weltmacht behaupten. Nicht deshalb wird Deutschland bekriegt, weil seine Interessen denen seiner Gegner zuwiderlaufen, sondern weil es von drei europäischen Weltmächten nicht als gleichberechtigtes Mitglied in der Familie der Weltherrschaftsvölker anerkannt ist. Dies ist für uns besonders wichtig, da Deutschland den Westmächten und Rußland gegenüber sich in derselben Lage befindet, wie die unterdrückten Nationalitäten des Zarenreiches dem herrschenden Volke gegenüber. Wie Deutschland sind sie zu spät auf die welthistorische Bühne getreten und die Russen betrachten sie, genau so wie Engländer und Franzosen die Deutschen als zudringliche Emporkömmlinge, als völkische Parvenues, die den weltpolitischen Status quo dort, den innerpolitischen hier, ernstlich bedrohen. Hängt doch die ganze Zukunft des russischen Reiches davon ab, ob die nationalen Ideale der 30 Millionen Ukrainer, 20 Millionen Polen, 10 Millionen Weißruthenen, Lithauer ꝛc. — sich verwirklichen, oder ob diese Völker sich vollkommen russifizieren lassen. Der Gleichschritt der Entwicklung ist ganz offenkundig. Es läßt sich, so gesehen, kaum etwas Natürlicheres vorstellen, als dieses „unnatürliche" Bündnis zwischen dem emporstrebenden Deutschland und den emporstrebenden Nationalitäten Rußlands.

Daneben steht noch die Frage einer anderen Macht: der Vatikan. Zweierlei muß den Sieg des Dreiverbandes für den Vatikan unerwünscht erscheinen lassen: Niederwerfung „der einzigen, noch katholischen Großmacht" — Oesterreichs und der kolossale Machtzuwachs des schismatischen Rußlands. Die Uebergabe Konstantinopels an Rußland würde der russischen Orthodoxie



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den ihr bisher fehlenden Glanz der Universalität verleihen, die diese Kirche in den Augen von Millionen der Christen plötzlich auf gleiche Stufe mit dem römischen Katholizismus heraufbringen würde. Dann könnte diese gestärkte und im Ansehen gewachsene Orthodoxie nicht nur für die mit Rom unierten Kirchen (in erster Linie für die ruthenisch-katholische Kirche Galiziens und Ungarns), sondern für die ganze römisch-katholische Slawenwelt höchst gefährlich werden. Wie seltsam es auch klingen mag — hier stimmen die kulturell-politischen Interessen der westslawischen Völker mit denen der Kurie vollkommen überein. Man kann ein Klerikaler oder ein Antiklerikaler sein, das tut im gegebenen Falle nichts zur Sache. Man kann im Namen der modernen Wissenschaft die Macht der katholischen Kirche im Staate bekämpfen. Aber sogar ein prinzipieller Gegner dieser Macht würde ihrem Ersatz durch den moskowitischen Cäsaro-Papismus mit allen Mitteln widerstreben. Gleich wie jeder österreichische Slave, der die lärmenden Obstruktionen im Reichsrate mitmachte, sofort ohne Unterschied der Partei für den österreichischen Staat sich aussprach, als dieser von derselben Gefahr von Osten bedroht wurde. Daß aber der Katholizismus ein außerordentlich wirksames Werkzeug gegen den Expansionsdrang Rußlands sein kann, darüber belehrt uns die Geschichte Westrußlands. Eine wenig bekannte Tatsache ist es, daß bis zur Teilung Polens fast alle seine ukrainischen Untertanen ebenso Katholiken waren, wie dies jetzt die galizischen Ruthenen sind. Nun brauchte Rußland, um diese Millionen Seelen der Orthodoxie zu gewinnen, volle hundert Jahre (von Katharina II bis Alexander II) — hundert Jahre von Verfolgungen, die an die Zeit Neros erinnern und die das ukrainische Volk mit unvergleichlicher Widerstandskraft ertrug. Und wer weiß — vielleicht eben dieser Widerstand verschob das Vordringen Rußlands gegen Oesterreich um viele, viele Jahre: ohne Millionen seiner eigenen Katholiken zu „orthodoxieren", konnte Rußland gar nicht an eine den Krieg vorbereitende „Bekehrungsarbeit" im österreichischen Galizien denken!

Wie „unnatürlich" auch die Aneinanderstellung von „Deutschland — unterdrückte Völker Rußlands — Vatikan" — erscheinen mag; die russischen Nationalisten haben die Möglichkeit einer solchen schon längst fast instinktiv geahnt. In der russischen Preßkampagne, die seit einigen Jahren gegen die ukrainische Bewegung geführt wird, — wird diese stets als eine „jesuitische und preußische Intrigue" bezeichnet.

Man kann zwar sagen: zu weit sind die kulturpolitischen Differenzen, die zwischen den drei oben erwähnten politischen Faktoren bestehen, als daß man für deren Zusammengehen auf eine rasche Verwirklichung rechnen könnte, und diese Differenzen sind wirklich nicht klein. Sie auszugleichen aber ist eben der deutsche Bundesgenosse berufen! Als ein Bindeglied zwischen dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

protestantisch-deutschen Hohenzollernreich und seinen eventuellen „Bundesgenossen" soll das deutsch-slavisch-katholische Oesterreich hinzutreten!

Wir sprechen von den „unnatürlichen" Bündnissen gar nicht als von einer vollbrachten Tatsache. Leider wird ja die Natürlichkeit solcher Bündnisse noch von manchen bestritten. Man kann auch auf den Konkordat der Kurie mit Serbien hinweisen oder auf die Haltung der italienischen klerikalen Kreise, die nichts weniger als deutschfreundlich ist. Man kann auch auf den Mangel der Konsequenz der deutschen und österreichischen Politik der russischen Nationalitätenfrage gegenüber hinweisen. Wir gestehen es zu. Das aber ändert nichts an der Tatsache, daß die Interessen der drei oben genannten Faktoren — sowohl politische wie auch kulturelle — in Bezug auf Rußland — wirklich identisch und dauernd identisch sind!

Ganz gewiß wird die Zeit kommen, — sie naht sich schon, — in welcher diese einfache Tatsache als etwas Selbstverständliches erscheinen und in welcher die scheinbar „unnatürlichen" Bündnisse als ein Gebot der Notwendigkeit für die „Bundesgenossen" dereinst anerkannt werden.

# Kurland

## Von Dr. Valerian Tornius

Unter den drei baltischen Schwesterprovinzen hat Kurland am längsten eine relative Selbständigkeit bewahrt. Zweihundert und fünfunddreißig Jahre konnte es sich als ein, obwohl von Polen abhängiges, so doch verhältnismäßig autonom regiertes Herzogtum behaupten, während Livland in dieser Zeit dreimal seinen Herrn wechselte und nacheinander in polnischen, schwedischen und russischen Besitz überging. Es ist darum natürlich, daß sich in Kurland die deutsche Sonderart stärker als in den beiden anderen Provinzen erhalten hat, weil das Land nicht so sehr fremden Einflüssen ausgesetzt war. Auch in der ländlichen Selbstverwaltung und im Agrarwesen weist es einige Abweichungen auf, die den ostpreußischen Verhältnissen näher stehen als ähnliche liv- und estländische Institutionen.

Ursprünglich war Kurland, ehe die Deutschen ins Land kamen, von den zur litauisch-slawischen Völkergruppe gehörenden Letten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bewohnt. Diese zerfielen in drei Stämme: Lettgallen, Selen und Semgallen. Im 6. und 7. Jahrhundert n. Chr. sind dann, von Norden kommend, finnisch-ugrische Völkerschaften, die Kuren und Liven, in Kurland eingedrungen und haben, an den Flußläufen entlang, sich bis ins Innere ausbreitend, die Letten nach Osten zurückgetrieben, die nur mit Mühe sich der kriegerischen Eindringlinge zu erwehren vermochten. Auch die deutschen Ritter hatten schwere Kämpfe zu bestehen, bis sie des weiten Gebietes Herr wurden. Besonders die Kuren leisteten hartnäckigen Widerstand. Bei Libau lieferten sie damals eine Schlacht, bei der hundertundfünfzig Ordensbrüder fielen, die Zahl der Knechte ungerechnet. Erst im Jahre 1267 schlossen sie mit den Kuren einen „ewigen Frieden", der gleichbedeutend mit deren Unterjochung war. Die Semgallen rangen noch volle dreißig Jahre mit dem Orden in wechselvollen Kämpfen um ihre Unabhängigkeit, bis ihre Burgen Tarweten, Mesoten und Dohlen gefallen waren. Dann wanderten die Reste dieses freiheitlichen Volkes nach Litauen aus.

Verhältnismäßig schnell unterwarfen sich die Lettgallen, die heutigen Letten, dem Orden. Unter der Oberherrschaft der Deutschen gewannen sie wieder an numerischer Stärke und Expansionskraft, wodurch es ihnen gelang, die fremden Elemente der Kuren allmählich aufzusaugen. Jetzt wird die bäuerliche Bevölkerung ausschließlich von den Letten repräsentiert. Nur im Norden Kurlands haben sich noch kümmerliche Reste der Kuren erhalten.

Die Letten bilden heute 75% der Gesamteinwohner Kurlands, deren Zahl man etwa auf 700 000 veranschlagen kann. Die Deutschen stellen dagegen nur 7,5%, die Russen annähernd 6%. Der übrige Teil der Bevölkerung setzt sich zusammen hauptsächlich aus Polen, Litauern und Juden. Der Konfession nach sind 77% Protestanten und 11% Katholiken. Obgleich Kurland nur wenig mehr als 50 000 Deutsche zählt, ist sein deutscher Charakter fast noch durchweg erkennbar, soweit die kulturelle Physiognomie des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Landes in Betracht kommt. Das ist darauf zurückzuführen, daß sich die Ländereien zum größten Teil in den Händen des deutschen, seit Jahrhunderten hier ansässigen Adels befinden, daß die Pastoren, Aerzte, Förster, Gutsbeamte, und sogar viele Handwerker auf dem Lande Deutsche sind, die bisher in den deutschen Vereinen, welche vor zehn Jahren ins Leben gerufen wurden, einen kräftigen Zusammenhalt hatten, daß ferner in Städten wie Mitau, Goldingen, Libau und einigen kleineren Ortschaften eine deutsche Stadtvertretung, Intelligenz und Kaufmannschaft sitzt. Und doch, wer die kurischen Zustände während der letzten drei Jahrzehnte in ihrer Entwicklung verfolgt hat, wird nicht ohne Wehmut zugeben müssen, daß Macht und Einfluß des Deutschtums von Jahr zu Jahr abgenommen haben und immer mehr abnehmen und daß das Deutschtum nur noch einen Verzweiflungskampf um seine Existenz führt, der bald zu seinem Nachteil entschieden sein wird, wenn nicht plötzlich Ereignisse eintreten, die aufs neue stärken und festigen.

Jahrhundertelang haben die Letten ihre Abhängigkeit von den Deutschen ohne Widerstreben ertragen. Und es ist durchaus töricht zu behaupten, diese Abhängigkeit wäre einer erniedrigenden Knechtschaft gleichbedeutend gewesen. Als man in Rußland noch gar nicht daran dachte, wurde hier schon die Leibeigenschaft aufgehoben. Eine mustergültige Agrargesetzgebung sorgte dafür, das sich sehr schnell ein bäuerlichen Besitzerstand ausbildete, der viele Millionen in die Sparkassen trug. Ebenso schufen die Deutschen gute Volksschulen; jedenfalls war die Zahl der Analphabeten, ehe die russische Regierung das Volksschulwesen in die Hand nahm, bedeutend geringer als heutzutage. Der einzige Fehler, den man den Deutschen vorwerfen kann, ist der: daß sie eine allzuschroffe Scheidewand zwischen sich und den Letten errichteten und die Germanisierung derselben versäumten. Diese Unterlassungssünde hat sich später bitter gerächt, als Pobjedonoszew seine Russifizierungspolitik der baltischen Provinzen ins Werk setzte. Es bildete sich eine junglettische Bewegung, die in schroffem Gegensatz



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zum Deutschtum trat. Sie wurde hauptsächlich durch halbrussifizierte Volksschullehrer, die nihilistische und sozialrevolutionäre Ideen aus dem Innern des Reiches kolportierten und damit den nationalen Boden unterminierten, aufs eifrigste genährt und gefördert. Und das machte die Letten empfänglich für die Revolution. So natürlich diese aus russischen Verhältnissen herauswuchs, in den baltischen Provinzen war sie eine gewaltsam erzwungene Erscheinung. Hier artete sie aus in einen Kampf zwischen Herr und Knecht, d. h. zwischen Deutschen und Letten. Als nun gar ein blutiges Strafgericht die Letten zur Besinnung brachte, war die Kluft zwischen ihnen und den Deutschen, die sie als Anstifter des Strafgerichts bezeichneten, vollends aufgetan. Systematisch begannen sie nun ihre Majorität auszunutzen, indem sie die Deutschen aus dem städtischen Regiment verdrängten und wirtschaftlich in das Hintertreffen schoben. Dies ist ihnen stellenweise schon geglückt und wird ihnen jetzt, da das Deutschtum ganz auf sich selbst angewiesen steht und auf keine Unterstützung seitens der russischen Regierung hoffen kann, ja sogar mit ihrem Widerstande rechnen muß, in noch viel größerem Maße gelingen.

* * *

Nach seiner geographischen Lage ist Kurland die südlichste der baltischen Provinzen. Auf drei Seiten hat es natürliche Grenzen: im Westen und Norden das Meer und im Osten den breiten Strom der Düna. Im Süden stößt es an das litauische Flachland, und mit einem schmalen an der Küste entlang laufenden Landstrich berührt es auch das Deutsche Reich. Fast überall ist das Gebiet von leichten Hügelketten durchzogen, die in der Nähe des Meeres Dünencharakter tragen, nur in der Umgebung Libaus bildet es eine scharf angespreizte Niederung. Die Landschaft erinnert vielfach dort, wo Moor und Wald überwiegen, an die Lüneburger Heide, aber auch ostpreußische Eindrücke erwachen, wenn man die weiten Wiesen und Felder, die rings um die Gutshöfe liegen, an den Augen vorüberziehen läßt. Trotz der Größe der Maße, trotz der weiten Straßen ist doch nichts ins

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unbegrenzte gesteigert. Die Wälder nahmen nie den wilden, unzugänglichen Urwaldscharakter an, wie die Taiga Sibiriens, die Seen sind nicht uferlos und in den Sümpfen herrscht nirgends heimtückisches Verderben. Es liegt eine verträumte Innigkeit über dem ganzen Lande, die auch im Winter nicht schwindet. Ueber das ganze Land zerstreut stehen die schloßartigen Gutsgebäude der Edelleute, die grauen Holzhäuser der Bauerngehöfte, die weißen Kirchen mit ihren roten Storchschnabeltürmen, die Pastorate mit ihren alten Linden, die einsamen, mitten im Walde gelegenen Forsthäuser, und doch scheinen sie trotz aller Absonderung, trotz aller Verlassenheit von einer liebevollen Hand hiehergestellt worden zu sein, scheinen unsichtbare Fäden im vertraulichen Band um sie zu schließen, so weit, als die Grenzen Kurlands reichen.

Auch in klimatischer Hinsicht steht Kurland günstiger als seine beiden Schwesterprovinzen da. Das kommt daher, daß durch das Meer die Kälte gemildert und die Hitze gedämpft wird. Die Mitteltemperatur des Winters beträgt — 2,9°, während sie in Livland schon auf — 4,9° fällt. Der Jahrestemperaturdurchschnitt beläuft sich in Kurland auf 6,3, in Livland auf 5,2 und in Estland auf 4,3. Kurland erhält also am meisten Wärme und ist daher bei verhältnismäßig gutem Boden die fruchtbarste Provinz. Das ersieht man aus der Verteilung des Bodens, von dem 26% auf Aecker, 32% auf Wiesen und Weiden, 31% auf produktiven Waldboden entfallen, während die übrig bleibenden 11% unproduktiver Waldboden und diverse Impedimente umfaßt.

Nach offiziellen Angaben besitzt Kurland 648 Privatgüter mit einer Durchschnittsgröße von etwa 1600 Hektar. Es gibt aber auch Majorate, besonders im Norden des Gebietes, die einen Umfang von 60 000 und noch mehr Hektar Ländereien aufweisen. Diese Privatgüter, die rund 40% des Gesamtareals bilden, mit anderen Worten 1 070 328 Hektar umspannen, befinden sich zum größten Teil in den Händen der kurländischen Ritterschaft, d. h. in deutschem Besitz. Dem russischen Staat gehören an Gütern und Forsten 22% des Gesamtareals: 37% entfallen auf die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bauerngesinde und 1% wird von Kirchenland und städtischem Grund behauptet.

Die kurländische Agrarentwicklung bildet ein Kapitel für sich und kann auf diesem beschränkten Raum nur andeutungsweise behandelt werden. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß der Frondienst hier sechzig Jahre früher als im übrigen russischen Reich aufgehoben wurde. Infolgedessen waren die bäuerlichen Verhältnisse in Kurland, als sich jene wichtige Tatsache vollzog, schon zu einer gedeihlichen Entwicklung gelangt. Die Letten verfügten über einen ansehnlichen Grundbesitz, hatten eine stehende Gemeindeverwaltung, Polizei und bäuerliche Gerichtsbarkeit und ein gut normiertes Privatrecht. Später galt es nur noch die grundlegenden Bestimmungen zu differenzieren und zu festigen. Vor allem wurde die Fronpacht beseitigt und an ihrer Stelle die Geldpacht eingeführt. Heute ist das gesamte Bauernland bis zu einem ganz geringen Teil verkauft, und die meisten Bauern-Hofeigentümer haben auch bereits den gesamten Kaufpreis der ihnen von den Gutsbesitzern abgetretenen Ländereien getilgt.

Mit der Einführung der Geldpacht machte sich ein neues Wirtschaftssystem geltend; die Mehrfelderwirtschaft löste das Dreifeldersystem ab, das auf den Gütern schon größtenteils abgeschafft worden war und nun auch aus dem Betrieb der Bauerngesinde verschwand. Am häufigsten wurden Roggen und Hafer kultiviert. Der Anbau von Gerste und Weizen ist geringer, aber immerhin so bedeutend, daß die Erträgnisse für den Export-Handel in Betracht kommen. Die Kartoffel ist in jeder Wirtschaft zu finden, doch wird sie in größerem Maßstabe nur angebaut, wo Spiritusbrennereien eine gute Abnahme garantieren. Außerdem werden Flachs, Erbsen und die landesüblichen Futterpflanzen kultiviert, soweit sie für den Privatgebrauch und Wirtschaftsbetrieb notwendig sind. Für den Export kommen sie kaum in Betracht. Dasselbe gilt vom Obstbau, der übrigens hier gute Resultate ergibt.

Die Viehzucht hat eigentlich noch in den letzten Jahrzehnten eine zielbewußte Pflege gefunden. Die Milch wird, wo sie in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

frischem Zustande keinen genügenden Absatz findet, in Molkereien zum Export und einheimischen Konsum in Butter und Käse verarbeitet.

Eine wesentliche Rolle spielt die Forstwirtschaft. Sie ist die Quelle des Reichtums vieler Großgrundbesitzer, gibt es doch auf einzelnen Gütern Waldungen, die Millionenwerte in sich bergen. Früher ist ziemlich planlos gerodet und damit ein großer Schaden dem Lande zugefügt worden, bis ein im Jahre 1888 erlassenes Waldschutzgesetz dieser Vernichtung ein Ende bereitete und die Gutsbesitzer zu einer geregelten Forstwirtschaft zwang. Die vielen Flußläufe ermöglichen einen leichten Abbau des Holzes, das vorwiegend aus Kiefern besteht, und führen es den Küstenteilen zu, von wo aus es dann ins Ausland geht.

Am geringsten entwickelt ist die Industrie. Sie beschränkt sich fast ausschließlich auf solche Produkte, die im Lande selbst Absatz finden und im Zusammenhang mit der Land- und Forstwirtschaft stehen. Ziegelbrennereien, Spiritusfabriken, Holzsägemühlen und Molkereien sind jedoch im ganzeu Gebiet verbreitet. Die Haupterwerbsquellen Kurlands bilden, wie gesagt, Ackerbau und Forstwirtschaft, deren Exportartikel in den Häfen Libau und Windau gesammelt werden, um ihren Weg über das Meer anzutreten. Man ersieht daraus, welchen Wert ein eisfreier Hafen wie Libau für das ganze Land haben muß. In jüngster Zeit beginnt allerdings Windau eine starke Konkurrenz zu bieten, zumal diese Stadt am Endpunkt der Moskau-Sibirischen Bahn liegt und auch als Stapelplatz vieler aus dem Innern Rußlands herbeigeführter Produkte Bedeutung hat. Gerade die außerordentlich wichtige Handelslage dieser beiden Städte wird die russische Regierung veranlassen, ihnen durch Zustrom russischer Elemente so schnell als möglich ein slawisches Gepräge zu geben. Damit würden jedoch nicht nur zwei Bollwerke deutscher Kultur verloren gehen, sondern auch ganz Kurland würde der Russifizierung verfallen und der russische Expansionsdrang nach Westen erhielte neue feste Stützpunkte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Die Baumwoll-Industrie in Lodz

Von Wilhelm Fraas

Den ersten Anstoß zur Entwicklung der Industrie im damaligen Königreich Polen, das bisher nur ein ackerbautreibendes Land gewesen war, gaben die Verfügungen des Warschauer Statthalters vom Jahre 1820, laut denen die Einwanderung von ausländischen Werkmeistern und Arbeitern befürwortet und denselben ganz besondere Vorrechte zugestanden wurden. Diese Maßnahmen führten zu einem günstigen Resultate, da in Deutschland und Oesterreich zu Anfang der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts ungünstige wirtschaftliche Verhältnisse herrschten. So sehen wir denn im Jahre 1823 bereits die ersten ausländischen Landweber. Zunächst waren es Schlesier, Posener, Sachsen, Oesterreicher (Deutschböhmen), später Tuchmacher aus anderen Teilen Deutschlands. Die Regierung war bemüht, den Fremdlingen ihren Aufenthalt hier in jeder Beziehung angenehm zu machen, um sie fest an das neue Heimatsland zu ketten, man erlaubte ihnen die Gründung von Schützen- und Webervereinen (Innungen), wie sie es von der alten Heimat her gewohnt waren, und so gewannen sie die neue Heimstätte bald lieb.

Die ersten Einwanderer betrieben die Weberei handwerksmäßig, erst mit dem Eintreffen des Webmeisters Louis Geyer aus Zittau, der 1829 in Lodz eine Spinnerei errichtete, beginnt der fabrikmäßige Betrieb seinen Einzug zu halten. Geyer war auch der erste, welcher eine Dampfmaschine im Lande aufstellte. Im Jahre 1835 wurde selbe auf dem Wasserwege bis Wloclawek, von da per Achse auf den schlechten Wegen der damaligen Zeit nach Lodz transportiert.

Im Jahre 1830 kam Carl Steinert aus Chemnitz nach Lodz, der eine Handdruckerei anlegte, die sich zu einer der bedeutendsten Baumwollmanufakturen am Platze entwickelte.

Die Stadt selbst entwickelte sich immer mehr, zählte 1837 bereits 10 600 Einwohner, 1840 sogar 20000, welche Zahl dann infolge der allgemeinen europäischen Krise und der Hungersnot in Polen wieder auf 15 000 zurückging.

1852 betrug die Produktion in Lodz an Baumwollwaren bereits 1 700 000 Rubel. Die Wollwarenfabrikation hatte in Lodz weniger festen Fuß fassen können, dieselbe fand aber in Tomaszow und Zgierz eine günstigere Entwicklung. Das Jahr 1854 brachte die Gründung der Carl Scheibler'schen Manufakturen. Carl Scheibler, der Sohn eines Tuchfabrikanten und Kaufmanns in Montjoie, war es, der ganz hervorragend daran arbeitete, Lodz zu dem zu machen, was es heute ist, eine gewaltige, moderne Industriestadt, die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihresgleichen sucht. Er hat nicht nur seinem eigenen Unternehmen zu einem kolossalen Aufschwung verholfen, sondern er hat der Lodzer Industrie neue Wege gewiesen. Seinem Beispiel sind viele andere Fabrikanten gefolgt, manche von ihnen haben, bevor sie sich selbständig machten, in seiner Fabrik als Meister oder Angestellte gearbeitet und verdankten den Anregungen, die sie durch ihn empfingen, später ihre eigenen großen Erfolge. Von den Institutionen, die seiner Initiative entsprangen, seien genannt: Der Lodzer städtische Kreditverein, ferner die Lodzer Handelsbank, welche der aufwärts strebenden Industrie durch Erleichterung des Kredits sehr behilflich war. Es gibt wohl keine Gründung in dieser Stadt, die dem allgemeinen Wohle dient, mit welcher der Name Carl Scheibler nicht verknüpft wäre. Im Jahre 1900 besassen die Fabriken der Firma Carl Scheibler bereits 241 000 Spindeln und 4790 Stühle, die Produktion betrug 20 600 000 Pfund Garn für 8 600 000 Rubel; der Umsatz an Gespinsten und fertigen Waren betrug im Jahre 1910 20 000 000 Rubel, die Gesamtzahl der Arbeiter 7300.

Wie sich der Aufschwung der Lodzer Industrie vollzog, das wollen wir durch einige Zahlen veranschaulichen:

| Man zählte in Lodz | Fabriken | Arbeiter | Produktion |
|---|---|---|---|
| i. J. 1904 | 546 | 70 000 | Rubel 122 000 000 |
| i. J. 1908 | 598 | 78 000 | „ 151 000 000 |
| i. J. 1910 | 745 | 90 000 | „ 215 000 000 |

Diese Fabriken gehören in überwältigender Anzahl der Textilindustrie an, doch gibt es auch Maschinenfabriken, welche Maschinen und Utensilien für die Weberei und Spinnerei erzeugen, sowie andere Artikel herstellen, in der Hauptsache aber ist und bleibt die Textilindustrie die Nährmutter der Stadt Lodz.

Mit dem Fortschritt der Industrie mußte sich auch das Verkehrswesen für Lodz heben. Im Jahre 1866 wurde die Lodzer Fabrikbahn erbaut und Lodz erhielt dadurch Anschluß an die vier Meilen entfernte Warschau—Wiener Eisenbahn. 1898 erfolgte die Eröffnung der elektrischen Straßenbahn, 1902 die Eröffnung der Warschau—Kalischer Eisenbahn, durch welche Lodz die zweite direkte Eisenbahnverbindung erhielt, 1901 die Eröffnung der elektrischen Fernbahn Lodz—Zgierz und Lodz—Pabianice und 1910 die der elektrischen Fernbahnen nach Ruda—Pabianicka, Alexandrow und Konstantynow, so daß Lodz jetzt schon mit seinen Nachbarstädten durch ein reiches Schienennetz verbunden ist.

Keine Stadt im russischen Reich ist in verhältnismäßig kurzer Zeit so rasch gewachsen, wie Lodz. Da, wo einstens der Wald rauschte, die Wölfe heulten und Hirsche ein beschauliches Dasein führten, erheben sich stattliche Häuser mit schönen Verkaufsläden; an die Stelle des gelben, ausgetretenen Rasens ist Asphalt getreten, statt des frischen Waldgeruches steigt schwarzer Rauch aus erhabenen Fabrikschloten zum Himmel empor.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gasbeleuchtung wurde ausgedehnt und die Straßen erhielten ein ganz passables Feldsteinpflaster; eine neue allgemeine Vermessung der Privat- und städtischen Grundstücke ist vorgenommen worden, wodurch Hunderte von Bauplätzen ausgesteckt und ganz neue Straßen angelegt wurden. Die früheren Holzhäuser im Zentrum der Stadt wichen immer mehr neuen Steinhäusern, die Lodz ein großstädtisches Gepräge verliehen.

In den Jahren 1905—1907 wurde die Stadt Lodz durch die revolutionäre Bewegung bedeutend in ihrer Entwickelung gehemmt. Handel und Wandel lagen arg darnieder, die Bautätigkeit stockte und auch das gesellschaftliche Leben bewegte sich in bescheidenen Grenzen. Die Stadt erholte sich jedoch bald wieder von den schweren Schlägen, die ihr durch die innere Wirren beigebracht wurden.

Was Lodz fehlt, ist eine richtig organisierte städtische Wirtschaft. Eine Stadt wie Lodz, die sich so manches hätte leisten können, was ärmeren Städten versagt ist, besitzt nicht einmal eine Kanalisations- und Wasserleitungsanlage, obwohl das Projekt hierzu längst aufgeworfen und auch ausgearbeitet worden ist.

Die Verwirklichung städtischer Projekte stieß stets auf Schwierigkeiten und auch private Unternehmungen erfuhren das gleiche Schicksal.

Durch das Fehlen einer städtischen Selbstverwaltung hatte Lodz bisher immer mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Denn die Bürgerschaft konnte trotz der von ihr geleisteten verschiedenartigen, oft sehr bedeutenden Abgaben zu Gunsten der Stadt über nichts verfügen. Sie war immer in Stadtangelegenheiten in erster Linie vom Magistrat und in zweiter Linie vom Ministerium des Innern abhängig. Eine jede für städtische Zwecke zu machende Ausgabe unterlag der Bestätigung des genannten Ministeriums. Zweifellos würde sich die Stadt noch mehr entwickelt haben, wenn sie all dieser Schwierigkeiten enthoben gewesen wäre.

Man wundert sich in uneingeweihten Kreisen darüber, warum Lodz noch keine Wasserleitung, Kanalisation und andere städtische Wohlfahrtseinrichtungen besitzt. Besitzt die Stadt doch mit ihren über eine halbe Million zählenden Einwohnern bis jetzt noch nicht einmal ein eigenes städtisches Hospital. Doch jene uneingeweihten Kreise, besonders die vielen nach dort kommenden Ausländer, haben nicht die geringste Ahnung davon, welche große Anstrengungen und Mühe es gekostet, all die vielen Wohlfahrtseinrichtungen, die Lodz jetzt schon besitzt, zu schaffen. Nur der Energie, dem Fleiß, der Ausdauer und vor allem der großen Opferwilligkeit der Lodzer Bürgerschaft ist es zu verdanken, daß Lodz heute schon verschiedene großangelegte Wohlfahrtseinrichtungen besitzt.

Die Einrichtungen sind alle aus von der Bürgerschaft gespendeten Geldmitteln geschaffen worden. Die zahlreichen, unter der Aegide des christlichen Wohl-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tätigkeitsvereins stehenden Institute sind zu erwähnen, wie das Armenhaus, die Irren- und Nervenheilanstalt „Kochanówka", die Handwerksschule, die Kinderbewahranstalten, das Nachtasyl und der Arbeitssaal, das unentgeltliche Ambulatorium, die Wöchnerinnenanstalt usw., ebenso auch die Institutionen des Israelitischen Wohltätigkeits-Vereins. Der Staat hat zu allen diesen Institutionen nicht einen Groschen hergegeben.

Das heutige „polnische Manchester" zählt über 550 000 Einwohner, die sich der Zahl nach aus Polen, Deutschen, Juden, Russen, Oesterreichern, Balten, Letten 2c. zusammensetzen. Wenn auch die Völker hier bunt durcheinandergewürfelt sind, so ist doch von einem Nationalitäten-Haß oder -Zwietracht nicht ein Hauch zu merken. Friedlich arbeiten die Polen und Juden in den großen Manufakturen zumeist unter deutscher Leitung mit den übrigen zum Teil slawischen Völkern Hand in Hand. Die polnische Bevölkerung bildet den eigentlichen Stamm der Arbeiter, während gut vier Fünftel der jüdischen Bevölkerung Kleinhandel, davon wieder ein großer Prozentsatz den in Rußland unausrottbaren Straßenhandel treiben. Trotz der von den deutschen Großindustriellen geschaffenen Wohltätigkeitsinstitutionen gibt es in Lodz noch unbeschreibliches Elend. Ein Gang durch die Nikolajewska, vorüber an der katholischen Kirche lehrt uns, wieviel Mütterchen Rußland für seine armen Landeskinder tut: auf dem Bürgersteig liegen Epileptiker, Sieche, Krüppel und Idioten und flehen um Almosen.

Die Beschießung der Stadt bei der Einnahme am 6. Dezember v. Jrs. durch unsere deutschen Truppen hat wohl auch der Zivilbevölkerung Wunden geschlagen. Doch möchten wir fragen: Fühlten sich die Bewohner unter der früheren russischen Regierung, die kein frohschaffendes Volk sehen konnte, weil sie allen Grund hatte, sich vor dem freien Geist, dem starken Willen und der reinen Gesinnung zu fürchten, vielleicht sicherer als unter jetziger deutscher Zucht und Ordnung?

# Das russische Wesen

Von Nachum Goldmann

Von allen Gegnern, die gegen Deutschland stehen, ist Rußland unserem Verstehen am fernsten. Wie sollen wir uns dem Rätsel nähern? An Hilfsmitteln ist kein Ueberfluß. Sucht man in der westeuropäischen Literatur nach Vorstellungen russischen Wesens, so findet man nur wenige, und auch diese wenigen bieten meist nur eine Karikatur, eine oberflächliche Skizzierung der äußerlich auffallenden Züge der Russen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So gewinnt ein Buch jetzt besonderes Interesse, das bereits längere Zeit in deutscher Sprache vorliegt. Die Uebersetzung des Romans: „Mit den Augen des Westens" von Joseph Conrad (im Verlag Albert Langen). Conrad ist ein englischer Schriftsteller; doch sei gleich bemerkt, daß er ein Kind polnischer Eltern ist, und so schon seiner Abkunft wegen nicht in die Klasse jener seichten, teils banal humoristischen, teils unausstehlichen moralischen Backfischerzähler einzureihen ist, die heute den beachteten Typus des englischen Romanciers darstellen. Schon der tiefe psychologische Blick, der Conrad auszeichnet, hebt ihn hoch über den Durchschnitt seiner englisch schreibenden Kollegen, denen ja nichts eigentümlicher ist als ihre völlige Verständnislosigkeit für jegliche fremde, nicht englische Wesensart.

Der Roman enthält die Geschichte eines jener zahlreichen Spitzel der russischen Geheimpolizei, die in ihrer meist äußerst komplizierten Psychologie eine der interessantesten Menschengruppen Europas bilden. Die Geschichte selbst ist in wenigen Worten erzählt. Sie spielt in den Tagen der russischen Revolution. Der Student Rasumoff, der Held des Romans, findet eines Tages in seinem Zimmer einen Studiengenossen Haldin, den er von früher her flüchtig kennt. Haldin erzählt ihm, daß er soeben den Minister de P. mit einer Bombe getötet habe und nun, schutzsuchend, zu ihm geflüchtet sei, da er ihn als edlen und mutigen Charakter kenne. Rasumoff geht hin und verrät Haldin der Polizei. Sodann tritt er in die Dienste derselben als Spitzel, und kommt in dieser Eigenschaft nach Genf, dem Sitze der revolutionären Komitees. Dort begegnet er der Schwester Haldins, und vor der Reinheit dieses Mädchens regt sich sein Gewissen, bis er ihr schließlich alles beichtet und auch dem revolutionären Komitee seinen Verrat gesteht. Damit hat der Roman eigentlich sein Ende erreicht; daß Rasumoff von einem Mitglied des Komitees zu einem tauben Krüppel geschlagen, von der Straßenbahn überfahren wird und dann elend und unglücklich irgendwo in Rußland fortlebt, ist für die Handlung selbst bedeutungslos.

Was dem Roman seinen Wert verleiht, ist die Darstellung des Seelenlebens Rasumoffs, die in ihrer Tiefe über das einzelne Individuum hinaus sich zu einer Milderung des russischen Wesens überhaupt erhebt. Es ist bewundernswert, wie Conrad die russische Natur erkannt hat. Dabei beobachtet er alles bewußt „mit den Augen des Westens".

Rasumoff ist der Typus des Russentums, das bei allen individuellen Verschiedenheiten der einzelnen, doch in jedem Russen unmittelbar zum Ausdruck gelangt, dies ist sein Grundzug, die innere Haltlosigkeit, der Mangel jeglicher unwandelbarer Grundlage des inneren Seins. Man kann Rasumoff nicht als Verbrecher, nicht schlechthin als gemeinen Menschen ansehen. Die Beichte, die er der Schwester des verratenen Freundes ablegt, zeugt von den edlen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Keimen. Er begeht den Verrat nicht aus Schlechtigkeit, aus Niedertracht, sondern aus Haltlosigkeit. Er taumelt von einem Extrem ins andere. Vom Augenblicke, da er Haldin in seinem Zimmer vorfindet, bis zur Stunde, da er ihn verrät, ist sein seelischer Zustand ein unaufhörlicher Wechsel der Stimmungen, Empfindungen und Entschlüsse. Bald will er Haldin retten, bald kommt ihm der Gedanke, ihn zu töten; eben beschließt er noch, zu seinen Füßen zu fallen, ihm zu gestehen, daß er vorhatte, ihn zu verraten und mit ihm enge Freundschaft zu schließen, im nächsten Augenblicke nimmt er einen Wagen und fährt zum Prinzen K., um den Verrat zu verüben. Und dazwischendurch eine Reihe philosophischer Betrachtungen, ein Spintisieren über Rußland, das Leben, die Revolution, auch dies typisch für den haltlosen Russen, der in den wichtigsten Augenblicken seines Lebens, da ein anderer nur auf Entschlüsse und Taten sinnt, zum Philosophen wird. Man denke an die russischen Revolutionäre, die einige Wochen nach Ausbruch der Revolution, als die ersten kleinen Erfolge errungen waren, bereits in die heftigsten Debatten über die einzelnen Systeme des Sozialismus eintraten, sich so mit der Bourgeoisie verfeindeten und ihre Partei zerklüfteten. Auch nach dem Verrat und im Spitzeldienst währt das Schwankende, Haltlose. Und schließlich die Beichte: sie ist nicht das Ergebnis eines inneren moralischen Entschlusses, sondern entspringt dem unüberwindlichen Drange eines Augenblicks; einige Stunden vorher hatte er noch seinen Geheimbericht an die Polizei abgesandt. Kurzum: der Eindruck, den dieser Mensch auf den Westeuropäer macht, ist der, daß sein ganzes Leben, sein Größtes und Heiligstes von Zufällen, von unberechenbaren Stimmungen abhängt. Derselbe Rasumoff hätte ebensowohl Revolutionär wie Spitzel werden, hätte ebensowohl Minister töten, wie Revolutionäre verraten können; es fehlt ihm an jeglicher innerer Grundlage; nicht einmal ein Schurke vermag er zu sein.

Dieser Grundzug läßt sich noch anders ausdrücken, wie es Conrad formuliert hat. Das Schlüsselwort für Rasumoffs Seele — sagt er — ist: Zynismus. „Und Zynismus ist das Kennzeichen für die russische Autokratie und die russische Rebellion. Zynismus spricht aus den Erklärungen ihrer Staatsmänner, aus den Theorien ihrer Revolutionäre und aus den mystischen Prophezeihungen ihrer Lehrer, in dem Grade, daß die Freiheit als eine Art Ausschweifung erscheint und die christlichen Tugenden selbst fast unanständig". Das Extreme der russischen Kultur, die russische Seele enthüllen sich: jenes Pendeln von finsterster Autokratie zu verbrecherischem Anarchismus, von starrster Orthodoxie zu fanatischem Religionshaß.

Dazu kommt noch ein weiteres. Miß Haldin meint einmal zu einem Westeuropäer: „Sie gehören einem Volke an, das einen Pakt mit dem Schicksal abgeschlossen hat und nun nicht dagegen verstoßen möchte. Wir aber haben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keinen Pakt abgeschlossen". Dies ist das Geheimnis des Russentums. Es hat noch keinen Pakt mit dem Schicksal abgeschlossen, anders gesagt: es hat sich mit dem Leben noch nicht abgefunden, es hat noch keine Stellung zu ihm genommen. Es ist bereits aus dem Stadium des Primitiven herausgetreten, aber noch nicht auf das Niveau des Kulturmenschen gelangt, dessen elementarstes Bedürfnis und Kennzeichen eben dies ist: sich mit dem Leben auseinanderzusetzen. So hat der Russe eigentlich auch nie eine Welt- und Lebensanschauung. Er vertritt wohl stets eine Summe von Ideen, aber ihnen fehlt, um Weltanschauung zu sein, das Wesentliche: ihr Verknüpftsein mit dem Menschlichen, ihre Bestimmtheit durch den Charakter dessen, der sie vertritt. Alle große Ideen, die der Russe verkündet, sind von anderen übernommen, ihm wesensfremd. Er selbst hat nur eine einzige, ihm adäquate Weltanschauung geschaffen, jene, die sich in dem russischsten aller russischen Worte (und darum auch unübersetzbaren) zusammenfaßt: nitschewo (nichts). Nitschewo! Alles ist nichts: Gewissen, Ehre, Freiheit, die heiligsten Begriffe europäischer Kultur: nitschewo. Diese Weltanschauung, uns bekannt unter dem Namen des Nihilismus, ist diejenige, die aus allen anderen, die der Russe vertritt, herausschaut und deren eigentlichen Kern ausmacht. Ob er orthodox oder atheistisch, ob reaktionär oder revolutionär ist, bei allem und vor allem ist er Nihilist. Nihilismus aber bedeutet, auf seinen letzten Inhalt zurückgeführt, nichts anderes als die absolute Verachtung des Lebens.

Nihilist sein heißt, die heiligsten Dinge des Lebens mit einer Geste zynischer Verachtung abtun. „Ich glaube mitunter, — meint Conrad — daß das psychologische Geheimnis der Grundverschiedenheit dieses Volkes darin liegt, daß sie das Leben verachten". Damit ist aber schon gesagt, daß das Wesen des Russen im tiefsten Grunde unmoralisch ist. Das russische Nitschewo ist die Verneinung aller Sittlichkeit.

## Von Dostojewski

### (nach seinen Briefen)

Dies war ein Leben voller Angst und Pein, Hast, Not und Qual. Seelisch und körperlich leidend wütet ein armer, mißtrauischer, sehnsüchtiger, innerlich gehetzter Mann umher.

Die Frühjahre seines Lebens verbringt er bald ohne Mutter, vaterfremd und mittellos.

Schon jetzt ist er in eine weit unterlegene Umgebung eingesperrt, die ihn nie begreifen kann. Gegen die Schatten seines Charakters hilft keine beschwörende Reflexion. Rasch entfliehen viele Träume und Zukunftshoffnungen. Er sieht ein, daß er unabhängig sein muß, verläßt das Militär und wird Schriftsteller, um nun gerade in noch schlimmere Not zu geraten.

Man gibt ein Uebel auf, aber sofort stellt sich irgend ein Neues ein.

Das Geld zwingt ihn zur hastigen Arbeit und zur Demütigung vor Verlegern, denn der Hunger wartet nicht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und dann überwältigt ihn stets das Martergefühl: die Welt und die Menschen sind langweilig, Arbeit ist ein Fluch, die Aussicht auf Aenderung gering und am Ende steht nur der Tod.

Das Leben zeigt heute seinen Rücken, auf dem Schlangen wimmeln, morgen strahlt es wie die Königin von Saba.

Die ersten Arbeiten erregen Widerspruch, aber die Begeisterung ist stürmischer. Der junge Dichter läßt sich von den Wellen des Glücks tragen. Er hat kurze, frohe Tage. Die zerrütteten Nerven sind vergessen. Mit Leichtigkeit überwältigt er viele Ideen. Er kann hoffnungsfroh in Zeitschriften rebellieren und sein Programm der analytischen Kunst verkünden.

Aber es geht wie in seinen Romanen: auf wenige knappe Seiten, in denen alle Gipfel der Menschenkunst enthüllt werden, folgen hundert und mehr langweilige, gequälte, störrische, müde, nervös fahrige Blätter. Ohnmächtig bäumt sich jemand auf.

Er fühlt seine Unrast, Unzufriedenheit und Unfertigkeit. Um sich vor sich selber zu retten, überstürzt er die Arbeiten, betäubt sich und schreit in dieser Wüste verzweifelt nach Ruhe.

Obwohl er mit dem Herzen gar nicht beteiligt ist, wird er in revolutionäre Umtriebe verwickelt und in die Festung gebracht.

Der Regen schlägt ewig gegen das kleine Fenster. Alle Tage sind einsam und düster. In schlaflosen Nächten quält diese ungewisse Angst. Irgend etwas will sich entladen, aber die äußern Eindrücke fehlen und machen jede Komposition unmöglich. Ach diese innere Leere und dies verzweifelte Wollen. Die Verwandten, meint er, hätten ihn verlassen, und nur einige Male hat der Himmel ein Einsehen und zeigt ein heiteres Fleckchen, von dem Gesundheit und Laune eines Weltgefangenen abhängen. In den Abendstunden gibt man ihm sogar eine Kerze. Aber was wird nun?

Plötzlich wendet man das Blatt und liest, er habe zum Tode verurteilt auf dem Semjonower Platz in Petersburg gestanden. Der nächste Brief datiert fünf Jahre später.

Ein anderer Mensch spricht in diesem furchtbar ernsten, objektiven Schreiben. Alles, was war, scheint nur Unreife. Der Tod mußte kommen und einen Mann vollenden, einen unerbittlichen Weltenernst heraushämmern und nur zur Klarstellung von Sachlagen zwingen. In diesen Jahren kommt Dostojewski zu sich selbst.

Sie schleppen ihn gekettet nach Sibirien und sperren ihn ins Zuchthaus. Dort im tiefsten Elend, im schmutztriefenden, engen, kalten, modrigen Raume, in letzter Verlassenheit, in Furcht vor Peitschenhieben, unter Krämpfen, im Gewimmel von Einbrechern, Aufrührern und Mördern leuchtet die Idee seines Lebens auf.

Allen, die in der Finsternis über die Erde rasch hinirren müssen, gibt das Leben ironisch tröstend eine Idee oder einen Beruf. Wer zaudert, wird nach Umständen zum Hamlet oder Peer Gynt, vielleicht aber erzählt er sich im Alter nur Zoten wie Flauberts François. Wer gar nichts ergreift, wird zum Mörder oder Selbstmörder.

Dostojewski's Idee ist das russische Volk. Kunst allein ist ihm zu gering. Das ganze traurige, trostlose, unbefriedigte Leben des Volkes zieht dumpf vorüber, und er forscht in seinen unbekanntesten Tiefen. Hier unter der Hefe trifft er edle Menschen, für die sich eine Arbeit lohnt. Und diese Aufgabe ergreift er mit einem ungeheuren Ernst und einem barbarischen Fanatismus, einer verhaltenen, überwältigenden Liebe, einer hadernden



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ungeduld, einer finstern Gewalt und einer starken Hoffnungsfreudigkeit. In Nacht, Schnee und Eis — fern von aller Kultur — in Ketten und Qualen wird ein christushafter Don Quijote geboren. Alle Dämmerung des Menschenlebens umfließt ihn, aber auch alle Weltenironie zuckt auf.

Die Idee zwingt ihn, zu verzeihen, die Idee beugt ihn vor der Regierung, die ihn doch gekettet in wütenden Schneesturmnächten verschleppte. Ohne diese Regierung, meint er, könnten die Slawen moralisch nicht erlöst werden. Daneben aber wächst sein Tatsachendrang und verwirft erbittert alle Theoretiker und Utopisten. Was stets verborgen brennt, ist die christushafte Liebe, welche Raskolnikow vor Sonja auf die Kniee zwingt.

Fortan arbeitet das Leben, sein Slawophilentum zu stärken. Die Tragikomik wird in die letzten Konsequenzen verfolgt. Nirgends konnte er so an Rußland gebunden werden wie im Ausland. Noch einmal erfährt er wie einst in der Festung, daß er ohne das slawische Milieu nichts schaffen kann. Meint es — aber er schreibt den „Idiot".

Seelisch, körperlich und materiell gepeinigt, führt er ein unstetes Dasein, verliert sein Kind, wird von Gläubigern gedrängt, bricht mit dem westeuropäisch gewordenen Turgenjew, verhöhnt den internationalen Sozialismus und hat das große Heimweh.

Er haßt die Aufklärung und unreligiöse Kultur Westeuropas, bekämpft den Atheismus und verkündet, ohne Glauben sei kein Nationalismus möglich. Die Kunst scheint ihn fast kaum noch zu interessieren. Alles gipfelt in der großen slawischen Frage, an deren nahe Zukunft er fest glaubt. „Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen" . .

Hinter ihm erhebt sich, von einer ausbeutungslüsternen Regierung gekettet, sein weites, russisches Land mit Elend und Not. Dunkel und rätselhaft soll es sich in die fernste Zukunft hineinrecken und nichts von seiner Eigenart preisgeben. In ihm liegt „Europas Abschluß".

Man kann Nietzsches Europäertum nicht fremder gegenüberstehen wie hier Dostojewski. Was verwirrt, ist nicht einmal sein bloßer Glaube an eine slawische Zukunft. Aber was unbegreiflich wirkt, ist dieser zähe Fanatismus, der sich fast besessen opfert, und es handelt sich doch nur um einen vorübergehenden Zustand. Auch die schönste Slawenzukunft muß einmal gleichgültigste Vergangenheit sein; und selbst wenn die Slawen einmal auf ihrer Höhe stehen, muß es dieselben Kämpfe geben, dieselben Enttäuschungen wie heute in westeuropäischen Reichen.

Was uns nahegeht, ist nicht dieser „Wahn", nicht diese Schwärmerei für die Orthodoxie.

Was uns nahegeht, ist sein Leid und sein Ernst, sein Wissen um schlimmste Not, seine Liebe und sein Mitleid.

Hier bricht alles Menschlichste durch und hier gehört er nicht rasch verschwindenden Bewohnern eines Erdenstücks, sondern der ganzen Welt.

Kurt Kersten

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 42.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Der Zankapfel des Vierverbandes

Von Adolf Abter, Hamburg

Als Lohn für seinen Treubruch sollte Italien nach Beendigung des Krieges Albanien zuerkannt werden. Der Dreiverband versprach damit den Italienern dasselbe, was es den Serben bereits zugebilligt hatte. Vielleicht in der ehrenvollen Hoffnung, daß diese beiden Staaten und wohl auch noch andere interessierte Mächte sich später um das großmütig „verschenkte" Albanien mit den Waffen auseinandersetzen würden. Denn weder England noch Frankreich wären von einer Vorherrschaft der Italiener in der Adria erbaut. So dachten die Herren in London und in Paris an einen Krieg zwischen den Adria-Mächten, bei dem sich die Beteiligten gehörig verbluten würden. Aber ein sicheres Zeichen der Schwäche des Dreiverbandes ist es, daß er Gebiete verspricht, über die er nicht gebieten kann, nur um neue Helfer zu gewinnen. Ja, sein ängstliches Suchen nach weiteren Bundesgenossen läßt ihn Versprechungen von Provinzen und Städten machen, die seinem Kumpan Serbien gehören.

Der geriebene Nikita und sein Gefährte Peter haben gemerkt, was ihnen nach einem für den Vierverband günstigen Friedensschluß mit den Zentralmächten blühen würde. Und sie sind zur Selbsthilfe geschritten, indem sie ihre Truppen in Albanien einmarschieren ließen.

Albanien stand nach Beendigung des Balkankrieges schon einmal im Mittelpunkt der Interessen der europäischen Großmächte, jetzt scheint es zum Zankapfel des Vierverbandes zu werden.

Damals handelte es sich im Grunde um einen Streit zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien. Durch die Errichtung Albaniens zum selbständigen Staat mit dem Prinzen Wilhelm zu Wied als Herrscher wurde die Brennfrage vorläufig aus der Welt geschaffen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenn auch Durazzo als Zielpunkt andauernd mißtrauischer Blicke von der Donau und vom Tiber blieb. Mußten wir damals in der albanischen Frage gerüstet aufpassen, so können wir jetzt, wenn auch gerüstet, so doch auch mit innerlichem Behagen zusehen, wie unsere verbündeten Feinde Italien, Serbien und Montenegro sich über Albanien in einen scharfen Gegensatz bringen, der vielleicht ungeahnte Folgen bringen könnte. Und auch Griechenland dürfte dabei engagiert werden.

Die Deutschen, die Oesterreicher, die Italiener und auch die Rumänen sprechen in Durazzo von sich als Europäern, während sie die Albanier mit dem Sammelnamen „Eingeborene" bezeichneten. Darin liegt der Unterschied zwischen zwei Welten. In der Tat: Albanien, Land und Leute, können kaum zu Europa zählen. So weit ist dort noch alles im Rückstand. Das Land ist ein verkarstetes Bergland mit vielen Sümpfen an der Küste. Das Volk ist zersplittert in viele kleine Stämme, unter denen konfessionelle Uneinheitlichkeit herrscht. Die östlichen Albaner sind Mohammedaner, die mittleren Katholiken, im westlichen Albanien mischen sich beide Bekenntnisse, die südlichen sind orthodox. Es kommt hinzu, daß das Volk in seiner breiten Masse von einer kaum zu überbietenden Dummheit und Trägheit ist, dafür ist es hinterlistig und gewalttätig. Ein Land, in dem die wenigen zum Getreidebau tauglichen Gebiete von den Frauen bestellt werden, während die Männer die Haus- und Küchenarbeiten besorgen. Die polnische Unsauberkeit ist berühmt und berüchtigt, sie wird aber von der albanischen weit in den Schatten gestellt. Einschließlich des Ungeziefers. Natürlich gibt es unter den Albanern Menschen, die es mit manchem gebildeten Europäer aufnehmen können. Aber das sind wirklich verschwindend wenige Erscheinungen. Diese gebildeten Albanier haben ihre Kenntnisse in der Türkei oder in Wien, manchmal auch in Paris und London geholt. Da sie noch dazu über ziemlich große Geldmittel verfügen, ist es kein Wunder, daß sie sich bald zu Herrschern über die wenig intelligenten, armen Landleute machten. Sie haben ihre Stämme, über die sie ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bieten können, wie sie wollen, und die ihre Befehle in stumpfer Ergebenheit jederzeit befolgen.

Solch ein Herrscher ist Essad Pascha. Mit verschlagener Intelligenz ausgerüstet, Besitzer eines großen Vermögens, dazu geschmeidig und gewandt im Auftreten, auch fest und sicher, wenn es sein muß, verstand er es, nachdem er sich durch seinen Verrat von Skutari im Balkankrieg auf türkischem Boden nicht mehr blicken lassen durfte, mächtigen Einfluß in Albanien zu gewinnen. Sein ehrgeiziger Plan ging dahin, König von Albanien zu werden. Nikita von Montenegro hatte ihm als Lohn für die Uebergabe von Skutari diesen Posten garantiert und ihm jede Hilfe hierfür zugesagt.

Als Prinz Wilhelm zu Wied als Bewerber um Albaniens Herrscherthron auftrat, hat man ihm unzweideutig die Schwierigkeiten geschildert, die er im Lande haben würde, in dem Essad Pascha nach der Krone strebte. Man warnte ihn vor diesem modernen Borgia. Aber der Prinz glaubte mit Essad fertig zu werden, indem er ihm eine prächtige Phantasie-Uniform schenkte und ihn zum Kriegsminister der — nicht vorhandenen — albanischen Armee ernannte. Wahrscheinlich ist, daß dem Prinzen außer der zugesagten Unterstützung von Wien und Rom von dem ihm verwandten rumänischen Königshause ein besonderer Rückenhalt versprochen wurde. Aus rumänisch-egoistischen Gründen. Eine albanische Deputation mit Essad Pascha an der Spitze kam nach Neuwied und trug dem deutschen Prinzen den Mbret-Titel an.

Die Verhältnisse, die der Prinz in Albanien antraf, und die Entwirrung sind noch in frischer Erinnerung. Jedenfalls steht fest, daß Essad Pascha, der Kriegsminister, Berater und Freund des Mbret, die Bewegung der Aufständischen ins Leben rief und sie von Durazzo aus leitete. Die Oesterreicher hatten sein Doppelspiel erkannt und erzwangen vom Fürsten seine Festnahme, die bei Nacht und mit Kanonen und Gewehren erfolgte. Man wollte den Verräter erschießen, was für die friedliche Entwickelung des Landes das Vorteilhafteste gewesen wäre. Aber dagegen wehrte



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich Italien, und Oesterreich-Ungarn gab, wie so oft, nach. Man setzte Essad in Italien an Land und ließ ihn frei, nachdem er sein Ehrenwort gegeben hatte, Albanien nicht wieder zu betreten. Man bedenke: Essad Pascha, Ehrenwort und italienische Regierung! Kaum drei Wochen später leitete Essad im Lager der Aufständischen zu Tyrhana die Belagerung von Durazzo persönlich.

Ein anderer Mann, der zur Herrscherzeit des Prinzen zu Wied oft genannt wurde, ist Prenk Bib Doda. Ihm ist viel Unrecht geschehen, denn die europäischen Zeitungen nannten ihn einen Mordbrenner und Erpresser. In Wirklichkeit war er dem Mbret im Grunde seines Herzens zugetan. Prenk Bib Doda ist ein Prinz aus altem albanischen Geblüt. Er beherrscht außer den Balkansprachen vollständig die englische und französische Sprache. Verschiedene Male rüstete er mit eigenen Mitteln ein Heer aus, um dem bedrängten Wilhelm von Durazzo zu Hilfe zu eilen. Diese Heere raubten und brandschatzten auf ihren Märschen die Dörfer der Aufständischen und ließen Bib Doda im Stich, wenn er nicht mehr zahlen wollte. So kam es, daß er sich mehrfach an den Fürsten um Geld wenden mußte, und die Zeitungen berichteten darum von ihm als Erpresser. Auch für das Rauben und Brennen ist er nicht verantwortlich zu machen, das sind Nationaleigenschaften des albanischen Volkes. Schließlich glückte es dem Prenk, ein paar hundert Kossowaleute nach Durazzo zu bringen. Er selbst genoß in der Residenzstadt Durazzo großes Ansehen. Wenn er durch die Straßen schritt, groß, korpulent, müde, auf dem linken Auge blind, europäisch gekleidet, in den Händen einen Perlenkranz, gefolgt von drei bis an die Zähne bewaffneten Kawassen in Landestracht; dann grüßte ihn jedermann ehrerbietig. Und als er krank im Bett lag, gingen die Eingeborenen auf leisen Sohlen an seinem Haus vorüber.

Die Deutschen und Oesterreicher waren sehr beliebt in der Stadt, während man gegen die Italiener, Franzosen und Rumänen Mißtrauen empfand. Oesterreichisches Geld nahmen die Händler gern, Kaiser Franz Joseph galt bei ihnen als „guter Mann",

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

italienisches und französisches Geld konnte man nur mit großem Verlust wechseln. Jetzt ist es in Albanien wieder international geworden. Die Italiener haben Valona besetzt, die Montenegriner Skutari, die Serben Durazzo. Nikita erklärte seinem Schwiegersohn auf dem italienischen Königsthron, der Einmarsch nach Albanien sei nur provisorisch und zum Schutze gegen bedrohliche Albanereinfälle in sein Land erfolgt. Peter von Serbien gab die gleiche Erklärung hinsichtlich des von ihm besetzten albanischen Gebietes ab. Aber gleichzeitig ließen sie in Skutari und Durazzo ihre Oberhoheit verkünden. Daraus geht deutlich hervor, daß Montenegro und Serbien nur mit Gewalt aus den von ihnen besetzten Gebieten wieder zu verdrängen sind.

Diese Schritte der beiden Balkanstaaten lassen wiederum erkennen, daß ihre großen Bundesbrüder England, Frankreich und Italien sich in so bedrängter Lage befinden, daß sie schwerlich genügend Truppen nach Albanien senden können, um die Eindringlinge zu vertreiben. Denn hätten Serbien und Montenegro sonst wohl das albanische Abenteuer unternommen? Kommt hinzu, daß Rußland seine Mitwirkung an der italienischen Aktion gegen Serbien und Montenegro, der sich England und Frankreich angeschlossen haben, verweigert.

Besonders beachtenswert ist die griechische Politik in Albanien. Sie ist für die breite Oeffentlichkeit zurückhaltend, aber desto wirksamer. Der Epirus wimmelt von griechischen Truppen.

Essad Pascha ist nach Rom gereist, um dort mit Salandra und Sonnino die albanische Frage zu besprechen. Er wird, haßerfüllt gegen König Nikita, darauf dringen, daß der albanische Knoten mit scharfem Schwert gelöst wird.

Eine blutige Tragödie wird es in und um Albanien geben. Die Zentralmächte werden vorläufig schadenfrohe Zuschauer bleiben. Aber nur vorläufig.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Ein Brief aus England

Mitgeteilt von Levin L. Schücking

Der nachfolgende Brief aus England entstammt der Feder eines ungewöhnlich gebildeten und deutschfreundlichen Engländers, der Mitglied der I. L. P. (Independent Labour Party) ist. Er kann auf ein gewisses Interesse bei uns einmal durch die scharfe Beleuchtung der herrschenden Gegensätze in Meinungen und Maßnahmen, dann durch die tatkräftigen Bestrebungen des Verfassers rechnen, dem infamen Lügenfeldzug gegen uns entgegenzuarbeiten, wenn auch diese Anstrengungen nicht um Deutschland, sondern um der Wahrheit willen gemacht werden. Die Ausführungen des Briefes bestätigen von neuem, daß der Haß gegen das ganze englische Volk bei uns insofern auf unzureichende Kenntnis der Dinge beruht, als eine kleinere Partei auch dort — im Gegensatz zu Frankreich — nicht aufhört, die Sache des Rechts zu verfechten. Freilich ist das mehr volkspsychologisch interessant als im gegenwärtigen Augenblick politisch wichtig. Denn die derzeitige englische Regierung ist von dieser Parteirichtung völlig unberührt und dem Geiste nach dieselbe, die, während sie äußerlich von Friedensliebe triefte, durch die Verbindung mit der französischen Revanche- und der russischen Ausdehnungsidee seit Jahren eine Politik betrieb, die früher oder später zum Kriege führen mußte. So wenig das Vorhandensein der I. L. P. und der „Union of Democratic Control" gegenwärtige politische Entschlüsse bestimmen kann, so sind sie doch wichtig und im Auge zu behalten, weil sie als eine Art von Sauerteig möglicherweise einmal die politische Waffe in England durchdringen könnten und weil ihre Ziele, die in einem europäischen Staatenbund und der Abschaffung der jetzigen Art von Diplomatie beruhen (die, wie der Schreiber dieses Briefes sich treffend ausdrückt, „sich gewöhnt hat, sich in nichts anderem als in den Denkformen der „nationalen Ehre" und Machterweiterung zu bewegen") von vielen auch bei uns geteilt werden. Freilich ist die Hoffnung auf entscheidende Fortschritte der Bewegung auch in England vorerst nicht groß. Die ihr nahestehende Wochenschrift „The Herald" veröffentlichte am 8. Mai eine Anzahl Antworten auf die Frage: „Was würden unsere Bedingungen sein, wenn wir siegten?" In ihrer Antwort betonen die Webbs, daß beim Friedensschluß zu fürchten sei, daß einige Regierungen doch alles andere eher zugeben würden, als eine internationale Einrichtung, die in Zukunft Kriege unmöglich mache. Haben sie dabei anscheinend

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehr die Zentralmächte im Auge, so zeigt doch die gleich mitabgedruckte Antwort von Wells, wie das fanatische Jingotum selbst der Intellektuellen im eigenen Lande jede Zukunftslösung auszuschließen droht, denn nach mehr als 3/4 Jahren Krieg hat sich Herr H. S. Wells noch immer so wenig auf sich selbst besonnen, daß er fortgesetzt mit einem großen Pinsel in der Weltkarte herumfährt. Polen, Elsaß-Lothringen, Schleswig und Böhmen (das er anscheinend für eine deutsche Provinz hält) sollen uns abgenommen werden, Belgien soll eine Grenzberichtigung erfahren und entschädigt werden, Italien, Serbien, Bulgarien und Rumänien — warum fehlt Griechenland? — sollen ergänzt werden und Rußland den Weg ins Mittelmeer haben. Die deutsche Flotte soll endgültig vernichtet werden und — dies hört man zum erstenmale: die deutschen Kolonien, die „wie Dornen schwärender Intrigue in den Flanken des englischen Weltreichs sitzen", (!?) müssen beseitigt werden. Der „Krupp-Kaiserism" muß verschwinden. Der Schriftsteller Wells zeichnete sich früher durch die ungewöhnliche Vereinigung scharfer Kritik mit kühner Phantasie aus. Die erstere scheint seit dem 4. August völlig in Verlust geraten zu sein und die letztere völlig ihre Stelle auszufüllen. Aber wenden wir uns von dem Kriegshetzer zum Friedensfreund:

. . . . „Der entsetzliche Krieg scheint sich noch lange hinzuziehen und einer seiner schlimmsten Züge ist, daß sich die Leute an ihn gewöhnen — langsam und unbewußt werden sie brutalisiert, obgleich sie gerade in vielen Fällen das Gegenteil behaupten. Unter dem verhüllenden Mantel des Patriotismus bringt hier der Krieg jede Art von Gemeinheit und Schlechtigkeit heraus — mehr als genug um die „heroischen" Eigenschaften der Selbstaufopferung usw. usw. aufzuwiegen, die er angeblich hervorruft. Auch ist es fürchterlich, sich vorzustellen, daß wir (die Völker) doch nach dem Friedensschluß mit der ungeheuren Erbschaft von Haß und Bitterkeit weiter zusammenleben müssen, die dieser Krieg ganz sicher hinterläßt, besonders leider Gottes, zwischen gerade den zwei Völkern, die sich am befreundetsten sein sollten, angesichts dessen, daß das eine so viel vom andern lernen kann.

Jetzt werden die schrecklichen Früchte des jahrelangen Feldzuges zur Einflößung von Furcht, Mißtrauen und Bitterkeit, den die Harmsworth-Presse gegen Deutschland geführt hat, nur allzu ersichtlich. Es ist fürchterlich, wenn man sich vorstellt, daß Lord Northcliffe (Harmsworth) 49 verschiedene Zeitungen und Zeitschriften in verschiedenen Teilen des Landes in seiner Hand hat, die alle, soweit möglich, denselben Gedanken Ausdruck geben. Unsere Presse ist als Ganzes ein Hohn auf die Intelligenz eines denkenden Menschen und jetzt ist die Zensur auch noch außerordentlich streng. Wenn man nicht, wie ich es fertig bringe, einige neutrale (Schweizer und Schwedische) Zeitungen liest, ist es beinah hoffnungslos, sein Gleichgewicht zu behalten, langsam aber

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unausbleiblich kommt die Wirkung zu stande, wie von Wasser, das auf den Stein tropft, die beständige Flut von Lügen und Unterdrückung des Wahren, die verstümmelten Nachrichten, die Bitterkeit des Tones müssen diesen Erfolg haben. Man sieht wie Leute, die durchaus entgegengesetzt gerichtet sind, allmählich von den vorherrschenden Gefühlen beeinflußt werden, auch wenn sie es selbst nicht zugeben. Es ist ganz ungeheuer schwer, gerecht und unvoreingenommen zu bleiben, und obgleich eine Gegenwirkung kommen muß, so scheint es doch schrecklich lange zu dauern, bis sie eintritt. Wie ich Ihnen schon sagte, sind unsere führenden Männer der Feder und Intellektuellen fast ohne Ausnahme von der Strömung weggerissen und die Massenpsychose scheint tatsächlich eine Krankheit zu sein. Lowes Dickinson und H. N. Brailsford sind beinahe die einzigen bekannten Autoren, die etwas gegen die Strömung von Chauvinismus und Haß unternehmen. Beide, zusammen mit einigen wohlbekannten Sozialisten und Radikalen, arbeiten für die „Union of Democratic Control". Das Traurigste ist, daß in vielen Fällen der wahnsinnige, gedankenlose Haß vom Erhabenen ins Lächerliche übergeht und vollkommen kindisch wird, wie bei einigen unserer Universitätsprofessoren und bekannten Sozialisten wie Blatchford und Hyndman. Der Kern der Unabhängigen Arbeiterpartei ist ganz klar und entschieden in seinen Anschauungen über die ganze Sache. Aber sogar hier hat es Spaltungen gegeben und viele Mitglieder kämpfen jetzt, um den Militarismus zu zerstören. Für mich ist das Leben ziemlich schwierig, da es eine beständige Aufeinanderfolge von Auseinandersetzungen und Streitereien über Deutschland und die Deutschen ist. Sie können sich vorstellen, daß ich beständig wie ein wildgewordenes Stachelschwein gegen die Leute bin, mit denen ich arbeiten und leben muß.

Dieser Krieg hat ganz gewiß die letzten Reste von nationalem Patriotismus zerstört, die ich noch besaß. Etwas was so krankhaft ist, bedeutet mir jetzt nichts mehr und ich stimme mit Lessing überein: Der Patriotismus ist nichts als eine heroische Schwäche, und ich bin froh, daß ich ihn loshabe. Wie Goethe von den Franzosen sagte: ich kann die Deutschen, denen ich so viel verdanke, nicht genug hassen, um patriotisch zu sein. Eben jetzt schreibe ich einen Aufsatz, um zu zeigen, daß jeder einzelne Zug der Deutschen oder jede Handlung von ihnen in diesem Krieg, die besonderen Haß oder Beschimpfungen in unserem Lande hervorgerufen haben, seine Parallelen auf den Stolz unserer Regierung oder Nation hat. Nicht mehr als 4 oder 5 Zeitungen in dem ganzen Lande hier gibt es, die wirklich frei und gerecht sind und von ihnen ist keine eine Tageszeitung. Alle übrigen nehmen in verschiedenem Grade an der „Hetze" teil. Die „Daily News", vor dem Kriege immer glühend pazifistisch, ist jetzt durchaus übel, voll Unterdrückung von Tatsachen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und grober Uebertreibung. Trotzdem ist sie immer noch beinahe die beste liberale Tageszeitung, milde im Vergleich mit vielen andern. Das wichtigste in unseren Zeitungen ist natürlich die Unterdrückung jeder Art Nachricht oder Korrespondenz, die im geringsten Rußland oder der russischen Regierung abträglich sein könnte. (Dasselbe gilt von Japan.) Rußland ist plötzlich ein Land von Engeln, regiert durch Engel, geworden. Die Absicht dabei ist, den Blick der Oeffentlichkeit auf Deutschland zu bannen — sie zu entsetzen und einzuschüchtern auf jede mögliche Art und Weise, einzig in dieser Beziehung. Glücklicherweise haben wir in der „Unabhängigen Arbeiterpartei" eine Reihe von Autoren und Arbeitern, die unausgesetzt versuchen, die Dinge in der richtigen Perspektive erscheinen zu lassen und natürlich ist der Erfolg davon eine sehr bissige „Hetze" gegen uns .... Viele von uns halten Vorträge, denn trotz der Empörung in der Presse darüber ist die Redefreiheit noch nicht abgeschafft .... Die offiziellen Friedensgesellschaften (es gibt verschiedene) sind, was den Krieg angeht, gespalten und tun nichts als nichtssagende Resolutionen über die Verwerflichkeit des Kriegs im Allgemeinen zu veröffentlichen. Der Sekretär einer der führenden Verbände, der dreißig Jahre lang als Pazifist wirkte, ist ein vollkommener Jingo geworden, ein ausgesprochener Imperialist und wütender Anti-Deutscher. Einige der aufrichtigeren Pazifisten haben einen Ausschuß gebildet, um eine Aussprache über die Kriegsfrage hier in London herbeizuführen. Aber wir werden wohl damit bis zum Herbst warten müssen und bis dahin, allem Anschein nach, wird es wieder Tausende mehr von Verstümmelten, Verkrüppelten und zu Grunde gerichteten geben, von den bloß Hingemetzelten abgesehen. Es ist nahezu unmöglich, die Leute die absolute Blödsinnigkeit und Nutzlosigkeit des ganzen Krieges einsehen zu machen. Sonst ganz klare Köpfe bleiben dabei, ihn heroisch zu finden. Am lächerlichsten von allem (wenn sie nicht so tragisch wäre in ihrer hoffnungslosen Kindischkeit) ist natürlich die Geistlichkeit. Aber sicher ist sie das in allen Ländern. .... Es scheint mir doch, daß die Friedensbewegung in England stärker ist als anderswo. Unsere Redefreiheit ist ganz sicher ein unschätzbares Aktivum, obgleich auch sie freilich verloren gehen kann .... Hier ist eine starke Bewegung in der Entwicklung, die die Regierung zwingen will, zu erklären, was ihre Friedensbedingungen sind und wofür unser Land überhaupt kämpft. Das ist natürlich von großer Bedeutung, da jeder bloße Schluß mit dem Krieg — Feldzug, gegenwärtig hoffnungslos wäre, hier wie anderswo. Morel, ein Mann von großer Fähigkeit und Energie und Trevelyan, der sein Amt im Ministerium niederlegte, arbeiten unermüdlich. Trevelyan ist schon aufgefordert worden, deshalb seinen Parlamentsitz aufzugeben. Ich sprach heute mit ihm und er sagte, er würde sich kaum vorstellen können, wie er noch leben sollte, wenn er nicht für die Sache des Friedens arbeitete.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es scheint unerhört, daß die beiden größten Völker des Westens jetzt sich wie unartige Kinder über die Behandlung ihrer Gefangenen herumzanken, von „Gegenseitigkeit" und „Repressalien" reden und alle Prinzipien der Gerechtigkeit und des Anstandes vergessen zu haben scheinen. Sie schämen sich tatsächlich nicht, amerikanische Gesandte herbeizurufen, um herumzugehen und ihre Gefangenen zu besichtigen und über sie zu berichten. Ist das nicht zu entwürdigend und blödsinnig für Worte? Ich finde, daß die am anständigsten denkenden Leute im Ganzen die sind, die tatsächlich selber im Gefecht gewesen sind. Die unwissenden und feuerfressenden Journalisten dagegen sind hauptsächlich an dem jetzt überall kochenden Haß Schuld.

Bei dem Jahreskongreß der Unabhängigen Arbeiterpartei, wo freilich nur 240 Delegierte anwesend waren, die ungefähr 12 000 Mitglieder vertraten, herrschte eine außerordentliche Einstimmigkeit betreffs der Stellungnahme der Partei gegen den Krieg, nur 3 oder 4 waren anderer Meinung. Kein offizielles Hindernis wurde der Abhaltung des Kongresses in den Weg gelegt, freilich wurde uns im letzten Moment der Saal verweigert und wir mußten einen kleinen Raum benutzen, den uns die Honkonformisten in Norwich liehen.

# Spiegel

Von Dr. Siegfried Berberich

Im Traum glaubte Friedrich seinen Bruder aus dem Schützengraben heraussteigen zu sehen, und er fühlte plötzlich, wie sich ihm eine Gewehrkugel durch das Herz bohrte. Das ließ sein Herz — schneller schlagen, raubte ihm den Atem, und er erwachte. Da merkte er, daß er nur geträumt hatte — und konnte doch nicht mehr einschlafen. Denn er ärgerte sich, geträumt zu haben, daß sein Bruder getroffen worden war. Er rechnete sich das als eine Sünde an, obwohl er sich natürlich klar darüber war, daß er diesen Traum nicht mutwillig herbeigeführt hatte. Aber vielleicht glaubte er das nur, weil er es glauben wollte.

Plötzlich aber drängte sich ihm ein Gedanke auf, ein furchtbarer Gedanke, dessen er sich nicht mehr erwehren konnte, obgleich er nicht abergläubischer war, als wir normalen Menschen alle sind,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die wir uns so unsere Gedanken machen: solche, die wir kritisch prüfen und solche, die wir gerne ungeprüft passieren ließen und lassen, weil wir sie glauben wollen oder fürchten müssen. Weil als einziges Resultat ihrer Prüfung sich uns allemal unsere Menschenschwäche offenbart. Gedanken, denen man nachträumt, die uns erschüttern, als ob sie uns unergründliche Geheimnisse enthüllten, als ob sie den Schleier uns lüfteten, der von dem Wesen der Dinge uns trennt. Gedanken, denen wir verfielen, nachirrten in ewige Nacht, wenn nicht zu unserm Heil irgendeine Banalität aus jener Welt zurück in unser Sein uns riefe. —

Und diese Banalität, die sich Friedrich aufdrängte, war die Uhr, — jene menschliche Kontrollmaschine der ewigen Zeit, die von Tag zu Tag aufgezogen werden muß und sich und uns so selbst charakterisiert — die grade die siebente Stunde meldete.

Friedrich war plötzlich ganz wach vor Erregung, obwohl er erst am frühen Morgen zu Bette gegangen war, nachdem er all' die vielen Briefe noch einmal gelesen hatte, die ihm sein Bruder aus dem Felde zukommen ließ. Sein Bruder war sein Gottesdienst, seitdem er ihn draußen in Gefahr wußte. Und das war keine Selbstanbetung, obwohl sein Bruder sein zweites Ich war — wenigstens bis vor dem Kriege.

Denn wer ihn und Wilhelm zusammen sah, der mußte denken: Zwillinge. Die Natur hatte sich hier wiederholt — oder vielmehr zwei Originale, zwei gleiche Einheiten zu gleicher Zeit entstehen lassen. Beide Brüder waren sich in allem gleich. Sie lebten beide das gleiche Leben: sie waren sich zum verwechseln ähnlich, hatten gleiche Wünsche und Anschauungen und lebten nebeneinander her, in allen Fragen einig, wie zwei gleiche „Ich". Ein unheimlicher Scherz der Natur, dessen Herbheit sie beide nicht kennen gelernt hatten: denn sie hatten gleiche Erlebnisse, gleiches Glück und Unglück.

Da kam der Krieg und trennte die Zwillinge, die sich beide, von gleichen Gefühlen beseelt, zur Fahne gemeldet hatten, in der Hoffnung, gemeinsam, wie seither, Lust und Leid, Leben oder

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tod teilen zu können. Aber während Wilhelm sofort tauglich befunden wurde, wurde Friedrich einer kleinen Herzanomalie wegen, zurückgewiesen. Und hiermit begannen die Leiden der beiden Brüder, die sich zum ersten Mal im Leben trennen mußten. Die auseinandergerissen wurden — obwohl sie nur ein Ich gewesen waren, die nebeneinander lebten wie ein rechter und linker Arm, linkes und rechtes Bein — oder noch enger, seelisch, miteinander verankert und verknüpft. Beide litten unter dieser Trennung sehr, mehr als Ehegatten, mehr als Eltern und Söhne darunter leiden. Was kann das Vaterland danach fragen!

Wilhelm wurde ausgebildet, kam an die Front, und Friedrich blieb zurück und schloß sich in seine Wohnung ein. Beide dachten von früh bis spät an einander; Wilhelm in der frohen Gewißheit, sein zweites Ich in Ruhe und Sicherheit zu Hause zu wissen — er war der Glücklichere — und Friedrich in steter Sorge und Bangigkeit um sein „Widerspiel der Natur". Wilhelm schrieb fast täglich die brüderlichsten Briefe, die geschrieben werden können — und Friedrich wußte darauf nichts zu erwidern: denn nur sein andres Ich, Wilhelm, erlebte etwas — während er nur für ihn zittern konnte, und das Nacherlebnis aus der Lektüre der Briefe keine Beruhigung bringen kann: Weiß man denn, was inzwischen ....

„O, ich würde es miterleben!" Das war ihm durch all' die langen Monate klar. — Und deshalb konnte er sich wegen seines Traumes nicht beruhigen ... Denn er hatte das bestimmte Gefühl, daß sein Bruder vorhin, um dreiviertel sieben getroffen worden sein mußte ...

Erregt stand er auf. „Wo bleibt denn nur die Post!" Da kam ein Brief seines Bruders, lustig und zuversichtlich geschrieben wie alle, aus einem Gefühl der Sicherheit heraus, wenngleich er schreibt, daß sein Regiment einen feindlichen Sturmangriff zu gewärtigen hat ...

„Dabei ist er gefallen", sagte Friedrich traurig. „Ich brauche keine Depesche mehr ... Ich hab's gefühlt ..."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er wollte sich fertig anziehen und sah in den Spiegel und erschrak!

„Was ist das! Das ist Wilhelm nicht mehr! Er kannte keine Sorgen und hatte keine Falten im Gesicht!"

Er lächelte — um gleich darauf weinend zusammenzubrechen.

„So sah er aus ... genau so ..." und weinte weiter, eine Stunde lang oder auch zwei ... Dann stand er auf, immer noch murmelnd: „So sah er aus", stellte sich vor den Spiegel und versuchte zu lächeln ...

„Ich kann nicht mehr lächeln ... Er hat sein Lächeln mit ins Grab genommen ... So sah er nicht aus ..."

Da warf er den Spiegel um, daß er in tausend Scherben zersprang.

„Nur in mir lebt noch sein Bild ... so wie es wirklich war ... dort soll es sich erhalten ... genau so wie es war ... Nur keine Spiegel mehr ... nur keine Spiegel mehr ... denn ich kann nicht mehr lächeln ..."

Schmerzgebeugt ging er zum Fenster.

„.... ich kann nicht mehr lächeln ... und ich werde auch älter...."

Er sah hinfort in keinen Spiegel mehr ... Die Depesche kam nicht — aber es kamen auch keine Briefe mehr ...

# Knoops Vermächtnis

Von Friedrich Stieve

Vielleicht gibt es gerade jetzt kein seltsameres und interessanteres Gebiet, als jenes, von dem uns nun bald ein Jahr trennt: das Gebiet des deutschen Geisteslebens vor dem Kriege. Es scheint uns im Augenblick ferngerückt und — so merkwürdig das klingen mag — ein wenig fremd geworden. Der 1. August 1914 macht einen gewaltigen Schnitt — auch hier und es gibt Leute genug, die aus dem überraschenden Erleben, das uns überkam, die vorschnelle Lehre ziehen; wir müßten alles wieder neu und von vorne anfangen. Und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

doch will es mir scheinen, daß dem ernst Zurückblickenden in den inneren Zuständen von gestern die wahren Erklärungen für das Heute entgegensehen, wenn er nur ein wenig tiefer gräbt, als es allgemein geschieht und geschehen ist. Daß der Weltkrieg notwendig war, daran zweifeln im Grunde nur jene unverbesserlichen Toren, die noch immer über die Schuldfrage nachsinnen und darin etwa den Kaffeeklatschtanten gleichen, die moralische Gründe und Gegengründe für Goethes Lebensverhältnisse ausdenken. Inwiefern er aber notwendig war, wodurch und warum, darüber sind noch nicht viele am Werke zu suchen und zu finden. Und doch wäre hier wieder eine schöne Pflicht der Daheimgebliebenen, eine schöne, wahrscheinlich die schönste und zugleich auch nützlichste. Die innere Säuberungsarbeit zu leisten, nicht nur in der Wut gegen Fremdwörter in der Sprache, sondern mehr noch gegen Fremdkörper im geistigen Dasein der Nation — das sollte gegenwärtig mit dem großen Blutwerk unserer Truppen Hand in Hand gehen.

Jetzt endlich wäre es an der Zeit, zu den wahrhaft wertvollen Gestalten unserer Literatur zurückzugreifen, die wir früher übersehen haben, weil sie allzu eindringlich und unbequem gegen uns sprachen, zu den Bekennern deutschen Wesens, die nicht müde wurden, mit Wunsch und Tadel an der inneren Gesundheit unseres Volkes zu arbeiten. Ich meine da vor allem zwei Männer: Paul de Lagarde und Gerhard Dukama Knoop.

Der Name des Ersteren ist uns ziemlich geläufig, der des Letzteren begegnete bisher nur ganz wenigen. Doch gerade den Lesern des „März" ist er nicht so fremd, denn sie haben ihn öfters mit eigenen Aeußerungen und Betrachtungen vertreten gefunden. Gerhard Dukama Knoop erschien zu seiner Lebzeiten als ein bedächtiger und geistvoller Prüfer seiner Umgebung. In zahlreichen Romanen hat er für das seelische Erbe unserer Nation aus großer Vergangenheit eine Lanze gebrochen, hat das nach innen gerichtete Streben von einst im Gegensatz zu dem mehr und mehr nach außen gerichteten Hasten der jüngsten Jahre betont und gefeiert und dabei wie ein guter Arzt voll weisen Verstehens alle Schwächen furchtlos erkannt und bezeichnet. Einen seiner Helden hat er selbst mit Vorbedacht „den letzten Deutschen" genannt.

Kurz vor dem Kriege ist er gestorben. Aber er hat uns als sein Vermächtnis für alle Empfänglichen ein Buch hinterlassen, das noch einmal in wunderbarer Vertiefung sein ganzes Bekenntnis zusammenfaßt. Und soeben erscheint dieses Buch (im Delphin-Verlag, München) als die lebendige Botschaft eines Verstorbenen. Das „A und das O" — so heißt es — rührt an das tiefste Rätsel unseres Volkes, an das religiöse. Es schildert einen Mann, den die Sehnsucht nach Einheit des Einzelnen mit dem All, mit Gott, durch seine Zeit und sein Leben treibt. Wir wissen, wie sehr uns diese Sehnsucht angeboren ist. Die Jahrbücher unserer Geschichte erzählen auf jeder Seite

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

davon. Wir haben uns in der kürzlich vergangenen Epoche lange um ſie herumgedrückt, haben ſie, beſchäftigt mit anderen ſcheinbar wichtigeren Dingen totgeſchwiegen, obwohl ſie immer da war. Aber kurz vor dem Krieg hat ſie ſich vielerorts mächtig zu regen begonnen und die Mutigen haben ſich ihrem Drängen ſchon rückhaltlos aufgetan. Der deutſche Geiſt wird es nie unterlaſſen, ſich auf allen Entwicklungsſtufen wieder und wieder mit dem Ewigen in Einklang zu bringen. Das iſt, wenn man will, der letzte, höchſte Triumph — des vielgerühmten Ordnungsſinnes, der gerade hierin beweiſt, daß er mehr, unendlich viel mehr bedeutet. Für dieſen Drang nach „Harmonie mit dem Unendlichen" nun iſt Knoops Werk eine Art Vorkampf, eine Pfadfinderſchrift im eigentlichen Sinn.

Es fehlt leider der Platz auf Einzelheiten einzugehen. Es ſei nur im Allgemeinen der Wert angedeutet. Wer ſich um unſere beſten und ſchwerſten Sorgen bemüht, darf an dem oben angeführten Werk nicht vorbei gehen. Er findet hier ein Emporklimmen auf tauſend Enttäuſchungen zu einer reifen Erkenntnis, ein Ueberwinden der Zeit, die in all ihren Erſcheinungsformen durchlebt wird, zu zeitloſer Beruhigung und Einſicht. Knoop ſchreitet uns voran. Wir werden nicht umhin können, ihm zu folgen. Sein „A und O" iſt wie ein Wegweiſer. Wer daran vorübereilt, wird dazu zurückkehren müſſen, um recht zu gehen. Wer es beachtet, wird am Anfang einer Bahn in die wahre Zukunft ſehen. Hier iſt eine Schöpfung, die durch ſich ſelbſt beſteht. Sie bedarf keiner Empfehlung.

# Am Iſonzo

Manchen Roſentag
Habe ich dort verträumt
Am Uferhag,
Wo von Maulbeerbäumen eingeſäumt
Grüne Rebengärten Frieden tauen
Und braune Mädchen ſcheu auf fremde Wandrer ſchauen.

Manchen Abend lang
Habe ich dort gelauſcht
Jenem Zwiegeſang,



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn des Stromes blaue Welle rauscht
Und Slowenenmädchen silbern singen,
Daß den Mönchen hoch am Berg die Ohren klingen.

Jetzt wogt weit und breit
Dort auf Tod und Tod
Der scharfe Männerstreit,
Daß der blaue Strom vom Schweiße rot,
Daß die Maulbeerreiser blutig flußwärts fallen
Und die Mörser donnernd um die Klosterberge hallen.

Wilhelm Schussen

## „Kriegsbrauch im Landkrieg“

In dem blutrünstigen Verlag der Firma Ravà & Cie. zu Mailand, Florenz und Rom, die sich bundesbrüderlicher Subvention aus Paris erfreut und u. a. auch das Bilderbuch zum Erlernen des Gruselns: „Die Hunnen . . . und die Andern“ herausgebracht hat, ist in den letzten Tagen die Flugschrift: „Die Gesetze des Krieges. Nach dem Großen Generalstab Deutschlands. (Kriegsbrauch im Landkrieg)“ erschienen. Preis 50 Centi. Das Titelblatt wirkt vielversprechend: ein Feldwebel, mit der preußischen Pickelhaube behelmt, drückt aus Leibeskräften an einer Kelter; unter ihrem Schlußdeckel quellen abgequetschte Gliedmaßen, Arme und Beine hervor, darunter ein Kopf mit dem vor Schmerzen verzerrten Gesicht, im Todeskrampf ausgespreizte Hände, und es rinnt reichlich viel Blut über den Kelterrand. Diese „Studie“ aus der Feder von Luigi Barzini, dem stilgewandten Reiseschriftsteller des „Corriere della Sera“, stellt nun rundweg das Schlimmste vor, was bisher Arglist, Haß und Verleumdung gegen die deutsche Kriegführung zusammentragen konnten. Mord und Totschlag an Wehrlosen, an Weibern, Kindern und Greisen, Rauben und Plündern, Zerstörung menschlicher Wohnungen durch Brandstiftung, Bombardement und Dynamit-Sprengung: alle Unmenschlichkeiten sollen geboten und geheiligt sein durch den Zweck des Krieges. Also lehre und gebiete es der Große Generalstab des deutschen Heeres, — schreibt Herr Luigi Barzini aus Rom. Lug und Trug in gleißendem Gewande. Der Große Generalstab des deutschen Heeres hat mit diesen famosen „Kriegsgesetzen“ nicht das Mindeste zu schaffen. Weder heute noch früher. Es handelt sich überhaupt um kein Reglement, um kein Lehrbuch, um keine Instruktion oder etwa um eine amtliche oder halbamtliche „Kodifikation“ von Normen oder Regeln, Warnungen oder Ratschlägen für Angehörige des preußischen Heeres, welche der Große Generalstab als leitendes Organ für seine Untergebenen veröffentlicht habe. Dieses angebliche Evangelium für den deutschen Soldaten ist nicht minder apokryph wie Mosis siebentes Buch. Herr Luigi Barzini, den sein Brotgeber vor Jahren aus einer obskuren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weinkneipe Roms aufgelesen hat, arbeitete bei Abfassung dieser „Studie" im Rückfall in das Bohemienleben des geschäftigen Reporters mit Sensationen: er gruppiert mit Bosheit und Plaisier zahllose aus dem Zusammenhang gerissene Sätze aus einer theoretischen Erörterung mit der Absicht, dem ahnungslosen Leser eine Gänsehaut nach der andern über den Rücken zu jagen und nach jedem neuen Absatz den Stoßseufzer zu erpressen: „Von welch unersättlicher Blutgier und sadistischer Grausamkeit sind doch diese germanischen Barbaren erfüllt!" Dazu ward kunstgerecht die kriegsgeschichtliche Einzelschrift Heft 31: „Kriegsbrauch im Landkrieg" bei Mittler & Sohn in Berlin aus dem Jahre 1902 ausgeschlachtet, ein seit dreizehn Jahren vergessenes und verschollenes Heftchen; sein Inhalt wird exzerpiert, adaptiert und alteriert und zwar aus zweiter Hand. Es handelt sich nämlich nicht um eine Urschrift, sondern um einen Palimpsest. Herr Luigi Barzini kennt das Heftlein: „Kriegsbrauch im Landkrieg" überhaupt nicht; denn er kann seine kostbare Zeit nicht mit langweiligen Quellenstudien vertrödeln, sondern muß seinem Verleger eine rasch zusammengesudelte Schmähschrift mit falscher Etikettierung verkaufen. Nicht etwa aus einem Handbuch der deutschen Kriegswissenschaft hat Herr Luigi Barzini seine Flugschrift herausgeklittert, sondern der Römer Barzini plünderte das Pamphlet des belgischen Professors Waxweiler vom Solway-Institut: „Hat Belgien sein Schicksal verdient?" Nicht in Berlin bei den Gelehrten des Großen Generalstabes füllte der literarische Matador des „Corriere" sein Krüglein, sondern in Zürich bei Orell & Füßli. Das heißt ein Veredelungsverfahren! Zuerst zerhackte der belgische Monsieur Waxweiler die kriegstheoretische Studie aus dem Jahre 1902, um daraus anno 1914 seine Wurst zu formen, und dann zerschneidet Signor Luigi diese Waxweilersche Wurst und kocht daraus nach reichlichen Zutaten von Knoblauch, Paprika und Teufelsdreck sein italienisches Ragout. Summa summarum: Herr Luigi Barzini aus Rom ist kein nach Wahrheit ringender und ernsthafte Quellen mit kritischer Gewissenhaftigkeit verarbeitender Autor, sondern nur ein Abschriftsteller.

Dr. Franz Lipp

## Zwangs-Kohlensyndikat

Mit der jetzigen Syndizierungsmethode war theoretisiert worden, an ihre Praxis hatten die Meisten ernstlich nicht geglaubt. Was Kirdorf, der Schroffe, 1904 dem Bergfiskus entgegendröhnte, schien auch heute noch Dogma. Wohl waren Verhandlungskonzessionen gemacht worden, wohl zeigte sich eine leise Durchsetzung des „Herrenstandpunktes" mit Furcht, aber die Syndikatsherrlichkeit sollte unangetastet bleiben. Die Kämpfe vor dem Kriege bewiesen deutlich diese Absicht. Vor Jahren schon habe ich im „März" auf andere Möglichkeiten gedeutet. Wir leben nicht mehr in der Zeit des Hiberniahohns, die allgemeine Monopolansicht ist gewandelt, der Fiskus ist selbst Großproduzent, er ist Riesenabnehmer, und aus solchen Zuständen und Einflüssen haben sich neue Rechte und Pflichten ergeben. Der Krieg beschleunigt die Regieentwicklung und gibt die Freiheit, auf dem Verordnungswege alte Zwistigkeiten zu beseitigen, die Fiskal- und Konsumenteninteressen mit einem Schlage zu sichern. So hat man den Stein- und Braunkohlenvertrieb in die Reichshand genommen. Eine schnelle und kühne Maßregel, die auch über

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Krieg hinaus in Wirkung bleiben soll. Zunächst, so heißt es offiziell, für einige Friedensjahre. Aber man darf wohl eine Dauerabsicht vermuten. Die alte Frage der Nationalökonomen: „Ist der Staat Kaufmann?“ wird nun auf eine sichtbare Lösungsprobe gestellt. Auf eine schwierige, denn Kohle ist ein Welthandelsprodukt, eine Pionierin der deutschen Erdmarktstellung. Dieser Krieg bringt ein ungeahntes Tempo in die Sozialstaatsentwicklung. Seine Lasten und sonstigen Wirtschaftswirkungen verursachen die Hast. Hoffentlich werden keine Naturgesetze erschüttert.

Die Verordnungsbegründung führt den Wunsch nach Produktions-, Preis- und Lohnstetigkeit ins Feld. Das ist zugleich eine Kritik. Wir wissen, daß sie nicht unberechtigt ist. Wir verlangten immer schon ein Preisveto des Staates gegen Ueberteuerung, eine ständige Einflußnahme zu Gunsten der Verbraucher und eine öffentliche Kontrolle. Der Augenblick ist vom Fiskus äußerst geschickt gewählt. Die Zechenherren konnten bisher zu einer Einigung über das neue Syndikat nicht gelangen. Die alten Zwistigkeiten lebten weiter: Hüttenzechenfrage, Quotensucht, Außenseiterproblem, Bergfiskus. Die Gefahr einer überhitzten und halben Arbeit in zwölfter Stunde drohte. Vom 1. Oktober 1915 ab konnte der Produktions-, Absatz- und Preiswirrwarr beginnen. Nun hat der Staat die Sache glatt gemacht. Sind vorher Verhandlungen mit den Zechenherren gepflogen worden und hat Kirdorf sein Monopolverhalten geändert, wie Emil Rathenau, als er die schwere Macht der Entwicklung erkannte? Ein großartiger Sozial-, Wirtschafts- und Finanztraum wird mit einem Schlage realisiert. Warten wir ab, welchen Einfluß das Zwangssyndikat auf Produktion, Konsum, Außenhandel und Arbeiterverhältnisse des deutschen Kohlenbergbaus und der deutschen Volkswirtschaften haben wird.

Dr. Alfons Goldschmidt

## Die Kriegsgedichte von Wilhelm Klemm

Wer die zahllosen Sammlungen von neuer Kriegslyrik durchblättert, begegnet immer zu den gleichen Gedichten. Aus der Unmasse, die geschaffen wurde, heben sich jetzt schon einige hervor, die bleiben werden: teils wegen des Eindrucks, den ihr Erscheinen machte, in dem sich Gemeinempfinden wiederfand, teils wegen ihres künstlerischen Wertes. Es sind Gedichte von Dehmel, Hauptmann, Isolde Kurz, Thoma und einigen anderen.

Nun wird man die seelische und künstlerische Analyse der ganzen Kriegslyrik erst später, wenn der Abstand größer geworden ist, schreiben können. Immerhin: fast alle diese Verse, sind Gedichte *zum* Krieg, Betonungen und Beteuerungen, nicht *aus* dem Krieg entstanden. Gewiß ist es nicht notwendig, im Granatfeuer gestanden zu haben, um jetzt gute Gedichte zu machen. Aber jene Schreibtischlyrik über den Krieg, sie mag im einzelnen noch so gelungen sein, bleibt Programm und Literatur, bleibt durchaus in Ueberlieferungen hängen und ist häufig genug nur Nacherleben alter, bester, vaterländischer Lyrik, ohne viel vom Neuerleben der unmittelbaren Kriegstatsachen zu verraten.

Nun, nachdem die Programmlyrik sich erschöpft hatte und die Leidenschaft in Gefaßtheit sich gewandelt, kamen Verse von der Front. Man findet sie da und dort in Zeitschriften und hier treten die Bemühungen heraus, das Erlebnis des Kriegs, nicht sein Nachdenken, Kunst werden zu lassen.

Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Die „Strophen im Krieg", die Bruno Frank als Flugblatt erscheinen ließ (Albert Langen, München), sind berührt von dem Ernst dessen, der selber im Kampf steht, aber Stimmung und Gefühl sind noch durchzogen von Reflexion, Anruf, Rechtfertigung. Es ist in glänzender Form eine gedankliche Auseinandersetzung mit dem Krieg, manchmal nicht frei von dem polemischen Pathos des Leitartikels und geistreicher Absicht, aber im Besten befreit zu hymnischem Schwung.

Frank steht in der Mitte zwischen dem Besingen und dem Erleben des Krieges; dieses aber ist der Inhalt der Sammlung Gloria! von Wilhelm Klemm (Albert Langen). Das schöne ernste Buch scheint mir inmitten all der übrigen stark und einsam sich zu erheben. Der Krieg kommt ganz nahe, nicht nur mit seinem Lärm und seinen Gefahren, seinen Schmerzen und seinem Schweigen, mit Landschaft, Nacht, Brand, Zerstörung — sondern diese Dinge werden nicht in ein politisches System gebracht, aber auch nicht nur beschrieben, sondern sie füllen in ihrer Gewalt die geöffnete Seele eines Dichters. In doppeltem Maße werden dadurch diese Verse reich: in ihrer Form und in ihrer Gesinnung. Die sprachliche Bildung ist voll der unmittelbarsten, knappsten Anschauung, das Gewaltige und Visionäre mancher Gedichte lebt und bebt von der Wucht, der Farbe, der Größe der gesehenen Dinge. Das Unheimliche und Grandiose wächst in der natürlichsten Eindringlichkeit, ohne daß es dazu der Peinlichkeit literarischer Hilfsmittel bedarf. Im Geistigen und Seelischen aber ist es die Auseinandersetzung eines Mannes, dem die Leichtfertigkeit so fern ist wie die bramarbasierende Haltung der Siegesdichter: es ist Mitleid und Erschrecken in ihm, ein Erfühlen der unendlichen Gewalt des Krieges, aber auch ein Erstarren in seinen Rätseln. Das Vorher und das Nachher geht durch seine Gedanken. Der einzige, an den man, bei freilich völlig anderer Formgebung denken mag, ist der Walt Whitman der Kriegsgedichte aus dem amerikanischen Sezessionskrieg; nur ist der Amerikaner, wie sein Krieg, romantischer, und wenn man so sagen darf, naiver. Das schöne Gedichtbuch ist von Professor Walter Klemm mit Holzschnitten geschmückt; der Künstler bewies so starken literarischen Empfindungssinn, daß er die Verse in seine Technik umformen konnte, neuschöpfen, ohne damit den Gedichten Abbruch zu tun oder die Grenze der eigenen Aufgabe zu zerreißen.

Theodor Heuss

## Blüchers Briefe

In einer Zeit des kriegerischen Heldentums ist es angemessen, sich vergangener Zeit und ihrer Kriegsmänner zu erinnern. Mit besonderer Innigkeit gedenken wir in diesen Tagen der deutschen Freiheitskämpfe vor hundert Jahren. Eine der Lieblingsgestalten aus dieser Zeit ist Blücher, der Marschall Vorwärts. Erst seit kurzem haben wir eine würdige Sammlung seiner Briefe: „Blüchers Briefe. Vervollständigte Sammlung des Generals E. v. Colomb. Herausgegeben von W. Unger. Mit drei Bildern und einer Schriftprobe." (Stuttgart. Cottas Nachf.) Das sind sonderbare Briefe, die in ihrer Sprache mit der deutschen Rechtschreibung und Grammatik in erbitterter Fehde liegen. Aber, wie J. Scherr sagt, „verständlich hat sich unser Gebhard Lebrecht jederzeit zu machen gewußt, mündlich und schriftlich — sehr verständlich". Abgesehen davon,



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß diese Briefe sehr interessante Einblicke in das Privatleben jener Zeit gewähren, haben sie doch ihren besonderen Wert in der Persönlichkeit des Briefschreibers, die von eigenartigster Prägung ist. Von ihm sagt Treitschke: „Der alte Kriegsmann zählt zu jenen echt historischen Größen, die bei jeder näheren Kenntnis gewinnen. Welche Schärfe des politischen Blicks in dem barbarischen Deutsch seiner vertrauten Briefe! ... Gewaltig war der Eindruck, wenn er zu sprechen anhob mit seiner schönen, mächtigen Stimme, ein Redner von Gottes Gnaden, immer der höchsten Wirkung sicher." Und J. Scherr nennt ihn einen „der hellsichtigsten Patrioten."

E. Pernerstorfer

## Gelbe Ulanen

Wir spielen mit dem Leben,
und spielen mit Teufel und Tod.
Hurra! Das soll was geben
ums kalte Morgenrot.

Es tagt! — Los! Zieht vom Leder!
Wir reiten dem Teufel was vor
und packen den Schwerenöter
mal gründlich hinterm Ohr.

Bravo! So sitzt der Säbel —,
so haut Ulanenfaust —
und nachher, Herr Feldwebel,
wird königlich geschmaust.

Und ich bezahl die Zeche —
Ich, ich, der Leutenant —
Da — sieh! .. Der Teufel, der freche —
Jetzt kommst du angerannt! ...

Wir tragen gelbe Farben,
gelb scheint die Morgensonn
und golden sind die Garben
und blutrot ist der Mohn ...

Pechschwarz ists unterm Hügel ...
Freund Tod. Was tust du da?! ...
Hoch! Hoch! Kameraden, im Bügel ..
Hurra! Das Leben! Hurra!

Wir spielen ja mit dem Leben
und vermachen dem Teufel das Geld.
Wer heut sein Blut will geben,
Gewinnt die ganze Welt.

David Koch

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Das Urteil von Neuenburg

Von Norbert Jacques

In Neuenburg in der Schweiz hatte eine gewisse Piaget, Gattin eines Geschichtsprofessors der dortigen Universität, in einem Blatt geschrieben, daß 34, nach andern Mitteilungen 100 deutsche Schwestern des Roten Kreuzes den verwundeten Franzosen statt Serums Gift eingeimpft hätten. Das Rote Kreuz verklagte die Verleumderin. Sie wurde freigesprochen, trotzdem sie hatte eingestehen müssen, daß sie falsch unterrichtet worden war. Der Richter dieses Freispruchs heißt Edmond Berthout aus Neuenburg. Er meinte in der Begründung, die deutschen Schwestern seien nicht verleumdet worden, weil kein Name genannt wurde, mithin sei auch das deutsche Rote Kreuz nicht verleumdet worden.

In der Verhandlung wuchs diese lächerliche Sache, die deutschschweizerische Blätter als Rechtsbruch brandmarkten, zu einer Theatervorstellung aus, die sich ebenso humoristisch wie lehrreich und unschweizerisch abwickelte. Man hatte natürlich in den französischen Kreisen die Verhandlung zu einem „Ereignis" aufgehetzt, überfüllter Zuschauerraum, in der Nähe der Beklagten sitzen Gatte und Töchterchen, ah, die Märtyrerin!

Aussagen der Entlastungszeugen: Madame Jeanrenaud preist das gute Herz der Frau Piaget. Madame Dubois sagt, Frau Piaget sei die gutherzigste Person, die sie kenne. Herr Godet (Philippe) drückt sich aus, Frau Piaget habe zuviel Herz. Herr Redaktor Schulé, der den Artikel veröffentlicht hatte, sagte aus, es sei ihm an dem Artikel nichts aufgefallen, Blätter wie die Suisse und der Secolo haben ähnliche Sachen gedruckt, im Uebrigen aber habe er die Verleumdung nicht geglaubt.

Der Verteidiger schließt: „Das anwesende Publikum repräsentiert wie eine Jury die öffentliche Meinung und diese ist für eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Freisprechung der Frau Piaget." Und diese Jury klatscht und der Richter (Edmond Berthout) spricht frei.

Die Leute mit französischem Namen machen sich keine Gedanken darüber, wie das gute Herz einer Dame eine Entschuldigung dafür sein kann, daß diese Dame ihr gutes Herz über einigen Verleumdungen vergaß, weil durch sie Deutsche angespien wurden. Der Richter französischen Namens gibt sich nicht einmal die Mühe, sein köstliches Urteil zu begründen, obgleich er Advokat im Hauptberuf ist.

Diesen Leuten genügt es völlig, daß das Vergehen in franzosenfreundlichem Sinn geschah, damit es kein Vergehen sei. Gerechtigkeitsgefühl, allgemeines Menschlichkeitsbewußtsein, brüderverbindendes Christentum, die Zusammenhänge der menschenerschaffenden Urmaterie und derlei Dinge sind Speiseeis an der erhitzten Sonne ihres französischen Bewußtseins.

Wir erleben, wie bei einer entwickelten Mentalität der Geist sich wieder trifft mit jener ersten Fortentwicklung vom gemeinsamen menschlichen Ursprung, die die zur Willkür gesteigerte Herrschaft Einzelner brachte. Der französisch gebaute Geist beansprucht das Recht, straflos, auch in fremdem Land mit Dreck bewerfen zu können, was ihm feindlich ist. Und so unschweizerisch, wie gesagt, das Urteil ist, so wurde es doch gerade dadurch, daß es in einem Land fiel, das unmittelbar vom Druck der Kriegsatmosphäre frei ist, zu einem Schulbeispiel für jene geistige Verfassung, die Deutschland immer wieder in Erstaunen setzt. In Deutschland begeht man für die richtige Einschätzung französischer Verhältnisse immer den Fehler, die eigene Ehrfurcht vor Sprache, Schrift, Druckwerk, Einrichtung, Sache als Maßstab für das zu nehmen, was Frankreich jetzt gegen Deutschland von sich gibt. Man nimmt die Chroniken gewisser Blätter für ernst gemeint. Jeder Franzose liest sie aber als das, was sie sind, als Erfindungen, die mehr oder weniger geistreich, aber immer angenehm das laufende Gefühl befriedigen. Der Deutsche will in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seiner Zeitung Wahrheit. Der Franzose will in ihr Tageszeitung und Witzblatt.

Das Urteil von Neuenburg ist nicht anders aufzufassen, als ein solcher „Propos".

Man muß der Zeit die Gewalt lassen, zu entscheiden, was dauerhafter ist: die aus Hochmut, Sichwehren, Leichtsinn und zu großer Vergeistigung, zu starker Entmaterialisierung gemischte Mentalität dieses Frankreichs, das über den Rand seines Erreichten nicht mehr hinausschauen kann, oder die wenn auch noch chaotische Kraft des deutschen Geistes, der dem Ursprung verbunden ist, aber dadurch auch einen Weg in die Zukunft hat.

Der Angelpunkt in der genußreichen Verhandlung in Neuenburg aber scheint mir der Redaktor Schulé zu sein. Hieße dieser Schulé von Haus aus etwa Ecolier, so daß er zu seiner Französisierung nicht gezwungen gewesen wäre, den deutschen Hintern, auf dem er ursprünglich saß, aus „er" in „é" zu verwandeln, so hätte er sicher ohne Wanken gesagt, er halte die Verleumdungen der Piaget für berechtigt. Aber mit dem verschwundenen „er" seines Namens schwand nicht jenes kritische Gefühl in ihm und er verbindet das angenommene „é" in der drolligsten Weise mit seinem ursprünglichen „er", indem ihm an dem Verleumdungsartikel der Piaget wohl nichts auffällt, er ihn auch druckt, weil Blätter vom Rang der „Suisse" und des „Secolo" dasselbe drucken, aber er doch gestehen muß, daß er die Gift-Impfgeschichte nicht glaubt.

Das erhebt das Urteil von Neuenburg ins Ethnographische: die deutschen Schwestern taten ihre Pflicht, die Französin verleumdete, der französisch-schweizerische Richter fand das in Ordnung. Der Mischling aus deutsch und französisch schattet aber ab, glaubt nicht, druckt dennoch. Man muß es diesem Schulé lassen: die schönste Rolle spielten bei der Sache die deutschen Schwestern, aber die interessanteste dieser Schul„é".

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Italien während des Krieges

(Reise-Eindrücke)

Von Dalkar

Mailand, Anfang Juli 1915.

s ist eine schwere Aufgabe, die kriegerische Begeisterung im italienischen Volk zu nähren, von dem man seine Söhne, seine Habe und sein Vertrauen verlangt. Gibt es überhaupt eine Feldherrnkunst, um die Geister in Bewegung zu setzen? Während an der österreichischen Grenze die Geschütze Schrapnelle speien, schleudern die Federn der italienischen Zeitungsschreiber Beleidigungen und Anklagen und reizen zum Haß, zur Jagd auf den deutschen Spion auf. Gewiß ist ein Volk, das sich im Kriegszustand befindet, zu Ueberwachungsmaßregeln an seinen Grenzen genötigt, aber die Ankunft auf dem Simplonwege wird jetzt mit den Formen der rohesten Inquisition gegen jeden Fremden umgeben, auch wenn er einem neutralen Staat angehört. An der ersten italienischen Station Iselle-Trasquera, wo Schutzleute in Zivil alle Reisenden und ihr Gepäck mißtrauisch mustern, ausfragen und registrieren, habe ich folgende Unterhaltung mit angehört. „Sind Sie Deutscher?" — „Nein, Schweizer aus dem Kanton Bern." — „Sprechen Sie französisch?" — „Nein, ich habe es nie gelernt." — „Kein Wunder, denn ihr in der deutschen Schweiz seid würdige Freunde der Boches. Die Boches werden immer in Bern, Zürich und Basel die Strohmänner für ihren Schmuggel finden. Desto schlimmer für euch!" — „Sie sind aber wenig höflich," war die einzige Antwort an den verkappten Polizist, der in Domodossola ausstieg, sichtlich verärgert, weil er keinen Späher hatte entdecken können. Unter der Bahnsteighalle von Domodossola werden wir von einem Dutzend Soldaten samt unserem Gepäck zu einer Untersuchung geführt, die viel Geduld und kaltes Blut von unserer Seite erfordert; von zwei Unteroffizieren werden die Pässe gelesen, berochen und gemustert und eine Reihe lästiger Fragen gestellt nach Ziel und Zweck der Reise, nach Bekanntschaften in Italien. Nach dieser mit feindseligem Argwohn vorgenommenen Prüfung können wir endlich aufatmen und den Zug nach Mailand besteigen.

Im Wagen wird natürlich nur vom Krieg gesprochen. Wie viel Geschwätz, Geschrei, Entrüstung und Unehrlichkeit! Man regt sich immer noch über die Kathedrale von Reims auf, nachdem man im Juni 1914 über die Zerstörung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Kirche San Mercuriale in Forli durch die eigenen Revolutionäre kein Wort verloren hatte. Ein feister Kaufmann, der mir wie der würdige Vertreter des italienischen Bürgertums erschien, das habgierig aus Instinkt, demokratisch und antiklerikal aus Opportunismus ist, sagte zu einem Reisegefährten: „Gestern die Kathedrale von Reims, heute die Stickgase, morgen der Dom von Mailand und die Markuskirche in Venedig! Die deutsche Wut ist unersättlich; alle Tage will sie der Menschheit etwas entreißen, sei es ein Denkmal oder ein Leben. —" Es ist zum Lachen; aber so bildet sich dieser unglaubliche Deutschenhaß, der die Italiener befallen hat, die für Enten so zugänglich sind; aus der Wiederholung von tausend Falschheiten und Uebertreibungen wird die allgemein verbreitete Entrüstung geboren und großgezogen. Und während ich in meiner Ecke den fetten Mann in seinem Zorn betrachte, muß ich an den ungeheuren Aufbau von Erfindungen denken, den die italienische Presse mit und ohne Bewußtsein durch alle Mittel der Buchdruckerkunst und des Verlagsgeschäfts dem Leserkreis dargeboten hat, und an ihre vergiftende Wirkung. Aus dem Mund meiner Mitreisenden, unter denen auch Leute von ernsthaftem Aussehen waren, hörte man die unwahrscheinlichsten und verblüffendsten Nachrichten. Z. B.: In Tirol haben drei italienische Alpensoldaten 50 Oesterreicher gefangengenommen; ein Bersagliere, der im Kraftwagen durch das Sugana-Tal fuhr, hielt ab und zu an, zog einen Oesterreicher herein und kehrte so mit einem ganzen Haufen Gefangener ins Lager zurück! Ein italienisches Luftschiff beschießt ungestört alle Tage den Kriegshafen Pola und hat alle Festungswerke zerstört! Und die Zuhörer sind so überzeugt davon, daß keiner die Zuverlässigkeit der Mitteilungen in Zweifel zu ziehen wagt. „Mein Barbier, der in Udine geboren ist und Feldwebel in einem Gebirgsartillerie-Regiment zu Belluno war, hat mir gesagt, daß unsere Truppen in wenig Stunden in Trient sein werden, weil die Oesterreicher nicht imstande sind, einen kräftigen Widerstand zu leisten," so erzählte ein Mitreisender und fügte mit dem Gefühl der Sicherheit, welches die Lektüre des „Secolo" verleiht, noch hinzu, „das weiß doch jedes Kind"! Die Zeitungen hatten es gesagt, drum mußte es wahr sein. Die Verblendung, in der das italienische Volk seit einigen Wochen lebt, ist nichts als die Unterwerfung der öffentlichen Meinung unter eine ungeheure Mystifikation; ich kann mir nur vorstellen, daß in Mailand und Rom geradezu Aemter für die andauernde Herstellung von Schwindelnachrichten gegründet worden sind, denn nur bei einer systematischen Arbeitsteilung ist eine solche ununterbrochene Massenerzeugung möglich.

Unser Zug schleppt sich langsam weiter und hält an allen Stationen. In Arona wird mir eine Tatsache mitgeteilt, die sich auf nicht wenigen Staatsbahnhöfen bei der Verpflegung der durchkommenden Truppen ereignet:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

manche Bahnhofwirte erlauben sich, fabelhafte Preise für die schmalen Portionen von Brot, Fleisch und Wein zu verlangen, die sie den hungrigen Soldaten bieten. In der Gegend des Langen Sees wiederholt sich an den Stationen immer dasselbe Bild; hinter der Sperre flüchtige Abschiedsszenen, nervöses Händeschütteln, eiliges Tränentrocknen, ein letztes Winken mit der Hand, und die wehrfähige Jugend wird von der unersättlichen Kriegsmaschine weggeholt. Das Schauspiel wirkt auch auf die Reisenden niederdrückend, man sieht in unserem Abteil trübe Mienen und schluchzende Frauen.

Während des kurzen Aufenthalts auf der Station Sesto-Calende sehen wir einen Lazarettzug mit dem Roten Kreuz auf dem Nebengeleise stehen, die ersten Verwundeten! Durch die offenen Schiebtüren der Viehwagen erblicke ich Alpentruppen und Artilleristen auf Strohlager, auf Matratzen und hängenden Tragbahren. Unter der Halle ist eine Ambulanz eingerichtet mit weißgekleideten Wärterinnen, darunter Soldaten mit leichteren Verwundungen, den Arm in der Binde oder die Hand verbunden, die von allen Seiten ins Gespräch gezogen und ausgefragt werden. Mädchen gehen umher und bitten um Gaben für das Rote Kreuz, auf ihren Teller fallen Soldi und Doppelsoldi, aber wenig Silberstücke. Außer den Verwundeten sehen wir viele Kranke und Schlappe. Ein Sergeant, der den Lazarettzug begleitet, sagt mir: „Sie konnten nicht marschieren, waren zu fett oder zu schwach und fanden endlich einen Vorwand, um von der Front zurückgeschickt zu werden. Fragt man sie, so heißt es, sie fühlten sich schlecht oder hätten etwas; aber in Wirklichkeit sind sie gesünder als Sie und ich. Demnächst werden manche von ihnen zum Wachdienst in Festungen oder Kasernen geschickt, sie werden sich schinden müssen, aber haben nichts mehr zu fürchten, können essen, ausruhen und schlafen. Trotzdem sind sie nicht zufrieden, sie finden, daß auch der Eisenbahnwagen unbequem ist; wohl haben sie Brot und Fleischkonserven im Beutel und Wein in der Feldflasche, aber sie murren doch, das sei nicht dasselbe, wie wenn man zu Hause am gedeckten Tisch sitzt. Es sind eben schlechte Soldaten, das ist alles, und, „fügte der Sergeant hinzu," wir und die Offiziere müssen immerwährende strenge Zucht üben, um sie auf ihrem Posten zu halten."

Um 6 Uhr abends Ankunft in Mailand mit mehr als einstündiger Verspätung; unter drückender Schwüle läuft unser Zug in die große Halle ein, umgeben von vielfältigem betäubenden Lärm. Nach dem Verlassen des Zuges und einer letzten mißtrauischen Besichtigung des Passes mit unvermeidlichem Verhör stößt der Reisende auf die Menge, die sich auf den Bahnsteigen drängt, um die Abfahrt der Truppen zu sehen, und ein der Meeresbrandung ähnliches Brausen verursacht. An beiden Seiten der Station sind Reservisten aufgereiht mit Gewehren alten Modells und schauen trübselig vor sich hin;

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Boden des Bahnsteiges ist mit Laub und Blumen bestreut wie eine Dorfgasse bei einer Prozession. Man sieht unter der weiten Halle fast nur das Graugrün der Felduniformen; vor den Zügen stehen die Soldaten, feldmarschmäßig ausgerüstet, in dichten Reihen zur Abfahrt nach Verona und Udine bereit, um gegen die feindlichen Festungen und Schützengräben wohl auch in den Tod zu gehen! Es herrscht eine fieberhafte Bewegung, ein unablässiges Gehen und Kommen; an der vom Korpskommando ermächtigten Verpflegungsstelle auf einem der Bahnsteige drängt sich alles um die Limonaden, den Kaffee, die Früchte und Brote, die von Damen verteilt und auch an die Züge gebracht werden, während Herren vom Mailänder Komitee Wein, Tabak und Zigarren spenden. Die Begeisterung der jungen Burschen, die zur Front gehen, erinnert an die lärmende Fröhlichkeit der Manöverzeit; ein Gesang löst den andern ab, die Garibaldihymne folgt der Mamelihymne, und an einigen Wagen die Plakate angeheftet mit der Aufschrift: „Direkter Wagen Mailand–Wien." Andere rufen: „Morgen sind wir in Trient und Triest! Auf Wiedersehen in Wien!" und das mit einer Ueberzeugung, die keinen Zweifel zuläßt, als ob es sich um einen Spaziergang oder einen Vergnügungsausflug handelte. Und diese Einfalt, diese gedankenlose Keckheit, die Kampfesfreude verwundern mich nicht. Die Soldaten haben keine Sorgen, vor der Abreise haben sie noch tüchtig trinken dürfen, und keiner von ihnen denkt daran, daß viele im Trentino, in Tirol oder Istrien entseelt oder verstümmelt liegen bleiben werden. Sie erinnern sich noch dunkel der Ansprache, die ihnen am Morgen in der Kaserne der Oberst gehalten hat, der von Ruhm, vom hundertjährigen Erbfeind, von den unerlösten Brüdern sprach, die seufzend die Arme nach den Befreiern ausstrecken, und von dem Herrgott, der Italien beschützt und die Oesterreicher haßt, und was sonst noch. Und an demselben Morgen haben sie in den Mailänder Blättern, die das Volk zuversichtlich machen wollen, gelesen, daß die habsburgischen Truppen vor dem Herannahen des italienischen Heeres fliehen, alle Stellungen samt Artillerie und Schießbedarf im Stich lassend. Ich selber habe eine Unterhaltung von Offizieren am Bahnhof mit angehört, wobei ein Major des Generalstabs über den Fall von Przemysl sprach und versicherte, es sei kein Grund vorhanden, sich wegen des ungeheuren Munitionsverbrauchs der Deutschen in Galizien zu erschrecken, denn jene Geschosse bildeten die letzten Vorräte von Krakau und anderen Festungen. Woher mag der Offizier diese seltsame Kenntnis haben, da doch die militärischen Geheimnisse der Feinde so sorgsam gehütet werden? Sicherlich erweisen solche Offiziere, die die Macht und die Hilfsmittel des Feindes herabzusetzen versuchen, dem eigenen Lande einen schlechten Dienst. Mit größter Bestimmtheit habe ich die Erschöpfung Deutschlands und Oesterreichs ankündigen und versichern hören, daß sie an allem Mangel leiden und bald keinen Aus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weg mehr finden können, um ihre Vorräte zu ergänzen. Niemand wagt aber einen Einspruch gegen die Leichtfertigkeit, womit derartige Gerüchte verbreitet werden. Auf diese Weise bereitet man dem Lande, dessen Vertrauen ermutigt werden soll, schlimme Ueberraschungen und gibt den Truppen die gefahrvolle falsche Vorstellung, daß die Zeit der Schwierigkeiten und Anstrengungen vorbei ist, während es mehr als je nötig ist, alle Kräfte anzuspannen und sich die furchtbare Schwere des Unternehmens klarzumachen. Daher all dieser Jubel und Gesang der ausrückenden Truppen; es ist eine Begeisterung ohne Nachdenken, ohne moralische Vorbereitung, ohne Zucht, die unentbehrlich ist, um den Mann zur völligen Hingabe seiner selbst fähig zu machen. Morgen an der Alpengrenze erwartet diese fröhlich lachenden Burschen die Wirklichkeit, ein trauriges Erwachen aus dem Wahn!

Bei Sonnenuntergang verlasse ich den Bahnhof. Auf dem Platze davor lauert die Menge auf die Zeitungsverkäufer und stürzt über die neuesten Blätter her; der unglückliche Camelot weiß sich vor dem Angriff kaum zu helfen und kann nicht rasch genug seine Blätter verteilen und seine Kupfermünzen einsacken. Alles drängt sich dann um die Laternen und beleuchteten Schaufenster gleich einem Insektenschwarm und verschlingt die amtlichen Berichte des Generalkommandos. „Ungefähr das gleiche, was wir gestern gelesen haben," murren einige Frauen aus dem Volke, „nur die „ausgezeichnete Moral der Truppen" fehlte heute, und morgen wird man uns ohne viel Abwechslung dasselbe erzählen," und dann zetern sie über die Dürftigkeit der Mitteilungen des Generals Cadorna. Diesen Leuten müßte man täglich einen neuen Sieg auftischen. Aber die nervöse Ungeduld ist auch begreiflich. Unter dieser Menge sind besorgte Weiber, denen es zu Hause am Notwendigsten fehlt, und die nicht wissen, ob der Gatte, der Vater, der Bruder noch am Leben sind. Da die Not in ihren Wohnungen eingezogen ist, so vergegenwärtigen sie sich die Gefahren und Entbehrungen in den Schützengräben, und ihr Herz krampft sich zusammen im Gedanken an die Dauer dieses Krieges. Sie leiden mehr als die vom Geschick bevorzugten Frauen und harren mit größerer Ungeduld der befreienden Nachrichten. Wo sind jetzt alle, die sie haben ausziehen sehen? Wie viele davon liegen schon unter der Erde?

Indem ich zum Gasthaus fahre, höre ich einen Zeitungsverkäufer schreien: „Extrablatt! Großer Sieg über die Oesterreicher! — 4000 Gefangene! — 50 Geschütze erobert! — Große Niederlage der Oesterreicher!" Die Nachricht ist nicht von der „Agenzia Stefani" verbreitet, aber das hindert die Lügenfabrikanten nicht, die Mailänder Glauben zu machen, daß Oesterreich aufgehört hat zu leben, und daß Italien Triumph auf Triumph häuft. Eine Stunde später gesteht mir der Redakteur eines großen Mailänder Blattes,

Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

daß die Nachricht künstlich in die Welt gesetzt wurde, um die durch die Mobilmachung niedergedrückte Stimmung zu heben!

Heute nacht habe ich mich nach den Verwundeten umgesehen, die vom Kriegsschauplatz zurückkommen. Sie werden zunächst in den großen Lazaretten Venetiens und der Lombardei behandelt, und wenn ihr Zustand keine längere Reise zuläßt, so bleiben sie bis zu ihrer Besserung unmittelbar hinter der Grenze. Die Mehrzahl der weniger Schwerverwundeten wird jedoch sofort nach Mailand und Umgebung geschickt; Lazarettzüge besorgen diesen Verkehr ununterbrochen zwischen der lombardischen Hauptstadt und der Grenze. Die Behörden scheinen mehr als alles andere darum besorgt zu sein, der Mailänder Bevölkerung das schmerzliche Schauspiel der Ankunft der ersten Opfer des Krieges zu ersparen. Man sucht mit allen möglichen Mitteln die Verwundeten abzusondern oder richtiger: zu verbergen; man will die Schrecken des Krieges verhüllen. Darum läßt man die Verwundetenzüge fast nur mitten in der Nacht ankommen, wenn das gewohnte Leben in den Straßen der Stadt aufgehört hat, wenn der Hauptbahnhof und der Nordbahnhof verödet sind. Heute nacht beim Eintreffen der Verwundeten am Hauptbahnhof hat mir die fast völlige Abwesenheit des Publikums und der Mangel einer Beifalls- oder Dankesbezeigung für die Soldaten, die ihr Blut fürs Vaterland hingegeben haben, einen tiefen Eindruck gemacht. Fast alle Züge kommen nach 10 Uhr abends an, die Bahnsteige, wo sie ausgeladen werden, werden abgesperrt; Tragbahren, Automobile, Erfrischungen stehen hier bereit, die Abteilungen des Roten Kreuzes eilen dienstfertig heran, sobald der Zug hält, und verrichten ihre Arbeit bei dem matten Schein kleiner Lampen, die an Stelle der blendenden großen Bogenlampen getreten sind, damit der helle Lichtschein nicht etwa den österreichischen Fliegern ein leichtes Ziel biete.

Wer merkt es in einer Stadt wie Mailand, wenn in jeder Nacht Hunderte von Verwundeten aus der Front ankommen? Nur wenige Personen, und diese wenigen werden mit unendlicher Sorgfalt ferngehalten. Das trägt nur wieder dazu bei, das öffentliche Bewußtsein von der Wirklichkeit abzuschneiden in Bezug auf alles, was den Krieg betrifft, und darin liegt eines der eigentümlichsten Merkmale der gegenwärtigen Haltung des Volkes. Diese jungen frischen Soldaten wurden von der Menge mit Beifall begrüßt, als sie zur Grenze gingen, den Gefahren, Leiden und dem Tod entgegen. Warum versagt man ihnen jetzt den Trost, der in dem Gruß der Dankbarkeit liegt, wenn sie drei Wochen später mit Wunden bedeckt zurückkehren? Der Anblick der Verwundeten in einer volksreichen Stadt würde dazu dienen, dem Volk die rauhe Wirklichkeit des Krieges vor Augen zu halten und die optimistischen Einbildungen, wie z. B. vom Spaziergang nach Trient und Triest, zu zerstören, er würde eindringlich zu Gemüte führen, daß es notwendig ist, sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schwere Opfer aufzuerlegen. Die Regierung weiß, daß der Krieg lang sein wird, und auch hart und blutig, und sie möchte das Volk von dem Gedanken an den Kampf abziehen, indem sie ihm die Schrecken des Krieges und die möglichen Fehler verbirgt, indem sie allen denen, die nicht an die Front gelangen, unmöglich macht, mit der schmerzlichen Wahrheit in Berührung zu kommen. So hofft die Regierung um jeden Preis, die Verbreitung des Gefühls der Ermüdung und des Gedrücktseins zu verhindern, das sich schon hier und da zu zeigen beginnt und schreckliche Folgen haben könnte. — Aber der Tag wird doch kommen, an dem man die Wahrheit sagen muß!

# Der Freiwillige

## Von Hans Böttcher

Culassa spuckte von seiner Hängematte herab ein Stück Käserinde aus, traf den Lampenzylinder, der stürzte zerbrochen herab. Die befreite Flamme wurde unruhig, sie richtete einen Rußstreifen nach der gewölbten Decke der Kasematte empor. Diesem Uebel schien nicht abgeholfen zu werden, denn Culassa, obwohl er den Schaden bemerkt haben mußte, wälzte sich gleichmütig auf die andere Seite und biß unbekümmert weiter an dem Bruchteil einer roten Sonne aus Edamer Käse. Die Bänke aber um den nur durch Runzeln und Brandflecke bemerkenswerten Tisch standen leer, und aus den Hängematten, die hoch darüber unter der Wölbung hingen, wie fette Fischbäuche, klang variiertes, fallendes oder steigendes Schnarchen. Nun aber turnte aus der links neben Culassa aufgezurrten Hängematte eine lange, auffallend hagere und hohlwangige Gestalt in Strümpfen und Unterkleidung, sammelte etwas unbeholfen die Glasscherben vom Boden auf, trug sie nach dem Mülleimer und kehrte dann zurück an den vorherigen Platz.

Culassa grinste gutmütig. Er brach mit der Hand ein rührendes Stück von der roten Sonne ab, und reichte das dem Nachbar

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hinüber mit den Worten: „Da! — Bist du nicht auch erst seit heute hier?“

„Ja. Mich schleppt man schon seit Wochen von Garnison zu Garnison.“

„Bist du Schiffsjunge?“

„Nein, Kriegsfreiwilliger. — Ich meldete mich im August in Danzig. Nach meiner Ausbildung diente ich 6 Monate lang auf einem Depeschenboote. —“

Eulassa kniff ein Auge zu. „Aha, verstehe. Das paßte dir nicht, mein Muttersöhnchen. Fixer Seegang? Windstärke zwölf, he? Mit Seestiefeln zur Koje?“

„O,“ sagte der Freiwillige blitzend, „das war noch das Beste daran. — Seeleute waren wir! Aber keine Soldaten. — Ich habe mich viermal vergeblich auf U-Boote und jetzt zu den Fliegern gemeldet, aber auch daraus scheint nichts zu werden. —“

„Bengel, du frierst ja!“ rief der Aeltere plötzlich mit jenem grausamen Spott der Seeleute.

Wirklich, der Freiwillige klapperte mit den Zähnen, wollte es aber nicht zugeben, sondern stammelte etwas von „dummer Angewohnheit“ und verwischte diese Entschuldigung und das Vorangegangene wieder durch die Frage: „Woher kommen denn Sie?“

„Von einem Torpedoboot. S 116.“

„Haben Sie schon an einem Gefecht teilgenommen?“

„Hm, viermal. Zuletzt sind wir vor der Weser abgesoffen. Kesselexplosion.“

Der Freiwillige reckte den Kopf so weit in die Höhe, daß eins seiner verhältnismäßig übergroßen Augen den Mann sehen konnte, der an vier Seegefechten teilgenommen und Schiffbruch erlitten hatte. „Da haben Sie sich also ungewöhnliche Erinnerungen fürs ganze Leben gesichert. — Das muß doch sehr interessant gewesen sein?“

„Auf S 116? Das will ich meinen! Alle Tage warmes Abendbrot. Frische Butter, so viel wir wollten. Und ungefähr alle 3 Wochen in die Werft. Urlaub bis zwölf.“ Die Unterhaltung



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zog sich infolge häufiger Pausen in die Länge. Der Hagere ließ meist einige Minuten im Schweigen verstreichen, bevor er zu einem neuen Satz ausholte, und dann sprach er unsicher, schüchtern. „Was will man nun hier mit uns — mit mir anfangen? —

Culassa spie wieder ein Stück Rinde aus und wickelte sich grunzend in seine Decke. — „Ja, wer kennt sich da aus. Das wird alles an den grünen Tischen ausgeknobelt. Unsereins kann nix dazu tun, als das Maul halten, bis es heißt: die zum Sterben abgeteilten Leute antreten zum Särgeempfang! oder so was ähnliches. Und dann gehen wir, wohin man uns schickt. Nach der Türkei oder nach Belgien. Rekruten drillen oder englische Dampfer kapern, in die Fourierstube oder als Kanonenfutter. Aber sei man nicht bang, mein Junge, vorläufig wollen wir uns hier erst mal eine Zeit lang mästen, bis sie eine Verwendung für uns haben, und bis dahin ist dann hoffentlich auch schon Frieden."

Zwei aus Trunkenheit polternde Stimmen näherten sich der Kasematte. „Das sind die Beiden mit dem Eisernen Kreuz," meinte Culassa unter der Decke hervor, „der eine hat bei Helgoland ein Auge verloren." Der Freiwillige beobachtete, wie zwei bezechte Matrosen hereinstolperten. Sie redeten mit den Armen und mit Worten auf einander ein, so laut, als hielte jeder von ihnen den anderen für schwerhörig, und beide redeten gleichzeitig. Nachdem sie ihre Plätze gefunden hatten, brachten sie es mit Anstrengung und Lärm dahin, ihre Spinde zu öffnen.

Der eine Matrose trug tatsächlich ein Glasauge, daß er nicht mit dem Lide darüber zu verdecken im Stande war. Fürchterlich sah er überhaupt aus. Sein Gesicht war von Brandwunden bedeckt, der Hals mit einem Verband umwickelt und sein rotes Haar hing struppig über die Stirn. „Ein Weib!" schrie er wiederholt, sich die Kleidungsstücke vom Leibe reißend, um sie, Exerzierkragen, seidenes Tuch, Mütze, eins nach dem andern auf den Fußboden zu werfen, „ein Weib! Junge, ich sage Dir: ein Galaweib! So ein Busen! Und einen Achterpanzer! Und in Dreß wie eine Fürstin!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der andere Betrunkene wies gerade eine Vorahnung von Erbrechen zurück. „Nun setz man einen Stopper auf," lallte er, „so ein Weib geht doch nicht mit einem Kuli, der nur ein Auge hat."

„Ha, du Schlammroß, es sind eben nicht alle solche Mistspoken, wie du eine bist. Meinst du, ich würde nicht auch mit dem Mädchen gehen, wenn sie nur einen halben Busen hätte?"

Die Tür ward aufgestoßen, und eine militärische Stimme fragte herein: „Hilderling?"

„Hier, das bin ich," meldete sich der Hagere laut und gierig.

„Morgen früh 7 Uhr vor dem Pulverschuppen antreten!" Die Ordonnanz aus der Schreibstube wollte sich entfernen. „Was soll's denn werden?" rief der Freiwillige drängend; er war ganz bleich im Gesicht geworden und seine Zähne klapperten wieder hörbar auf einander. Aber seine großen Augen zeigten einen sonderlichen Glanz von Frohsein.

„Arbeitskommando." Schnarrte die Ordonnanz kurz angebunden und schlug die Tür von außen zu.

Aus verschiedenen Seiten der Kasematten her brach ein gellendes Gelächter auf. Hilderling beteiligte sich daran, ungeschickt, wie er alles anfing. „Arbeitskommando? Was ist denn das?"

Eulassa knurrte, schon halb im Schlaf, einige Andeutungen: „Kohlen schaufeln. Deckwaschen. Messing putzen. Strohsäcke stopfen."

In der nächsten Frühe hallte die holter polter gepflasterte Straße, welche nach dem Wasser führt, von den Schritten einer Abteilung Soldaten wider, die sich lustig genug ausnahm. Denn sie bestand aus 15 Marinern, die in unförmig bauschige Takelbüchsen gekleidet waren und je einen Besen wie ein Gewehr geschultert hatten, dabei Pfeife rauchten und mit Nichts und Jedem ihre Posse trieben. Torpedermaat Bärtel, der zugführende Unteroffizier, nahm an dem Witzeln nicht teil, aber es kostete ihm Mühe, sein Gesicht dauernd in dem strengen bärbeißigen Ausdruck zu erhalten, auf dem das ganze Ansehen seiner Charge balanzierte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ihn amüsierte nur der dürre Flügelmann der ersten Gruppe, weil dieser im Gegensatz zu den übrigen Soldaten mit aufrichtigem Ernst, ja mit einer unverkennbaren Begeisterung und durch Gedanken entrückt im Glied marschierte, außerdem zum Takte des Marschtempos ein Lied leise, doch so ausdauernd vor sich hin sang, daß sein Atem darüber in Erregung geraten war. Der Rhythmus der Melodie klang wie geschaffen für die zögernde Gangart, welche die Arbeitsgruppen sich anmaßen, außerdem kannte Bärtel so etwas vom Wortlaut des Liedes. So kam es, daß er dasselbe schließlich selbst mitbrummte.

Es geht bei gedämpfter Trommel Klang.
Wie weit noch die Stätte! Der Weg, wie lang!
O wär er zur Ruhe und Alles vorbei.
Ich glaube, es bricht mir das Herz noch entzwei ....

Indes, als Bärtels Zug sein Ziel erreichte, dies war eine vor der äußersten Mole verankerte Hulk, ein abgetakeltes, ehemaliges Schulschiff, schlug der Unteroffizier einen ganz anderen Ton an, indem er seinen Soldaten befahl, das Deck zu fegen, Wasser aufzuschlagen, herumliegende Enden aufzuschließen und anderes. Zu dieser Anweisung bediente er sich der gröbsten, unflätigsten Ausdrücke, deren er sich besinnen konnte, und errötete, als ihm solche wider Willen nur zaghaft und sanft über die Lippen kamen, daher auch statt Furcht oder Eifer nur lächelnde Heiterkeit hervorriefen. Bald danach entschwand der Torpedermaat vom Deck wie ein Nebel. Seine Leute zerstreuten sich behaglich unter der stillen Vereinbarung ihre Arbeiten möglichst in die Länge zu ziehen. Sie wanderten selbzweit oder -dritt durch alle Räume und Gänge des Schiffes, das jetzt zur Aufbewahrung von Kriegsmaterial diente, besprachen, verglichen, belächelten überlegen oder priesen übertreibend die veralteten Einrichtungen und Maschinen und schonten die Besen. Ein Oberheizer, der von Bord S. M. S. Wittelsbach abkommandiert war, gesellte sich zu Hilderling und kicherte, sich die Hände reibend: „Na, hier sind wir für's Nächste gut aufgehoben. Wir wollen diesen angefaulten Schiffs-Kadaver

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht mit Schweißtropfen verunreinigen." Hilderling nickte. „Ja, es ist ein unverständlicher, komplizierter Apparat, der uns buntgemischtes Volk aus allen Winkeln Deutschlands, gerade uns hierher versetzt, um in dem ungeheuren Weltkrieg 1915 einen alten Schiffsrumpf abzuschruppen. — Doch, wer weiß, übermorgen segeln wir vielleicht durch Granatenhagel." „Und nächstes Jahr" — fiel der von der Wittelsbach ein — „gibt dir ein hübsches Mädel einen Korb oder einen Sechser, weil dir der rechte Arm fehlt, und weil Krüppel eben Krüppel bleibt, mag er seine Knochen nun am Geschütz oder an der Dreschmaschine verloren haben."

Hilderling blickte nicht den Heizer an, sondern über ihn und die Reling hinweg. „Schau! Schau!" rief er, „dort fährt eins von den neuen Tauchbooten! — Nicht wahr, ein Oberleutnant führt solch ein Boot? — Vielleicht wird er Großes leisten, wie Weddigen." —

„Und zu Grunde gehen wie Weddigen?" kicherte der Oberheizer.

„Ja, wie Weddigen!" wiederholte Hilderling, und seine Augen blitzten einen Moment. Dann fuhr er versonnen fort: „Ich habe Weddigen gekannt. — Er sah aus, wie die meisten unserer Seeoffiziere aussehen: jung, schneidig, frisch, hell. — Und nach hundert Jahren wird er aussehen wie — — was weist du vom Admiral Kortenaer von Helst. — Aber von Störtebecker hast du gehört. — Kamerad, es verhält sich vielleicht so: In der Küche schmeckt nichts. Abstand! Abstand!" Damit ließ der Freiwillige den Oberheizer kopfschüttelnd stehen. Er schlenderte über Deck, zog sich träge eine eiserne Treppe empor und fand auf der Back einen zur Drückebergerei verlockenden Platz, wo er sich der Länge nach auf das saubere Holzdeck hinstreckte.

Das stellte sich als eine gute Wahl heraus. Ganz vorn, dicht am Bug, nach achtern zu durch die Schanze verborgen, auf dem Rücken liegend, den Nacken gegen das Fundament einer Kanone gestützt, überschaute er bequem einen Streifen des Meeres, mit Panzerschiffen, Torpedobootszerstörern, Netzsperren, einem Leucht-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

turm und mannigfachen Spezialfahrzeugen, und darüber freien, weiten, frohen Himmel. Hoch in der Bläue kreiste ein Flugzeug. Das Surren des Propellers klang an Hilderlings Ohr, auch Sirenensignale und von der Werft her ein tausendfaches Hämmern.

Es war der erste rechte Frühlingstag nach dem Winter. Die Sonne durchwärmte den jungen Matrosen und versprach, sein blasses, schmales Gesicht zu bräunen, während die leichte Brise eine köstliche feuchte Salzluft über seine Stirn strich. Und er dehnte sich glücklich. Seine großen Augen hatten den Glanz der Sehnsucht angenommen und verrieten auf irgendwelche Weise, wie der Ruhende über das, was er sah, tief nachdachte.

Plötzlich, wohlwissend, daß er ein kleines militärisches Verbrechen beging, schleuderte er den Besen mit einem ungelenken, doch kräftigen Stoß über Bord, und schloß dann lächelnd die Augen, während er zu sich selber sprach: „Aber auch der Ruhm steht nicht fest; es gehören wenigstens zwei Menschen dazu, ihn zu halten." Und nach etwa einer halben Stunde sprach er abermals Worte laut aus. Er sagte: „Nun kommt wieder der Mai mit Käferchen und Krokus."

„Liegt hier Hilderling?" Eine dienstliche Stimme warf abends diese Frage in die Kasematte 14 hinein. Dort saßen noch 3 Leute beim Skat; die gaben zunächst keine Antwort. Culassa starrte mit gelassener Siegesgewißheit auf seine unentschlossenen Gegner. Endlich stellte er ohne aufzublicken die Gegenfrage: „Was soll er denn?"

„Morgen früh auf ein Unterseeboot."

Culassa gewann das Spiel. Er strich die Karten ein und sagte, so auf seine Art langsam in Einem weg: „Gott verdamme Amerika! Mit eins, aus der Hand 2, Schneider 3. Hilderling ist tot. Den haben sie heute Nachmittag tot auf der Hulk gefunden. Sonnenstich oder Herzschlag oder Gott weiß was. Armer Bengel! Wenn du mit Karo-Aß gestochen hättest, wär Alles anders gekommen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## Brandes-Klatsch

Die März-Leser werden sich vielleicht daran erinnern, daß vor einigen Monaten hier von Georg Brandes und seinen ungnädigen Bemerkungen aus der Loge der Neutralität die Rede war. Brandes hatte gerade einen „Goethe" fertig. So antipathisch ihm die Deutschen sind, als Leser sind sie immerhin verwendbar. Kein Wunder also, daß Brandes über die deutsche Uebertragung seiner für Dänemark und Frankreich bestimmten Bemerkungen — damals war er in Paris le grand écrivain danois, denn Clemençeau hoffte die Dänen noch herumzukriegen — ungehalten war. Er ließ sich einen Ausfrager des „Politiken" kommen, jenes Kopenhagener Blattes, das hier im „März" so richtig gezeichnet wurde, und bei ihm ergab sich Brandes in Beschimpfungen. Ich hielt es nicht für nötig, dem alten Herrn darauf zu erwidern. Auf einen Satz aber muß ich heute zurückkommen. Brandes hatte auch mit höchst zweideutigem Grinsen angedeutet, wie viel erträgnisreicher es für einen Skandinavier sei, deutschlandfreundlich zu schreiben. Das ging auf Hamsun, Jensen, Björnson, Steffen, ganz besonders aber auf Sven Hedin. Brandes setzte sich nun dicht neben den Ausfrager des „Politiken" und zischelte ihm ins Ohr: „Wissen Sie, was Herr Hedin für die deutsche Ausgabe seines Kriegsbuches bekommen hat? 200 000 Mark! Begreifen Sie nun? Verstehen Sie jetzt Alles?" Der Klatsch kam natürlich sofort in „Politiken" und er kam, obwohl man im Norden Brandes und „Politiken" als Quelle zu werten weiß, in viele skandinavische Blätter. Ich wußte schon damals, daß der alte Brandes übeln Klatsch verbreitet hatte. Hedins Verleger hatte mir nämlich auf eine Anfrage mitgeteilt, daß Herr Brandes sich eine Ziffer erfunden habe. Nun wurde dieser Tage bekanntgemacht, daß Sven Hedin das ganze Honorar seines deutschen Kriegsbuches, immerhin 87 000 Mark, dem deutschen und österreichisch-ungarischen Roten Kreuz gespendet habe. Jetzt ist der Augenblick, wo ich mit einem Wort an Brandes Gezischel wieder erinnern möchte!

Stefan Grossmann

## Telegramme

Im Palasttheater am Zoo sagt der Komiker „W. T. B.? . . d. h. meine Herrschaften **W**ahrheits-**T**reuer-**B**ericht". Die Telegramme sind nicht nur das Signum dieser Zeit, die die Gesellschaftlichkeit so hoch ausgebildet hat, daß das Geschehen zu einem Erlebnis aller wird. Sie sind nicht nur Symbole für die rapide Reklame des Ereignisses in dieser Zeit, Symbole für das Expansionsbedürfnis jeder Willenshandlung in dieser Zeit. Sie sind zu gleicher Zeit Fetisch für ein Volk, das das technische der schnellen Uebermittelung tausendmal begreifen kann, ohne darum den Glauben an wunderbare Methamorphosen durch die Berichterstattung zu verlieren. Durch das Telegramm stellt sich die Tat zur Diskussion, gibt sich als ein konzentriertes, ein anatomisches Bild des Geschehens, auf dem man mit einem Zeiger die Arterien und Venen abtasten kann. Das Telegramm hat in seiner Kürze das Ereignis auf eine Formel gebracht. Es hat die Nebensachen gestrichen, es gibt den Inhalt, es fügt sich dem gesunden Verstand der Menge an, die Allgemeinverständliches haben will. „Zweihundert Mohammedaner ans Kreuz genagelt" sagt der Camelot. Er ruft eindringlich und eilt, als könnte er noch retten. „Wo? Wo sind zweihundert

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mohammedaner ans Kreuz genagelt?" Der Bürger legt sich befriedigt schlafen. Er hat nicht die Phantasie, die zweihundert Tote am Kreuz zu sehen, er sieht nicht das Groteske zweihundertfacher Wiederholung und die fürchterliche Lächerlichkeit der simplen Konstatierung „Zweihundert Mohammedaner ans Kreuz genagelt". Er empfindet die Quantität. Er empfindet „zweihundert".

Nichts ist geeigneter, die Wahrheit zu verzerren, als das Telegramm. Es gleicht dem Aphorismus. Es witzelt. Es kann durch Vorstellung eines Wortes unerhörte Vorstellungen der Geschehnisse geben.

Die Franzosen werfen Bismarck vor, er habe die Emser Depesche gefälscht. (Er zog sie zusammen und machte sie druckreif.) Ein Telegramm habe den Krieg veranlaßt. Es widerspricht der Wahrheit natürlich; denn der Krieg hatte tiefere Gründe, Gründe, von denen Eugenie zu reden weiß. Aber die Möglichkeit zu glauben, ein Telegramm könne den Krieg veranlaßt haben, entspricht einer mißtrauischen Zeit. Die Tatsache ist versöhnlich. Das Wort, das der Draht übermittelt hat, hat sich ein eigenes Leben geschaffen. Nach seinem Willen schiebt es verschiedenen Sinn in den Vordergrund und wird nach dem Milieu die Ursache großer Ereignisse.

Das Telegramm kann schon durch die Wucht seiner Autorität verräterisch sein. Es erregt die Vorstellung der Eile, der Not und des Erlebnisses, das so tief gefühlt ist, daß es nur wenige Worte finden kann. Es scheint zu stottern. So wie der Bote, der mit letzter Anstrengung brüllt „Sieg, Sieg". De facto aber ist es die Not der Lüge, die hier auftritt.

Es ist die Lüge, die eilends kommt, um sich den Blicken nicht allzulange auszusetzen. Cadornas Berichte sind typisch dafür. Sie schütteln die Fäuste, aber sie sind nicht Abstraktionen der Wirklichkeit. Die Sätze haben keinen Mittelpunkt und keine Gleichmäßigkeit. Sie paradieren in gedrängter Schnelligkeit.

Richard Huelsenbeck

## Krieg und Literatur

Die Frage, ob der Krieg, als höchster Ausdruck des nationalen Ethos eines Volkes, auch den zündenden Funken bedeutet, um die strahlende Flammensäule einer großen nationalen Literatur zu entfachen, ist theoretisch nicht zu lösen. Denn es spricht ebensoviel für eine Bejahung wie für eine Verneinung dieser Frage. Ein Volk, das seine besten Kräfte kriegerischen Taten opfert, kann dadurch seine berufenen Dichter und Denker verlieren, es kann, auch im Fall glänzenden Sieges, eine solche Belebung des rein staatlichen Lebens erfahren, daß für die Werke der Kunst wenig Zeit und Sinn übrig bleibt; alle seine schöpferischen Geister können derart vom Schwung der staatlichen Ideen mit fortgerissen werden, daß es sie nicht befriedigt, Gebilde des Scheins zu erzeugen, es kann ihnen ergehen wie Ibsens Rubek, der, allerdings erst am Ende seiner Bahn, die lebensfeindliche Kunst verflucht aus Reue über das verlorene wirkliche Leben. Das ist die eine Möglichkeit. Wir erlebten sie in Deutschland nach dem Aufschwung von 1870. Wo blieb die nationale Literatur, die den Ruhmestaten von Wörth, Sedan, Champigny u. s. w. auch nur einigermaßen entsprochen hätte? Liliencrons Kriegsnovellen können doch, bei all ihrer künstlerischen Bedeutung, nicht als eine restlose künstlerische Prägung des Edelmetalls der Kriegszeit bezeichnet werden. Wir hatten eben mit dem Aus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bau unsres staatlichen und sozialen Lebens so viel zu tun, daß unsre besten Geister vollauf beschäftigt waren. Aber, wie gesagt, so muß es nicht immer sein.

Als die Griechen in glänzender Waffentat den Ansturm der ungezählten Perserhorden siegreich abwehrten, war ein Aischylos da, diese Tat in einem für alle Zeiten denkwürdigen Drama zu verherrlichen, und die Bibel dieses Volkes strahlender Jugend und Heldenhaftigkeit, die Ilias, was ist sie anderes als die künstlerische Wertung alter, verschollener furchtbarer Kriege? Wir Deutschen haben dafür in Grimmelshausens Simplizissimus unsern ersten großen Roman. Dieser Roman aber ist — ein Kriegsroman! Und doch hatte man nach den schier endlosen dreißig Jahren des großen Religionskriegs gewiß viel Wichtigeres zu tun, als Romane zu schreiben.

Man sieht, die schönsten Theorien und Konstruktionen der Herren Geschichts- und Literaturgeschichtsschreiber versagen gegenüber der unberechenbaren Wirklichkeit.

Ein anderes Beispiel zeigt dies noch deutlicher. Als sich die hellenischen Stämme, ähnlich wie heute deutsche und englische Germanenstämme, in sinnlosem Bruderkrieg mörderisch zerfleischten und so die Schwäche mit vorbereiteten, über die bald der Macedonier siegen sollte, da trat nicht etwa ein großer Tragiker auf, der dieses nationale Trauerspiel auf die Blüte gebracht hätte, sondern ein bissiger Komödiendichter wandte sich, halb lachend, halb verzweifelt, an die Frau und riet ihr in einzig dastehendem derbgeistreichem Spiel, sich so lang dem vom Kriegswahnsinn erfaßten Manne zu versagen, bis er wieder vernünftig geworden sei und Frieden geschlossen habe. Es ist ja nur erfreulich, daß schon hier einmal einer auftrat, der es wagte auszusprechen, was im Grunde alle dachten, aber nicht offen sagten, der Krieg, mag er ausgehen wie er will, ist ein Wahnsinn, den man im Interesse wirklicher Kultur je eher, je besser beendet. In Frankreich hatte ein Zola es unternommen, seinem Volk den Wahnwitz des leichtsinnig begonnenen Kriegs von 70 in grellen Farben vor Augen zu führen, für Oesterreich versuchte es die Suttner, wenngleich mit viel schwächeren Mitteln. Bei uns fehlt diese Art Literatur, aus dem einfachen Grunde, weil wir noch nie Kriege geführt haben, zu denen uns nicht die schlimmen Nachbarn gezwungen hätten. Eine andere merkwürdige Beobachtung: große Kriege finden bisweilen ihre wahren künstlerischen Gestalter erst nach Jahrhunderten; so vertieft sich die Phantasie eines Flaubert in einen uns fast so gut wie unbekannten Söldnerkrieg aus dem alten Karthago und schafft ein an glühenden Farben und grausiger Wirklichkeit überreiches Bild eines fürchterlichen Krieges. Oder eine Ricarda Huch studiert die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs und schreibt über ihn einen „Kriegsroman", den man neben dem Grimmelshausen nennen darf. Gar nicht zu reden von unsern Dramendichtern, die ihre Stoffe aus den Kriegen aller Zeiten geholt haben und auch heute noch holen.

Was bedeuten diesen Tatsachen gegenüber die mehr als eine Million sogenannter „Gedichte", die der gegenwärtige Krieg hervorgerufen hat? Wer wird ein Jahr nach Friedensschluß noch von diesen „Gedichten" reden? Kennen wir doch heute kaum noch die wirklichen Kriegsgedichte eines Körner allgemein! Ist es für den Zusammenhang von Krieg und Lyrik nicht bezeichnend, daß eine ziemlich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sinnlose Verballhornung des Uhlandschen „Guten Kameraden" sozusagen das am meisten gesungene derzeitige Kriegsgedicht bildet, nicht aber irgend ein noch so ergreifendes und allen Regeln der Kunst entsprechendes Gedicht von Dehmel, Hauptmann oder sonst einem unsrer wirklichen Dichter! Man darf das feststellen, ohne irgend welche Gefühle zu beleidigen. Etwas anderes sind die Bedürfnisse des Augenblicks, des einfachen Mannes, der in den Kampf zieht oder im Schützengraben ausharrt, etwas anderes ist die wirklich künstlerische Wertung alles dessen, was ein Krieg für die Menschheit bedeutet. Vielleicht wird der Dichter dieses Krieges erst nach vielen Jahrhunderten geboren, wenn die Menschheit auf unsere Zeit zurückblickt, wie wir es heute tun, wenn wir vom dreißigjährigen Krieg reden. Mit einigem Staunen und Kopfschütteln. Denn unsere heute jedes Feuilleton bis zum Ueberdruß füllenden „Kriegsromane" sind, von wenigen Ausnahmen abgesehen, künstlerisch nicht wertvoller als das Lied von den „Vöglein im Walde", ja sie entspringen nicht einmal wie jenes Lied einem Bedürfnis einfacher Seelen, sondern, um es einmal offen zu sagen, der Spekulation der Herren Verleger. Es wird sich wohl auch in nicht allzu langer Zeit eine solche Abneigung gegen diese „Kunst" einstellen, daß sich die schnellfertigen Herren (oder Frauen!), die sie produzieren, schon beeilen müssen, ihre Ware noch vor Friedensschluß an den Mann zu bringen. Heute kann ja dieser in seinen Folgen, wie in seinen tieferen Entstehungsursachen noch gar nicht zu übersehende Krieg überhaupt noch nicht künstlerisch verwertet werden. Und das nicht nur deswegen, weil die Militärzensur, wie ich aus einem Fall weiß, eine Darstellung auch des Grauenhaften, Schrecklichen, Niederdrückenden, das der Krieg auch für den Sieger hat, vorerst nicht zulassen zu können glaubt. Sondern schon aus dem ganz einfachen Grunde, weil man einen Stoff nicht zum Kunstwerk verarbeiten kann, von dem man noch keinerlei Distanz gewonnen hat. Zum mindesten wird solch ein „Kunstwerk" einseitig tendenziös ausfallen.

Darum, Krieg und Literatur stehen in gar keinem notwendigen Verhältnis zueinander. Lebt zufällig um die Zeit eines Krieges ein wirklich großer Künstler (wie Aischylos zur Zeit der Perserkriege), dann kann das Ereignis des Krieges in ihm seinen künstlerischen Gestalter finden. Lebt ein solcher Mann nicht, dann wird zwar die nationale Begeisterung ungezählte Tausende von gut gemeinten, aber meist künstlerisch wertlosen Gedichten erzeugen, und die Spekulation wird massenhafte sonstige Kriegsliteratur auf den Markt werfen, aber große Kunst wird auch der größte Patriotismus nicht so ohne weiteres hervorrufen.

Viele Säulen standen da, und die Sonne schien auf alle, doch nur Memnon's Säule klang, zitiert Schopenhauer.

Otto Kiefer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

# Jean Jaurès

## Zum Todestag seiner Ermordung

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Am 31. Juli 1914, in der Schicksalsstunde, in der Europas Frieden getötet wurde, ist Jean Jaurès in Paris vom französischen Chauvinismus ermordet worden. Diese Tragik ist kein Zufall. Jaurès mußte vor Kriegsbeginn auf die Seite geschafft werden von dem verbrecherisch leichtfertigen Geist, dessen Todfeind er war und den er zu besiegen gehofft hatte.

Jaurès war das Gewissen Frankreichs. Er war der große Gegner des aussichtslosen und unfruchtbaren Revanchekriegs, er war der patriotische scharfsinnige Staatsmann, der die Zukunft Frankreichs von einer Loslösung aus der russischen Umklammerung erhoffte.

Der Wahlkampf um die zweijährige Dienstzeit im Frühjahr 1914, den Jaurès mit den Radikalen siegreich durchgeführt hatte, war von Jaurès als die Vollmacht zur Durchführung dieser Loslösung und zur Ueberleitung in eine andere Richtung der auswärtigen Politik betrachtet.

Ich vermute das nicht bloß, ich weiß das aus seinem Munde.

Es war genau zwei Monate vor seiner Ermordung, zwei Tage vor Eröffnung der neugewählten französischen Deputiertenkammer. Wir waren in Basel zusammengekommen. Jaurès hat mit all dem Nachdruck seiner klaren und scharfen Ueberzeugung, die ihn zum größten Redner seines beredten Landes gemacht hat, und die im kleinen Kreis besonders stark und völlig phrasenlos wirkte, eine planmäßige und gleichzeitige Annäherungstätigkeit zur Niederkämpfung gefährlicher Stimmungen und Strömungen empfohlen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er war hoffnungsvoller Stimmung. Nachher beim Essen rief er Naumann und mir über den Tisch herüber zu: „Haben die Deutschen nicht auch ein Lied: „Gaudeamus igitur, jam senesdum sumus!“

Am Abend aber, als seine und meine Landsleute schon heimgefahren waren, sagte er mir auf der Terrasse am Rhein über die Bedeutung des eben abgeschlossenen französischen Wahlkampfs das, was ich oben wiedergab.

Ich frug nach den führenden Persönlichkeiten, die für die Leitung der Geschäfte in Frage kämen. Jaurès charakterisierte mir die verschiedenen Ministerpräsidenten der letzten Jahre und sagte wörtlich: „Der fähigste Mann, den wir in Frankreich haben, ist Caillaux.“ Er habe nicht bloß Fähigkeiten, sondern auch Blick, Willen und Charakter. Deshalb werde er auch so heftig bekämpft. Jetzt sei die Angelegenheit seiner Frau, wenn diese bei der bevorstehenden Gerichtsverhandlung verurteilt werde, ein Hindernis seiner Rückkehr zur Leitung der Geschäfte.

Ich erwiderte, eine Frau würde bei einem solchen Tatbestand sogar von deutschen Geschworenen freigesprochen, wie viel mehr von französischen. „Die Pariser Geschworenen sind vielfach nationalistisch und Sie glauben nicht, wie leidenschaftlich unsere Nationalisten sind“, bemerkte Jaurès, „aber ich wollte, Sie hätten Recht. Caillaux, gerade Caillaux, könnte eine feste und klare Politik machen“.

Ich sagte: Der leider verstorbene Herr von Kiderlen-Wächter sprach mir mit Respekt von der Energie und Loyalität des früheren Ministerpräsidenten Caillaux. — Das Gespräch wandte sich dann Herrn Clemenceau zu und Jaurès, der bis dahin auch von seinen politischen Gegnern ruhig und mit einem gewissen objektiven Wohlwollen gesprochen hatte, wurde sehr bitter! „Man kann mit Clemenceau nicht Politik machen, er macht immer nur seine eigene eigensinnige Politik“. Ich machte die Bemerkung:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In die Personenfragen haben wir wenig Einblick und keine Veranlassung zu einer Meinungsäußerung. Freilich, wenn Herr Delcassé in das Ministerium des Auswärtigen zurückkehren würde, dann wäre in Deutschland jedes Vertrauen in den guten Willen der französischen Politik weggewischt und wir können dann alle Bemühungen, eine Abschwächung der Spannung herbeizuführen, allerseits als aussichtslos aufgeben.

Jaurès erwiderte: „Erstens glaube ich nicht, daß Delcassé in ein Ministerium zurückkommt und zweitens hat Delcassé auch gelernt, ich bin fest überzeugt, er denkt und handelt nicht mehr wie bei der Marokkosache".

Er ging dann dazu über, mich über den Stand der innerpolitischen Verhältnisse und Entwicklungen in Deutschland zu fragen. Ich sagte ihm, sie seien beeinflußt von der gespannten auswärtigen Lage und von dem Charakter der Lohnkämpfe. Jaurès zeigte sich gut unterrichtet über die politischen Dinge Deutschlands und war voll Interesse.

Dann erhob er sich, gab mir die Hand und sagte: „Wir sehen uns wieder. Ich muß jetzt auf meinen Nachtzug. Dann komme ich morgen früh gerade recht auf die Redaktion, um meinen Leitartikel zu schreiben, ich denke über die Basler Begegnung".

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Jaurès am andern Morgen in Paris ankam, fand er die Ministerkrisis vor dem Kammerzusammentritt. Aus der Krisis trat als Kandidat der die Mehrheit bildenden Anhänger der zweijährigen Dienstzeit, Herr Viviani, hervor und wurde von Herrn Poincaré nicht akzeptiert. Es erschien Herr Ribot und wurde am ersten Tag von den Parteien Jaurès und Caillaux gestürzt. Herr Viviani, aufs neue präsentiert, schloß mit Herrn Poincaré ein Kompromiß in der Heeresfrage, wurde Ministerpräsident, reiste nach Petersburg mit und hatte als Neuling die Kraft verloren, die Politik der Gruppen zu machen, auf die er sich am Tag seiner Ernennung stützte. Er segelte von Petersburg im Kielwasser

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Poincarés und Delcassés und half die Welt in einen Weltkrieg und sein Land in das Unheil stürzen, vor dem Jaurès es hatte bewahren wollen.

Jean Jaurès war das erste Opfer einer verblendeten, fanatischen und verbrecherischen Politik und wie ein französischer Abgeordneter dem Pariser Korrespondenten der „Frankfurter Zeitung" am Tag der Ermordung sagte: „Der Tod Jaurès ist die erste Niederlage Frankreichs."

Er und sein glühender und klarschauender Patriotismus fehlt seinem Land seit zwölf Monaten jeden Tag. Er ist unersetzt und ungesühnt.

Die Befolgung der Politik Jaurès hätte Frankreich und der Welt den Weltkrieg erspart. Die Zeit wird kommen, in der Paris die Ueberreste Jaurès in's Pantheon überführen wird.

Am 4. August im Reichstag dankte mir Ludwig Frank für das Beileidstelegramm, das ich aus Anlaß von Jaurès Ermordung seinen Begleitern bei der Basler Begegnung gesandt hatte. Ich mußte Frank mitteilen, daß dieses Telegramm die Grenze nicht passiert hat. Frank, der mir auf der Fahrt nach Basel die Unmöglichkeit eines Einfalls durch das Vogesenloch am Itzsteiner Klotz beim Vorüberfahren lebhaft demonstriert hatte, erinnerte mich jetzt daran und teilte mir seinen Entschluß mit, als Freiwilliger die deutschen Grenzen zu verteidigen. Wie immer männlich, liebenswürdig und hoffnungsvoll sprach er dann von der besseren Zukunft, die kommen werde, „auch wenn er falle." Ich hielt ihm vor, er könne dieser Zukunft noch mehr leisten, wenn er nicht falle.

Auch Frank war wenige Wochen nachher tot, wie Jaurès gefallen durch eine französische Kugel.

Frank und Jaurès, beide sind unersetzlich. —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Zum westslawischen Problem

Von Georg Gothein, M. d. R.

Der fortschreitende Siegeszug in Galizien, die Zertrümmerung einer russischen Armee nach der andern, die Besetzung weiter Gebiete Russisch-Polens, Litauens und Kurlands ließen es möglich erscheinen, die von nichtrussischen Völkerschaften bewohnten Westprovinzen des russischen Reichs loszulösen und als selbständige Staatswesen wieder herzustellen.

Der Umstand, daß solche keine nationalen Staatswesen, sondern ein aus den verschiedensten Nationalitäten gemischtes sein würden, macht das Problem seiner Konstituierung allerdings zu einem recht komplizierten. Die Autokratie hat es einfach, die verschiedensten Stämme und Völkerschaften unter ihr Joch zu vereinigen. Der moderne Staat dagegen will die Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht aller seiner Staatsbürger. Nur dann wird er ein lebenskräftiges Staatswesen bilden, wenn Allen die Pflege ihrer Kulturgüter ermöglicht wird. Andererseits erweist sich wiederum die Zusammenfassung aller Kräfte für gewisse Aufgaben des Staates als notwendig, wenn er nicht ein widerstandsloses, ohnmächtiges Gebilde werden soll, das von den stärkeren, konzentrierteren Nachbarmächten zerrieben wird. Wie würde bei wiederherzustellenden westslawischen Reichen diese Doppelaufgabe zu lösen sein?

## I.

Die Lösung wird wesentlich beeinflußt werden von dem Umfang, in dem solche Staaten hergestellt würden. Begnügt man sich mit dem sogenannten Kongreßpolen, so machen in ihm die Polen 73,84% der Gesamtbevölkerung aus, 13,71% sind Juden, 4,42% Deutsche, die aber in einzelnen Gouvernements, namentlich in gewissen Städten, sehr stark vertreten sind. So in der Halbmillionenstadt Lodz mit erheblich mehr als ¼. Die Litauer machen nur 3,84% aus, aber im Gouvernement Suwalki bilden sie die Mehrheit der Bevölkerung, gibt es nur 22% Polen; die 3,28% Rotruthenen wohnen namentlich in den südöstlichen Provinzen, die 0,29% Weißruthenen spielen keine Rolle und die 1,09% Russen sind Militär- und Beamtenfamilien, die mit der Loslösung von Rußland dorthin zurückwandern dürften.

Schlägt man zum polnischen Reich aber das Gouvernement Kowno, so verschiebt sich sofort das Verhältnis; denn dort ist die Hauptbevölkerung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit 66% litauisch, die Juden folgen mit 13,7% und erst an dritter Stelle kommen die Polen mit 11,4%, daneben noch 4,7% Russen, 2,5% Weißruthenen, 1,7% Deutsche. Greift man noch weiter nach dem von uns jetzt großenteils besetzten Kurland, — und es ist wünschenswert, ihm einen Zugang zur See zu geben, — so ist dort die Masse der Bevölkerung lettisch, die gebildeten Schichten — Großgrundbesitz, Kaufmannschaft, freie Berufe, die größeren städtischen Handwerker — sind deutsch (ca. 8%), die Polen machen nur einen verschwindenden Bruchteil aus; sie treten hier nicht nur hinter den Juden, sondern auch hinter den Russen zurück.

Die Hauptstadt des ehemaligen Litauen ist Wilna. In ihr wohnen 53,5% Polen, über 40% Juden; im ganzen Gouvernement dagegen nur 26,5% Polen, 12,7% Juden, 13,3% Litauer, 4% Russen, aber 43,1% Weißruthenen. Im Gouvernement Grodno sind nur 17% Polen, der Hauptteil der Bevölkerung ist lettisch. In den früher zu Polen gehörigen Provinzen Witebsk, Minsk, Mohilew wohnen vorwiegend Weißrussen. Im eigentlichen Ruthenien (Podolien, Wolhynien, Kijw u. s. w.) ist die Bevölkerung ganz überwiegend ruthenisch (ebenso in Ostgalizien). Die Polen bilden dort nur eine, meist nicht besonders starke, Oberschicht. In diese Gebiete sind sie als Eroberer, seltener als Kolonisatoren gekommen, haben umfangreichen Großgrundbesitz. Das fügt zu den sprachlichen und Stammesgegensätzen vielfach noch soziale.

Je weiter also ein polnisches Reich gegriffen wird, je mehr nichtrussische Westslaven in ihm vereinigt werden, einen um so geringeren Anteil machen die Polen darin aus. Aber selbst bei der Beschränkung auf das sog. Kongreßpolen — das heutige Generalgouvernement Warschau zuzüglich des Kreises Cholm — wäre der nichtpolnische Einschlag von 13,71% Juden, 4,42% Deutsche, 3,84% Litauer, 3,28% Rotruthenen u. s. w. so stark, daß auf ihn starke Rücksicht genommen werden müßte. Eine Herrschaft der einen Nationalität über die andern — wie sie die Madjaren in den Ländern der Stephanskrone mit recht bedenklichem Erfolg geübt haben — würde von vornherein den Keim nationaler Zwistigkeiten hervorrufen und die Festigkeit wie den Bestand der staatlichen Neuschöpfung ernstlich gefährden. Ein Staatswesen mit einer solch reichhaltigen Musterkarte von Nationalitäten bezw. Sprachstämmen muß diesen im weitesten Maß die Freiheit und Pflege ihrer Muttersprache und sonstigen Kulturgüter sichern.

Die Gleichberechtigung aller Nationalitäten und Religionen, die volle Freiheit des Gebrauchs der Muttersprache, das Recht auf Schulunterricht in dieser müßte verfassungsmäßig so festgelegt werden, daß es auch gegen Verfassungsänderungen durch die zu solchen sonst befugten Gewalten geschützt wäre.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es könnte das dadurch geschehen, daß nach dem Vorbild der Vereinigten Staaten von Amerika gewisse Grundrechte für ewige Zeiten festgelegt würden, und daß eine höchste richterliche Behörde über ihre Unverletzlichkeit wachte; daß sie jeden Beschluß für nichtig zu erklären hätte, der damit im Widerspruch stünde. Vielleicht würde es sich empfehlen, nicht einen inländischen, sondern einen absolut unbeteiligten, internationalen Gerichtshof damit zu betrauen, z. B. den Haager Schiedsgerichtshof. Man könnte das um so eher, als das neue Staatswesen seine Entstehung einem internationalen Akt, einem Friedensvertrag verdanken würde, nicht der eigenen Kraft.

Die große ethnographische Verschiedenheit der einzelnen Gebiete des zu schaffenden Reiches würde eine weitgehende Selbstverwaltung der einzelnen Provinzen bezw. der in diesem Reich vereinigten Länder notwendig machen. Würde es lediglich aus Kongreßpolen gebildet, so brauchte diese Selbstverwaltung die der preußischen Provinzen nicht beträchtlich zu übersteigen. Anders dagegen, wenn ihm litauische, lettische oder gar ruthenische Gouvernements angegliedert würden. Dann würde sich das Bedürfnis nach einer „Kronländerbildung" nach österreichischem Muster ergeben, mit eigener Volksvertretung und mit Verwaltung in der Staatssprache des Kronlandes. Im Uebrigen würden sie — falls man ein monarchisches Staatswesen schafft — durch die Personalunion, vor allem aber durch das Reich", zusammengehalten werden, dem die Erfüllung der gemeinsamen Aufgaben obläge.

Der Gesetzgebung wie der Verwaltung der Kronländer würden ähnliche, wenn auch nicht so weit gesteckte Aufgaben zuzuweisen sein, wie den deutschen Einzelstaaten, Bahnen und Wasserstraßen freilich können zweckmäßig nur einheitlich für das Reichsgebiet verwaltet werden; ebenso empfiehlt es sich, das Bergwesen nicht partikular zu regeln — wie das in Deutschland leider der Fall ist. —

Auch das Steuerwesen dürfte am besten für das Gesamtstaatswesen einheitlich zu ordnen sein; die Kronländer würden zweckmäßig nur Zuschläge zu den Reichssteuern erheben. Auch wenn ihnen gewisse Steuerquellen ganz überlassen würden, dürfte sich deren einheitliche gesetzliche Regelung für das Reich empfehlen. Soll nicht eine unerträgliche Buntscheckigkeit der Steuergesetzgebung einreißen, so tut man gut, dem von vornherein vorzubeugen. Braucht doch hier auch nicht die bei uns nötige Rücksicht auf die „historische Entwickelung" und die „partikulare Eifersucht" genommen zu werden.

Man würde vielleicht gut tun, auch für eine einheitliche Kommunalverfassung im Gesamtstaatswesen zu sorgen und lediglich



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deren Handhabung und Beaufsichtigung in die Hand der Kronländer zu legen. Ebenso würde man kaum umhin können, von Reichswegen Mindestforderungen für das Schulwesen und das Gesundheitswesen aufzustellen, da bei der Rückständigkeit der Bevölkerung sonst beides vielfach im Argen bleiben könnte.

Die große Schwierigkeit für jedes stark gemischtsprachige Staatswesen ist die Sprachenfrage. Nichts schafft mehr Verbitterung, nichts lockert ein Staatswesen mehr als die Bekämpfung der Muttersprache der Minderheiten, die Aufzwingung der Sprache der Mehrheit oder der herrschenden Klasse in Schule, Kirche, amtlichen Verkehr, politischen Versammlungen. Andererseits ist es unerläßlich für den inneren Verkehr der Behörden, für die Verhandlungen der parlamentarischen Körperschaften, vielleicht auch als Kommandosprache nur eine, höchstens zwei Sprachen zuzulassen. In einem Parlament, in dem mehr als zwei Sprachen gesprochen werden, sind die Reden — in noch weit höherem Maße als sonst — Monologe oder Ansprachen, lediglich an die Partei- bezw. Sprachgenossen. Selbst wenn das neue Staatswesen außer aus dem Generalgouvernement Warschau noch aus den Gouvernements Kowno, Wilna und Grodno, sowie aus den Ostseeprovinzen gebildet würde, könnte als Parlamentssprache, sowie als innere Verwaltungssprache der Reichsbehörden, eventuell auch als Kommandosprache, wohl nur das Polnische in Betracht kommen, um so mehr, als polnisch und litauisch verwandte Idiome sind und Polen und Litauer sich untereinander verstehen. An eine Angliederung der Gouvernements Minsk, Mohilew und Witebsk, die ganz vorwiegend von den den Großrussen sprachlich nahe stehenden Weißrussen bewohnt werden, könnte höchstens in soweit gedacht werden, als einzelne kleine Teile behufs besserer Grenzbildung dem neuen Staatswesen zugeschlagen würden.

Der starke Gegensatz der Rotruthenen (Ukrainer) gegen die Polen ließe es im übrigen erwünschter erscheinen, ein selbständiges ukrainisches Staatswesen zu schaffen — sofern das zu erreichen wäre — als diese Gebiete dem polnisch-litauischen Reich anzugliedern. Freilich selbst in letzterem würden die Ruthenen ganz anders die Möglichkeit haben, ihre Kulturgüter zu pflegen, als unter der russischen Knute, die nicht einmal das Drucken rumänischer Bücher oder Zeitungen gestattet.

Das Polnische als alleinige Verhandlungssprache des Reichsparlaments wäre nur für die Bewohner der Ostseeprovinzen unbequem, da weder die Letten noch die dort wohnenden Deutschen sonst Veranlassung haben, polnisch zu erlernen; vielleicht könnte man noch das Deutsche als parlamentarische Verhandlungssprache hinzunehmen, da sowohl die Letten, wie auch alle gebildeten Polen Deutsch verstehen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn auch die innere Verkehrsſprache aller Reichsbehörden polniſch ſein würde, müßten im Verkehr derſelben mit dem Publikum neben der Reichsſprache auch die ortsüblichen Landesſprachen zugelaſſen werden. Man kann wohl von dem Beamten, allenfalls auch vom Abgeordneten des Reichsparlaments die volle Kenntnis der Reichsſprache verlangen, man kann vom Soldaten beanſpruchen, daß er die in ihr erteilten Kommandos verſteht, nicht aber von Jedermann aus dem Volke, der mit Poſt, Bahnverwaltung oder ſonſtigen Reichsbehörden zu tun hat. Ein ſolches Verlangen würde als Vergewaltigung empfunden werden und nationaliſtiſche Gegenſätze hervorrufen oder verſchärfen.

Die Amtsſprache für den inneren Verkehr der Behörden der Kronländer würde die landesübliche Sprache ſein; es würde dabei nicht unbedingt notwendig ſein, daß dies die im Kronland von der Mehrzahl geſprochene Sprache wäre. Im Gouvernement Wilna iſt das z. B. das weißruſſiſche Idiom; die Sprache der ſtädtiſchen Bevölkerung, aus der ſich vorwiegend die Beamten rekrutieren, iſt aber polniſch oder deutſch bezw. jiddiſch — was im Weſentlichen doch nur ein altdeutſcher Dialekt iſt. In den Oſtſeeprovinzen iſt die Sprache der Gebildeten deutſch und auch das lettiſche Volk beherrſcht es, wenn auch ſeit der Ruſſifizierung der Volksſchulen nicht mehr ſo wie früher. Die Urkunden der Gerichte, der meiſten Verwaltungsbehörden ſind deutſch abgefaßt; es iſt zugleich die Geſchäftsſprache des Handels. Wenn auch nur 8% der Bevölkerung deutſch als Mutterſprache ſprechen, würde es ſich doch als innere Amtsſprache der Landesbehörden empfehlen; im Verkehr mit dem Publikum müßten dieſe natürlich auch die ſonſt üblichen Landesſprachen anwenden.

Wo würde die Grenze zu ziehen ſein, wo eine Behörde noch mit dem Publikum in deſſen Mutterſprache verkehren müßte? Man würde z. B. in den meiſten Gouvernements des heutigen Generalgouvernements Warſchau wegen einiger vielleicht auch hinterher noch verbliebener ruſſiſcher Familien — die meiſten ſind Beamten- und Offiziersfamilien und dürften nach der Lostrennung von Rußland auswandern — nicht verlangen können, daß die Behörden mit dieſen Volksſplittern ruſſiſch verkehren. Erſt dann wenn in einer Stadt bezw. in einem Verwaltungsbezirk eine Sprachgemeinſchaft mit einem beſtimmten Bruchteil der Bevölkerung vertreten iſt, würde man ihr das zubilligen müſſen. Ob die Grenze dafür bei 8 oder 10% oder höher zu ziehen wäre, bleibt dahingeſtellt. Man würde hierbei die Juden, die als Mutterſprache meiſt jiddiſch alſo deutſch ſprechen, zur deutſchen Sprachgemeinſchaft rechnen können. Es läge dies vielleicht auch im Intereſſe der Deutſchen.

(Schluß folgt).

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Gedichte

Von Max Dauthendey

Wie bin ich verdammt zum Lesen hier,
Zum Kriegserleben auf Zeitungspapier.
Ich folge den Heeren nur zwischen den Zeilen,
Durchstampfe mit Buchstaben Schlachtfeld und Meilen.
Verliere, gewinne zu Land und Meer
Und wende das Zeitungsblatt hin und her.
Und doch fühl ich aller Verwundeten Schmerzen,
Die Kriegsnot wütet in meinem Herzen. —
Ich weiß nicht: legt' ich das Blatt aus der Hand,
Oder flog's vor mir auf in zornigem Brand?

Lima Poeloe, 24. Oktober 1914

# Garten-Frühling 1915

Das erste Gras am Wege fragt
Die junge Frau im Gartenwind:
„Kaum daß mein Halm zu grünen wagt,
Weil deine Augen glanzlos sind.

Fühlst du denn nicht die Frühlingsnacht?
Spricht nicht der junge Mond zu dir?
Dein Mund nicht wie im Vorjahr lacht,
Da gingst du mit dem Liebsten hier.

Warum kommt er nicht her zur Bank
Und legt den treuen Arm um dich
Wie immer, wenn die Sonne sank?
Du bleibst so ernst — ich fürchte mich" ...

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Der sächsische Schriftsteller

(Anläßlich des zweihundertjährigen Geburtstags von Chr. F. Gellert)

Von Friedrich Markus Huebner

b das Sächsische zur Anzahl der reinen und wahren, bodenwüchsigen Mundarten gehöre, oder ob es nur eine Abart von schlechter und verderbter deutschen Schriftsprache sei, aus welchen volkskundlichen Ursachen es zur Entstehung des sächsischen Jargons kommen mußte, nach welchen Ablautgesetzen die sonst harten P's und K's und T's hier weich und die Vokale singend ausgesprochen werden — diese Fragen gehen die Philologie an und die Sprachgeschichte. Uns genügt hinzunehmeu, daß der sächsische Dialekt vorhanden ist und für eine gewisse deutsche Bevölkerungsmenge denselben Wert, dieselbe unentwöhnbare Erbkraft eines mütterlichen Alltagsidioms besitzt wie für den Norddeutschen sein Platt, für den Elsäßer sein Allemannisch oder den Gebirgsbewohner sein Oberbayrisch. Eigentümlich aber ist, daß der sächsische Sprachkreis — gemeint wird der alt-meißnische Bezirk: Leipzig, Strehla, Bautzen, Dresden, Chemnitz — bis heute keinerlei Dialektdichtung von Rang erschaffen hat, wie deren eine Menge (als Gedicht, Prosaerzählung, Theaterstück) jede andere deutsche Landschaft aufweisen kann. Damit nicht genug, scheint das Sächsische sich der Verwendung durch die Kunst direkt zu widersetzen; es gibt Romane, die im Ganzen ein bestes literarisches Maß einhalten, aber im selben Augenblicke unernst und anekdotenhaft wirken, wo etwa ein Sachse auftritt und ihn der Verfasser sich seiner natürlichen Redeweise bedienen läßt. Mit der Erklärung, das Sächsische sei eben „häßlich", ist kaum etwas ausgerichtet. Es gibt häßlichere Dialekte, z. B. das gequetschte Armeleut-Deutsch der Provinz Schlesien; — jedoch die Dramen des Gerhard Hauptmann, die Erzählbücher des großen Hermann Stehr? Der häßliche, grade, verkümmerte Volkston schädigt weder die „Pippa" noch den „Begrabenen Gott". Die Kraft des Vortrags, im Gegenteil wird mit derlei Naturalismen nur edler und eindringlicher.

Für den Schriftsteller sächsischer Herkunft entsteht hier ein eigenartig quälendes Stil- und Lebensproblem. Während ein anderer Dichter seine besten Einflüsse, Wortentlehnungen, Gemütserfrischungen jenem Umkreis und Sprachboden entnehmen mag, wo er als Person seine frühe Jugend verbrachte uud rassenmäßig für immer seine Wurzeln hat, während er, um seinen Schreibduktus echt und persönlich zu gestalten, eigentlich nur weiter zu bilden braucht da, wo die engere Heimatmundart ihm alles wesentliche Material an schönen Adjek-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tiven, sinnfälligen Vergleichen, urwüchsigen Sprichwörtern u. s. w. bereits vorweg erdachte, sieht der sächsische Schriftsteller sich angehalten, seinen Stil möglichst frei überhaupt vom Einschlag des heimatlichen Sprechens, ja in einer betonten und energischen Abkehr ihm gegenüber zu entwickeln. Es entsteht, da keine Quellen sind, aus denen der sächsische Schriftsteller naiv und voll Zutrauen den Trunk eigenartiger und reicher Volkslaute schöpfen kann, für ihn die Notlage, ehe er denken darf, zu dichten, sich selber ein wirklich benutzbares und literaturmögliches Idiom erst künstlich zu erarbeiten.

Dabei wird wenig getan sein, wenn er aus seinen Schriften nur die allgemein kenntlichen Saxonismen ausmerzt, jene Lokalausdrücke und familiären Lieblingsworte, zu denen das Ohr des Lesers überdies sofort den sächselnden Sprachton assoziiert. Die eigentliche Schwierigkeit beginnt erst jenseits dieser äußerlichen Merkmale.

* * *

Der sächsische Dialekt, selbst im Munde eines Chemnitzer Industriearbeiters oder eines Dresdener Droschkenkutschers entbehrt am meisten jenes Eigenwillens, mit dem der Satzbau, die Zwischenrufe, das Vergleichen und Schwätzen bei anderen Stämmen so reich und individuell und oft ganz unverständlich durchsetzt sind. Ein jeder Sachse spricht glatt und fließend; er kaut nicht an den Worten; er hält eine mittlere Tonstärke ein; überhaupt spricht er viel, gerne und zu jeder Gelegenheit. Er ist alles andere wie zurückhaltend; seine helle Sprache erlaubt ihm, mit aller Welt sogleich auch in ein akustisches Einverständnis zu kommen. Hierbei bleibt seine Rede, selbst bis in den Streit nnd die Erregung hinein, immer logisch und schriftgenau. Es gibt in Sachsen keine Kraftworte, klobig und bärenhaft, wie sie der Bayer hat, keine Flüche und Beschimpfungen, in denen die Sprache sich selber trübe macht. Das Stammeln der Liebe ist wohlgesetzt und hübsch; die Verordnungen der Bürgermeistereien, der Polizei, der Postanstalten exzellieren in Wendungen, die untadelig, ohne Kanten, rund und gemeinverständlich sind. Diese linguistische Nettigkeit und Bildung, die sich ausdehnt bis auf den Klatsch und Tratsch der häkelnden alten Damen, hat seine Parallele, in dem besonderen sächsischen Denken überhaupt. Hurtig läuft das und hemmungslos dahin, schmiegt sich an die Dinge, vermeidet Dunkelheiten, hält Ordnung und liebt die Vernunft. Ehe ein Friesischer Fischer oder ein Pommerscher Bauer zur Einsicht über irgend etwas im Kalender, in der Zeitung Gelesenes kommt, hat es der Sachse hundertmal kapiert und sich einen Vers darauf gemacht. „Uns Sachsen kann Keener nischt weismachen". Wie denn der Sachse, bis zu den untersten Schichten, in Deutschland den aufgeklärtesten, anschlägigsten und geistig neugierigsten Volkstypus darstellt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erkauft werden derlei Vorzüge — Vorzüge der Bildung, der Zivilisation, der denkerischen Fixigkeit — mit einem, nur in Sachsen anzutreffenden Mangel an eigentlicher und tiefer Temperamentfülle. Anstelle der wildwüchsigen, tierhaften Instinkte, wie sie anderwärts im Geschmack, in der Lebensweise, in den Zwiegesprächen des einfachen Volkes zu Tage kommen, hat in Sachsen, wenn überhaupt man dem Irrationalen über sich Macht gibt, eine moderne Nervosität, Empfindelei und verfeinerte Reizsamkeit die Nachfolge angetreten. Sachsen ist das Land mit den meisten Kuranstalten, Reformrestaurants, religiösen Außenseitern und der höchsten Statistik an Selbstmördern. Der Mensch, man kann es verfolgen bis in den sanften, regelmäßigen Schnitt des sächsischen Gesichtes, bis in das sächsische Liebesleben, bis in den Begriff, den das sächsische Ehepaar, die sächsische höhere Tochter, das sächsische Ladenmamsellchen sich vom Glück, vom Fortschritt, von der Frömmigkeit machen, der sächsische Mensch, sage ich, ist abgeklärt, er liebt die gemäßigten Ideale; Gefahr und Pathos gehen ihm wider die Natur; gebildet und normal wie seine Sprache, wie der Verlauf seines Denkens, wie sein Geschmack und wie seine Moral, ist schließlich auch der Dämon seiner Leidenschaften.

* * *

Zu diesem untragischen und wesentlich antiheroischen Menschenschlage sieht der sächsische Künstler sich von Rechtswegen in die Stellung des einsamen und entschiedenen Verneiners gedrängt. Nichts kann er schlechtweg übernehmen; Sprache, Klang, geistige Fülle seines Werks muß er hinaustreiben, er selber als Charakter muß hinausgelangen über die Atmosphäre, die ihn rings umgibt. So beginnt er seine Arbeit mit einem Protest und wird Kritiker.

Den sächsischen Schriftstellern von Namen ist gemeinsam, daß ihr Wachstum nicht natürlich und von innen heraus geschieht, sondern daß sie Kräfte gewinnen, erst nachdem sie durch einen Abschnitt des Streits, der Auseinandersetzung gegen die ihnen antipathische Außenwelt gegangen sind. Auch dies ist bedeutsam, daß sie — von Friedrich Elias Schlegel bis Lessing und Friedrich Nietzsche — regelmäßig von der Philologie herkommen, vom Zweifel am Wort, von der Polemik gegen Worte. Sie können einmal die Sprache nicht hinnehmen, wie Vater und Mutter sie ihnen überlieferte. Sie mühen sich um Substanz, verfolgen die Worte rückwärts, zu den Ursprüngen, arbeiten daran, das Allzulogische ihres Idioms langsam gegen Sinnlichkeit, Leidenschaft, Besessensein einzutauschen. Vielmehr als gegen David Friedrich Strauß schrieb Nietzsche seine zweite Unzeitgemäße gegen sich selber; das abstrakte, ausgelitzte, saftlose Deutsch seines Gegners war ihm der Spiegel, aus dem seine eigene Not, seine eigene Gefahr ihn anblickte. Auch der Fall Richard Wagners gehört hierher. Seine Musik betreffend, so hat ja das Sächsische,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie es sich stellenweise (Tristan) enthüllt, Nietzsche mit Deutlichkeit gesehen und gebrandmarkt. Greifbarer sächselt Wagner in seinen Prosaschriften und in den Briefen. Die Lyrik des Jünglings, noch bis in den Rienzi, spricht unverkennbar mit jener schweifenden, sich wiederholenden, blutleeren Schönrederei, wie sie naturgemäß, ihm dem gebürtigen Leipziger, im Blute lag. Erst die prosodischen Forschungen, in die Wagner sich vertieft, — Schopenhauer u. a. war ihm der Lehrmeister, — treiben seinen Ehrgeiz und sein Ingenium zur gewaltsamen Geburt jener hochdichterischen Alliterationslyrik, die mit dem Ring der Nibelungen auf die Gemüter eine so starke und sinnlich zündende Wirkung ausübt.

* * *

Nur über die Kritik gelangt der sächsische Schriftsteller zur Formulierung auch seines geistigen und moralischen Weltglaubens. Die Moralität Goethes, die Philosophie Kants, der hochfliegende Idealismus Schillers: Natürlich und ungequält setzen diese Konzeptionen das Wesen dessen fort, der im Blut, bevor die Idee ihn anfliegt, sie schon erlebt und selber ihr bestes und schönes Sinnbild ist. Wollte ein Sachse mit aller Treue herausstellen, welche Denk- und Willensart ihm innewohnt — seine Imperative und Moralsysteme würden niederschlagen durch ihre Plattheit, den geringen Zusatz an elementarer Inbrunst, ihre philiströse Betonung des nur vorbeugenden und konventionellen Gescheitseins. Nirgendwo werden mehr philosophische, okkultistische, lebenshygienische Broschüren, Traktate, Fortschrittsblätter veröffentlicht wie in Sachsen; nirgendwo feiern die „modernen Ideen", die moderne Belesenheit, die moderne Begabung: Alles billigen, auf Alles sich einstellen zu können, größere Orgien als in den sächsischen Winkel- und Konventikeldrucksachen.

In Sachsen kann deshalb der wahre und schöpferische Denker (Zinsendorf, Lessing, Nietzsche) nicht umhin Front zu machen, gegen seine natürlichen Sehnsüchte und Bedürfnisse, ja von Anfang an die Identität seines Wesens durch einen erbarmungslosen Chirurgenschnitt auf immer zwiezuspalten. Die Arbeiten sächsischer Moralisten entstehen zuletzt niemals um ihrer selbst willen. Der Akt fußt immer auf Widerspruch, auf polemischer Besserungssucht. Es sind Abwehrmaßregeln, die ihre Richtigkeit darin haben, daß eine fremde Macht negiert und für falsch erklärt werden muß. Dieser Feind, so sehr er auch in die Außenwelt projiziert wird und dann Pastor Götze oder Professor D. F. Strauß heißt, liegt aber durchaus im sächsischen Individuum selber. Der sächsische Denker, mit allem, was er vorschreibt, bemängelt, verbessert und veredelt wissen will, meint immer nur sich, leidet an sich, verzweifelt über die angeerbte Dürftigkeit seines temperierten sächsischen Nerventempos. Nun feiert er, was seiner wahren Natur entgegensteht: die Lust an der Gefahr, den Willen zur

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tragik, den Imperativ ungezähmten Sichvergeudens-Könnens und das Glück einer tiefen Treue zum einsamen, Entscheidung treffenden Selbst.

* * *

Sein Mangel an alter, unzerstörbarer Rassevitalität — an der er Halt finden könnte — macht den Sachsen in Deutschland zu den am wenigsten gebundenen und seßhaften Künstler-Charakter. Er ist vorbestimmt zur Vaterlandslosigkeit. Sein Gefühl hat Zugang zu jedem Reich, — so gut zum Mystizismus wie zur Maschinentechnik, zur Frivolität wie zur Heiligkeit. Seine Seele ist immer und irgendwie auf Reisen, stöbert in fremden Kulturen, entlehnt ausländische Stilmittel, macht sich zum Mittelsmann der Unvereinbarsten. Im sächsischen Schriftsteller speziell überwiegt die Begabung zum Literatentum, zur raschen, angereizten kompinationsgewandten Tagesproduktion. Abermals auf künstlichem Wege erst vermag er sich abzuschließen und langsam soviel Marter, gewolltes Schwernehmen, Gefahr der Pflicht und Verantwortlichkeit sich aufzubürden, bis seine Geistigkeit sich endlich verwandelt hat und wirklich die Kraft des Mythus und eines unverwirrbaren Persönlichkeitswissens ihn stärkt und ihn dem Publizistenfürwitz entrückt.

Schöpfertum ist Härte, Zucht der Seele, Verzicht auf warmes, menschliches Einander-in-den-Armen-liegen. Aber an der Elbe haben die Lebensgewohnheiten, Gefühle, Entschlüsse immer einen Stich ins Tändelnde, Indiskrete, Kleinliche. So läuft es darauf hinaus, daß der sächsische Schriftsteller „böse" werde und über der alltäglichen eine neue und zweite, wiedergeborene Natürlichkeit die seine nenne.

# O Friede! komm ...

O Friede! komm und lege deine Hand
auf meine Stirn, wie es die Liebste tut.
O Friede, komm und kühle mir den Brand,
der fiebernd wühlt in meinem Blut.

O Friede! komm und hülle du mich ein,
ich bin so müd und heimwehkrank!
Du sollst wie meine Mutter sein,
aus deren Brüsten ich die Liebe trank ...

Max Barthel, Musketier

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## Die innere Wandlung in Oesterreich-Ungarn

Das begreifliche und berechtigte Interesse, das wir allen Kraftleistungen der verbündeten Donaumonarchie entgegenbringen, kann sich keinenfalls mit der Waffenbrüderschaft im Feld erschöpfen. Die Schicksalsgemeinschaft der beiden Reiche, Deutschland und Oesterreich-Ungarn, bedingt vielmehr eine Fortdauer dieses Interesses, ja eine wesentliche Steigerung des Verlangens nach gegenseitiger Durchdringung, auch nach dem Abschluß des Weltkrieges.

Die innere Wandlung, die dieser Krieg in dem verbündeten Nationalitätenstaat vollzogen hat, das Erwachen des rein staatlichen Oesterreichertums, ist ein so bedeutsamer und für die zukünftige Stellung des zentraleuropäischen Blocks so wertvoller Akt, daß es sich wohl verlohnt, die Phasen dieses politischen Prozesses ein wenig zu studieren.

Hiefür kann eine eben erschienene Arbeit, die der Reichstagsabgeordnete Franz Jesser unter dem Titel: „Deutsche Nationalpolitik und österreichische Staatspolitik" in der Wiener Zeitschrift „Deutsch-Oesterreich" (Deutsche soziale Rundschau vom 1. Juli 1915) veröffentlicht hat, wärmstens empfohlen werden.

Der Verfasser zeigt uns in überzeugender und objektiver Art, wie Oesterreich-Ungarn vor dem Weltkrieg durch das System der staatslosen Nationalpolitik, welche die Nationen als das Ursprüngliche und die Staaten nur als das Abgeleitete erklärt, durch die von den Nationalitäten geübte Methode, Staatsnotwendigkeiten nur gegen nationale Konzessionen zu bewilligen, dem Staate und der Staatsidee nur dann zu dienen, wenn daraus der Nation kein Nachteil erwächst — wie nach und nach in Oesterreich-Ungarn mit seinem vielfachen Völkergemisch — die Staatsbejahung immer schwächer wurde, die Nationen immer mehr drohten, den Staat zu sprengen und das staatliche Oesterreichertum als Kraft zu schwinden begann.

„Es war eine katzenjämmerliche Stimmung," schreibt der Verfasser, die unmittelbar vor dem Krieg alle Völker und Parteien in Oesterreich-Ungarn beherrschte. Dem feindlichen Ausland erschien sie gleichbedeutend mit der Verzweiflung an der Lebensfähigkeit des Staatswesens.

„Stärker aber als alle irredentistischen Absichten, stärker als die politische Trägheit deutscher Politiker, erwiesen sich die Naturkräfte, die diesen Staat zusammenhalten. Daß wir beisammenbleiben müssen, weil wir nicht auseinander können, dazu zwingt uns vor allem die mitteleuropäische Lage. Oesterreich-Ungarn ist gar nicht teilbar — jeder Versuch würde einen neuen Weltkrieg hervorrufen. Es ist eben kein künstlich zusammengesetztes Mosaik, sondern ein organisches Gebilde mit eigenartigem Leben, das besonderen Gesetzen gehorcht."

Und dann:

„Diese innere Kraft hat der Krieg geoffenbart. Es gibt ein rein staatliches Oesterreichertum, weil es einen österreichischen Staatsgedanken gibt."

In seinen beachtenswerten Ausführungen sagt Jesser über die staatslose Nation:

„Staatslos kann die Nation nur sein als Sprachen- und Kulturgemeinschaft — nimmermehr aber als wirtschaftende, soziale und politische Gemeinschaft. Alle diese Teilgemeinschaften ergeben erst die natio-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nale Gemeinschaft — es gibt daher keine deutschösterreichische Nationalpolitik ohne positive österreichische Staatspolitik."

Weiter:

„Wir bewundern das staatliche Denken und Empfinden unserer Brüder aus dem Deutschen Reich und beneiden sie um den Staat. Das ist ein arger Denkfehler; denn der deutsche Staat ist kein Geschenk des Himmels, sondern eine Schöpfung seiner Bürger, der sichtbare Ausdruck ihres staatlichen Fühlens und Denkens."

Ueber Oesterreich-Ungarn meint der Verfasser, daß sein Staatsideal nicht das reichsdeutsche sein dürfe — Oesterreich-Ungarn müsse den Staat nach dem Bild seiner Verhältnisse schaffen.

Jesser führt weiter aus, wie das erwachte staatliche Oesterreichertum — nach dem Krieg — in ganz anderer Stimmung an die Arbeit zur inneren Wandlung gehen werde.

Im Bewußtsein der ungeheuren Volkskraft im Staat.

Im Bewußtsein der großen Verantwortung der Stellung als Staatsvolk in einem Nationalitätenstaat.

Der Artikel erwähnt auch, wie der Weltkrieg die Ueberzeugung — weit über das Maß des Bismarck'schen Bündnisses hinaus — gefestigt hat, daß der Bestand Oesterreich-Ungarns als starker Staat, die Voraussetzung für den Bestand des Deutschen Reiches sei und wie Oesterreich-Ungarn seinen Bestand nur aufrechterhalten könne, wenn es an Deutschland seine Rückendeckung findet.

Daher die festgeschmiedete Schicksalsgemeinschaft. v. S.

## Englische Manöverthemata

Einen schwereren Schlag, als ihn die englische Handelsschiffahrt am 7. Mai 1915 durch die Torpedierung des Cunard-Dampfers und Hilfskreuzers Lusitania erhielt, konnte sie wohl kaum treffen. Bisher war es England trotz der deutschen Unterseebootgefahr zu einem großen Teil gelungen, was es in dem Handelskrieg anstrebte, den es mit Deutschland führt. Es hatte mit größter Rücksichtslosigkeit selbst gegen die neutrale Schiffahrt seine alten Gebräuche der Piraterie wieder aufgenommen und es hoffte in steigendem Maße, über Deutschland die Kontinentalsperre zu verhängen.

In einer kleinen Broschüre, die bereits im Mai des Jahres 1911 in Paris erschienen ist und die den Titel trug: „La Guerre qui vient", hat der scheinbar sehr gut eingeweihte Franzose Francis Delaisi vieles von dem vorausgesagt, was heute eingetroffen ist. Besonders interessant in seinen Darlegungen sind die Bemerkungen, die er an die englischen Manöver von 1909 und 1910 knüpfte. Er schrieb bereits damals in deutscher Uebersetzung: Was war denn vor zwei Jahren das Thema der großen englischen Flottenmanöver? Die englische Wegnahme von Handelsschiffen auf der Fahrt zwischen Spanien und Irland. An dieser ausgedehnten Linie hatte die Admiralität eine Menge von Panzern und Kreuzern verteilt, um den Eingang in den Aermelkanal zu verschließen. Und alle englischen Handelsschiffe, die des Weges kamen, — im Kriegsfalle wären es natürlich deutsche gewesen — wurden angehalten und gekapert.

Aehnlich war das Thema der Manöver vor einem Jahre, das den Fall setzte, eine feindliche Flotte im Atlantischen und eine in der Nordsee

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sollten durch eine englische Flotte im Kanal an der Vereinigung verhindert werden. Es ist bekannt, daß es trotz einer äußerst genauen Ueberwachung dem von Bremen kommenden Geschwader, das die deutsche Flotte darstellte, gelang, durch den Kanal und die Straße von Calais durchzubrechen.

Ganz England erzitterte damals vor Angst und die Folge war dann die Bewilligung von 4 weiteren Panzerschiffen! Nach Ansicht der englischen Admiralität selber ist also das Ziel des nächsten Krieges: die Versiegelung der Nordseehäfen und die Vernichtung der deutschen Handelsflotte, um so die Rohstoffversorgung der deutschen Industrie und deren Export unmöglich zu machen. Es würde sich also um eine Art Kontinentalsperre handeln, wie zu Zeiten des großen Kampfes zwischen Napoleon I. und England. Von diesem Gesichtspunkt aus wird man auch die Rolle verstehen, die Frankreich in diesem Kampf bis aufs Messer spielen soll. Um die deutsche Industrie gewaltsam zu vernichten, brauchte England ihr nur die Rohstoffzufuhr absperren und ihre Ausfuhrhäfen durch Blockade schließen.

Nehmen wir an, daß das Londoner Kabinett sich dazu endgültig entschlossen hat. Es würde dann in einer dunklen Nacht, ohne weitere Ankündigung — heutzutage fängt man Krieg an, indem man die Feindseligkeiten beginnt und dann erst den Krieg erklärt — ein englisches Geschwader durch die Nordsee nach der Elbmündung kommen und dort alle von Hamburg kommenden Schiffe abfangen. Ein anderes Geschwader würde an der Wesermündung den Schiffen von Bremen den Weg verriegeln. Zur selben Zeit würde ein Kreuzergeschwader im Kanal und eines zwischen Schottland und Norwegen Wache halten und nacheinander alle Handelsschiffe auf der Fahrt nach Deutschland abfangen.

Die Industrie des Feindes wäre blockiert.

Und damit wäre also alles verloren und der stolze Kaiser müßte sich etwa ergeben? Man wird sehen, daß das doch nicht ganz der Fall sein braucht.

In der Tat ist manches jetzt ganz anders gekommen, als man in England vorausgesehen hat. Schon die bisherige Tätigkeit der deutschen Auslands- und Hilfskreuzer haben die Frachtsätze ganz wesentlich gesteigert. Aber die deutschen Unterseeboote, diese „Pest" sind eine Programmstörung erster Ordnung geworden. Sie haben im Falle Lusitania mit einer Präzision gearbeitet, die alle Welt um so mehr verblüfft hat, als noch vor wenig Tagen die Londoner, Newyorker und Pariser Hetzblätter die Warnung der deutschen Botschaft in Washington in höchstem Maße ins Lächerliche zu ziehen versuchten. Deutschland hat seinen Feinden an einem krassen Beispiel bewiesen, daß seine Warnungen ernst zu nehmen sind und daß die Engländer heute mehr denn je davon entfernt sind, daß unser Kaiser sich ergeben braucht. Interessant ist, daß auch der hier zitierte französische Gewährsmann nicht so recht an diesen Fall glauben wollte. Dr. N. Hansen

## Negerplastik

Im Verlag der Weißen Bücher erschien ein schöner Atlas mit Wiedergaben von Negerplastiken. Der Berliner Kunstgelehrte Karl Einstein schrieb eine Einleitung dazu.

Einstein bekennt, daß es unmöglich ist, die Reihe der vorgeführten Negerplastiken geschichtlich zu entwickeln. Beschämendes Urteil über eine ethnographische Wissenschaft, die ungezählte Expeditionen organisiert, dicke Bücher

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gezeitigt und eifrige Zeitschriften hervorgebracht hat: sie gibt keine Möglichkeit, die wichtigste Hervorbringung der exotischen Kulturen, ihre Kunst, historisch zu orientieren. Das Urteil ist einigermaßen übertrieben — etwas bequem. (Offen: Auch die Auswahl der wiedergegebenen Figuren ist nicht so systematisch, wie sie bei größerer fachlicher Umsicht sein könnte). Allein wer selbst die ethnographische Literatur zu ähnlichen Zwecken zu benützen versuchte, wird mit einer stillen Verzweiflung nachempfinden, daß es wirklich unmäßig schwierig ist, von der Ethnographie zur Kunst zu kommen. Das Einzige, was Einstein kunsthistorisch festzustellen wagt, ist dies, daß es Torheit wäre, die formale Einfachheit der Negerplastik etwa als Primitivität des Anfangens aufzufassen, und daß man vielmehr die Negerkunst unserer Zeit als die letzte Strecke einer langen historischen Linie betrachten muß: „Der heutige Neger entspricht einem möglichen „antiken" vielleicht wie der Fellache dem alten Aegypter".

Doch aus der Not wird eine Tugend. Einstein vermehrt wenigstens nicht die recht unleidliche Ethnographie, sondern beschränkt sich darauf, das Wichtigste zu untersuchen — nämlich den absoluten Charakter der Negerkunst.

Er bringt ihn in Gegensatz zur Plastik Europas: zu ihrem Schema, das seit beinahe tausend Jahren, mindestens aber seit der Renaissance eins und dasselbe ist. Die europäische Plastik hat das Wesen des Plastischen, die Dreidimensionalität, eingebüßt. Einer ihrer edelsten Repräsentanten, Hildebrand, hat das „Quälende des Kubischen" geradezu ausgeschlossen und dem kubischen Prinzip, das einzig das Wesen des Plastischen erfüllen kann, die Abstellung des Plastischen auf das Relief entgegengesetzt — also eine von der Malerei und der Zeichnung her geordnete Bildnerei. Die Negerplastik aber ist die absolute Erfüllung des Kubischen; sie ist darum absolute Plastik.

Sie steht zum zweiten in einem Gegensatz gegen die europäische Plastik, weil sie den subjektivistischen europäischen Begriff der künstlerischen Aktivität ausschließt. Beim europäischen Künstler ist alles Projektion. „Die Entscheidung war in Vor- und Nachspiele gelegt; das Werk zerrann immer mehr zu einem Leiter psychologischer Erregung; das individuell Fließende, Verursacher und Bewirktes wurden fixiert. Diese Plastik waren eher Bekenntnisse einer Genetik als objektivierte Formen, eher blitzartige Berührung zweier Individuen; der Dramatik des Urteils über Kunstwerke legte man öfters eine größere Wichtigkeit bei als diesem selbst. Nötig mußte jeder prägnante Kanon der Form und des Schauens gelöst werden." Beim afrikanischen Bildner ist die Aktivität des künstlerisch handelnden Menschen, alles Interpretierende, Psychologische, Optische, ästhetisch-bewußt Gestaltende aufgehoben. Es erscheint das formhafte Ding — nicht das Werk. Darum nennt Einstein die Kunst des Negers formalen Realismus.

Es versteht sich, daß diese Dinghaftigkeit vor allem in der Plastik erreicht werden kann. Darum ist die Plastik die eigentliche Form der Aeußerung des Kunstgeistes der Neger.

Diese Plastik kann aber nur deshalb in solchem Maß dinglich sein, weil sie religiös ist. Religiös sein heißt an das Objektive glauben. Das Religiöse erdrückt jede Regung bewußt ästhetischer Gebarung des Künstlers gegenüber der Aufgabe. Das Ding ist stärker als der Bildner, der es

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

macht: es entsteht unter seinen Händen, aber diese Hände sind dumpfe Sklaven. Sie sind nicht „unfromme, persönlich beeinträchtigende Hände". Daher erscheinen die afrikanischen Plastiken sinnlich genommen „nicht als Effekte, sondern in ihrem unmittelbaren Raumsein" — als dinghafte Volumina, die durch sich sind.

Notwendig ergibt sich da, wo keinerlei Projektion, keinerlei Flächenbild, keinerlei optisch-perspektivische Umsetzung oder ähnliche Profanierungen angestrebt werden, eine große Verselbständigung der Teile des Kunstwerks. Die Einzelform lebt. Sie lebt, weil das Werk eminent dreidimensional und weil es durchaus unprojiziert ist, also unmöglich zugunsten einer Flächenwirkung Einzelteile und Tiefen unterschlagen kann, und durch die Undenkbarkeit jeder Reliefabsicht auch die Distanz vernichtet, die den europäischen Plastiker von dem Relief trennt. Der Neger weiß nichts von Fernansicht.

Man erkennt leicht, daß in diesen Grundgedanken Einsteins entscheidende Probleme der Sache — wiewohl nicht alle — berührt sind. Diese Einleitung ist sehr streng gedacht; sie hat Gewissen.

Indes: sie macht beim unmittelbaren Lesen eher den Eindruck einer erkenntnistheoretischen Deduktion oder einer Ableitung aus der höheren Mathematik als den spezifischen Eindruck einer Kunstanalyse. Wir gehen wieder einmal einer philosophischen Kunstwissenschaft entgegen, die kantisch und hegelisch anmutet, und verlieren wieder einmal den Takt für den spezifischen Charakter des Schreibens über die Kunst, den wir uns in den letzten drei Jahrzehnten endlich erworben hatten. Leider: das sorgfältigste Kunstbuch wird — mag der Ausdruck wie hier bei Einstein noch so persönlich, noch so schlagend, ja oft dichterisch sein — auf diesen philosophischen Gängen an irgend einer gefährlichen Stelle Jargon und mutet dann an wie Mystifikation. Man verdeckt die Dinge, statt sie zu entfalten. Komplexe Schwierigkeiten werden nicht gelöst, wenn man ihnen schwindelerregende Begriffsäquilibrationen gegenüberstellt, sondern wenn man, indirekt andringend, komplexe Symbole findet, die das Schwierige auf dem Weg der Gleichnisse vereinfachen.

Man wird aber nicht anstehen, dies Buch — Text und Bilder — eine der allerwichtigsten Kunstpublikationen zu nennen, die in den letzten Jahren zu verzeichnen waren. Wenn man in dieser Zeit allmählich den Sinn für Aktualitäten verliert, wird man seine Desperation mitunter in dies Buch des Jahres 1915 flüchten können.

Wilhelm Hausenstein

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

# Große Zeit

Von Lothar v. Strauß und Torney (Dortmund)

Niemand, der die Tage der Volkserhebung im August 1914 mit offenem Sinn und Herzen erlebte, wird bestreiten, daß die damalige Zeit eine wirklich „große" Zeit unseres deutschen Volkes gewesen ist. Es war Wirklichkeit geworden, was der große Kanzler in seiner Reichstagsrede 1887 sagte, daß, wenn einmal der furor teutonicus geweckt sei, ganz Deutschland von den Alpen bis zur Memel wie eine Pulvermine aufflammen und von Gewehren starren werde. Auch war es wohl eine andere Zeit als vor 45 Jahren. Die Gefahr war größer und die Lage ernster, daher der Zorn des Volkes ernster und heiliger. Und es begann das welthistorische gewaltige Ringen, dessen Zeugen wir noch heute sind und das, wie noch keines in der Weltgeschichte, tief in Mark und Leben des Volkes eingegriffen hat.

Aber der Einzelne ist nicht nur Staatsbürger und Deutscher, sondern auch Mensch. Deshalb ist es nur menschlich, daß viele ein Grauen erfaßt angesichts dieser Zerstörung, und daß — je länger der Krieg währt — desto mehr die Sehnsucht sich nach besseren Zeiten, nach einem Ende, nach Frieden sehnt. Dies ist unbestreitbar wahr, das Gegenteil wäre unnatürlich. Der moderne Krieg macht es erforderlich, daß im Innern eine straffe militärische Handhabung der Zentralgewalt eintritt, die naturgemäß manche Beschränkungen auferlegt, ebenso daß über den Operationen des Heeres wie über der Diplomatie ein Geheimnis waltet, das eine klare Erkenntnis der wahren Sachlage für den Einzelnen zur Unmöglichkeit macht. Beides trägt dazu bei, die Stimmung zu beeinflussen. Und doch ist es notwendig, daß eben der Einzelne bei „Stimmung" gehalten werde, denn im Zeitalter der Massenbewegungen, der Massenheere setzt sich eben das entscheidende

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ganze aus den vielen Einzelnen zusammen. Die oben erwähnten Gründe haben nun in der Tiefe des Volkes vielfach eine Stimmung aufkommen lassen, die zwar nicht oppositionell, aber doch gleichgültiger und müder gegen das Erleben dieser Tage geworden ist. Man soll sie nicht unterschätzen! Auf der andern Seite haben die zweifellos im Gegensatz zu der ersten Erwartung eingetretenen sehr großen Erfolge in anderen Kreisen eine chauvinistische Stimmung geweckt, die in dem Kriege weniger den Verteidigungskrieg, als den Eroberungszug, die Statuierung des deutschen Reichs als Beherrscher Europas mehr oder weniger erblickt, die die Grenzen des Erreichbaren und auch Wünschenswerten verkennt. Solchen Geistern sind vielfach die politischen Gesichtspunkte gegenüber den militärischen ganz in den Hintergrund getreten, sie übertreiben den Gedanken des Imperialismus, der heutzutage in der Luft liegt. Auch sie soll man, da sie sich auf wichtige und einflußreiche Kreise stützen, nicht gering erachten. Beide Stimmungen haben ihr Berechtigtes, und das Wahre wird hier wie in jeder Politik in der richtigen Mitte liegen. Da aber die erstgenannte Gefahr die größere ist, indem wirklich von der Erhaltung der Stimmung jeder Erfolg abhängt, wollen wir sie zuerst auf ihren Kern untersuchen. Die lauere Stimmung kann der feinere Beobachter an manchen Einzelheiten bemerken; daß sie mehrfach gerade in den Kreisen des Erwerbslebens auftritt, ist kein Wunder, da gerade dieses doch sehr unter den Folgen des Krieges leidet. Die Leitung der sozialdemokratischen Partei, die sonst ein feines Gefühl für das Wachsen der unteren Volkspsyche hat, hat geglaubt, an die Tatsache dieser Wandlung anknüpfen zu sollen, um sich einen Boden für ihre innere Politik n a ch dem Kriege zu schaffen. Dennoch glaube ich, daß ihr Gefühl sie diesmal im Stich gelassen hat. Es soll doch nicht erörtert werden, wie der Krieg schließlich später auf die „Stimmenbewegung" der Massenpartei wirkt. Was aber feststeht, ist die Tatsache, daß doch offensichtlich innerhalb der sozialdemokratischen Partei keine unbedingte Einigkeit vorhanden ist. Nur solche wäre

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber im Stande, das Eintreten der Sozialdemokratie in eine oppositionelle Richtung zur Stunde irgendwie bedenklich zu machen. Der kämpfende Genosse im Schützengraben hat jetzt keine Zeit und Gedanken für Parteipolitik und Parteigegensätze.

Abgesehen aber von der Sozialdemokratie hat die erwähnte Stimmung für den Ausgang und Fortgang des gewaltigen Ringens sowieso keine Bedeutung. Sie ist eben nur Stimmung, hinter der nirgends ein Wille steht; oder vielmehr, ihr steht doch noch allerorts gegenüber der Wille zur harten, oft verwünschten Pflichterfüllung. Dem Deutschen ist der Sinn für Pflichterfüllung ja durch eine lange Geschichte, jedem Einzelnen durch Erziehung in Familie, Schule und Heer eingeimpft worden. So erweist sich dieser Sinn auch fernerhin als der rocher de bronce, an dem fremde Anstürme zerschellen.

Und damit kommen wir erneut zu der Frage, leben wir noch in einer „großen" Zeit? Vielleicht ists eine müßige Frage, wenn ichs nicht neulich hätte bestreiten hören. Aber doch ist dem so. Das Kriterium der Vernunft kann nicht an die Größe einer Zeit angelegt werden. Wohl hat die Zivilisation des 19. Jahrhunderts, dessen Erbe der Weltkrieg von 1914/15 ist, ein klägliches Fiasko gemacht. Ich glaube auch nicht, daß irgendwelche Vorteile äußerer Art die furchtbaren Opfer dieses Krieges irgendwie gut machen oder rechtfertigen können, aber das steht hier nicht zur Debatte. Groß ist eine Zeit dann, wenn alles Kleinliche hinter dem Großen, Unvergänglichen zurücktritt. Und das ist beim Einzelnen wie bei den Völkern der Fall. Oder sind es nicht wirklich große Fragen, wenn es sich bei dem Einzelnen um Tod oder Leben handelt, und bei den Völkern, wie es doch mindestens im Anfang der Fall war, um Sieg oder Niederlage? Auch im Innern des Landes wird das Gewitter dieser Zeit auf lange, lange hinaus leuchten und wirken! Zwar tritt der Alltag schnell wieder in seine Rechte, aber es kann doch unmöglich ohne Einwirkung an einem Volk vorüber gehen, wenn alle Männer zwischen 19 und 40 Jahren, und so viele junge und so viele ältere, einmal ein derartiges, starkes,



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

intensives Erleben durchgemacht haben. Wie es sich im Einzelnen gestaltet, wer vermöchte das zu sagen! Es gehört viel Ueberwindung und auch viel Takt auf allen Seiten dazu, um die von vielen erhoffte Wiedergeburt unseres Volkes tatsächlich werden zu lassen, und auch dann werden kaum alle Blütenträume reifen.

So manche hoffen Großes von einer religiösen Wiedergeburt unseres Volkes. Ich möchte auch hier warnen, in einen kritiklosen Optimismus zu verfallen. Es wird auch hier so sein, daß der Gute im Kriege besser, der Schlechte schlechter wird. Und vielleicht sehr viele Indolente ernster in der gesamten Lebensauffassung. Der reine Materialismus hat die Seele unseres Volkes nie besessen, deshalb wird er auch nach dem Kriege keine Gefahr bilden, äußerlich wird schon bittere Not ihn von der Herrschaft fernhalten. Aber die Erneuerung der eigentlich kirchlichen Bestrebungen ist dadurch nicht gewährleistet, denn die auf Grund der Wissenschaft der Kirche fernstehenden oder feindlichen Kreise werden dadurch nicht berührt, und der Arbeiterstand, der ja vielfach auch eine materialistische Lebensauffassung hatte, hat seine Ideale in die Träume einer sozialistischen Umbildung der Welt gelegt, und ich möchte nicht annehmen, daß er bei der den Deutschen so eigentümlichen Konsequenz auf sie so bald verzichtet. Dennoch hat ganz gewiß, wie in allen Zeiten der Not, auch wahre Religiosität in dieser Zeit neue Wurzeln geschlagen, auch sie wird ihre Früchte bringen und vielfach einen heilsamen Grund für die Zukunft und die Erziehung künftiger Geschlechter abgeben.

Endlich möchte ich noch einen Wesenszug erwähnen, der durch den Krieg im deutschen Volke verstärkt, vielleicht erst geweckt ist; ich meine seine starke Politisierung. Wenn heutzutage jeder Bauernjunge draußen war, die Karpathen oder Frankreich oder Polen gesehen hat, wenn so manche, so viele Tausende jetzt über die großen Fragen der Politik, über Calais und Warschau reden oder sogar verfügen, wenn so viel politische Weisheit oder Unweisheit gekannegießert und in den gebildeten Klassen doch auch so manches gute Buch neben viel oberflächlicher Zeitungs-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lektüre geleſen wird, ſo muß, denke ich, dies doch eine Nachwirkung auf die Beurteilung unſerer politiſchen Verhältniſſe in der Zukunft behalten.

So ſind viele Samenkörner in den Boden geworfen, der unſeres Volkes Geſchichte darſtellt, und darunter viel Gutes und Neues, bei dem Volk als Ganzem und bei dem Einzelnen. Und hier handelt es ſich um wirklich große Dinge! Daß der Einzelne gar oft angeſichts derſelben verzagt wird, iſt nur ein Beweis mehr dafür, daß es eine wirklich große Zeit iſt, die wir durchleben, denn alle Größe erhebt nicht nur, ſondern drückt auch nieder, und es wäre verkehrt, ſolch reine menſchlichen Gefühle deshalb beſtreiten zu wollen. Und deutlicher als in andern Zeiten mag den leitenden Männern der Völker das Gefühl zum Bewußtſein kommen, das unſer Goethe in die Worte faßt:

„So ſitz ich am ſauſenden Webſtuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid."

# Zum weſtſlawiſchen Problem

Von Georg Gothein, M. d. R.

(Schluß)

Jedem Volksſtamm bezw. jeder Nationalität müßte es freiſtehen, eigene Schulen zu unterhalten, in denen der Unterricht in der Mutterſprache erteilt wird. Nur würde es unerläßlich ſein, in allen auch die Reichsſprache zu lehren und von Reichswegen Mindeſtleiſtungen feſtzuſetzen, die im Unterricht erzielt werden müßten. Andernfalls würden dieſe gerade bei den im Bildungsweſen beſonders rückſtändigen Nationalitäten zu kläglich ſein. Vielleicht würde ſich — wenigſtens hinſichtlich des Unterrichts in der Reichsſprache — eine Kontrolle durch Reichsorgane als notwendig erweiſen. Konfeſſionelle Schulen würde man — will man nicht einen zu ſtarken Widerſtand der allerorts ſehr mächtigen Geiſtlichkeit hervorrufen — wohl zulaſſen müſſen; freilich müßte es dem Andersgläubigen, ebenſo wie dem Andersſprachigen freiſtehen, die Schule der andern Religions- oder Sprachgemeinſchaft zu beſuchen, ſofern eine ſolche der ſeinigen nicht am Platze iſt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Träger der Schullasten würden wohl am besten die Sprachgemeinschaften — die „Nationsuniversität", wie es im Siebenbürgischen heißt — werden. Da, wo ihre Angehörigen eine andere Schule besuchen, würde sie für diese ein entsprechendes Schulgeld zu vergüten haben.

Da die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der einzelnen Nationalitäten eine sehr ungleiche ist, würde zweckmäßig von Reichs- oder Landeswegen ein allgemeiner Zuschuß gewährt werden, der nach der Kopfzahl der Schüler zu berechnen wäre.

Die Gemeindeverwaltung — städtische wie ländliche — müßte ihre innere Geschäftssprache selbständig festsetzen dürfen; man würde ihr wohl auch nachgeben müssen, darin mit den Landes- und Reichsbehörden zu verkehren, selbst wenn deren innere Geschäftssprache eine andere ist. Sie würde auch darüber befinden müssen, ob in der Gemeindevertretung mehrere der ortsüblichen Sprachen gebraucht werden dürfen — also z. B. in Lodz — neben polnisch auch deutsch.

Kaum etwas ist gefährlicher für die Verschärfung nationaler Gegensätze in gemischtsprachigen Gegenden als die Wahlen, sei es zur Gemeinde-, zur Landes- oder zur Reichsvertretung. Sie gewinnen diesen gefährlichen Charakter meist aber erst durch das Mehrheitsprinzip, wo es als nationale Ehrensache gilt, den Wahlkreis der eigenen Nationalität zu erobern und wo oft die ehrenrührigsten Wahltricks bei der Partei, in deren Interesse sie gemacht worden sind, als durchaus ehrenvoll gelten.

Hier die Quelle nationalistischer Streitigkeiten von vornherein zu verstopfen, wäre eine der wichtigsten Aufgaben. Dazu würde das System der nationalen Wahlkataster dienen. Jeder Wähler müßte sich in das seiner Nationalität eintragen und die Wahl innerhalb dieser Kataster müßte nach dem System der Listen- und Verhältniswahl stattfinden. Dadurch würden auch die in ausgesprochener Minderheit oder vereinzelt wohnenden Wähler jeder Nationalität zu ihrem Recht kommen, würden ihre Stimmen — wenigstens für die Gesamt-Volksvertretung — nicht verloren gehen. In einem Staatswesen, in dem keine Nationalität die absolute Mehrheit besitzt, würde damit etwaigen Vergewaltigungsbestrebungen der stärksten ein gewisser Riegel vorgeschoben.

Bei der außerordentlich großen Verschiedenheit der Kulturstufen, wie der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der einzelnen Nationalitäten, würde — auch wenn im übrigen das allgemeine, gleiche Wahlrecht zu erstreben wäre — es sich doch vielleicht empfehlen, den kulturell höher stehenden Nationalitäten eine höhere Zahl von Mandaten einzuräumen, als ihrer Volkszahl entspräche. Das würde im Wesentlichen den Deutschen und den Polen zu Gute kommen. Auch das österreichische Wahlrecht enthält eine solche Bestimmung, die übrigens

Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

unter Mitwirkung der deutschen Sozialdemokraten Oesterreichs zu Stande gekommen ist.

Ob für die Juden ein besonderes Wahlkataster eingerichtet, oder sie ihrer Sprache wegen in das gemeinsame für die Deutschen einbezogen werden sollten, ist eine schwer zu entscheidende Frage. Da indessen innerhalb des nationalen Katasters die Verhältniswahl Platz greifen würde, ist sie nicht von erheblicher praktischer Bedeutung; eine Majorisierung der Stammesdeutschen durch zionistische Juden wäre damit ausgeschlossen.

Nicht nur für die Reichswahlen, sondern auch für die zu den Kronlandsvertretungen, würde sich zur Verhütung nationaler Streitigkeiten dieses Wahlsystem empfehlen. Für die Gemeindewahlen würde man meist mit der einfachen Verhältniswahl auskommen können.

Wenn in Oesterreich das System der nationalen Kataster nicht die erhoffte Beilegung der nationalen Zwistigkeiten gebracht hat, so war dort der Nationalitätenhader bereits zu tief gefressen; hatte man dort doch länger als ein halbes Jahrhundert die Wahlkreis- und Stände-Mehrheitswahlkämpfe mit größter Erbitterung ausgefochten. Da war nicht binnen wenigen Jahren eine Besserung von dem neuen Wahlsystem zu erwarten. In Westrußland spielen zwar nationale Gegensätze auch eine Rolle; sie sind von den Russen künstlich genährt worden, aber weitaus der stärkste Gegensatz ist doch der gegen die russischen Bedrücker. Und durch Wahlen sind die sonst vorhandenen Gegensätze bisher nicht oft verschärft worden.

Trotz weitgehenden Selbstbestimmungsrechtes der einzelnen Kronländer würde es eines so schwerfälligen Apparates, wie unseres Bundesrates, nicht bedürfen; ein wirklicher Konstitutionalismus würde also wesentlich erleichtert werden. Vielleicht wäre die Bestellung von Ministern für die verschiedenen Nationalitäten zweckmäßig, denen die Wahrung der Rechte ihrer Nationsgenossen und die Ueberwachung der von diesen für ihre Kulturzwecke aufgebrachten Mittel obliegen würden.

Allein die Freiheit der Person und die unbehinderte ja geförderte Pflege der Kulturgüter könnten das Band sein, das in den ersten Jahrzehnten das neu zu schaffende Staatswesen zusammenzuhalten berufen wäre. Die historischen Erinnerungen an den früheren Zusammenhalt sind bei der großen Masse verblaßt; dynastische Gefühle sind nicht vorhanden, sie müßten erst erworben werden, was bestenfalls viel Zeit erfordert. Und wirtschaftliche Interessen sprechen zunächst nicht laut genug für die staatliche Selbständigmachung der russischen Westslawen. Das dicht bevölkerte, industriell stark entwickelte Generalgouvernement Warschau, ebenso die Industriestädte der Ostseeprovinzen, fanden für ihre Industrieprodukte bisher den besten Abnehmer im eigentlichen Rußland. Die Schaffung einer Zollgrenze erschwert ihnen den Ab-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

satz dorthin. Allerdings würde es geraume Zeit dauern, bis Rußlands Eigenproduktion so weit erstarkt wäre, daß sie es polnischen und rigaschen Industrieerzeugnisse entbehren könnte. Dazu kommt, daß der wichtigsten polnischen Industrie, der Baumwolleindustrie, das Rohmaterial durch einen hohen Zoll verteuert wurde, der sich als ein Schutzzoll für turkestanische Baumwolle darstellt, die Polen wegen der hohen Frachten nicht beziehen kann. Auch durch Zollbefreiung für viele Maschinen und Hilfsmaterialien würde die polnische Industrie ihre Selbstkosten erheblich herabmindern und damit den Wettbewerb in Rußland trotz der Zollschranken aufrecht erhalten können. Vor allem aber würde von der Hebung der Volksbildung, der landwirtschaftlichen wie der industriellen Technik, nicht zuletzt der unglaublich vernachlässigten Verkehrswege eine starke Steigerung der Kaufkraft der polnischen Bevölkerung zu erwarten sein, die mit der Zeit reichlichen Ersatz für den etwa in Rußland verloren gehenden Absatz bieten dürfte. Natürlich würde es dazu des befruchtenden deutschen Kapitals bedürfen, da das Land nach der Verwüstung durch den Krieg es nicht aus eigener Kraft würde aufbringen können. Freilich, Rußland könnte das erst recht nicht und Frankreich aber geht aus dem Krieg so geschwächt hervor, daß es für absehbare Zeit gar nicht daran denken kann, Rußland wieder Geld zu geben. Indessen auch England würde dazu kaum in der Lage sein und dürfte selbst, wenn es das könnte, wenig Neigung dazu verspüren. Mit Kapital, wie mit technischer Bildung, würde also Deutschland aushelfen müssen. Das würde es aber nach den übeln Erfahrungen dieses Krieges nur dann tun, wenn Polen von Rußland losgelöst wäre und seine politische wie wirtschaftliche Anlehnung an die Zentralmächte nähme. Richtig verstanden, verlangen daher die wirtschaftlichen Interessen der westrussischen Provinzen deren Loslösung von Rußland.

## II.

Im Vorstehenden ist absichtlich die Frage einer Abtrennung und Selbstständigmachung der ukrainischen (rot-ruthenischen) Provinzen nicht mit behandelt worden. Zunächst, weil die Ruthenen der weit zahlreichere Volksstamm sind, sodann weil sich ihre Eingliederung in ein polnisch-litauisch-lettisches Staatswesen wegen der starken religiösen, sozialen und Stammesgegensätze zwischen Polen und Ruthenen kaum empfehlen dürfte. Selbst für die Polen würde das seine schweren Bedenken haben, da die Führung in einem modernen Staatswesen mit der Zeit der an Bevölkerungszahl stärksten Nationalität zufallen würde. Die Polen könnten dann auch nicht den Anspruch erheben, daß ihre Muttersprache die Reichssprache würde.

In Rußland leben nur wenig über 10 Millionen Polen, aber 22,5 Millionen Ukrainer, bei denen zwar die russischen Versuche, alles eigene Volkstum zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unterdrücken, wirksamer gewesen sind als bei den Polen, die aber sowohl nach Sprache wie nach Volksart ein von den Großrussen grundverschiedener Stamm sind. Und die Wahlen zur ersten Duma, bei denen die Volksstimmung wenigstens etwas unverfälschter zum Ausdruck kam als bei den späteren, haben deutlich gezeigt, daß schon bei einem schwachen Nachlassen des unerhörten Drucks sich eine ausgesprochen ukrainische Bewegung lebhaft geltend macht. Würde auch diesem Volke Freiheit und Selbständigkeit verschafft, so würde die russische Gefahr in Zukunft für Europa wenig bedrohlich erscheinen.

Die Rot-Ruthenen oder Ukrainer Rußlands bewohnen die Provinzen Wolhynien, Podolien, Kiew, Tschernigow, Poltawa, Charkow, Jekaterinoslaw, Cherson, Taurien, den nordwestlichen Teil der Krym und den westlichen Teil des Gebiets der Don'schen Kosaken; in der Minderheit sind sie im Kubangebiet; auch in Taurien bilden sie nicht die Mehrheit der Bevölkerung, indessen machen die Russen selbst dort nur 28% aus. In Cherson, Jekaterinoslaw, Taurien und der Krym finden sich beträchtliche deutsche Kolonien.

Da es politisch nicht klug wäre, die Russen ganz vom Meer abzudrängen, würde ihnen jedenfalls das Kubangebiet zu belassen sein; das Asow'sche Meer und der Unterlauf des Don von der Einmündung des Donez ab, würde dort wohl die Grenze bilden müssen, die sich im Uebrigen der Sprachgrenze tunlichst anpassen müßte. Das vorwiegend von Rumänen bewohnte Bessarabien würde an Rumänien fallen, der Dnjestr dort die Grenze sein; im Nordwesten die heutige galizische, gegen Polen der Bug, weiterhin der Pripet.

Wenn auch in diesem Gebiet — von Taurien abgesehen — die Ruthenen überall die entschiedene Mehrheit bilden, so schwankt ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung doch beträchtlich. Am stärksten ist er in Poltawa mit 98%, in Tschernigow mit 86%, Podolien 81%, Kiew 79%, Wolhynien 70%, Jekaterinoslaw 69%, Cherson 53% und Taurien 42,23%. Ein rein nationales Staatswesen würde also auch ein derartiges ukrainisches Reich mit vielleicht durchschnittlich 80% Ruthenen nicht bilden. Da sie aber nahezu überall in der Mehrheit sind, würde sich eine Kronlandsbildung erübrigen; das Staatswesen könnte zentralisiert werden, wobei den einzelnen Provinzen immerhin eine ausgedehnte Selbstverwaltung gewährt werden könnte. Auch hier würde es wesentlich darauf ankommen, die religiösen und sprachlichen Grundrechte der Minderheiten unverrückbar festzulegen. Gerade hier würde es noch notwendiger sein, sie gegen etwaige sie benachteiligende Verfassungsänderungen zu schützen.

Auch hier würden sich — wenigstens für die nationalen Minderheiten — nationale Wahlkataster mit Verhältniswahl, ferner das Recht der von den Nationsuniversitäten zu unterhaltenden Schulen mit Erteilung des Unterrichts in der Muttersprache empfehlen; auch hier müßte man den Gemeinden das Recht der Wahl ihrer Verhandlungssprache zubilligen. Es würde im höchsten Grade unklug

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein, beispielsweise den in diesem Staatswesen wohnenden Russen die Pflege ihrer Muttersprache zu verkümmern, sie in ihren Staatsbürgerrechten irgendwie zu beeinträchtigen. Das würde zur Unzufriedenheit der Betroffenen wie der Stammesgenossen im Nachbarreich führen und das Bestreben bei letzteren zeitigen, die ersteren heimlich aufzuwiegeln und dann zu ihren Gunsten zu intervenieren. Gerade weil es ein Ding der Unmöglichkeit ist, alle Sprach- oder Stammesgenossen in einem gemeinsamen Staatswesen zu vereinigen, ist es die oberste Aufgabe, den nationalen Minderheiten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sie in der Pflege ihrer nationalen Kulturgüter nicht zu hemmen, sondern zu fördern. Nur dann kann ein Reich, das verschiedene Völkerschaften in sich schließt, die notwendige innere Festigkeit erhalten, nur dann den Frieden mit den Nachbarn wahren.

Nahezu alle Völker und Staaten haben darin mehr oder minder gesündigt; es gilt für sie aus der Vergangenheit zu lernen, ihren Minderheiten den Spruch wahr zu machen: Ubi bene ibi patria.

## III.

Würden auf diese Weise in den neu zu bildenden Staatswesen die sprachlichen bezw. nationalen Minderheiten vor Vergewaltigung durch die Mehrheit geschützt, vermöchten sie unter diesem Schutz ihre Nationalität zu bewahren und zu pflegen, so würde diese Sicherung den bei Rußland verbleibenden anderssprachigen Volkssplittern nicht gegeben sein. Es ist im Gegenteil zu befürchten, daß der auf falsche Bahnen geleitete russische Nationalismus nach dem Kriege ihre Mißhandlung fortsetzen würde. Auch im Friedensvertrag vorgesehene Schutzbestimmungen für in Rußland lebende Deutsche, Juden, Polen, Ruthenen, Letten, Türken ꝛc. dürften im Wesentlichen auf dem Papier stehen bleiben. Wirksam vermöchte man diesen damit zu helfen, daß man ihnen im Friedensvertrag für eine gewisse Dauer — vielleicht bis 3 Jahre nach Friedensschluß — das Recht auswirkte, für eines der neu zu bildenden, eventuell auch für eine der den Frieden schließenden Staatswesen zu optieren. Den Optanten müßte eine weitere Frist von vielleicht 3 oder 5 Jahren zugestanden werden, innerhalb welcher sie ihren russischen Besitz liquidieren und auswandern könnten. Die neu zu bildenden Staatswesen würden zu verpflichten sein, diese Optanten aufzunehmen, ihnen die Niederlassung überall frei zu gestatten und ihnen die Ansiedlung tunlichst in nationalen Gemeinden zu ermöglicheni Soweit es sich um landwirtschaftliche Bevölkerung handelte, würde durch Aufteilung übernommenen Domänenbesitzes die bäuerliche Kolonisation zu befördern sein.

Schon der Parität halber müßte das Optionsrecht auf Gegenseitigkeit beruhen, sodaß auch die Russen der neugebildeten Staaten für Rußland, die Ruthenen in Polen für die Ukraine und umgekehrt optieren könnten. Dagegen

Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

wird man Deutschland nicht wohl die Verpflichtung auferlegen können, alle ihm von dort zuströmenden Elemente ohne Rücksicht auf Stammeseigenschaft aufzunehmen. Deutschland ist ein nationales Staatswesen; darin liegt seine Stärke; und wenn es auch in Zukunft die heilige Pflicht hat, allen fremdsprachigen Volkssplittern die Pflege ihrer Sprache und sonstigen Kulturgüter zu erleichtern, kann es doch nicht den Wunsch haben, diese Splitter zu vermehren.

Die praktische Wirkung des Optionsrechtes würde voraussichtlich sein, daß die im Wolgagebiet, Kuban und falls die Ukraine bei Rußland verbleibt — die in der Krym, Taurien usw. ansässigen deutschen Bauern sich in Kurland, Livland, Litauen in geschlossenen Gemeinden niederlassen. Dadurch würde das deutsche Element daselbst, das gegenwärtig überwiegend aus einer Oberschicht besteht, eine wesentliche Stärkung und den notwendigen soliden Unterbau erhalten. Die Erhaltung des Deutschtums würde dort gesichert sein; Deutschland hätte ihnen gegenüber eine Ehrenpflicht erfüllt.

# Kamerad Pollatscheck

## Von Oskar Wöhrle

Wenn du verwundet in einem Lazarett liegst, hast du viel Zeit zum Nachdenken. Und wenn dir der Zufall eine Verlustliste in die Hand spielt, kann's sein, daß du die ganze Reihe der Toten, Vermißten und Verwundeten durchliesest und abermals geduldig durchliesest und dir Beziehungen schaffst zu diesen Namen, die da so trocken auf dem Holzpapier stehen, und die doch mehr sind oder einst mehr waren als nur blasse, undeutlich gedruckte Namen: Menschen in Jugendkraft, lebensfrohe Leute ...

Manchmal bleibt dein Auge auf einer Stelle länger haften. Die Buchstaben und die Silben kommen dir so merkwürdig bekannt vor, und wenn du sie endlich zu einem Sinn zusammengereiht hast, siehst du plötzlich einen Menschen vor dir, den du einstmal kanntest, einen Schulkameraden vielleicht, einen Arbeitskameraden aus irgend einer Fabrik, eine Bekanntschaft vom Militär her oder schließlich auch nur einen kleinen behäbigen Phi-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lister aus der Vorstadt, der dich bei jeder Begegnung angrinste mit seinem ewig blöden: „Wie geht's, wie steht's, Herr Nachbar?"

So war ich tief erschrocken, als ich kürzlich in einer Zeitung hinten in der verschämten Ecke den Namen Pollatscheck fand. Da stand in kalten, schwarzgrauen Buchstaben: Reservist Thomas Pollatscheck aus Cruszewnia, gefallen, Kopfschuß.

Kein Zweifel, es war mein Pollatscheck.

Ach Gott, da lag wieder Straßburg, die wunderschöne Stadt, vor mir. Straßburg mit seinen gedeckten Brücken und seinen hübschen, beweglichen Mädchen. Straßburg mit seinen vielen Kasernen und seiner großen, sandigen Esplanade, auf der Thomas Pollatscheck vor so und so viel Jahren unter dem Gefluche zweier beleibter Sergeanten in die ersten Schönheiten des preußischen, langsamen Schrittes eingeweiht wurde.

Pollatscheck war damals mein Stubengenosse und gehörte zur selben Korporalschaft wie ich, zur dritten. Er war Pole. Deutsch sprechen konnte er nur wenig. Ueber „Landsmann meiniges" kam er in den ersten fünf, sechs Wochen überhaupt nicht hinaus. Das war sein Verhängnis. Er wurde bei der Ausbildung gestrippt und geschliffen, daß es eine Art hatte. Wir, seine Korporalschaft, natürlich mit.

Gottlob, auch beim Kommiß geht die Zeit herum, wenn auch gemächlicher als sonstwo. Wir Rekruten, denen in der letzten Zeit die Beine ordentlich lang gezogen waren, fuhren freudestrahlend in den Urlaub. Nur Pollatscheck blieb mit einigen Alten gewissermaßen als Bestand zurück. „Kann sich armes Luder nicht fahren nach heim, hat sich kein Geld nicht", sagte er mit wehmütigem Augenzwinkern. Dann stellte er sich ins Fenster und winkte uns mit seinem rotgesprenkelten Taschentuche nach, bis wir in der Gasse nicht mehr zu sehen waren.

Als wir uns nach Neujahr wieder glücklich zusammen gefunden hatten, gebärdete sich der Pole wie ein Kind. Wahrhaftig, die hellen Tränen liefen ihm die Backen runter. Wie's so geht, mit den Alten hatte er keinen Frieden halten können. Es kam zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schlägen. Aber dank seiner Bärenkraft war Pollatscheck Meister geblieben.

Ich fragte, ob es ihm denn hier beim Kommiß nicht verleidet sei. „O nein", sagte er, „ist sich hier doch viel schöner als zu Haus bei mich. Hier viel zu Essen, viel zum Schlafen. Aber Daheim nur viel Arbeit, keine Geld nicht, keine saubere Kleid nicht. Was macht, wenn hier brüllt Herr Unteroffizier. Panje daheim brüllt viel mehr! O, hier ist's gut. Pollatscheck möchte sich immer Soldat sein!"

Mit der Zeit hatte sich zwischen dem Polen und uns ein ganz verträgliches Verhältnis herausgebildet. Wir lachten nicht mehr über seine komischen Sprachschnitzer und sangen auch nicht das Lied:

„Die Katze hat vier Beinen,
an jeder Ecke einen!"

das ihn so mordsmächtig ärgern konnte. Selbst wenn er was verbockt hatte, und wir seinetwegen beim Exerzieren besonders hergenommen wurden, trugen wir's ihm nicht nach. Vor allem litten wir nicht, daß jemand mit Prügeln an ihn herankam.

Dafür hing Pollatscheck mit einer Anhänglichkeit an uns, die keine Grenzen kannte. Er hatte ein Gefühl dafür, wer's gut mit ihm meinte. Wenn wir an freien Sonntagnachmittagen in die Stadt zum Vergnügen gingen, saß er in der Regel daheim und „wienerte" unsere Sachen, so daß wir uns Montags morgen nur hineinzuwerfen brauchten. Das tat er unverdrossen für elf Mann!

Thomas Pollatscheck war ein armer Teufel, der keinen blutten Pfennig sein eigen nannte. Die ganze Löhnung, volle zwei Mark zwanzig pro Dekade, schickte er heim an seine Leute. Für sich selber brauchte er nichts. Bedürfnisse irgend einer Art schien er nicht zu kennen. Trotzdem er die zweiten Schlüssel zu unseren Spinden ständig in der Tasche hatte, nicht nur an den Sonntag nachmittagen, fehlte uns nie auch nur eine Nagelbreite. Wer macht das nach beim Kommiß, wo „Klauen" doch zumeist Trumpf ist?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Selbstverständlich waren wir alle nach Möglichkeit erkenntlich für Pollatschecks Freundlichkeit und Dienstbereitschaft. Essen konnte er für drei. Einen Appetit hatte er, der einfach nicht umzubringen war. Mit der Kommißkost allein wäre er nicht ausgekommen. Aber er bekam von uns soviel zugestopft, daß er nie über Hunger zu klagen brauchte.

So flossen Pollatschecks Tage unbeschwert dahin. Nichts würde seine Zufriedenheit gestört haben, wenn nicht einige der Vorgesetzten sich andauernd mit ihm beschäftigt hätten. Schließlich gelang es ihm doch, sich bei den Herren in Respekt zu setzen. Das kam so:

Wir hatten Turnstunde, Hochsprung über den Kasten. Die Aufsicht führte der jüngste Leutnant. Der war dafür bekannt, daß er gerne „einen Spaß mache." Der Vize, der das Ganze in Schwung und Atem hielt, gehört ebenfalls zur Sorte der Spaßmacher.

Er drückte dem Polen ein Fechtgewehr in die Hand, führte ihn zu dem kleinen Wassergraben vor der Turnhalle und sagte: „Paß auf, mein brauner Sohn aus Polenland! Dieser Graben hier ist die Grenze von Frankreich und von unserem deutschen Reiche. Denk dir nun, es sei Krieg. Du bist hier Wachtposten. Keine Seele darf die Grenze passieren. Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Feldwebel", sagte Pollatscheck ernsthaft.

Nun bekam der dicke Sergeant Müllner, ein vorzüglicher Bajonettierer, ebenfalls ein Gewehr in die Hand gedrückt und den Auftrag, den Wassergraben unter allen Umständen zu überschreiten. Dieser Befehl konnte nicht mißverstanden werden.

Der „Hauptspaß" bei der Geschichte sollte nun sein, daß der Sergeant dem Polen tüchtig zusetzte. Denn der kannte alles andere, nur nicht Bajonettieren. Dazu war er nicht flink genug.

Die Sache verlief anders, als sich die Veranstalter wohl gedacht hatten. Der Sergeant kam zwar glücklich über den Graben hinüber und kitzelte Pollatscheck auf kunstgerechte Art gehörig in die Rippen. Aber auf einmal wurde dem der Spaß zu dünne, er

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kehrte das schwere Fechtgewehr um, packte es beim verkehrten Ende und schlug seinem Peiniger mit dem Kolben eine übern Schädel rüber. Der Sergeant fiel in den Graben, daß das Wasser aufspritzte, dort blieb er liegen, steif und starr wie'n Klotz.

Wir alle konnten uns vor Ueberraschung und Schreck nicht mehr rühren. Der Leutnant war bleich wie frisch angebrochene Faßseife. Am ersten raffte sich der Feldwebel auf. Er ließ eiligst den Sergeanten rausfischen.

Pollatscheck wurde unter Bedeckung nach dem Wachtlokal gebracht und am folgenden Tage einem eingehenden Verhöre unterworfen. Der Protokollführer wollte ihm mit aller Gewalt ein Gerichtsverfahren an den Hals hängen und ihn ins Loch bringen. Aber auch da erwies sich der Pole, auf den wir allmählich stolz zu werden anfingen, als genügend schlagfertig.

„Ich sich alles eins", sagte er, „hab ich mich nichts andres getan, als das was ist befohlen. Psia crew! Hier Grenze, hier Krieg, hier niemand durch, kommt sich Franzos, schlag ich's tot!"

Mehr war aus ihm nicht herauszubringen. Von da ab hatte er seine Ruhe. Sergeant Wüllner aber lag acht Wochen im Lazarett und rührte nachher kein Fechtgewehr mehr an. —

Pollatscheck fuhr auch in Urlaub. Bei dieser Gelegenheit rasselte er in den Kahn.

Bei ihm zu Haus stand's traurig. Seine Leute hatten nichts zu kratzen und nichts zu beißen. Nicht einmal das Geld zu seiner Rückfahrt konnten sie aufbringen. Was tut da mein guter, getreuer Pollatscheck? Er hängt einfach sein kleines Paket mit dem Drillichkleide an einen Knotenstock, und macht sich daran, den unendlich langen Weg von Cruszewnia in Polen nach Straßburg im Elsaß unter die Füße zu nehmen. Drei Tage ist er unterwegs, da schnappen ihn die Gensdarmen.

Natürlich brach bei uns ein großes Hallo aus, als Pollatscheck vierundzwanzig Stunden nach Ablauf seines Urlaubs nicht zurück war. Des langen und des breiten wurde hin und her gedrahtet, bis sich schließlich der Sachverhalt herausschälte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein sächsischer Gensdarm brachte den unfreiwilligen Sünder angeschleppt. Doch der schien wenig zerknirscht, sondern lachte übers ganze Gesicht, als er wieder unserer Eßnäpfe ansichtig wurde: „Hier sein sich doch viel schöner als daheim!“ —

Thomas fuhr noch ein zweites Mal auf Urlaub. Das war, als seine Mutter starb. Vorsorglicherweise hatten wir ihm diesmal das Reisegeld für die Hin- und Herfahrt mitgegeben. Pollatscheck brachte den gepumpten Mammon getreulich zurück. Eine Schwester von ihm, die in Berlin diente, und die mit beim Begräbnis war, hatte ihm alle Auslagen ersetzt.

Wie er mir später eines Sonntags, als ich in der Kaserne blieb, im Geheimen erzählte, war es eine traurige Leiche gewesen. Das Haus, vielmehr die Hütte, darin die Mutter gestorben, hatte nur eine Wohnkammer. Darin lag die Alte im offenen Sarg zum Beschau für die Nachbarn. Ueber Nacht schliefen die Angehörigen auswärts. Als sie des Morgens wiederkamen, war die Leiche an Gesicht und Händen angefressen. Ob von Katzen oder von Ratten konnte nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Die ganze Nase fehlte. Der Sarg wurde sofort zugenagelt. So kam es, daß Thomas Pollatscheck nicht einmal mehr seine tote Mutter zu sehen bekam.

„Die beiden Katzen im Haus hab ich sofort totgeschlagen“, sagte er, „weißt du, besser ist besser! Aber wenn ich mich sollt totschlagen alle die Rattmaus bei mich daheim in Kammer, müßt ich mich haben Urlaub für fünf Wochen, nicht nur für fünf Tag.“ —

Das zweite Soldatenjahr neigte zu Ende. Oefters als je saßen wir in der Kantine und sangen das Lied, das wohl allen alten Knochen am lieblichsten klingt:

Bald scheiden wir aus diesem Kreise
und legen ab den Waffenrock
und treten an die Heimatreise
mit einem Reservistenstock.

Pollatscheck saß wohl auch mit dabei und trank sein Seidel Bier. Aber er sang nicht. Wenn wir lustig und ausgelassen wurden,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

machte er sich nach Möglichkeit unsichtbar. Einmal fand ich ihn in einer dunkeln Flurecke am Fenster sitzen. Er hatte den Kopf in die Hände gelegt und weinte fest.

Ich fragte ihn nicht, weshalb er weine. Das war leicht zu erraten. Hier beim Kommiß war es ihm nach seinen Begriffen bisher sehr gut gegangen. Er hatte Freunde gehabt, Kameraden, die in allen Lagen treu zu ihm hielten, und Essen, soviel er wollte.

Das hörte nun auf. Bald kam die Zeit, wo er aufs neu des Lebens Notdurft ausgesetzt war, wo er sich aufs neu als Taglöhner bei irgend einem reichen Großgrundbesitzer seiner Heimat verdingen mußte, wo es nach seinen eigenen Worten weiter nichts gab als „viel schaff, viel wenig freß und vielwenig bezahl."

Ich redete ihm zu, mit mir in die Großstadt zu kommen, mit mir in irgend einer Fabrik anzufangen.

Er schüttelte nur traurig den breiten Kopf: „Ist nichts für Pollatscheck. Pollatscheck muß heim!"

Mag sein, daß ihn auch ein Pärlein Augen heim nach der freudlosen Heimat zog. Doch das sind nur Vermutungen meinerseits. Ausgesprochen hat er sich über diesen Punkt nie.

So kamen wir auseinander, Thomas Pollatscheck und ich. Jetzt hat uns dieses Zeitungsblatt, das mir in der Hand zittert, wieder zusammengeführt. Ein trauriges Zusammentreffen, fürwahr!

Ich ein halber Krüppel im Spitalbett. Und du, mein guter, getreuer Pollatscheck, irgendwo verscharrt in Belgien oder Frankreich. Am Militär, das du so sehr liebtest, bist du zu Grunde gegangen.

Draußen auf der Straße ziehen Soldaten vorbei. Infanteristen. Sie singen mit lustigen, jungen Stimmen: „Manche Kugel geht manchem vorbei."

Mein armer Thomas Pollatscheck, dir ist sie nicht vorbeigegangen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## Kriegslasten und ihre Ueberwindung

Der wirtschaftliche Kriegsrückblick läßt im Verlaufe des ersten Kampfjahres eine außerordentliche Organisationsbewegung in Deutschland erkennen, die nach 12 Monaten zu einer sicheren Regulatur gelangt ist. Die Vorratsfundamente, die Produktionsmöglichkeiten, sind breit und mannigfaltig, der staatswirtschaftliche Verwaltungsapparat funktioniert nach Erfahrungsverbesserungen befriedigend. Zwar giert die Gewinnsucht oft derart, daß man sie mit Strafbestimmungen peitschen muß, aber das Uebel ist klein gegenüber dem Riesenerfolg eines Systems, das uns über die ersten 12 Monate glatt hinweggebracht hat und uns wirtschaftsstark macht, solange der Krieg auch dauern mag. Die Güte der Organisation ist an den Anstrengungen der Feinde zu erkennen. Sie wollen nachahmen, preisen unser Regelungstalent, unsere meisterhafte Beschränkungsökonomik neidvoll und fordern zur Mobilisierung ihre Industrien auf, weil sie sehen, daß das abgeschlossene Deutschland wegen seiner Unabhängigkeit vom Auslande billiger, schneller und konzentrierter wirtschaftet. Doch fehlt dem Vierverbande die organische Vorentwicklung, es fehlt ihm die Arbeitsdisziplin, die Lust zur Einstellung auf den einen Zweck, die Einheitlichkeit der Bundesgenossen. Sein Finanzierungsnetz ist brüchig, seine Vorräte sind zersplittert, seine Verteilungsmöglichkeiten schlecht, sein Erfindungstalent mangelhaft, seine Technik bei weitem nicht überall ausreichend.

Es ist also für uns ein günstiges Wirtschaftsfazit. Dennoch wollen wir nicht die Gegenwart mit der Zukunft verwechseln, einen kunstvollen Zweckbau nicht mit einer Maschine für Normalzeiten. Eines Tages muß man beginnen, die Stützen abzutragen, man wird die Rechnung präsentieren. Allerlei Schätzungen tauchen auf, Kalkulationen, die nicht annähernd richtig sein können, weil Dauer, Material- und Menschenanforderung, Preisniveau des Krieges, unbekannt sind. Man kann nur sagen, daß die Kosten einen Milliardenstapel darstellen werden, den hoffentlich unsere Feinde abtragen helfen. Jedoch wollen wir mit Möglichkeiten, auch mit Wahrscheinlichkeiten, noch nicht rechnen. Wir wollen lediglich voraussetzen, daß ein ungeheurer Berg zu erledigen ist. Es handelt sich nicht nur um die Kosten während des Kampfes, um die Reorganisations- und Fürsorgelasten, es handelt sich auch um die Privatverpflichtungen aller Arten und aller Größen. Das volkswirtschaftliche Einkommen eines Landes, sein Vermögenszuwachs, sein Verzehr, werden durch Produktionsmengen bestimmt. Wir haben in diesem Kriege eine geradezu ungeheure Erzeugungsquantität geleistet, aber die Warenherstellung war natürlich nicht so groß wie im Frieden, in dem Deutschland nicht nur für sich, sondern auch für die Welt arbeitet. Es ist ja eine beträchtliche Quote an Arbeitskraft weggefallen, die für den Waffenstreit Verwendung findet. Dieses Minus drückt sich in den Kriegskosten aus, aber nicht nur in ihnen, auch in dem Wegfall an Warenproduktion, das heißt in der Höhe der privaten Verpflichtungen. Der befruchtende Finanzzirkel wird ja auch zu Reorganisationszwecken nach dem Kriege noch einige Zeit kreisen, doch werden nicht alle, die verloren und geopfert haben, davon Ersatz bekommen. Die Befruchtung wird nicht genügen, das Manko wettzumachen.

Es gibt Theoretiker, die die Kriegslast für einen absoluten Verlust der

Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Volkswirtschaft halten. Zu ihnen gehöre ich nicht. Wer außer nationalökonomischer Theorie Wirtschaftsgeschichte treibt, wird in vielen Völkern eine erstaunliche Ueberwindungskraft finden. Nicht am wenigsten von dieser Kraft findet er im deutschen Volke, das die schweren Lasten des 30jährigen Krieges mit der Zeit abgewälzt hat, nicht minder die Kosten und Verheerungen des siebenjährigen Krieges. Triebkräfte waren die schnelle Vermehrung der Bevölkerung und die durch diese Vermehrung sowie durch andere Ursachen bewirkte Intensivierung der Arbeit. Das ganze Wirtschafts- und Sozialproblem des 19. und 20. Jahrhunderts war in Deutschland von der Intensivierung der Arbeit beherrscht. Aus dieser Tatsache schöpften der wirtschaftliche Liberalismus und der materielle Sozialismus ihre Lehren und Propagandamethoden. Deutschland ist durch die Intensivierung der Arbeit zur Weltmacht geworden. Arbeitsteilung, Arbeitshäufung, Qualifizierung der Arbeit waren die Kennzeichen dieses Prozesses. Nicht zuletzt aber die Verbandsentwicklung, die hauptsächlich aus der Produktionsintensität zu erklären ist und ihre Probe in diesem Kriege auf dem Gebiete der Arbeits-Förderung glänzend bestanden hat. Weshalb sollen wir eine Kraft, die wir in allen Stadien des deutschen Wirtschaftsaufschwunges wieder finden, nicht auch nach dem Kriege wirken lassen? Wir werden sie um so mehr wirken lassen, als der Krieg uns andere Dimensionen, viel größere Wirtschaftsformate, kennen gelehrt hat, an die wir uns nunmehr gewöhnt haben und die wir nicht mehr aus unseren Begriffsvermögen, aus unseren Nerven und Muskeln verlieren werden. Wir haben Erfahrungen ökonomischer Natur gemacht, die sich den neuen Dimensionen anpaßten. Wir rechnen mit Milliarden, mit einheitlichen Großquantitäten, mit exakter Qualifizierung und schneller Erledigung riesenhafter Mengen, mit einer Verteilung von einem nie gekannten Umfange, von nie gekannter Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit. Diese Oekonomik hat jedoch die einheitliche Leitung zur Voraussetzung. Sie ist geboren aus einer Verwaltungstechnik, die die wirtschaftliche Konzentration uns gelehrt hat. Hier entstand ein Schema, das im Kriege überraschend segensreich gewesen ist, das allerdings im Frieden viele Gefahren in sich hatte, Widerstände, Hindernisse und Fehler, die wir möglichst beseitigen müssen. Die wirtschaftliche Oekonomik neuer Art ist nur möglich mit Hilfe einer Freiheit im Zusammenschluß. Unser Verbandswesen hatte oft die Tendenz zur Knechtung wirtschaftlicher Potenzen, von Produktionsquoten, Unternehmungslust und Erfindungsgeist. Das muß weg, wenn uns die Intensivierung der Arbeit derart gelingen soll, daß sie den Verlust an Muskelkräften, an Intelligenzen und an Vermögen ersetzt. Hier ist das wichtigste Problem für den Wirtschaftsfrieden, ein Problem, von dessen Lösungsgrad nicht nur unsere wirtschaftliche Innenbefriedigung, sondern auch unsere Weltwirtschaftsstellung abhängen. Wir können nicht früh genug daran gehen, die Kriegsökonomik, die Arbeitsintensivierung des Krieges, in den Frieden hinüberzuretten. Ansätze sind da, aber es ist noch das Meiste zu tun. Gelingt uns die Erfüllung dieser Aufgabe, so werden wir in Europa wieder aufkommen, wir werden den Feinden überkommen, da ja die wirtschaftliche Relation zu unseren Gunsten ist. Es bleibt dann nur noch die Zeitfrage.

Dr. Alfons Goldschmidt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## Ewige Gefährten

Mit Recht hat H. Hesse im 18. Heft des laufenden Jahres des „März" auf das treffliche Buch von Nötzel über Tolstoi hingewiesen. Alles, was uns immer mehr befähigt, den uns so oft rätselhaften russischen Osten zu verstehen, soll uns willkommen sein. Dazu dient uns auch ein recht beachtenswertes Buch von Dmitri Mareschkowski: Ewige Gefährten. Mit 11 Porträts. München. Piper. 1915. Mareschkowskis Name ist in Deutschland nicht unbekannt. Er ist der Verfasser von drei historischen Romanen Alexander I., Leonardo da Vinci, und Julian Apostata, die viel Aufsehen gemacht und auch verdient haben. Es sind Bücher von großer Auffassung. In Verbindung mit anderen hat er auch ein Buch herausgegeben „Der Zar und die Revolution", das zum Verständnis des Russentums sehr viel beiträgt und dessen einzelne Teile voll Geist sind. Sein neues Buch ist eine Art persönliches Bekenntnis. Er führt in zwölf Bildern Charaktere der Weltliteratur vor (mit Ausnahme des ersten, das eine Ortsstudie ist): Akropolis, Mark Aurel, Plinius der Jüngere, Cervantes, Montaigne, Goethe, Byron, Flaubert, Turgenjew, Dostojewski, Gontscharew, Puschkin. Das sind für Mareschkowski ewige Gefährten, jedenfalls Lebensgefährten. Wie bei einem Russen nicht unverständlich, sind ein Drittel davon aus seinem Lande. Immerhin legt die Auswahl Zeugnis davon ab, daß Mareschkowski zu jenen Russen gehören, die mit heißer Begierde nach dem Westen schauen. In Italien und Griechenland ist ihm die Erkenntnis aufgegangen, wie sehr alles Große national ist. „Hier lernt man verstehen, was es heißt, sein eigenes Volk nicht zu lieben, wie wahnsinnig die Hoffnung ist, ohne sein Volk Großes zu schaffen." In der Reihe dieser Gefährten, die auch wohl Führer sind, möchte vielleicht Plinius der Jüngere überraschen, der gewiß nicht zu den Großen gehört. Aber Mareschkowski begründet seine Wahl. Er stellt Plinius als einen tüchtigen Normalmenschen seiner Zeit hin, der gesunden Menschenverstand und eine feine Lebensführung hat. Auch solche sind gute Gefährten und können ausgezeichnete Führer sein. Wie Mareschkowski europäische und russische Genies sieht und analysiert, das ist für uns sehr aufschlußreich. Die „Ewigen Gefährten" sind also ein empfehlenswertes Buch als das Erzeugnis eines reifen Geistes und als ein Schrein tiefer volkspsychologischer Erkenntnisse.

E. Pernerstorfer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

# Die Durchführung der Kriegsgewinnsteuer

Von Dr Heinz Potthoff, Düsseldorf

er Gedanke einer Sonderbesteuerung der sogenannten Kriegsgewinne ist so zum Gemeingute des deutschen Volkes geworden, daß über ihn kaum noch geredet zu werden braucht. Er ist reif zur Tat und steht gemäß einer Bekanntmachung des Reichsschatzamtes dicht vor der Verwirklichung. Wenn trotzdem noch manche heftigen Meinungsverschiedenheiten darüber zu Tage treten, so liegt das an zwei Mißverständnissen bezüglich des Begriffs der Kriegsgewinne und der Stellung ihrer besonderen Heranziehung im allgemeinen Steuersysteme. Da es wünschenswert erscheint, daß gerade eine solche Steuer nicht von Leidenschaften, sondern von ruhigster, sachlicher Ueberlegung gemacht wird, ist es nicht unnütz, sich über beide Seiten gründlich klar zu werden.

Auf die Frage, wer die ungeheuren Kosten dieses Weltkrieges tragen soll, gibt es natürlich zunächst die Antwort: der besiegte Gegner. Wir fühlen uns frei von Schuld für den Ausbruch des Krieges, wir sind in der Abwehr. Wir haben nicht nur das Recht des Siegers, sondern auch das sittliche Recht für uns, wenn wir von den Friedensbrechern Vergütung für alle aufgewandten Kosten, Ersatz für allen Schaden verlangen. Daß die Reichsregierung ihr möglichstes tun wird, um im Friedensvertrage einen vollen Kriegskostenersatz zu erreichen, ist wohl selbstverständlich. Aber man soll zwei Dinge nicht vergessen: die Summe, um die es sich handelt, ist enorm. Unsere gegenwärtigen Kriegsschulden sind schon 20 Milliarden Mark, mindestens ebenso viel kostet uns die Versorgung der Kriegsteilnehmer (1—2000 Millionen Mark jährlich!), dazu die Wiederherstellung des verbrauchten Materials, der Wiederaufbau in Ost und Südwest, die Vernichtung unseres Handels, die Beschlagnahme und Zerstörung riesigen deutschen Vermögens im Auslande. Nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu vergessen die Kriegskosten unserer Verbündeten. Andererseits haben unsere Feinde mindestens dieselben Unkosten auch für sich und manche von ihnen sind im Grunde längst bankrott (Rußland) oder dürften es durch die Kriegswirkungen werden (Frankreich, Italien). Wenn wir also auch sicher damit rechnen, daß wir die besiegten Feinde zum Ersatz zwingen können, so müssen wir uns auf eine längere Frist für die Zahlung einrichten. Und wir brauchen zum mindesten einige hundert Millionen sofort nach dem Frieden!

Dann muß das deutsche Volk einen Teil selbst aufbringen, muß auch künftig sicher erhöhte Staatseinnahmen bewirken, da der Ausbau unseres Reiches, eine weitgehende soziale Fürsorge und manches andere große Mittel beanspruchen werden. Die Steuerpflicht soll wie die Wehrpflicht eine allgemeine Volkspflicht sein. Noch ist sie in Deutschland dahinter weit zurück; wir arbeiten seit längerer Zeit daran, sie zu verallgemeinern und mehr als bisher der Leistungsfähigkeit des einzelnen, damit der sozialen Gerechtigkeit, anzupassen.

Diese soziale Gerechtigkeit aber stellt die „Kriegsgewinne" zwischen die vom Feinde einzutreibenden Bußen und die Besteuerung der Allgemeinheit des Volkes. Sie erfordert ihre besondere Heranziehung vor der Heranziehung aller anderen. Nicht etwa als eine Bestrafung für ein tadelnswertes Verhalten während des Krieges. Man muß die Frage der Besteuerung scharf unterscheiden von der Bekämpfung des Kriegswuchers. Nichts wäre moralisch schlimmer, als wenn diese Dinge verquickt und die Besteuerung als eine Art von gesetzlicher Anerkennung wucherischer Gewinne und unlauteren Geschäftsgebahrens aufgefaßt würde. Die wucherischen Geschäfte sind nach deutschem Rechte ungültig; sie sollten von Gerichten und Verwaltungsbehörden aufs schärfste bekämpft werden. Die Steuer sieht davon ab, sie will ehrlich erworbenes Gut treffen. Die Begründung dafür ist eine dreifache: Wer im Kriege reicher geworden ist, der ist zweifellos erheblich leistungs-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fähiger als seine Mitbürger, die ärmer geworden sind, vielleicht um des Vaterlandes willen Beruf und Erwerb verloren haben. Wer daheim bleiben und seine Erwerbstätigkeit fortsetzen, vielleicht steigern konnte, der ist ungeheuer bevorzugt vor den anderen, die draußen mit dem Feinde ringen, nicht nur Heim und Erwerb verlassen, sondern Gesundheit und Leben einsetzen; es muß ihm förmlich ein Bedürfnis sein, wenigstens in etwas das auszugleichen, indem er einen Teil seines Gewinnes der Gesamtheit zur Verfügung stellt, damit die aus dem Felde heimkehrenden Krieger nicht sofort mit neuen Steuern, erhöhten Staatslasten empfangen zu werden brauchen. Schließlich sind alle jetzt in Deutschland gemachten Gewinne in viel höherem Maße als sonst „Konjunkturgewinne." Mag der einzelne noch so klug und fleißig sein, der Erfolg seiner Arbeit hängt weit mehr als sonst nicht von ihm allein, sondern von dem Schicksal der Gesamtheit, in erster Linie von dem Erfolge des kämpfenden Heeres ab. Warum müssen die ostpreußischen Landwirte öffentliche Unterstützungen haben, während die pommerschen reicher geworden sind als im Frieden? Der Unterschied heißt „Russeneinfall" und „Hindenburg." Wenn im Laufe des monatelangen Stellungskrieges unsere Westfront durchbrochen wurde, so war das rheinisch-westfälische Industriegebiet ein Trümmerfeld und kein Genie, kein Fleiß wirtschaftete einen Pfennig heraus!

Damit ist auch schon der Hinweis gegeben, was zu dieser Sondersteuer heranzuziehen ist. Nicht etwa nur die Heereslieferungen, nicht nur die gewerblichen Betriebe, nicht die übermäßig gewinnreichen Geschäfte, sondern grundsätzlich jede Bereicherung, jede Erhöhung der Steuerfähigkeit, die in der Kriegszeit eingetreten ist. Diese tritt in Erscheinung am deutlichsten in einer Vermehrung des Vermögens, aber auch in einer Erhöhung des Einkommens. Beides ist zu berücksichtigen. Dabei wird allerdings die Vermögenssteigerung die Hauptsache sein, denn in ihr kommt am meisten der vorübergehende Charakter der Bereicherung und ihrer Besteuerung zum



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ausdruck; sie bedeutet eine besondere Leistungsfähigkeit für öffentliche Lasten, während umgekehrt eine Steigerung des Einkommens mehr als die des Vermögens durch die regelmäßige Besteuerung betroffen wird.

Dazu kommt, daß für die Besteuerung des Vermögenszuwachses bereits ein gesetzlicher Rahmen vorliegt, in dem Besitzsteuergesetz von 1913. Darin ist bestimmt, daß am Schlusse jedes dritten Jahres jedermann sein Vermögen selbst einschätzen und auf Ehre und Gewissen (bei Gefängnisstrafe!) angeben muß. Ist das Vermögen um mindestens 10 000 Mark gewachsen, so ist in den nächsten drei Jahren von dem Zuwachs eine ganz bescheidene Abgabe (jährlich $^1/_6$—$^1/_2$%) zu bezahlen. Die erste derartige Einschätzung hat zum 31. Dezember 1916 stattzufinden, sie wird verglichen mit der Einschätzung für den Wehrbeitrag am 31. Dezember 1913, sodaß im Jahre 1917 die erste Rate der Vermögenszuwachssteuer fällig wird. Wir dürfen sicher rechnen, daß bis dahin Friede und eine Beruhigung der wirtschaftlichen Verhältnisse eingetreten ist, welche die richtige Einschätzung der Vermögenswerte erlaubt. Wir können also mit wenigen Gesetzesänderungen aus dieser für die Dauer berechneten Vermögenszuwachssteuer eine vorübergehend erhöhte Kriegssteuer machen. Diesen Weg will die deutsche Reichsgesetzgebung beschreiten. Nach der Besprechung des neuen Schatzsekretärs mit den Finanzministern der Bundesstaaten am 10. Juli ist eine Vorlage öffentlich angekündigt worden, und im Reichstage wird wohl keine Partei grundsätzlich sich dagegen wenden. Voraussichtlich wird schon die bevorstehende Wintertagung das neue Gesetz bringen.

Die wichtigste Veränderung ist natürlich die Erhöhung der Steuersätze. Eine Jahresabgabe von 25 Mark für einen Bürger, der jährlich 3400 Mark auf die hohe Kante legt, mag für Friedenszeiten und für die Dauer angemessen sein. Wer in den Kriegsjahren 1914/1916 nicht nur seine Lebenshaltung weiterführen, sein Vermögen ungeschmälert erhalten, sondern darüber hinaus noch weitere 10 000 Mark zurücklegen konnte, muß zu den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Riesenlasten des neuen Reiches nicht 75 Mark beitragen, sondern einige tausend Mark. Er wird es gern tun, wenn er bedenkt, wie es ihm und seinem Vermögen ergangen wäre ohne die hingebende Opferfreudigkeit unseres Heeres, das auch für ihn geblutet hat. Ueber den Steuersatz wird wohl eine erhebliche Erörterung stattfinden. Ich habe mich bisher für 50% des reinen Vermögenszuwachses eingesetzt. Richtig wird es sein, die Progression, wie sie jetzt schon besteht, beizubehalten und die großen Gewinne (namentlich wenn sie zu schon bestehendem großem Vermögen treten) schärfer heranzuziehen als die kleineren.

Auch eine Herabsetzung der Mindestgrenze ist zu erwägen. Nach dem geltenden Gesetze bleibt ein Vermögenszuwachs bis zu 10 000 Mark ganz steuerfrei, wird aber nach weiteren 3 Jahren mit berücksichtigt, falls im Laufe der 6 Jahre der Zuwachs größer geworden ist. Bei der Friedenssteuer von 25 Mark auf 10 000 Mark Zuwachs ist die Freilassung kleinerer Beträge richtig, nicht aber bei der vielleicht 20fach höheren Kriegssteuer. Es ist doch schon ein außerordentlicher Vorzug, wenn in diesem Notjahre ein Bürger sein Vermögen ungeschmälert durchhält, seine Ersparnisse nicht anzugreifen braucht; sobald er reicher geworden ist, kann er etwas für die Versorgung der tapferen Krieger und ihrer Hinterbliebenen beitragen. Vor allem wird dadurch die Steuer zu einem Opfer der Allgemeinheit, und es werden auch Kreise getroffen, die ohne Riesengewinne zu machen, doch vom Kriege erhebliche wirtschaftliche Vorteile haben. Dazu gehören weite Kreise der öffentlichen Beamten, die zum großen Teile erheblich höhere Bezüge haben als im Frieden und deren gesicherte Lage den Neid der Angestellten und Arbeiter von Privatunternehmungen erregen kann.

Aus demselben Grunde empfiehlt sich auch eine Berücksichtigung des Einkommens. Zwar ist die Einkommensteuer bisher mit aller Schärfe den Bundesstaaten vorbehalten, und ihre Uebernahme auf das Reich würde deren Selbständigkeit sehr rasch untergraben. Aber wir haben durch den Wehrbeitrag schon das Vor-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bild einer ausnahmsweisen Einkommensbesteuerung durch das Reich und eine Grundlage, welche einen Vergleich erlaubt. Ob man alle Leute mit erhöhtem Einkommen zu einer Sonderabgabe heranziehen oder nur dort, wo der Vermögenszuwachs mit Einkommenszuwachs zusammentrifft, die Steuer schärfer anziehen will, ist eine praktische Frage, die hier nicht näher erörtert zu werden braucht.

Dagegen ist es notwendig, eine Reihe von Ausnahmen festzulegen, da das Vermögenszuwachssteuergesetz jede Bereicherung ohne Rücksicht auf ihren Grund erfaßt. Die erhöhte Kriegssteuer darf natürlich nicht erhoben werden von Erbschaften naher Verwandter, überhaupt von allen Vermögensverschiebungen, die in der Familie eines im Felde Gefallenen aus Anlaß seines Todes eintreten (Lebensversicherung); ferner nicht von gemeinnützigen Stiftungen und dergleichen. Soweit die Gewinne aus der Herstellung von Kriegsgeräten stammen, scheint mir auch in gewissem Umfang eine Anrechnung früherer Verluste bei der Herstellung und Erprobung gerechtfertigt.

Schwierig ist die Frage, ob auch die Aktiengesellschaften und ähnliche Unternehmungen heranzuziehen sind. Den Wehrbeitrag haben sie bezahlt, dem Vermögenszuwachssteuergesetz unterliegen sie nicht. Grundsätzlich ist es ja berechtigt, nur die Bürger selbst heranzuziehen. Bei der Freilassung der Gesellschaften liegt aber die Gefahr vor, daß die Gesellschaftsform mißbraucht wird, um starken Vermögenszuwachs der Gesellschaftsinhaber zu verbergen und der Besteuerung zu entziehen. Man braucht dabei nicht nur an die bekannten großindustriellen Firmen etwa Westdeutschlands zu denken, die in der Form der Aktiengesellschaft oder Gewerkschaft tatsächlich im Besitz eines einzelnen Unternehmers oder einer Familie sind. Will man die Gesellschaften nicht besteuern, so wird man unbedingt gesetzliche Vorsorge treffen müssen, daß die Gesellschaftsanteile richtig bewertet werden.

Aehnliche Vorschriften sind auch im übrigen notwendig, damit nicht tatsächlich gemachte Gewinne in der Vermögensabrechnung versteckt werden können. Namentlich zwei Posten werden sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dazu sehr gut eignen: Grundstücke und Wertpapiere. Auch nach dem Frieden wird vielleicht nicht sofort wieder ein normaler Börsenverkehr eintreten, die Grundstückspreise werden vielleicht ebenso willkürlich sein, wie das heute der Fall ist, wo Käufer für Häuser fehlen. Wenn den Bürgern erlaubt ist, ihre Wertpapiere und Grundstücke zu dem Preise einzusetzen, den sie bei einem Notverkaufe am 31. Dezember 1916 erzielten, so würde auch ein erheblicher Vermögenszuwachs nicht in Erscheinung treten. Mir scheint es durchaus berechtigt, im Gesetze festzulegen, daß diese beiden Vermögensarten nicht niedriger als 1913 angesetzt werden dürfen. Denn nach dem Kriege werden ganz sicher Grundstücke wie Wertpapiere sehr bald wieder den alten Preisstand erreichen (wer mit russischen oder ähnlichen Werten hereingefallen ist, trägt mit Recht den Schaden; gewarnt ist seit vielen Jahren genug).

Auch andere Vorschriften über die Aufstellung der Bilanz, die Höhe der zulässigen Abschreibungen usw. werden unvermeidlich sein, wenn die Kriegssteuer gerecht sein und nicht den „weitherzigen" Geschäftsleuten die Türe offen lassen soll. Durch den Wehrbeitrag und vor allem auch durch die Steuerpraxis der Einzelstaaten hat unsere Verwaltung schon eine reiche Erfahrung, die nur mit Energie nutzbar gemacht zu werden braucht. Daß scharfe Strafen für absichtlich falsche Erklärungen und Steuerhinterziehungen eingesetzt werden, ist wohl selbstverständlich. Gerade in diesem Falle kann gar nicht scharf genug vorgegangen werden. Denn in geschäftlichen und Steuersachen ist leider die Moral auch bei uns weit hinter der übrigen Moral zurück; und auch in dieser Hoch- und Notzeit hat das Wirtschaftsleben sich moralisch nur zum Teil bewährt. Die Kriegssteuer soll auch ein Stück staatsbürgerlicher Erziehung leisten. Und wenn beim Wehrbeitrage leider noch zahlreiche sonst anständige deutsche Bürger nicht voll ihre Pflicht erfüllt haben, so sollte die Erfahrung des Weltkrieges uns sozial so gehoben haben, daß auch in Geldfragen die Erkenntnis allgemein geworden ist: Unser Reich beruht darauf, daß an seinem Platze jeder seine Pflicht tut!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Die New-Yorker Presse

Von Dr. R. Hansen

Anläßlich des Notenwechsels zwischen der deutschen und der Washingtoner Regierung, besonders über den Lusitaniafall, aber auch aus vielen sonstigen politischen Anlässen wurde von seiten des Reuterbüros immer wieder versucht, die Stimmung der amerikanischen öffentlichen Meinungen durch Zitate aus einer ganzen Reihe deutsch-feindlicher New-Yorker Blätter zum Ausdruck zu bringen. Daß die Amerikaner fast alles durch die englische Brille zu lesen bekommen, was in Europa vorgeht, ist ein Zustand, der seit vielen Jahren aufs sorgfältigste vorbereitet ist und an den sich die mehr oder minder kritiklosen amerikanischen Leser mangels sonstiger Kontrolle nachgerade gewöhnt haben. Aber daß die Welt über die Ereignisse in den Vereinigten Staaten auf telegraphischem Wege vorwiegend nur das erfährt, was den Engländern beliebt, ist für die Union ein geradezu beschämender Zustand. Und indem diese Zitate häufig vorweg Meldungen bringen, ehe sich die Washingtoner Regierung zu den einzelnen Fragen geäußert hat, erschweren sie dieser die Arbeit ganz wesentlich, ja unter Umständen ist sogar eine Art Erpresserpolitik auf diese Weise von den Englandfreunden betrieben worden. Man hat nun zwar wiederholt von Seiten einflußreicher Amerikaner bei uns in Deutschland die Auffassung vertreten gehört, daß die wahre Volksmeinung in der Union nicht in den Aeußerungen der antideutschen Hetzblätter zum Ausdruck komme. Trotzdem läßt sich nicht verkennen, daß diese Blätter einen enormen Einfluß auf die Gestaltung der inner- und außerpolitischen Verhältnisse ausüben, zumal es sich bei ihnen, wie weiter unten gezeigt wird, um zum Teil sehr große Auflageziffern handelt. Aber der Wert dieser Preßstimmen ist mit den Auflageziffern keineswegs gekennzeichnet. Er läßt sich am besten ermessen aus den vielen persönlichen und finanziellen Fäden, welche diese antideutschen Hetzblätter mit England verbinden. Soweit sie in New-York erscheinen, handelt es sich dabei um folgende Organe:

**The New-York Times**

| | tägliche Auflage |
|---|---|
| Morning | 200 000 |

**The New-York Herald**

| | |
|---|---|
| Morning | 112 000 |
| Sunday | 240 000 |

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

The New-York Journal

Sunday . . . . . 712 000

The New-York Tribune

Morning . . . . . 55 000

The New-York Sun

Morning . . . . . 90 000
Sunday . . . . . 90 000
Evening . . . . . 100 000

The New-York Evening Post

Evening . . . . . 27 000

The New-York World

Morning . . . . . 750 000
Evening . . . . . 387 000
Sunday . . . . . 500 000
Thrice a week . . . . . 75 000.

Zur weiteren Charakteristik dieser Blätter sei folgendes bemerkt:

The New-York Times: Der Eigentümer ist Adolph Ochs. Er besitzt die große Mehrheit der Aktien der Aktiengesellschaft „The New-York Times." Den Rest hat er unter die ersten Angestellten der Firma verteilt. Darunter befinden sich sein Bruder, ferner der in England geborene Herr Samuel Strauß, der als Editor der Sunday Times figuriert, ferner Dr. Miller, Chefredakteur, in England geboren, ferner Herr van Ende, managing editor, in Holland geboren, und andere. Bis zum Kriegsausbruch war Wm. Fred. Wile, der berüchtigte Deutschenfresser und gleichzeitige Vertreter der London Daily Mail, jahrelang Vertreter der N.-Y. Times in Berlin, sodaß schon zu Friedenszeiten alle deutschen Nachrichten der Times durch englische Brillen angesehen waren. Die N.-Y. Times wird in N.-Y. nicht ganz mit Recht das offiziöse Blatt des Judentums genannt. Seit Kriegsausbruch wird der Auslandsdienst der Times vom „London Chronicle" besorgt. Die Times ist deutschfeindlich, weil ihre Besitzer eng mit Wall Street liiert sind, ihre Redakteure englisch denken und fühlen, und Herr Ochs, der in Atlanta, Ga. von aus der deutschen Pfalz stammenden Eltern geboren ist, seinen höchsten Ehrgeiz darin sieht, „Sir" Ochs zu werden.

The New-York Herald gehört James Gordon Bennett, der vor mehr als 2 Jahrzehnten in New-York in einen Sittlichkeits-Skandal verwickelt war, der ihn zwang, seitdem in Europa zu wohnen. Bennett lebt in Paris, ist ganz Franzose geworden und gesteht im New-York Herald ganz offen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß seine Zeitung für Frankreich steht und fällt. Der Herald hat sehr viel an Ansehen eingebüßt. Er hat heute höchstens 40—50 000 Abonnenten. Er wird von schlecht bezahlten Redakteuren geleitet und haßt alles Deutsche. Der Herald hat eine Abendausgabe „The Evening Telegramm", das an Sensationssucht seinesgleichen nicht wieder in der Welt findet und das sehr viel im niederen, ungebildeten Volke gelesen wird, weshalb es den Necknamen „The Chambermaid's own" erhalten hat. Der New-York Herald wird selbst von den Feinden Deutschlands nicht ernst genommen.

The New-York Journal, eine der vielen Hearst Zeitungen ist die weitverbreitetste Zeitung der Welt, Eigentümer ist Wm. Randolph Hearst. Er ist Demagoge à la Northcliff. Die Tendenz des Blattes ist Hurra-Patriotismus, America for the Americans 2c. Es ist sozial angehaucht, weil es das Volk so liebt. Es führt das Wort Humanität und Menschenrechte viel im Munde, wechselt die Farbe mit dem Winde und verfolgt im übrigen nur die Interessen des Herrn Hearst. Es ist unzuverlässig und gelb im richtigen Jingo-Tone.

The New-York Tribune, das offiziöse Organ der Republikanischen Partei, gehört jetzt den Söhnen des vor 3 Jahren verstorbenen Wm. Whitelaw Reid, der lange Jahre Botschafter der U. S. am Hofe von St. James war; diese 3 Söhne sind in London groß geworden, ihre Schwester ist die Gattin eines englischen Lords. Durch solche Familienbande und andere parteipolitische, vor allem auch Wall Street Gründe, ist die Zeitung eng mit England liiert. Leserzahl etwa 150 000, Redakteure und Korrespondenten sind englisch.

The New-York Sun wird von den besten New-Yorkern gelesen, ist sehr populär und hat ausgezeichnete Redakteure, Eigentümer ist Herr Reid, der lange Jahre beim Herald tätig war, aber jetzt ganz von Wall Street abhängig ist und deshalb auch deutschfeindlich schreibt. Die Sun versucht indessen noch öfters objektiv zu sein, was ihr aber nur selten wirklich gelingt.

The New-York Evening Post. Der Eigentümer ist Harrison Grey Villard. Das Blatt ist New-Yorks vornehmste und teuerste, auch literarisch beste Zeitung, aber es steht ganz im Dienste amerikanischer großkapitalistischer Interessen. Deshalb ist es gegen Deutschland. Karl Schurz und andere große Deutsch-Amerikaner gehörten einst zum Stabe der „Post."

The New-York World, die berühmte Pulitzer Zeitung ist weit verbreitet, jetzt den schon in Amerika geborenen Söhnen des einstigen armen ungarischen Juden Pulitzer gehörend, die alle großen gesellschaftlichen Ehrgeiz haben. Einer von ihnen hat eine Vanderbilt geheiratet. Von da bis zum „Sir" ist nicht weit. Das ist der Hauptgrund der Tatsache, daß die World deutschfeindlich ist. Offiziöse Wilson-Zeitung.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein kurzer Rückblick auf die hier gegebenen Daten zeigt, wie eng in sehr vielen Fällen die englische und amerikanische Presse miteinander verwachsen sind und daß die proenglische Haltung auf diese Weise aufs beste garantiert ist. Zwar haben die meisten der eben erwähnten Organe zur Zeit eigene Korrespondenten auch in Deutschland. Jedoch tun sie dies mehr, um sich zu schützen, wenn aus ihrem Leserkreise Beschwerden kommen, daß die Blätter eine ungerechte Neutralitätspolitik betreiben. Sie wollen sich für solche Fälle sichern, und weisen, wenn solche Beschwerden kommen, darauf hin, daß sie doch eigene Berichterstatter in Deutschland haben. Wenn diese Berichterstatter nach Deutschland fahren, wird ihnen in kaum mißzuverstehender Weise gesagt, daß sie die „Wahrheit" berichten sollen. Wenn sie aber die richtige Wahrheit über deutsche Verhältnisse schreiben, so wurden ihre Berichte entweder gar nicht gebracht oder aber alles für Deutschland günstige wurde gestrichen. Ja, vier Fälle sind mir bekannt, wo sogar die Vertreter, wenn sie die Wahrheit schrieben, plötzlich entlassen oder mit der Honorierung völlig im Stiche gelassen wurden. Daß den Vertretern zugemutet wurde, sich der Aufsicht der Londoner Vertreter zu unterstellen und daß sogar einzelne Korrespondenten dieser amerikanischen Blätter die Aufforderung erhalten haben, nachdem sie 3—4 Monate in Deutschland an der Front waren, nach London, bezw. Paris zu reisen, was fast an Spionage grenzt, sei nur nebenbei erwähnt.

# Renaissance-Romantik

## Zu Friedrich Nietzsches Gedächtnis († 25. August 1900)

Von Edgar Steiger

Im Wintersemester 1878/79 hörte ich auf der Basler Universität eine Vorlesung über die Fragmente der griechischen Lyriker. Auf dem Katheder saß ein bleicher müder Mann, dessen halbgeschlossene Augen sich unter den buschigen Brauen und hinter einer dunkeln Brille versteckten, während die schmale Hand von Zeit zu Zeit nervös, als wolle sie einen Dämon verscheuchen, über die mächtige Stirne hinabfuhr. Seine Stimme klang leise („Pathos riecht nach Pöbel"), wie tastend nach dem Gedanken, die sich zu haschen suchte; aber wenn es ausgesprochen war, stand jedes Wort fest an seinem Platz wie ein zur Ewigkeit geronnener Augenblick.

Das war Friedrich Nietzsche. Er stand damals im 35. Lebensjahre, mitten in den schwersten inneren Kämpfen seines Lebens. Sein Abschied von Richard Wagner und seine Lossage von der Bayreuther Kunst lag hinter ihm, sein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Unzeitgemäßen Betrachtungen" waren gedruckt, und an seinem aufreizendsten Buche „Menschliches, Allzumenschliches" arbeitete er fieberhaft. Es war die letzte Vorlesung, die er hielt. Sie blieb, wie der Stoff, den sie behandelte, ein Fragment. Aber das, was ich damals gehört habe, bleibt mir eine heilige Erinnerung. Die Gedanken seines geistvollen Erstlingswerkes „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" kehrten hier wieder. Die beiden Wurzeln aller griechischen Dichtung, die Nietzsche für alle Zeiten auf die Namen Apollon und Dionysos taufte, wurden bloßgelegt und aus den beiden griechischen Musikinstrumenten, der Leier und der Flöte, die rückschauende, betrachtende, über den Dingen schwebende Singweise der Elegiker und die brünstige, leidenschaftdurchwogte Willensoffenbarung der Dithyrambiker entwickelt. Und dann wurde an den Namen Archilochos, der dem Homer gegenübergestellt wurde, die größte Entdeckung des Menschengeistes geknüpft — die Entdeckung des bisher gebundenen Ich, das plötzlich mit den Dingen, die es vorher geknechtet hatten, zu spielen beginnt und sich staunend und erschrocken zugleich als ihren Herrn erkennt. Das Zeitalter der sich aus der epischen Gebundenheit losringenden Lyrik ist da oder, wie ich es heute am liebsten nennen möchte, die griechische Renaissance.

Ich weiß nicht, was damals für mich das größere Erlebnis war, diese Entdeckung oder der Entdecker. Aber das eine weiß ich, daß sie beide zusammengehören, weil sie vereint uns am besten das Rätsel Nietzsche lösen können. Man vergegenwärtige sich nur einmal, was im Leben Nietzsches das Wort Renaissance bedeutete — diesmal in seinem landläufigen kulturgeschichtlichen Sinne gefaßt, und man wird mich vielleicht ohne weiteres verstehen. Für all die scheinbaren Widersprüche des sich ewig Wandelnden, der sich in lauter Selbstüberwindungen ausleben mußte, gibt es — und das ist meine Entdeckung — nur e i n e Formel, unter der sich alle die auseinandergehenden Strahlen und wechselnden Farben dieses philosophischen Chamäleons wie in einem Brennspiegel vereinigen: das Wort Renaissance-Romantik.

Was ist Romantik? Die Sehnsucht nach einer großen Vergangenheit, die man, ihrer irdischen Unzulänglichkeit entrückt, in die Zukunft projiziert und als Ideal aufstellt. Die Geschichte muß, wie immer, dem Propheten — und jeder Romantiker ist in seiner Weise ein Stück Prophet — die Bilder für seine Prophezeiungen liefern. Die Gegenwart scheint ihm im Vergleich zur verklärten Vergangenheit und zur erträumten Zukunft unerträglich, und da man aus ihr hinauswill, streift man, wie eine alte Haut, die zu enge geworden, die landläufige Sitte und Sittlichkeit ab und setzt an deren Stelle die erträumte Vergangenheits- oder, wie man lieber sagt, Zukunftsmoral.

So ging es schon den deutschen Romantikern. Ihre Sehnsucht war das deutsche Mittelalter mit seinen gotischen Kirchen und Marienbildern, seiner Glaubens-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

innigkeit und seinem angeblichen Einklang von Leben, Kunst und Poesie. Um diese goldene Zeit des Christentums wieder heraufzuführen, kehrten die eifrigsten Jünger des neuen Evangeliums — ich erinnere nur an den Grafen Friedr. Leop. zu Stolberg, an Luise Hensel und Brentano, an Zacharias Werner in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurück. Denn was konnte ihnen die Gegenwart bieten, über die Eichendorff ein so herbes Urteil spricht:

„Die Zeit des Glaubens ist geendet,
Zerstört die alte Herrlichkeit,
Die Schönheit weinend abgewendet —
So gnadenlos ist unsre Zeit."

Aber wie herauskommen? Die Einen, wie die Brüder Grimm, versuchten es mit der rückschauenden Wissenschaft und brachten, indem sie sich liebevoll in die Vergangenheit ihres Volkes versenkten, reiche Beute und bleibenden Gewinn nach Hause. Die Andern hoben, wie die alten Mystiker, die ihre Vergottung anstrebten, ihr eigenes Ich auf den Thron, und siehe: die romantische Ironie begann mit den Dingen zu spielen; der Kultus des Ich wurde zum Kultus der Sinne, und der fromme Schleiermacher schrieb einen gelehrten Kommentar zu Friedrich Schlegels „Lucinde."

Nietzsche nennt sich mit Vorliebe den Ueberwinder der Romantik. Mit Recht, wenn man dabei an das offene und versteckte Christentum denkt. Mit Unrecht, wenn man vom Stofflichen absieht und die seelische Grundstimmung des Romantikers ins Auge faßt. Als er sich von Richard Wagner lossagte, gab er allerdings der deutschen Romantik, die in den Musikdramen des Bayreuther Meisters ihre letzte Erfüllung gefunden hatte, den Abschied und warf nacheinander dem Christentum, dem Pessimismus Schopenhauers und schließlich der Moral überhaupt den Fehdehandschuh hin. Was aber setzte er an deren Stelle? Das verklärte Bild der Antike und der Renaissance, das er in die Zukunft projizierte und auf den Namen „Uebermensch" taufte. „Cesare Borgia als Papst, das wäre der Sieg gewesen, nach dem i c h heute allein verlange — damit war das Christentum abgeschafft! Was geschah? Ein deutscher Mönch, Luther, kam nach Rom . . . empörte sich in Rom gegen die Renaissance — und stellte die Kirche wieder her." In diesen Worten des „Antichrist" ist Nietzsches ganzer Philosophentraum zusammengefaßt und mit all seinen Hintergründen aufgedeckt. Man halte nur das Eine fest: Cesare Borgia wurde n i c h t Papst. Wohl aber wird das Traumbild des Romantikers, der seine Sehnsucht mit der Wirklichkeit verwechselt, auf die weiße Wand der Zukunft geworfen und Uebermensch genannt. Freilich dauert es lange, bis das Zarathustra-Ideal, diese Wiedergeburt oder, mit Nietzsche zu reden, diese Wiederkunft des Renaissance-Menschen, wie eine plötzliche Offenbarung vor die Augen der erstaunten Zeit-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

genossen tritt. Erst hat die blonde Bestie, mit der der verliebte Philosoph wie ein Tierbändiger spielt, im Kopfe des Propheten, der den Uebermenschen gebären will, gar seltsame Wandlungen durchzumachen. Sie muß sich mit allen Zeitströmungen der Gegenwart auseinandersetzen und alles, was heute groß und heilig gilt, in Zweifel ziehen: vom Kinderglauben und Theologenwahn bis zum Wissensstolze des Bildungsphilisters David Friedrich Strauß, von der Siegesgewißheit der modernen Wissenschaft bis zum Hinterweltlertum eines Kant und Schopenhauer, von dem Götzen des modernen Staates bis zur Sklavenempörung des Sozialismus, von den zehn Geboten des Katechismus bis zu dem Begriff Gut und Böse überhaupt. Sie muß den Geist entthronen und den vom Christentum mißhandelten und geschändeten Menschenleib an seine Stelle setzen. Sie muß das Wissen verdächtigen und die unwissenden Triebe verherrlichen. Aber indem sie so die Gegenwart anklagt und die Schimpfworte décadence und „Der moderne Mensch" prägt, taucht sie, um für ihre widerstreitenden Gedanken einen festen Halt zu finden, in der Vergangenheit unter und bringt aus der Vergleichung der Völker und Zeiten als reifste Frucht vom Baume der Erkenntnis die feine Unterscheidung der Herrenmoral der Antike und der Sklavenmoral des Christentums mit nach Hause. Dabei hat sie gar nicht beachtet (und den Zeitgenossen ist es auch entgangen), daß bei all diesen Irrfahrten und ewigen Wandlungen und Häutungen gar Manches, was sie anstreifte, auf ihrer eigenen Haut abfärbte und selbst im Unterbewußtsein ihrer Triebe seine Spuren hinterließ. So hat sie in der fast zweitausendjährigen Schule des Christentums ganz unwillkürlich die Vergeistigung ihrer rohen Instinkte gelernt und aus dem evangelischen Pfarrhause zu Röcken gar das zarte Gewissen, diese angebliche Erfindung des Sokrates, gestohlen. Und nun erst kann ihr Schöpfer, sein eigenes Geschöpf bewundernd, den herrlichen Lobgesang anstimmen: „Des Uebermenschen Schönheit kam zu mir als Schatten. Ach! Meine Brüder! Was gehen mich noch — die Götter an!"

Es ist ein Philosophen- und Philologentraum, der uns hier verkündigt wird. Ich sage absichtlich: Philologentraum. Denn in Nietzsche hat zum ersten Mal die Philologie zu philosophieren begonnen. Und so entstand ein Sprachkunstwerk, wie Zarathustra, in dem sich Luthersche Kraft und Goethesche Anmut mit dem Zauber des philologischen Totenbeschwörers vereinigten. Was Wunder, daß uns seine Worte berauschen, gleichviel ob sie überzeugen oder zum Widerspruch herausfordern! Und was fordert bei ihm nicht zum Widerspruch heraus? Man lese nur einmal in der „Götzendämmerung": „Die Dummheit, im Grunde die Instinkt-Entartung, welche heute die Ursache a l l e r Dummheiten ist, liegt darin, daß es eine Arbeiterfrage gibt." Würde wohl der Verächter der „Vielzuvielen" eine solche Dummheit geschrieben haben, wenn nicht das Glück aus dem Leipziger Studenten plötzlich einen Basler Professor ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

macht hätte? Aber haben wir, die wir mit beiden Füßen auf dem Boden dieser Erde stehen und die Mitternachtstunde zweier Jahrhunderte schlagen hören, ein Recht oder einen Beruf, dem weltfremden Romantiker, der aus vergangenen Jahrtausenden sich sein Wolkenkukusheim der Zukunft baut, dieses Mißverständnis als Verbrechen anzukreiden? Nein! Wer die Distanz für das Maß aller Dinge hält, übersieht infolge seines Weitblickes gar zu gern das Nächste, was ihm vor Augen liegt. Und überdies: Zu Cesare Borgias Zeit gab es noch keine Nationalökonomie! Oder, in Nietzsches Prophetensprache zu reden: „Wahrlich, ich mag sie nicht, die Barmherzigen, die selig sind in ihrem Mitleiden; zu sehr gebricht es ihnen an Scham. Muß ich mitleidig sein, so will ich's doch nicht heißen; und wenn ich's bin, dann gern aus der Ferne." Oder boshaft ausgedrückt: „Kann ein Esel tragisch sein? — Daß man unter einer Last zu Grunde geht, die man weder tragen noch abwerfen kann .... der Fall des Philosophen."

# Bukowina

Gute Völker wohnen bei mir zu Haus.
Im Frieden liegen sie sich wohl manchmal in den Haaren,
aber seit der Krieg ins Land gefahren,
kennen sie nur einen Strauß.

Rumänische Bauern stehn auf, eine Mauer aus Blöcken und Schollen,
aus der trotzigen Erde gefügt, die die Feinde verheeren wollen.
Rasch ziehn die Schwaben einher, des Deutschtums östlichste Wacht.
Der Pole läßt Weiber und Karten und fliegt in die Schlacht,
Der Jude kämpft betend um die heilige Saat,
ernster als er sieht keiner; er weiß, sein Todfeind naht.
Aber das ruthenische Volk, umloht vom Scheine der Schlacht,
ist, wie ein Riese, der plötzlich aus Kerker erwacht,
Hinter der Sonne stapft er her, die den Weg ihm weist;
über die Ebene reitet Schewtschenkos, des freien Sängers Geist ....

Erich Singer



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Nachtmarsch

Von Berthold Viertel, z. Zt. im Felde

Das war ein freudlos stumpfer Wanderschritt
Nachts stummen Marsches durch das fremde Land.
Der Mond, der hinter die Gewölke glitt,
Reckt manchmal einen gelben bösen Rand.

Noch gestern keuchte hier der Widerstand
Und schrie die Flucht und warf den Gnadenstoß.
Der Feind zerrann — er ließ zurück sein Land,
Das aufgedeckte, bloß und waffenlos.

Der Horizont, ein kalter Eisenring,
Rankt die gefangene arme Fläche ein,
Die schneeig leichenfleckige. — Zerging
Der Gipfel Grenzentrotz? Sie kauern klein.

Die Pferde gleiten, stolpern, schnauben dumpf.
Aus einem Sumpf, der grün herübergraut,
Reißt sich empor ein schwarzer, scharfer Rumpf.
Reckt sich uns nach, versinkt und wiehert laut.

Nicht hingewandt, mein Tier, sei zäh zum Ziel!
Wer jetzt nicht weiter kann, bleibt so zurück,
Wie das zurückblieb — liegend, wo es fiel,
Ein nacktes Aas, ein hingeworfnes Stück.

Es hebt sich auf und stürzt auf das Genick,
Der Sumpf gluckt trüb — nun heißts Gedanken kaun
Und würgen an dem dürren Todesstrick
Vom Abendgrauen bis zum Morgengraun.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## Kriegsbelletristik

Aus den Anhäufungen unechten, bunten Gesteins, leuchten mit stärkerer Kraft Rubin und Saphir. Von froherem Glanze erstrahlen die wenigen echten Dichtungen der Kriegszeit, da Millionen Elaborate wüsten Kitsches, von den Krankheitskeimen der „literarischen Cholera" infiziert, nach unserm Beifall blinzeln.

Einfach gedruckt, liegen von Karl Bröger, dem aus Arbeiterstande zum Dichter gewordenen, Kriegsverse vor. (Fränkische Verlagsanstalt, Nürnberg). Das schmale Heft enthält manche Strophe, die in reinen und stillen Worten den Gefühlsinhalt unserer Herzen gibt. Daher werden einige der Bröger'schen Gedichte voraussichtlich den Krieg überleben. Denn sie sind nicht nur lyrische Dichtungen von wundersamer Melodie, sondern auch wahr und echt. Das Gegenteil gilt von den Kriegsgedichten H. H. Ewers, die Georg Müller (München) mit feinstem Geschmacke ausstattete. Leider ist dem Verfasser nicht der gleiche Geschmack nachzurühmen. Die Wirkungsmittel des Bluffs und der sensationellen Aufmachung mögen im Romane bisweilen gute Erfolge erzielen, in „Kriegsgedichten" wirken sie (höchstens in Amerika nicht) peinlich; uns reizen sie zum Widerspruche. — Viel größere Bedeutung haben zwei andere Kriegsbücher des Münchner Verlags: die Novellensammlungen „Der graue Tod" von Kurt Münzer und „Sieg oder Tod" von Richard Sexau. Münzers Arbeiten sind kunstgeformte Stücke aus der Feder eines überlegen darstellenden Novellisten. Sie betonen in ihren (kriegerischen) Stoffen individuellmenschliche Züge und messen das Kriegsgeschehen, das ihnen Motiv und Milieu bietet, an dem Erleben und der Gefühlswelt des Einzelnen. Münzer schildert elegant in farbigen Bildern, seine Darstellungsart ist anmutig und geschmeidig. Er versteht es, wenn er Grauenvolles schildern muß, durch Distanzierung das grausame Begeben zu versöhnen. Meisterlich gelingt ihm das Gewebe schwerer, mit Geheimnissen durchsponnener Stimmungen. So ist z. B. die Titelnovelle ein kleines Meisterstück dieser Art. Das Wirken metaphysischer Kräfte wird hier ohne alle Aufdringlichkeit der „Gespensterdichtung" in den Mittelpunkt gestellt. — Richard Sexaus Buch „Sieg oder Tod" enthält sieben neue Novellen des rühmlichst bekannten Verfassers von „Blut und Eisen." Die neuen Arbeiten verstärken den Eindruck der früheren. Sie haben wiederum ihren größten Reiz in der atemglühenden Unmittelbarkeit der Schilderung, in der blutvollen Ausmalung des Milieus. Wie der Krieg Schicksale schafft, in Schicksale greift, Schicksale vollendet, das zeigen die Novellen Münzers, in Sexaus Arbeiten ist der Krieg selber der Held. Aus tausend Einzelzügen wächst das Bild des Soldaten, aus tausend kleinen Bildern das Leben im Heere, die Not des Kampfes, die Schlacht. Die Erzählungen verzichten auf einen in strenger Entwicklung geförderten novellistischen Gedanken. Ihnen fehlt die Ruhe, die Ferne. Kriegsbilder zeichnet Sexau. Und diese Bilder gleißen in üppiger Buntheit und sind stark in unbeugsamer Kraft.

Die Serie der kleinen Kriegsbücher des Verlages Albert Langen (München) hat sich bei ihrem wertvollen Inhalt und dem billigen Preise von nur einer Mark für den Band gut eingeführt. So ließ denn der Verlag wieder ein paar neue Bändchen erscheinen. Die größte Aufmerksamkeit verdient, wie mir scheint, die Kriegs-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

novellensammlung „Die Habsburg" von A. v. Vestenhof. Diese Stücke schrieb einer, der den Geist und die künstlerische Kraft des Dichters mit einer echten, männlichen Soldatenseele vereint. Wie knapp und herzhaft sein Stil ist. Schlag um Schlag, stehen die Sätze neben einander. Bei Vestenhof wirkt ein Impressionismus, der nicht — wie bei anderen oft — nervöses Experimentieren ist, sondern vielmehr Prägnanz aus innerer Gebundenheit. — Alexander Castells Novelletten „Der Tod in den Lüften" stellen gern die technischen Machtmittel des modernen Krieges in den Mittelpunkt ihres Geschehens. Sie erwecken in der elegantgeistvollen Darstellung ihres hochbefähigten Verfassers spannendes Interesse, zumal da Castell all die Flugzeuge, Fesselballone 2c. selbst in den kleinsten Einzelheiten kennt und freudig schildert. Die Maschinen sind im eigentlichen Sinne die Helden dieser Kriegserzählungen. Castell als Schilderer von Menschen und Menschengeschick ist mir in jenen andern Werken lieber, in denen er das ganz unkriegerische gesellschaftliche Mit-, Neben- und Gegeneinander der großen Welt darstellt.

Neben den Langenbüchern macht sich jetzt auch eine andere Serie billiger und guter Kriegsliteratur bemerkbar: Die Fünfzig Pfennigbändchen des Verlages Reuß & Itta, Konstanz i. B., „Die Zeitbücher" betitelt, in denen in sehr hübscher Ausstattung (Pappbändchen, mit Buntpapier überzogen) Verse und Erzählungen sowie Essais moderner Verfasser gesammelt sind. Eines dieser Bändchen stammt von Wilhelm Schussen, der in seiner freundlichen stillen Art aus tiefer, vaterländischer Empfindung entstandene Verse und Skizzen darin vereinigt. Schussens Erzählungen sind keine Schützengrabengreuel, sie schildern in der versonnenen, freundlichen Schwabenart Menschen eigenen Sinnes und: was der Krieg aus ihnen machte. — Ein lustiges Büchlein gab Peter Scher in der kleinen Bücherei heraus. „Kampf und Lachen" sammelt die Satiren und Grotesken, die der Verfasser, den Ereignissen aktuell auf dem Fuße folgend, als Glossen im „Simplizissimus" veröffentlichte. Man merkt manchem der Beiträge etwas gar zu deutlich seine Absicht an. Aber das wird der Freude an Schers schlagendem Witze kaum erheblich Abbruch tun; zumal alle Teile der Sammlung auch in der Form von vorzüglichem Geschicke zeugen.

Richard Riess (München)

## Russische Hofgeschichten

Die Geschichte Rußlands ist die Geschichte des russischen Hofes. Nicht des russischen Herrscherhauses. Der Hof gibt seit Jahrhunderten das Tempo an — für das Volk, für den Staat und für den Zaren selbst. Und die Atmosphäre dieses Hofes ist erfüllt von Beschränktheit, Grausamkeit, Despotismus, Willkür, Brutalität, Aberglaube, Sinnenlust. Die Instinkte sind noch unvermischt — primitiv. Vor 200 Jahren machte der Hof den Sprung aus dem Barbarentum asiatischer Abgeschlossenheit in die helle europäische Zivilisation. Das gibt Rußland heute noch zu fühlen und zu spüren. Wir verstehen die unglaublichen Greuel und Schandtaten der Horden des Nikolajewitsch, wenn wir in diesem Buche blättern, das Russische Hofgeschichten betitelt (und bei Georg Müller in München) erschienen ist. Der schwedische Literat und Politiker Magnus Jakob von Crusenstolpe hat

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Chronik des russischen Hofes von Peter dem Großen bis Nikolaus I. herausgegeben. Es ist bis heute die lebendigste, farbigste Geschichte Rußlands: Geschichten und Geschichtchen aus dem tierischen und menschlichen Leben des russischen Hofes, unzählige Anekdoten in organische Verbindung gebracht. Joachim Delbrück hat sich die Mühe genommen und des Schweden verschollenes Buch in neuer Bearbeitung herausgegeben. Erusenstolpe schrieb die russischen Hofgeschichten, Delbrück die Hofgeschichte. Die steht in den unzähligen Anmerkungen, in denen der Herausgeber alle willkürlichen und unwillkürlichen Umbiegungen der geschichtlichen Wahrheit korrigiert, dunkles erläutert und eine Menge biographischer Details beischleppt. Delbrücks Quellen waren besonders die zeitgenössischen Berichte, Memoiren und Biographien. Eine durchaus notwendige Einleitung erleichtert dem kritischen Leser den Zutritt. Diese Hofgeschichten lesen sich in der Gedrängtheit der Darstellung wie ein spannender Roman. Man wird zu dem Buche gerade in dieser Zeit greifen. Es ist wert, gelesen zu werden und man hat einen Gewinn davon.

Rudolf Karl Goldschmit

## Knulp

In diesem letzten Buche Hermann Hesses, der Geschichte eines Landstreichers, tragen sich zwar mancherlei Schicksale und Begebenheiten zu. Aber hat man es einmal zu Ende gelesen, so versinkt dieses Vielerlei, verblassend, gleichsam in dämmernde Hintergründe. Bleibend und immer größer wächst dann dieser eine, einzige Mensch, Knulp, auf, und bleibend und immer heiliger breitet sich, geliebt und ganz zu Herzen: die Landschaft.

Es ist wahr, daß die klarsten Spiegel eines Volkes die Romane sind, die es hervorgebracht. Wenn Dickens Privatschulen mit aller Bitterkeit der unauslöschlichen Erinnerung immer wieder schildert oder Thakeray die Borniertheit einer Gesellschaft, welche am Vorabend der Schlacht von Waterloo nicht ihre Klasseneitelkeiten zurückstellt —: dann redet aus ihnen England mit seinen jahrhundertealten, sozialen Sorgen. Nicht schwächer dokumentiert sich im Naturalismus der Franzosen, welcher niemals gänzlich ausgesetzt hat, eine Uebertriebenheit in der sinnlichen Wahrheit, eine Gärungsenergie, welche die Revolutionen gemacht hat. Endlich haben uns die großen Romane der Russen mit der passiv christlichen Seele, mit der Unfruchtbarkeit der Schwäche bekannt gemacht.

Ebenso ist es eine einzige Linie, welche von der altdeutschen Epik bis zu Hesse führt. Ihre Stationen heißen Goethe, Brentano, Droste, Stifter, Storm und Keller. Man könnte diese Linie eine sehnsüchtige Einstellung zum Kosmos heißen. Verbrüderung mit jeder Daseinsform, religiöse Hingabe an Tier und Pflanze und Stein. Aus ihr kommen die wichtigsten Zeichnungen, das Grasstück und der Feldhase, Albrecht Dürers. Aus ihr strömt das unendliche Gefühl für die Landschaft, welches in solch inbrünstiger Stärke nur noch von den nordischen Völkern gefühlt wird.

Die Landschaft —: sie ist die Tradition der deutschen Epik. Freilich weisen von dieser Tradition die Finger der Literaten fort, welche an Kaffeehaustischen Volkscharaktere umwandeln. Aber aus ihrer Gesellschaft kam ebensowenig „Hermann und Dorothea" als der „Hochwald". (Welchen sie belächeln.) Denn — und hier liegt das Charakteristische: die deutschen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dichter kommen nicht aus den Großstädten. Dickens saß in London und Maupassant in Paris —: aber diese kommen aus Hülsoff in Westfalen, aus Oberplan, aus Ludwigsburg und aus Husum, das in Schleswig liegt.

Immer tiefer, immer bewundernswerter stellt nun Hermann Hesse sich in die Reihe der Ahnen. Man schilt sie und ihn Provinz. Was schadet es? Sie sind es ja. Nach Irrfahrten aus ihrem Ich hinaus sind sie immer wieder mit einer stillen Resignation zu sich heimgekehrt. Nun wohnen sie fern von den Börsen, aber nahe dem Erdgeist.

Schwäbische Landschaft —: das ist Hermann Hesse. Wie es süß und vor Heimsehnen weh tut, wenn einer Bulach oder Lächstetten sagt, so ergeht es einem mit seinen Büchern. In diesem letzten Buch, das seine entschlossenste Beschränkung und damit seine letzte Vertiefung ist, bist du — oh Leser — entweder zu Hause oder du bist ihm fremd und abweisend. Hier gibt es keine Mittelgefühle. Und sollte er dir ein Provinzler sein —: für uns andre ist er die Heimat, ob wir nun im Bayrischen oder Oesterreichischen leben. Süddeutsche Landschaft der Seele —: das ist er. Landschaft des Herzens: Giebeldächer, dunkle Ulmen, Brunnen am Abend, in welchen die Sterne schimmern. Wer ist es, der dort rastet? Es ist Knulp, der Landstreicher Knulp. Er spricht zu den einschlafenden Vögeln, nun aber horcht er und das sind die Quellen, welche ringsum rauschen. Wir setzen uns neben ihn hin. Wir brauchen einander kein Wort zu sagen.

Otto Zoff

## Die Kriegsflammen rauchen

Die Kriegsflammen rauchen
über das Land.
Verwandelte Augen
schlürfen den Brand.

Die Mondnächte tauen:
Ein Feenland, grün!
Doch keiner will schauen
und Schönem erglühn.

Die Wolken — sind Fahnen,
zerschossen, zerfetzt;
Ansturm der Ulanen
die Bergtannen jetzt.

Schlachtpanzer — im Nebel,
im Abendrot — Blut,
Helmspitzen und Säbel
im Glitzern der Flut . . .

Der Weltbrand muß kühlen,
ermüden das Schwert —
Die Waldbäche spülen,
die Flaumwolke fährt.

Was Kriege erringen,
verzehrt wieder Krieg.
In ewigen Dingen
ruhet der Sieg.

Leo Sternberg

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

# Frankreichs Kohlennöte im Kriege

Von Dr Richard Hennig

Die Frage der Kohlenversorgung der kriegführenden Länder während des Krieges ist eines der reizvollsten wirtschaftlichen Probleme, das der große Weltkrieg mit sich bringt. Deutschland ist dabei in der glücklichen Lage, daß es gelassen die damit zusammenhängenden Fragen studieren kann, ohne befürchten zu müssen, die in verschiedenen Ländern herrschende, empfindliche Kohlennot am eigenen Leibe zu verspüren. Verfügt es doch nicht nur über die eigenen reichen Kohlenlager, die in Friedenszeit eine sehr bedeutende, jetzt größtenteils in Fortfall kommende Ausfuhr gestatten, sondern obendrein auch über die reichen belgischen Kohlenbezirke, dazu über fast drei Viertel der französischen und rund ein Fünftel der europäisch-russischen Kohlenschätze. Auch Oesterreich-Ungarn ist in nicht ungünstiger Lage, da seine normale Kohlenproduktion ungefähr genau seinem normalen Kohlenverbrauch entspricht und da seine Kohlenreviere nirgends unter feindlichen Gebietsbesetzungen zu leiden haben. Die Türkei entbehrt zwar die englische Kohle, hat aber nahe der nördlichen Küste Kleinasiens eigene Kohlenlager, die für den Bedarf des an Industrie armen Landes im wesentlichen ausreichen. Auch England, der Haupt-Kohlenlieferant der ganzen Welt, hat zwar unter mancherlei Erschwerungen der Kohlengewinnung und vor allem der Kohlenausfuhr zu leiden, muß auch selber für seine Kohlen sehr viel höhere Preise als im Frieden anlegen; aber selbstverständlich kann dort von einer Kohlennot oder auch nur Kohlenknappheit ebenso wenig wie in Deutschland die Rede sein.

Wesentlich anders liegen die Dinge in Rußland, Italien und Frankreich. Rußland leidet seit langem an schwerster Kohlennot, viele Industrien sind dadurch aufs härteste betroffen, und Holz- und Naphthafeuerung haben, wo es irgend angängig ist, die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

immer knapper werdende Kohle ersetzen müssen. Aehnlich liegen die Dinge in Italien, das die weitaus kohlenärmste Großmacht der Erde ist und ungefähr 125mal so viel Kohlen verbraucht, als es selbst hervorbringt. Da die englische Kohlenzufuhr schon zur Zeit, als Italien noch Neutralität und Ehre aufrecht erhielt, sehr knapp war, hat bis in den Mai hinein Deutschland den „Bundesgenossen" sehr reichlich mit Kohlen versorgt. Seit dem Kriegsausbruch ist diese Kohlenquelle natürlich versiegt, die englische Kohlenzufuhr aber wird knapper und knapper, und da Italien nicht, wie Rußland, auf Holz und Naphtha als Ersatzstoffe zurückgreifen kann, so ist schon nach zweimonatlicher Kriegsdauer die italienische Kohlen-Kalamität ungefähr ebenso groß wie die russische.

Am eigenartigsten aber ist die Lage in Frankreich. Auch hier ist die Kohlenfrage schwierig, die Kohlenknappheit sehr fühlbar. Hätten die deutschen Heere weniger große Erfolge gehabt, so hätte Frankreich wegen seiner Kohlenversorgung keine Besorgnisse zu haben brauchen; da aber gerade die wichtigsten Kohlengebiete Frankreichs und dazu diejenigen Belgiens seit August und September 1914 in deutscher Hand sind, leidet das Land, zumal da die einzig mögliche, von England (und den Vereinigten Staaten) kommende Hilfe durchaus unzureichend und überdies unverhältnismäßig teuer ist, gleichfalls an ausgesprochener Kohlennot. Wie weit diese gediehen ist, wie groß die Befürchtungen im Hinblick auf den neu bevorstehenden Winter sind, das ließ besonders klar die sehr beträchtliche Nervosität der Pariser Presse gegenüber dem englischen Kohlenarbeiter-Streik in Süd-Wales erkennen; war doch die Beunruhigung über diese bedrohliche Arbeiterbewegung in Frankreich merklich größer als in England!

Um die merkwürdige Gestaltung der Kohlenfrage in Frankreich recht zu verstehen, dem doch, im Gegensatz zu dem wirtschaftlich „auszuhungernden" Deutschland, der gesamte Weltmarkt offen steht, muß man folgende Umstände beachten.

Im letzten vollen Friedensjahr 1913 deckten die 34 französischen Kohlenbergwerke etwas mehr als zwei Drittel des Gesamtbedarfs

Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

des Landes. Die wichtigsten unter ihnen waren mit folgenden Beträgen an der Förderung beteiligt:

| Name des Beckens | Förderung in Tonnen |
|---|---|
| Valenciennes (Dép. Nord und Pas de Calais) | 27 519 734 |
| St. Etienne (Dép. Loire) | 3 771 031 |
| Alais (Dép. Gard, Ardèche) | 2 103 219 |
| Le Creusot, Blanzy (Dép. Saône et Loire) | 1 980 591 |
| Aubin (Dép. Aveyron) | 937 789 |
| Fuveau (Dép. Aix) (Braunkohlen) | 624 925 |
| Sonstige Steinkohlenbecken | 3 817 046 |
| „ Braunkohlenbecken | 97 868 |
| | 40 922 203 |

Da nun Frankreichs Kohlenbedarf in normalen Jahren neuerdings rund 60 Millionen Tonnen betrug, mußte das Land stets noch Kohlen in beträchtlichen Mengen einführen, und zwar aus England, Deutschland und Belgien. England deckte den Ausfall etwa zur Hälfte (1912 10 191 000 Tonnen), den Rest Deutschland (1912 3 057 500 Tonnen) und Belgien. Die Zufuhr aus Deutschland und Belgien ist natürlich seit geraumer Zeit völlig unterbunden. Da sie im Frieden nur rund ein Sechstel des französischen Bedarfs deckt, ließe sich auf sie zur Not verzichten, und man nahm bei Kriegsausbruch natürlich in Frankreich als selbstverständlich an, daß der Bundesgenosse England jeden an andrer Stelle etwa auftretenden Kohlenausfall mit Leichtigkeit zu decken in der Lage sei.

Auch diese Rechnung hat, wie so viele andre, in der empfindlichsten Weise getäuscht. Das eigene Kohlenbecken von Valenciennes, das allein fast zwei Drittel der französischen Kohlenerzeugung liefert, ist seit Ende August in deutschem Besitz, zusammen mit einigen kleineren Kohlenrevieren, so daß insgesamt 72 Prozent der französischen Produktion in Händen der „boches" sind. Auch in den dem französischen Wirtschaftsleben verbliebenen Bergwerken aber ist die Gewinnung der „schwarzen Diamanten" erheblich eingeschränkt, zumal da einige Kohlenreviere im Pas de

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Calais im Bereich der kriegerischen Operationen liegen. So vermag denn Frankreich zur Zeit, aller Anstrengungen ungeachtet, nur 15 Prozent seiner normalen Friedensproduktion dem kohlenhungrigen Land zu liefern, also rund 6 Millionen statt 40 Millionen Tonnen. Unter solchen Umständen wird der hinzukommende Ausfall der 10 Millionen deutscher und belgischer Kohlen natürlich schon wesentlich fühlbarer. Die gewohnten Quellen steuern gegenwärtig nur wenig mehr als 25 Prozent des gewohnten Jahresbedarfs bei, nämlich 16 von 60 Millionen Tonnen. Braucht auch der Ausfall von 44 Millionen Tonnen im Kriege nicht in vollem Umfang gedeckt zu werden, so doch der größere Teil davon. Aber wie soll dies geschehen?

Als Ersatzlieferanten kommen für Frankreich nur England und die Vereinigten Staaten in Betracht. Aber diese Hilfe ist wegen des empfindlichen Mangels an Schiffsraum und der unverhältnismäßig teuren Preise völlig unzureichend. England bemüht sich, dem leidenden Bundesgenossen zu helfen, aber seine wirtschaftliche Hilfe ist nicht wirksamer als seine militärische und finanzielle: die eigenen wachsenden Kohlennöte müssen oft genug den guten Willen für die Tat nehmen lassen. In normalen Zeiten leitet England etwa ein Fünftel seiner gesamten Kohlenausfuhr nach Frankreich; jetzt, im Kriege, versieht es den Bundesgenossen, zumeist auf Kosten des Kohlenbezugs der neutralen Staaten, mit ein Drittel seiner gesamten Kriegs-Kohlenausfuhr; aber diese Mehrlieferung ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein für Frankreichs Kohlenhunger, zumal da Englands Kohlengewinnung im Kriege ohnehin um rund 40 Prozent (in Deutschland nur um 10—15 Prozent) verringert ist. Die Vereinigten Staaten hingegen können erst recht keine ausreichende Abhilfe schaffen, denn der vorhandene, knappe Schiffsraum gestattet nur im bescheidenen Maße Kohlenlieferungen nach Frankreich und dazu stellt sich die amerikanische Kohle noch teurer als die englische.

Nach einer Mitteilung des Lyoner Bürgermeisters Edouard Herriot im „Journal" stellt sich der Preis der englischen Kohle

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im französischen Hafen bereits auf 52 Frs., während der gewöhnliche Kohlen-Preis in Friedenszeiten frei Lyon oder Paris neuerdings etwa 28 Frs. gewesen war. Rechnet man nun noch die Transportkosten innerhalb Frankreichs zu den 52 Frs. hinzu, so haben sich die Kohlenpreise im Kriege etwa verdoppelt. Dabei ist die Zufuhr sehr knapp und mit dem Nahen des Winters müssen die Preise weiterhin stark anziehen. Nach weiteren Angaben Herriots, der die Dinge übrigens noch zu günstig schildert, da er glaubt, der Ausfall an Kohlen gegenüber normalen Zeiten betrage nur 32 (statt 44) Millionen Tonnen, entfallen vom französischen Kohlenbedarf je 19 Prozent auf den Hausgebrauch und die Metall-Industrie, 15 Prozent auf die Eisenbahnen, 8 Prozent auf den Bergbau, 7½ Prozent auf die Gaswerke, 2½ Prozent auf die Handelsschiffahrt, der Rest überwiegend auf verschiedene Industrien. Jetzt im Kriege fällt der Bedarf der Metallindustrie zum größten Teil aus, da das französische Erzrevier im deutschen Besitz ist, auch die Eisenbahnen, die Haushaltungen und viele industrielle Betriebe verbrauchen erheblich weniger Brennstoff als sonst; dafür hat die Kriegsmarine erhöhten Bedarf und verlangt neben den Eisenbahnen in erster Linie Berücksichtigung.

Die vorhandene französische Kohle, so knapp sie ist, stellt sich immerhin noch erheblich billiger als die englische und amerikanische. Die Möglichkeit, sich mit der billigeren, einheimischen Kohle zu versorgen, haben auf Grund vorhandener Lieferungsverträge vornehmlich die Großindustrien, Gaswerke usw. Herriot fordert nun von ihnen, sie sollten zu gunsten der ärmeren Bevölkerung freiwillig auf den Bezug der einheimischen Kohle großenteils verzichten und englische Kohle verfeuern, wie es auf den staatlichen Eisenbahnen bereits geschieht. Ob Herriots Anregung ausreichenden Erfolg hat, darf füglich bezweifelt werden, da nicht nur die englischen Kohlen teurer sind, sondern auch die Möglichkeit ihrer regelmäßigen Zufuhr einigermaßen unsicher ist.

Berücksichtigt man, daß Deutschland schon im Frieden etwas mehr Kohlen erzeugt, als es verbraucht und daß es jetzt im Besitz

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von französischen, belgischen und russischen Kohlengebieten ist, deren Gesamtproduktion i. J. 1913 rund 57 Millionen Tonnen = ca. ein Fünftel der Eigenerzeugung Deutschlands (278,6 Millionen Tonnen) betrug, während Frankreich im Kriege nur rund ein Zehntel der Kohlenmenge selber hervorbringt, die es in normalen Jahren benötigt, so erkennt man, wie unendlich viel günstiger Deutschland in dieser Hinsicht gestellt ist. Unter den wirtschaftlichen Sorgen Deutschlands ist für die Frage der ausreichenden Kohlenversorgung kein Platz, in Frankreich bildet sie eines der schwierigsten und gefährlichsten wirtschaftlichen Probleme.

# Deutschtum in Görz

## Von Anton Premer

Die schon im 9. Jahrhundert bestehende Markgrafschaft Friaul wurde im 10. Jahrhundert mit Bayern und Kärnten vereinigt. Die bayerischen Herzoge brachten viel deutschen Adel in das Grenzland, der sich hier ansässig machte, wie z. B. die Eppenstein, die Grafen v. Peilstein, v. Wachland, die Grafen v. Spenheim usw.

Von der Mitte des 11. bis hinein ins 13. Jahrhundert waren die Patriarchen von Aquileja deutscher Abstammung. Aus jenen Zeiten blieben uns die Namen vieler deutscher Burgen in Friaul und in Istrien erhalten, z. B. Stahremberg, Rabenstein, Pramberg, Perchenstein, Scharfenberg, Spengenberg (Spilimbergo) in Friaul; in Istrien die Burgen Paßberg, Mohrenfels, Schwing, Kaiserfeld, Schumberg usw.

Mit Beginn des 12. Jahrhunderts erscheinen die Grafen von Lurna und Pusterthal als Besitzer des Landes Görz. Heinrich, Graf von Lurna hatte in Goriza (slav. Hügel, daraus Görz entstanden) große Güter und unterschrieb sich bereits als „Heinrich von Görz." Graf Meinhard I. wurde Vogt des mächtigen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Patriarchates von Aquileja und seit dem Friedensvertrage von San Quirino bei Cormons im Jahre 1202 wurde das Geschlecht allgemein als die „Grafen von Görz" bezeichnet. Nach dem Aussterben dieses merkwürdigen Stammes (1500) kam die Grafschaft an Oesterreich und blieb, bis auf einige kriegerische Entwicklungsverhältnisse unter den Habsburgern, bis auf den heutigen Tag.

Das Denkmal des letzten Grafen Leonhard von Görz ziert die Wand einer Seitenkapelle des Görzer Domes. Es stellt den Grafen in voller Rüstung dar und trägt folgende Legende: „Lienhar. von. gotes. genaden. Pfallentz. Grave. fun. Karnthen. Grave. zu. Görz. und. zu. Tirol. Vogte deren Gotts. Häusern zu Aglar. zu Trendt und zu Briecksen hat disen Stain machen lassn." Die Inschrift ist besonders gegenwärtig äußerst interessant.

Bei flüchtiger Betrachtung läßt es sich wohl kaum mehr erkennen, daß in diesem herrlichen Grenzlande deutscher Geist nicht nur unter deutschen Grafen, sondern auch besonders stark im 18. Jahrhundert gewaltet hat. Im Norden ist nach wie vor das slowenische und im Süden der Stadt das friaulische (kelto-romanische) Element vorherrschend. Görz ist trotz seiner über 4000 deutschen Einwohnern kaum eine deutsche Stadt zu nennen, selbst wenn gewürdigt wird, daß der größte Teil der gebildeten Nichtdeutschen diese Sprache beherrscht und die Stadt an sich auch den Stempel einer südlichen österreichischen Provinzstadt, wie etwa Klagenfurt, Villach oder Marburg trägt.

Selbst bescheidene volkskundliche und topographische Forschungen im Görzerlande bringen überraschende Resultate eines einstens gewesenen mächtigen deutschen Kultureinflusses auf die Volksentwicklung zustande. Alte deutsche Mythen, nordische Göttersagen, deutsche Wandersagen, Märchen und Schwänke, volksgläubige Handlungen sind in kernslowenischen und friaulischen Gegenden anzutreffen. Deutsche Einwanderungen zu verschiedenen Zeiten haben deutsche Kultur hier ansässig gemacht, wenn auch deutsche Familiennamen durch Zeitverhältnisse sich in slawische verwandelt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haben. Der charakteristische deutsche Geist in Denkart, in Brauch und Sitte blieb trotzdem bei den Slawen der Seitentäler des Isonzogebietes erhalten. Das deutsche Märchen und die gute alte Sage lebt slowenisch fort. Daß die deutschen Edelleute im Küstenlande bedeutende Güter besaßen, beweisen die vielen, noch erhaltenen uralten deutschen Ortsnamen in ebenso uralten slawischen Gegenden. In Görz, das heute italienische Straßennamen besitzt, kennt das Volk noch immer einen Schönhauserplatz (jetzt Piazza Sant'Antonio), eine Herrengasse, die Wienerstraße, die Vororte Zingraf (Cengraf) und Prestau, die Hügelländer „In der Ecken" (Coglio; gegenwärtig mit seinem Ausläufer Kalvarienberg, der berühmte Brückenkopf von Görz). Um Görz herum blieben die deutschen Namen sogar in den Grundbüchern erhalten. Man kennt ein Rosental, Heiligenkreuz, Schönpaß, Haidenschaft, Kronberg, Dornberg, Reifenberg — lauter Gegenden von kernslowenischer Bevölkerung, die ihre Oertlichkeiten auch nur deutsch benennen, trotz der Versuche der Irredenta, ihren Einfluß auch dorthin geltend zu machen.

Deutsch ist noch immer Tolmein, die „Falkenburg" (Ruine bei Monfalcone), Mariazell bei Canale, Kirchheim, Schwarzwald, Deutschruth, Maria-Au, St. Peter, Karfreid und viel anderes. Für die Irredentisten ist Schönpaß Bel passo, Kronberg Monte corona, Dornberg Monte spino, Rosental Val di rose, Schwarzwald Monte nero, Karfreit Caporetto usw. Weiter aber als bis zum Benennen der Ortschaften kamen sie in der Propaganda der „nationalen Aspirationen" nicht, da der Görzer Slawe den Italiener haßt. Dieser Haß besteht seit jenen Tagen, als der Irredentismus im Küstenlande zu wühlen begann. Italien hat dafür sehr viel Geld so ziemlich erfolglos vergeudet.

Schon im 12. Jahrhundert residierten die Grafen auf ihrer Burg, die sie auf einen Hügel (Goriza) nächst dem uralten Solcano erbauen ließen. Der jetzige Hauptplatz der Stadt Görz war eine Wiese und führt noch heute im Volksmunde den Namen „Travnik" (slow. Wiesengrund). Die erste Burg der Grafen dürfte sehr an-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sehnlich gewesen sein. Dort, wo heute an den Abhängen des Kastells zumeist alte barocke Häuser stehen, befanden sich die Paläste und Höfe der von den Grafen berufenen deutschen Ministerialen, Dienstmannen, Lehensleuten, die ein eigenes deutsches Gemeinwesen bildeten, das bis ins 14. Jahrhundert erhalten blieb. Graf Heinrich verlieh ihm das Stadtrecht. Diese selbständige deutsche Verwaltung erhielt sich über ein Jahrhundert.

Eine nennenswerte deutsche Einwanderung fand im 14. Jahrhundert auf Veranlassung der Patriarchen von Aquileja aus dem Pustertal statt und zwar nach dem oberen Baca-Tal, östlich von Tolmein und den angrenzenden südlichen Wocheimerbergen. Die Ortschaften Deutschruth, Starzisce (Strzisce) und Podberdo besitzen slowenisierte deutsche Familiennamen und die Träger derselben weisen in ihrem Wesen auffallende Spuren deutscher Abstammung auf. In dieser Gegend (Huda Juzna) lebt unter anderen eine rührende Soldatengeschichte, die an die bekannte Wandersage anklingt, die Bürger in seiner „Lenore" behandelt hat. Im Idriatal, südöstlich von Tolmein, in der Gegend des St. Veitsberges, von Sebrelje, Kirchheim, Planina erzählen sich die Slowenen die bekannten Schildastückchen, die sie als ureigenste Lokalschwänke betrachten. Till Eulenspiegel lebt in verschiedenen Dörfern des Küstenlandes unter bereits lokalisierten Namen. In Friaul erscheint er als „Johann ohne Furcht" („Suan senze paure"). Im Trentatal im oberen Isonzogebiet wird die Faustsage mit der „letzten Schlacht" in Verbindung gebracht.

Finanzielle Verhältnisse zwangen die Grafen, ihren Hof in Görz aufzugeben. Sie zogen mit ihren Ministerialen, dem Adel und viel Anhängerschaft nach Lienz. Damit hat die Entwicklung des Deutschtums im Küstenlande große Einbuße erlitten.

Die Folgen stellten sich alsbald ein. Im 15. Jahrhundert begann eine stetig zunehmende Einwanderung aus Friaul und aus Italien in die Görzer Grafschaft. In wenigen Jahrzehnten war selbst die Intelligenz italienisch-friaulisch, so daß die Verwaltung der Stadt den Deutschen genommen wurde.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der letzte Graf starb. Oesterreich gewann im Kriege gegen Venedig die nachherige Grafschaft Gradisca, die seit jeher von Furlanern bewohnt wird. Anfang des 17. Jahrhunderts siedelten sich in Görz italienische Jesuiten an. Sie erbauten eine große Kirche und ein Kollegium auf dem Hauptplatze, öffneten Schulen und übten einen bedeutenden Einfluß auf die sehr fromme Bevölkerung aus.

Der Friauler Adel hatte seine Paläste in Görz. In seinen Kreisen gehörte es zum guten Ton, deutsch zu sprechen, wiewohl er seine Muttersprache nicht ganz vernachlässigen wollte, eine Schwäche, die der heutige Görzer Adel noch besitzt. Deutsche Erzieher kamen ins Haus und man schickte die Söhne zur vollständigen Ausbildung nach Graz oder nach Wien. Trotzdem hat es den Anschein, als ob damals die eingeborenen Görzer Adeligen mit den eingewanderten Friauler Adeligen nicht sehr harmonierten. Der Görzer Adel war auf sein Deutschtum so stolz, daß er sich bei Kaiser Ferdinand I. das Privilegium erbat, daß seine Zugehörigkeit zum deutschen Reiche und sein deutscher Charakter anerkannt werde. In diesem Proteste gegen das Vordringen des italienischen Wesens betonen die Görzer, daß sie „echte, rechte, geborene alte Teutsche" wären. Der Görzer Adel blieb auch mit dem Wiener Hof in beständiger Fühlung, was sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der Görzer Graf Coronini war z. B. der Erzieher des Kaisers Franz Josef I.

Das Volk der Grafschaft verlor nach und nach jeden Anhang zur deutschen Kultur. Erst unter der glorreichen Kaiserin Maria Theresia vollzog sich plötzlich eine Umwandlung. Der Jesuitenorden, dem man sogar politische Bestrebungen vorwarf und von dem manch' gruselige Geschichte noch heute im Volke lebt, wurde Ende des 18. Jahrhunderts aufgehoben und mit ihm verschwand die bis nun bevorzugte italienische Erziehung in Görz. Deutsche Volksschulen und ein deutsches Gymnasium wurden eingeführt und selbst in der Verwaltung wurde die deutsche Sprache wieder eingeführt. Ein engerer Verkehr mit den deutschen Alpengegenden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

brachte deutsche Gewerbetreibende und Arbeiter ins Land. Einen gewaltigen Einfluß auf die Verbreitung des Deutschtums in allen Grenzländern hat bekanntlich der begabte Kaiser Josef II. ausgeübt. Er erkannte dies als eine politische Notwendigkeit und er hatte sicherlich nicht Unrecht. Man berief nach Ternowa deutsche Forstleute und Holzarbeiter aus Niederösterreich. Im Ternowanerwald besteht eine Ortschaft, die man heute „Pri nemcih" („bei den Deutschen") benennt. Die dort ansässigen Familien haben größtenteils slowenisierte deutsche Namen, bekennen sich als die Nachkommen von Deutschen und sind im übrigen Kernslowenen. Der Familienname und die gewisse traditionelle Eigenart verraten ihre Abstammung. Im Ternowanerwald leben noch viele deutsche Bräuche, Sagen und Schwänke. Was speziell die Forstverwaltung im Küstenlande (wo herrliche Waldbestände dem Staate gehören, z. B. Ternowa, Panoviz usw.) anbelangt, sei bemerkt, daß dieses Amt bis zum heutigen Tag den streng deutschen Charakter bewahrt hat. Die Beamten sind größtenteils Deutsche und die Holzarbeiter sind zwar Slowenen, haben aber während ihrer Militärdienstzeit das Deutsche erlernt und pflegen auch mit einem gewissen Stolz diese Sprache. Bekanntlich hat der Slawe ein ausgeprägtes Sprachentalent. Im Küstenlande spricht fast jeder Slowene deutsch und italienisch (friaulisch). Der Görzer Slowene ist sehr gutmütiger Natur und verträgt sich auch besser mit den Deutschen, als mit den Italienern.

Aus alten Chroniken erfährt man, daß Ende des 18. Jahrhunderts das Deutschtum im Lande so vorherrschend war, daß selbst die Verbindungen, die im maurerischen Zeitgeiste gegründet wurden, deutsch waren. So entstand in Görz im Jahr 1779 die „Adeliche Gesellschaft der Diana", die auch in Wien einen Zweigbund hatte. Die Gründer des Vereins waren die Großgrundbesitzer, die Grafen Anton Atems, Porcia und Lanthieri. Das Patent der Aufnahme war in deutscher Sprache verfaßt und dessen Titel lautete: „Von dem Oberen und der Adelich Görzerischen Societät der Diana als Stifterin". Der Zweck der Ge-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sellschaft war unterhaltende Zusammenkunft der Jagdliebhaber unter üblichen maurerischen Normen. Auch die im Jahr 1774 zu Görz gegründete freimaurerische Provinzialloge „Zur Freimütigkeit" hatte ausschließlich deutschgesinnte Mitglieder und ihr Siegel trug eine deutsche Legende. Der Sage nach hatten die Freimaurer ihre Abende in einem Hause außerhalb der Stadt, das das „Rote Haus" genannt wird und seit Jahrzehnten nun rot angestrichen wird. Bis zum Jahr 1848 bewahrten einige Vereine den deutschen Charakter (wie z. B. die Konkordia, wo die herrlichsten Bälle vom Adel und von der Offizierswelt veranstaltet wurden).

Das Jahr 1848 brachte mancherlei Aenderung. Durch das Staatsgrundgesetz des Jahres 1867 und durch ein neues Schulgesetz trat das Italienische wieder in den Vordergrund. Erst später sah man ein, daß man ohne die deutsche Sprache nicht vorwärts kommen kann und die italienischen Görzer schickten ihre Kinder wieder in deutsche Schulen. Heute besitzt Görz deutsche Volksschulen, wie deutsches Gymnasium, eine Realschule und eine Lehrerinnen-Bildungsanstalt, sowie viele deutsche Privatanstalten. Auch der deutsche Schulverein und die Evangelische Gemeinde, die in der Via Alvarez eine schöne gotische Kirche besitzt, arbeiten viel fürs Deutschtum im Küstenlande. Eine für Deutschtum und für deutsche Kultur äußerst tätige Dame sei nicht vergessen. Es ist die Gräfin Latour, die in Russiz bei Cormons ein deutsches Kinderheim und eine Mädchen-Erziehungsanstalt unterhält. Die große Wohltäterin, eine über 70 Jahre alte Dame, wurde von den Italienern in einer italienischen Stadt interniert. Das ist bezeichnend für den Kulturkampf gegen die „Barbaren" ....

Der Görzer Adel ist deutscher Gesinnung und vom starken Patriotismus beseelt. Die Adelsfamilien friaulischer Abstammung haben sich schon im 18. Jahrhundert und oft schon früher germanisiert, wie z. B. die Attems, Lantieri formentini, Strassoldo. Im Volke selbst leben noch viele Lokalismen aus alter deutscher Zeit im Lande. So heißt die Tochter eines Adeligen noch immer bei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Furlanern „la fraila", also das Schloßfräulein. Auch sind die Leute bestrebt, ihre Kinder etwas deutsch erlernen zu lassen. Das erinnert an das Abhängigkeitsgefühl ihrer Ahnen zur Herrschaft. In Görz lebt auch die Wandersage der Ahnfrau in Gestalt von zwei Gräfinnen. Die eine Gräfin von Görz ist milde, gütig; die andere grausam. Beide erscheinen in der Geisterstunde. Die meisten Sagen des Isonzotales bekunden übrigens deutsch-mythologischen Ursprunges zu sein. Der slawische Einfluß hat sie zum Teil zur Lokalsage gestempelt.

# Wie das russische Heer Galizien verlor

Von Emil Oplatka

Kuk. Kriegspressequartier, Ende Juli.

I.

Russische Offiziere jeden Ranges haben Monate hindurch sich in Lemberg, als dem Hauptort einer eroberten Provinz, aufgehalten, und insbesondere die Generalstabsoffiziere der Armeestäbe und des Stabes des Militär-Generalgouverneurs fühlten sich in Galiziens Hauptstadt wie zu Hause. In ihren Gesprächen mit Landeseinwohnern zeigte sich namentlich nach dem im März erfolgten Fall von Przemysl eine erstaunliche Offenherzigkeit, die heute vielleicht mancher schon bedauert. Aus Beobachtungen vertrauenswürdiger Lemberger Persönlichkeiten, aus zurückgebliebenen russischen militärischen Publikationen und aus einer großen Zahl photographischer Aufnahmen, die russische Offiziere in ihrer Front und im eigenen Hinterlande gemacht hatten, sind nachstehende Bemerkungen zusammengefaßt:

Auch in großen Teilen Rußlands gab es anfangs rauschende Kundgebungen echter Kriegsbegeisterung, fast in allen Kreisen der nationalistisch geschulten Intelligenz, in der von der großrussisch gesinnten Presse bearbeiteten Großstadtbevölkerung und namentlich in den von Kosakenmilizen bewohnten Landesteilen, denen neues Land versprochen wurde. Deutsche und Juden blieben still, ein Teil der Polen erhoffte von einem russischen Sieg die Wiedervereinigung des geteilten Königreiches. Und alle zogen willig in den Krieg, der zuerst in Feindesland hineingetragen wurde. Als das russische Millionen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heer trotz seiner Ueberlegenheit an Artillerie und Menschenmassen nach den ersten Wochen stillstehen mußte, hieß es, die Festung Przemysl verschulde den überlangen Aufenthalt und die Dauer des Krieges. In den Winterkämpfen in den Karpathen begann das russische Heer zu verbluten, und niemand zog mehr gerne in das schreckliche Gebirge. Dann fiel Przemysl in russische Hände, und noch einmal schlug im ganzen Russenheer die Stimmung um, alles jubelte, der Weg nach Wien sei offen. Schon damals begannen die russischen Geschütze zu hungern, viele von ihnen waren im Herbst und im Winter überangestrengt und verbraucht worden, und die russische Artillerie mußte geizig werden und sich vorsichtig am rückwärtigen Rande der Tragweite ihrer Geschütze aufhalten. Noch immer zogen viele Tausende von neuen Soldaten durch Lemberg, noch immer waren es zumeist stattliche Burschen, aber schon alle Familienväter; sie hatten in zwei Wochen Rekrutenausbildung kaum gelernt, beisammen zu bleiben, Gewehr und Munition erhielten sie erst in Lemberg oder gar an der Front. In der zweiten Linie, unmittelbar an der Front, erhielten sie die eigentliche Ausbildung, lernten sich eingraben, das Gewehr handhaben und ihre Offiziere kennen; nur den Gehorsam hatten sie mitgebracht. Dieselben Offiziere, die in der ersten Linie kommandierten, waren die Lehrer hinter der Front, und wenn dies große Vorteile für die praktische Ausbildung hat, hatte es den unvermeidlichen Nachteil, daß die meisten Offiziere sich hinter der kämpfenden Front aufhielten, und nur, wenn ein Angriff befohlen wurde, zu ihrer Truppe eilten. So lange, bis in den April hinein, die Linien einander ziemlich unbewegt gegenüberlagen, konnte das System, das sicherlich auf Offiziersmangel zurückzuführen war, sich behaupten; mit dem Beginn der Maioffensive der Verbündeten erlitt es Schiffbruch. Die Ergänzungsmannschaften mußten zu Hause bleiben oder unausgebildet ins Feuer geschickt werden, die Offiziere waren unlustig geworden, und als dann Schlag auf Schlag fiel, blieb der russischen Heerführung nichts anderes übrig, als alles zu decken, alles zu sichern, nichts zu wagen und womöglich ohne Katastrophe Galizien zu räumen. Nach den ungeheuren Verlusten im Mai war auch die Hoffnung verloren, Przemysl und Lemberg halten zu können, und es scheint verbürgt, daß das russische Hauptquartier schon Ende Mai die Vorbereitungen für eine Erholungsdefensive auf russischem Boden zu treffen begann.

Es fehlt an Munition und Offizieren. Durch die im Winter unter englischer Vermittlung abgeschlossenen Verträge sollten große Mengen Artilleriemunition über Wladiwostok und Archangelsk von den Vereinigten Staaten derart geliefert werden, daß die Hälfte am 1. Juli, der Rest am 1. Oktober auf dem europäischen Kriegsschauplatz eingetroffen sein soll. Die erste Lieferung scheint sich verspätet zu haben, aber vielleicht trifft sie eben ein. Es läßt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich vermuten, daß noch so große amerikanische Lieferungen die artilleristische Ueberlegenheit der Verbündeten nicht mehr wettmachen können.

Was den Offiziersmangel betrifft, so liegen deutliche Beweise vor, daß im russischen Offizierskorps unverläßliche Elemente zahlreich vertreten zu sein scheinen. Dabei ist hervorzuheben, daß die Offiziere deutscher Abstammung offenbar russischer sind, als ihre großrussischen Kameraden, und sowohl die russischen Mannschaften, wie die Einwohner des besetzten Landes haben ihre übertriebene Strenge oft erfahren müssen. Dagegen zeigten echt russische Offiziere, die Deutschland kennen gelernt haben, insbesondere Reserveoffiziere, die in Deutschland studierten, stets eine besondere Milde und Nachsicht. Nicht selten kam es auch vor, daß russische Offiziere zu erkennen gaben, daß sie zum Wohle ihres Vaterlandes wünschten, ein Sieg über die Verbündeten möge nicht vollständig sein. Obwohl zahlreiche verwundet gewesene Offiziere im Mai wieder zur Armee geschickt wurden, hatte keine Kompagnie mehr als einen Leutnant, wenn auch die große Zahl im Krieg beförderter Unteroffiziere diesen Mangel in der taktischen Führung nicht so empfindlich erscheinen ließ, weil eben russische Kompagnien nie selbständig auftreten. Immerhin ist es bezeichnend, daß auf den vielen Soldatenfriedhöfen in Lemberg und anderen größeren Städten verschwindend wenig russische Offiziere begraben liegen. Nach den großen Offiziersverlusten zu Kriegsbeginn scheint die russische Armeeleitung die Schonung des Offizierskorps mit allen Mitteln angestrebt zu haben, denn auch der russische Frontoffizier ist sicherlich in der Regel tapfer und lieber der Führer als der Antreiber seiner Mannschaft. Aber die immer geringere Ausbildung und Verläßlichkeit der Reservetruppen zwangen die russische Heerführung, in Umkehrung des Grundsatzes den Offizier hinter die Front zu stellen und den Unteroffizier zum Führer zu machen. Nun fehlt es immer mehr an länger dienenden Unteroffizieren, und der andauernde Offiziersmangel trägt dazu bei, daß die immer neuen Millionenheere, welche Rußland aufzustellen vermöchte, nichts als Haufen von Bauern und städtischen Taglöhnern darstellen, die nicht mehr wie zu Kriegsbeginn und auch noch zur Zeit der Einnahme von Przemysl ein einheitlicher Gedanke vereinigt; der Widerhall des Verlustes von Przemysl und Lemberg und Galiziens, des Verlustes von Russischpolen links der Weichsel ist in ganz Rußland laut geworden, und erst jetzt bedroht eine innere Zerrüttung auch die russischen Armeen. Schon im Juni wußten die russischen Stabsoffiziere in Lemberg zu erzählen, daß infolge Hungersnot und anderer Mißstände, nicht zuletzt aber infolge der ungeheuren Verluste an Menschenleben infolge des Krieges und infolge verheerender Krankheiten, wie Cholera, Ruhr und Typhus, von denen die heimkehrenden Verwundeten vielleicht auch mit einigen Uebertreibungen zu erzählen wußten, in mehreren Provinzen des innersten



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rußlands aufrührerische Bewegungen nur mit Mühe bekämpft werden. Von dem Umfang der Aufstände spricht der Umstand, daß die nach den Mainiederlagen eiligst berufenen Reserven aus dem Landesinnern nicht durch die aufständischen Provinzen, sondern auf großen Umwegen zur Stelle geschafft werden konnten, und zu spät gekommen sind. Der ungeheure Verbrauch an Geld, Material und Menschen hat die Regierung in eine kritische Lage gebracht, da auch die großrussische Intelligenz jetzt den Zeitpunkt für gekommen hält, ihre Forderungen nach inneren Reformen durchzusetzen; nun ist es der Generalissimus Großfürst Nikolai Nikolajewitsch allein, der den Willen zur Fortführung des unglücklichen Feldzuges besitzt und imstande ist, diesen Willen gegen jeden Widerstand durchzusetzen. Das russische Heer ist aber heute ein abgestumpftes Werkzeug, ein ungeheurer Hammer, dessen Stiel morsch geworden ist. (Schluß folgt.)

# Im Frühling

Im Frühling werden eine Stunde lang
Die Glieder matt — mühvolle Last die Waffen
Und unsere Pferde störrisch, träg im Gang.
Ist unsere Kraft denn am Erschlaffen?
Die Luft ist so durchbebt von tausend Düften,
Daß Schwermut uns in alle Adern dringt,
Und vor zerschossener Stadt, Stellung und Grüften
Erinnerung wie ein Fieber uns bezwingt.

Durch Birken schräge Sonne noch ins Boot.
Der See erschauert süß im Abendrot. —
Aus buschigem Ufer Lied und Geigenstrich —
Und von geliebtem Mund: „Ich liebe dich“ —
Heimat —

Nur eine Stunde ist die Seele
Uns so bedrängt: Kommando schrillt von vorn.
Galopp — „Zur Stelle“ — Meldung und Befehle.
Wie hurtig gehn die Pferde — ohne Sporn! —
In unserer Brust ist friedevolle Stille.
Wir harren aus, bis sich die Zeit zerschellt.
Denn härter als die Zeit ist unser Wille.
Verführung gleitet ab — Drohung zerfällt!

Hans J. Rehfisch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## Geschlossener Handelsstaat

„Der Krieg der Zukunft ist der wirtschaftliche Krieg, der Kampf um's Dasein im Großen. Mögen meine Nachfolger das immer im Auge behalten und dafür sorgen, daß, wenn dieser Kampf kommt, wir gerüstet sind." Bismarck hat geahnt, daß das Warenzeichen made in Germany den Grund der nächsten, großeuropäischen Verwicklung abgeben würde, und wir sehen die verstärkte Koalition aus frederizianischer Zeit Waffen des Wirtschaftslebens in's Treffen führen, deren Gebrauch der modernen Geschichte bis dahin unbekannt blieb. Unsere Rüstung hatte sich auf eine Erstarkung des Wirtschaftslebens im allgemeinen, besonders seiner finanziellen Grundlagen, erstreckt. Unendliche Dehnung des Bannwarebegriffes, fast gänzliche Unterbindung des Außenhandels und demnach Ausbleiben sonst erheblicher Nahrungsmittel und Rohstoffzufuhr bei einer Kriegsdauer, welche ehedem schier für unmöglich gehalten wurde, schufen aber eine Situation, der zu begegnen wohl in keiner Weise vorgearbeitet war. Deutsche Anpassungsfähigkeit und Organisationskraft haben fast undenkbares möglich gemacht. Der Aushungerungsplan ist zu Schanden geworden und Mangel an Metall und Zeug wird unsererseits für die Frage der Kriegsdauer nicht in Betracht kommen.

Der Diskussion wirtschaftlicher Zukunftsprobleme steht nichts im Wege und so entwickelt sich mit Recht eine breite Erörterung, wie die Lehren und Abhilfsmaßregeln des Augenblicks später zu verwerten sind. Ueber Vorratswirtschaft in Getreide und Vergrößerung der Selbstproduktion ist eine ganze Literatur aus dem Boden geschossen. Auch die künftige Rohstoffversorgung wird, wenngleich in geringerem Maße, behandelt und die Kontraverse zollpolitischer Gestaltung zeitigt Vorschläge, welche auf allen Skalagraden zwischen der Fichte'schen Utopie und dem laisser faire laisser aller liegen.

Das Aussehen der Verträge, welche die wiederkehrenden Außenhandelsbeziehungen regeln, wird von den Waffen entschieden. Darüber hinaus können sich aber Boykottbewegungen und das Streben nach wirtschaftlicher Verselbständigung durchaus im Rahmen, in der Praxis zu kalkulierender Faktoren verbreiten. Wir lesen von diesbezüglichen Wünschen Rußlands, sahen, daß England und Japan seither von Deutschland bezogene chemische Produkte selbst herstellen wollen und auch bei uns trifft man auf Meinungen, welche solchen Tendenzen das Wort reden. Dieselben glauben auch an ein Zustandekommen des, ausgerechnet von belgischer Seite, gemachten Vorschlags einer Handelskoalition Firma „Vierverband und Konsorten" und halten es für notwendig, schon heute Repressalien vorzusehen.

Was die Rohstoffversorgung anbetrifft, so hat deutsche Improvisationsfähigkeit das Ausbleiben von Baumwolle, Metallen und Petroleum wettgemacht. Für alle Zukunft muß aber auch das unnötig sein. Was soll also geschehen? Einzelne wenige raten, die Surrogatwirtschaft auch späterhin triumphieren zu lassen, andere erblicken das Heil in, durch entsprechende Seewehr zu garantierende, Einfuhr aus Kolonialbesitz, wieder andere erstreben eine Reinkultur des Staatssozialismus und wollen, soweit das irgend möglich, alle Produkte, deren Förderung oder Erzeugung nicht ohne weiteres gegeben ist, mit staatlicher Hilfe innerhalb der politischen Grenzen hervorgebracht sehen. Gemäßigtere halten private Initiative für ausreichend.

Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Ein Schulbeispiel: Man liest, daß die heimische Kupferproduktion während des Krieges nicht unerheblich gesteigert wurde. Ungeahnte Perspektiven ..... und Winkelfinanziers reiben sich die Hände. Man wird Bergwerksgesellschaften gründen, und in der Mehrzahl der Fälle wird das angebliche nationale Interesse dazu herhalten müssen, die Mängel der finanziellen Konstruktion, wie der Rentabilitätsaussichten zu decken. Deswegen können doch glänzende Gewinne prophezeit werden; das Papier ist geduldig. Unwillkürlich kommt der Gedanke an mancherlei Kolonialunternehmungen und die durchaus redlichen Bemühungen des Herrn Schlutius, Karow in Sachen South Africain Territories sind noch in vieler Erinnerung.

Die Stickstoffgewinnung ist mit Hilfe des Reiches in die Wege geleitet worden. Warum nicht auf diesem Pfade weiterschreiten, hört man fragen. Gemischtwirtschaftlicher Betrieb also soll die Parole lauten. Nur wird dabei vergessen: non licet diis minorum gentium ..... und der Chemiker darf einen Höchstplatz in der deutschen Industrie beanspruchen. Das englische Farbstoffprojekt ist gescheitert. Die Presse berichtet weiter, daß in Japan mittels Regierungsausschreiben veranlaßte Versuche in gleicher Richtung fehlschlugen, bezüglich Salicylsäure und Morphium dagegen gelangen. Wer weiß, wie es in Wirklichkeit damit steht. Nicht die Tatsache der Herstellung, sondern Qualität und Preis bilden zu gewöhnlicher Zeit die springenden Punkte. Künstliche Industriezüchtung ist ein Unding und die Gewährung von Zuchtprämien werden auch die Finanzen des Siegers kaum zulassen. Man schmäht die Bedeutung von Witte keineswegs, wenn man behauptet, daß sein Wirken zur Schaffung einer nationalen Industrie Rußland nicht zum Segen gereichte. Die dadurch im jetzigen Kriege etwas erleichterte Kriegsmaterialversorgung war weder vorgesehen, noch kann sie dieses Urteil umstoßen.

Die extreme Form der wirtschaftlichen Verselbständigung im Kriege zeitigt Paradoxa: Englands Freihändlertum wankt bedenklich und Deutschland nimmt temporäre Aufhebung von Zöllen vor.

Normale Verhältnisse kehren zurück und mit ihnen, bei aller Verschärfung des wirtschaftlichen Wettbewerbes, eine Wiederanknüpfung der zerrissenen Handelsbeziehungen. Warum also die aus einer begreiflichen Irrung unserer Gegner entstandenen Pläne, die den Stempel der Unfruchtbarkeit auf der Stirne tragen, sich zu eigen machen wollen. Der eine Mensch besitzt andere Güter, Fähigkeiten und Grundlagen zu ihrer Ausnützung als der zweite und dritte; und mit den Völkern ist es ebenso. Eine Arbeitsteilung in gewissen Grenzen entspricht den Gesetzen der Natur und das ökonomische Prinzip bestimmt noch immer menschliches Handeln; wobei keineswegs vergessen zu werden braucht, daß Kriegszeiten auch ferner eine Neuauflage des geschlossenen Handelsstaates hervorrufen könnten.

Heinrich Rosenthal

## Die deutsche Erhebung von 1914*)

Nachdem das wohllautende Schlagwort von Händlern und Helden nicht mehr als allein seligmachender Schlüssel zum Labyrinth der durch den Krieg geschaffenen oder doch zum Bewußtsein gelangten Probleme gilt, und die Behauptung, wir hätten alle nur einen

*) Friedrich Meinecke: Die deutsche Erhebung von 1914. Cotta 1915.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Haß, sich als gelinde Unterschätzung unseres Nuancierungsvermögens erwiesen hat, darf man sich mit einigem patriotischem Genuß an Leistungen erinnern, die im Chaos des Waffentrubels den Willen zur Sachlichkeit bewahrten. Die Kaskaden des Hasses, die sich aus ungelahrtem und leider auch aus manchem gelahrten Mund auf unsere Feinde ergossen, sind ruhmlos verebbt und aus den trüben Rinnsalen erhebt sich ein schlichtes Buch als den Tag überdauerndes Monument geistiger Selbstzucht und politischer Einsicht. Sofern es überhaupt einem Zeitgenossen schon jetzt gelingen kann, den Sinn der Erhebung von 1914 zu erfassen, so ist es dem Berliner Historiker geglückt, uns den Einzelfall des Krieges 1914/15 als notwendiges Glied in der ehernen Kette unseres nationalen Daseins empfinden zu lassen. Gewappnet mit dem Rüstzeug geschichtlicher Bildung, im Vollbesitz stilistischer Meisterschaft, ist Meinecke der berufene Führer auf dem durch die Ereignisse des letzten Jahres geebneten Wege zur Politisierung unseres Volkes. Aus dem Füllhorn seiner Erkenntnisse strömen seine adeligen Belehrungen über das rätselhafteste aller Wesen, das wir verfluchen oder vergöttern, aber dem wir uns niemals entziehen können: den Staat. Aus einer Verschmelzung der fälschlich als Gegensatz empfundenen Begriffe, Macht und Kultur, erhofft Meinecke die Renaissance neudeutschen Lebens. Ein schon jetzt anhebendes Gleichmaß „von reifem Staatswillen und reifem Volkswillen" gibt Meinecke den Glauben, daß die Deutschen einen neuen höheren Typus von Weltvolk repräsentieren werden, „ein Weltvolk der Macht und des Geistes, fähig sich zu organisieren und zugleich lebendig reich an Individuen". Aehnlich wie Lagarde erblickt Meinecke im Reichtum gemeinsamen, großen Erlebens das Kriterium einer Staatsnation. Als Gegner der unkritischen Rasselehren, die er für die Entartung der nationalen Idee verantwortlich macht, wird Meinecke mit einem in diesen Tagen seltenen Takt auch unseren Feinden gerecht. Immer spricht der Weltmann, niemals der Parteimann. Deshalb werden diese 8 kleinen Essays als Einführung in staatliches Denken überhaupt ihre zeitlose Bedeutung behalten. Paul Mayer

## Die Räuberbande

Wißt Ihr noch? . . . . . Wie Ihr noch jung, vom Trugfeuer irdischer Unendlichkeiten angeglüht, gebannt ins lodernde All starrtet? . . . . Da zwischen Euch und jedem noch so fernen Nächsten der brüderliche Funke hin und wieder sprang und jede Zweiheit Euch zur Empörung, Verschwörung wurde? . . . . Ihr lächelt jetzt, und habt recht. Aber doch war Euch damals dies entrückte Irren und herzhafte Andersein alles: Vielen von Euch jedenfalls mehr, als ihnen jetzt ihr Rechthaben sein kann. Ihr sollt nicht vergessen und undankbar sein: denn in dem, worin Ihr damals irrtet, lag — wie weit auch scheinbar Euer Irrtum vom Leben abseits führte — die Urkraft alles späteren Beharrens.

Etliche Buben in der alten traditionsstarken Stadt Würzburg bilden einen Geheimbund mit dem etwas verschwommenen Endziel individueller Freiheit und schonungsloser Unrechtveräppelung. Die Hauptsache ist: man kommt nächtlicher Weile im „Zimmer" zusammen, einer quadratischen Höhle im Felsgrund am Festungsgraben, trinkt dort Bier vom Faß, rezitiert Räuber-, Indianer- und Seegeschichten, brüllt das Räuberlied von Schiller und führt die durch Karl May zur Unsterblichkeit eingegangenen

Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Namen: der „bleiche Kapitän", „Oldshatterhand", „Winnetou", die „rote Wolke", „Falkenauge" und die „kriechende Schlange". Es sind Gute, Mittelmäßige und Schlimme dabei, Lehrbuben, Gastwirtssöhne und Schreiberlehrlinge, werdende Künstler, Philister und Mönche: und Jeder von ihnen ein Einziger in seiner Art, zu sehen und zu denken, Hantel zu stemmen und Trauben aus dem königlichen Weinberg zu stehlen. Ueber allen aber lagert als bedrückender Traumalp der Schatten des Schultyrannen Mager, der Generationen verprügelt und durch schamlos-berechnende Grausamkeit revolutioniert hat. (Noch in späteren Jahren, wenn die Freunde irgendwo die zermalmende Faust des Schicksals niederfahren sehen, müssen sie, erbleichend, an Herrn Mager denken; und dann vergessen sie, sich an ihm zu rächen).

Wie in Leonhard Franks „Räuberbande" (Georg Müller, München und Berlin, 1914) all dies tiefe und anteilsame Jugenderleben aus den Schränken des Vergessens ans Licht der mannbaren Gegenwart gezogen, mit der Gewalt einer nur ganz leicht und schonungsvoll spottenden Liebe verlebendigt wird, ist es, als wüchse uns die Kraft der Erinnerung, zehn- und tausendfach zu. Ja, gerade so rein und licht war uns damals zu Mute, als wir, riesenstark in unserem brüderlichen Wollen, die Welt in effigie aus den Angeln hoben, geradeso empfanden wir Freundschaft und Liebe und Haß und verzweifelte Verachtung des Gemeinen, und gerade so stoben wir wider Erwarten in alle Windrichtungen auseinander, wurden wir geruhig oder müde, versagten wir uns der Welt oder fanden uns mit ihr in Harmonie! Alles wandelt sich überraschend und wunderbar: nur der Skatklub „Bargeld lacht", den der Räuberpräsident, der „bleiche Kapitän", als Weinwirt und tüchtiger Geschäftsmann aus ehemaligen Mitgliedern der Räuberbande gebildet hat, besteht noch fort zu einer Zeit, da die weiland Räuber längst zu ehrbaren Fünfzigjährigen herangealtert sind.

Eine Fülle von Menschenspezies entwächst den dumpfigen Mauern dieser uralten eingeengten Stadt: Verblödete und Krüppelhafte, Asketen, Kinderschänder, heimliche Mörder und prädestinierte Schlächter — aber auch Tiefreligiöse, Gütige, Heilige und Künstler, in denen der Wein der Mainhänge gärt und die Leidenschaftlichkeit des katholischen Kults, wie sie aus den furchtbar-grotesken gotischen Bildwerken an den Kirchenwänden uns entgegenschreit ..... Dies alles schattenhaft an uns vorüberhuschend, wie tiefgeschaute Szenen aus einem Mimodrama. Eine überlegene Ironie schwebt über der ganzen komischen Hilflosigkeit dieses krankhaft überquellenden Philisteriums: aber eine Ironie, die auch über die bizarre Zügellosigkeit der selbstsicheren intellektuellen Anarchie mit Fug zu spotten weiß. Max Adler (Berlin)

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

# Ueber den engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß Deutschlands und Oesterreich-Ungarns

Von Lujo Brentano

I.

Unter dem kriegsstarken Schutze der Kontinentalsperre waren zu Anfang des 19. Jahrhunderts in verschiedenen Teilen Deutschlands gewerbliche Großbetriebe entstanden. Nach wiederhergestelltem Frieden trat, wie man sich ausgedrückt hat, an die Stelle der Invasion französischer Heere die englischer Waren. Darauf schrien die jungen Industrien nach Schutz, und die deutschen Staaten, in denen sie aufgeblüht waren, umgaben ihre Gebiete mit Zollschranken. Der Wortführer dieser Bestrebungen war vor allem Friedrich List.

Aber Friedrich List war nicht bloß für Zölle, welche die Industrien, für welche die geeigneten Produktionsbedingungen im Lande gegeben waren, zur Konkurrenzfähigkeit mit den ausländischen auf dem freien Markte erziehen sollten; er verlangte auch nach einem inneren Markte, der ausreichend groß war, um ihre Produkte aufzunehmen. Es gab nach dem Wiener Frieden von 1815 38 souveräne Staaten in Deutschland. Viele darunter hatten die unmöglichsten Grenzen; an jeder dieser Grenzen wurden nun Zölle erhoben; und außer diesen Grenzzöllen hemmten noch unzählige Land- und Wasserzölle den freien Verkehr im Innern. Das war der größte Feind jedweder großindustriellen Entwicklung in Deutschland. Großindustrie heißt Massenproduktion; Massenproduktion setzt Massenabsatz voraus, sonst kann sie sich nicht halten. In einem Absatzgebiet von der Größe der meisten der 38 deutschen Staaten hätten noch so hohe Erziehungszölle niemals eine lebensfähige Großindustrie ins Leben rufen können. Dazu benötigten sie das ganze Deutschland als Absatzgebiet. Friedrich List wurde daher auch ein Apostel der Zolleinigung Deutschlands und des Ausbaus eines deutschen Eisenbahnnetzes, welches den Produkten der zu erschaffenden deutschen Großindustrie alle deutschen Märkte erschließen sollte.

Die deutsche Bundesakte hatte in dem Artikel 19 die Regelung der Zölle und Handelsverhältnisse zu einer Sache des deutschen Bundes gemacht. Er versprach, die Bundesglieder würden wegen des Handels und Verkehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten, sowie über die Schiffahrt in Beratung treten. Diesen Artikel 19 nahm List zum Ausgangspunkt. Er gründete 1819 den deutschen Handelsverein, der sich namentlich aus süddeutschen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fabrikanten und Kaufleuten zusammensetzte, und richtete in dessen Namen an den Bundestag eine Denkschrift, worin er die Abschaffung aller Zölle im Innern von Deutschland und den Erlaß eines deutschen Zollgesetzes verlangte.

Der Erfüllung dieser Forderung standen aber sowohl die Haltung Oesterreichs, als auch die Politik Preußens im Wege. Seit Kaiser Ferdinand war die Politik Oesterreichs dahingegangen, die kaiserlichen Erblande vom Reiche möglichst abzusperren. Dieser Politik getreu wollte Metternich von einem freien Verkehr zwischen Oesterreich und den Deutschen im Reiche nichts wissen. Preußen seinerseits konnte mit dieser Haltung seines Rivalen nur zufrieden sein. Der Bund stand unter dem Präsidium Oesterreichs, mit dem Preußen um die Vorherrschaft rang. Von Anfang an hatten die preußischen Staatsmänner einen Blick für die politische Bedeutung der Handelspolitik, der Metternich vollständig fehlte. Sie stellten sich von Anfang an auf den Standpunkt, daß der deutsche Bund als solcher unfähig sei, die handelspolitischen Aufgaben Deutschlands zu lösen, und gingen von Anfang an darauf aus, durch eine handelspolitische Einigung der deutschen Staaten unter preußischer Führung Preußen auch die politische Hegemonie in Deutschland zu verschaffen. Demgemäß widersetzten sie sich systematisch einer Regelung von Handel und Verkehr durch den Bund; sie sollte unter Ausschluß von Oesterreich erfolgen. Alle an den Bund gerichteten Anträge zur Schaffung eines einheitlichen deutschen Zollwesens scheiterten an der Absperrung Oesterreichs und an dem Widerstand Preußens.

Preußen begann damit, für sein wenn auch noch so zersplittertes Gebiet, einen freien inneren einheitlichen Markt zu schaffen.

Schon 1807 hatte Hardenberg in jener Denkschrift, in der er nach der Niederlage von Jena die Grundzüge der Politik niedergelegt hat, welche zur Wiedergeburt des preußischen Staats und seiner Vorherrschaft in Deutschland führen sollte, sich in stark physiokratisch gefärbten Ausführungen zum Freihandelsprinzipe bekannt. Er hat da ausgeführt: die Wirtschaftspolitik des Merkantilsystems, insbesondere die Friedrichs des Großen, war völlig verkehrt. Alle Ein- und Ausfuhrverbote haben nur Schaden gebracht; ebenso alle Monopole. Insbesondere haben sie die Fabriken auf Kosten der Landwirtschaft begünstigt. Die Landwirtschaft aber ist's, worin der Schwerpunkt der preußischen Volkswirtschaft liegt. Das Interesse der Landwirtschaft verlangt Freihandel, vor allem Beseitigung der Getreidesperren und der Wollausfuhrverbote. Im übrigen soll man Handel und Verkehr durch Verbesserung von Verkehrsmitteln möglichst erleichtern.

Entsprechend dieser Auffassung hatte man in Preußen sofort und unvermittelt alle fremden Waren zu dem niedrigen Zoll von 8 Prozent zugelassen. Allein das war nicht von langer Dauer gewesen; Napoleon hat Preußen genötigt,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Kontinentalsperre gegen England mitzumachen. Nach seinem Sturze war man zu dem für richtig Erkannten zurückgekehrt. Schon in dem berühmten Breslauer Aufruf vom 17. März 1813 „An mein Volk", der zum Ergreifen der Waffen gegen Napoleon aufforderte, war die Anklage erhoben worden: „Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstands verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung." Nun kam dazu die Mannigfaltigkeit der Zollgesetzgebung in den Gebieten, welche Preußen 1815 teils wieder-, teils neu erlangt hatte. Sie schrie nach Vereinfachung. Es gab 1815 in Preußen nicht weniger als 57 verschiedene Akzisen und Zolltarife, außerdem noch zahlreiche Ein- und Ausfuhrverbote. Obwohl die ungünstigen Grenzen des preußischen Staatsgebietes und seine Zerreißung in zwei Hälften einen Ersatz dieses buntscheckigen Systems große Schwierigkeiten entgegensetzte, schreckte man davor nicht zurück. In dem Zollgesetz vom 26. Mai 1818 wurden alle Akzisen und Binnenzölle beseitigt. Alle Zölle wurden an die Grenzen verlegt und damit Preußen zu einem einheitlichen Wirtschaftsgebiete gemacht. Ein neuer Tarif auf liberaler Grundlage wurde aufgestellt. Er kannte keine Verbote, nur mäßige Durchfuhrzölle, ganz wenige Ausfuhrzölle, und die Einfuhrzölle sollten nur 10 Prozent des Durchschnittswertes der Waren betragen. Es war dies das freihändlerischste Zollgesetz im damaligen Europa.

Die Verlegung der Zollerhebung an die Grenzen des preußischen Staats führte zu einem Aufschrei der Entrüstung seitens aller der deutschen Staaten, die, sei es ganz, sei es mit abgesprengten Stücken, inmitten des nunmehr einheitlichen preußischen Wirtschaftsgebietes lagen. Auch List, der in dem preußischen Vorgehen ein Hindernis für die Zolleinigung des ganzen Deutschlands erblickte, hat in der schon erwähnten Denkschrift dagegen Protest erhoben. Allein Preußen gab nicht nach. Und so mußten jene Staaten sich mit dem Mächtigeren vertragen. Schwarzburg-Sonderhausen, dessen Gebiet der Hauptsache nach im preußischen Staatsgebiet lag, ging voraus, und freute sich, daß es infolge eines Vertrags einen seiner Bevölkerung entsprechenden Anteil an den preußischen Zolleinnahmen erhielt. Darauf folgte zunächst eine Reihe von einzelnen Zollbündnisverträgen anderer kleiner Staaten mit Preußen. Noch immer war der Tarif dieses entstehenden kleinen Zollvereins ein relativ freihändlerischer, teils weil die Interessen dieser Länder überwiegend agrarische waren, teils weil diese Länder zu unbedeutend waren, um auf einer Berücksichtigung ihrer besonderen wirtschaftlichen Interessen bestehen zu können, und sie, um Anteil an den Ergebnissen der preußischen Grenzzölle zu haben, zum Bündnis genötigt waren.

Auch die süddeutschen Staaten hatten besondere Zollvereine zu bilden gesucht. So bestand seit dem 1. Juli 1828 ein bayerisch-württembergischer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zollverein; aber im Gegensatz zu dem preußischen war das süddeutsche Zollsystem schutzzöllnerisch. Es bestand also, wie in England und den Vereinigten Staaten, so auch in Deutschland ein Gegensatz zwischen schutzzöllnerischen und freihändlerischen Interessen. Aber während in England auf der schutzzöllnerischen Seite die grundbesitzende Aristokratie, auf der Seite des Freihandels die Industrie stand, waren in Deutschland, ebenso wie in den Vereinigten Staaten, die Rollen anders verteilt. Die norddeutsche Landwirtschaft und die Seestädte verlangten den Freihandel, der gewerbereichere Süden unter der Führung Friedrich List's verlangte den Schutzzoll. Nun ging Preußens Streben zielbewußt dahin, sämtliche deutsche Staaten durch Abschluß von Zollverträgen und durch Einigung derselben in einen Zollbund in seine politische Interessensphäre zu bringen. Kurz nach Abschluß des Vertrags, welcher den bayerisch-württembergischen Handelsverein ins Leben rief, am 14. Februar 1828, hatte es mit Hessen-Darmstadt einen Zollbund abgeschlossen, der gleichzeitig mit dem bayerisch-württembergischen ins Leben getreten war. Der letztere machte, als zu klein und als vom Seeverkehr abgeschlossen, keine guten Erfahrungen. Um Bayern und Württemberg zum Beitritt zu seinem Zollbund mit Hessen-Darmstadt zu bewegen, mußte nun Preußen seinen freihändlerischen Interessen gewisse Opfer auferlegen und sich zu einem mehr schutzzöllnerischen Tarife bequemen. In einem Vertrage von 1829 verpflichteten sich beide Zollvereine, ihre Zollsysteme mehr und mehr in Uebereinstimmung zu bringen. 1831 trat Kurhessen dem preußisch-hessischen Vereine bei. Dann erfolgte am 22. März 1833 der Abschluß eines Vertrages zwischen dem preußisch-hessischen und dem bayerisch-württembergischen Verein, wonach die beiden Zollvereine einen einzigen Zollbund bilden sollten. Nun traten auch Sachsen und die thüringer Staaten bei, und am 1. Januar 1834 trat ein alle die genannten Staaten umfassender deutscher Zollverein ins Leben, dem sich 1835 noch Baden und Nassau, 1836 Frankfurt, 1841 Braunschweig, Lippe-Detmold, Schaumburg-Rinteln, das Waldeck'sche Fürstentum Pyrmont und 1842 Luxemburg anschlossen.

Diesem Zollverein fehlten nunmehr, abgesehen von Oesterreich, noch Oldenburg und mit Ausnahme der hannoverschen Grafschaft Hohnstein Hannover, Schaumburg-Lippe, die deutschen Länder unter der dänischen Krone, die beiden Mecklenburg und die Hansastädte.

Der Tarif war ein industrieller Schutztarif. Preußen hatte bewußt für seine politischen Ziele ein wirtschaftliches Opfer gebracht. Nunmehr aber entbrannte innerhalb dieses Zollvereins die Fehde zwischen Freihandel und Schutzzoll.

Unter der Führung Friedrich List's entstand eine heftige Schutzzollagitation, namentlich in Süddeutschland. Mitunter hatte es den Anschein, als ob man

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von dieser Seite der gewünschten Erhöhung der Schutzzölle einen höheren Wert beilegte wie selbst der Fortdauer des Zollvereins. In den Jahren 1842—46 gelang es denn auch dieser Agitation einige Zollerhöhungen, so für feinere Wollwaren, für Baumwoll- und Leinengarne und einen Schutzzoll für Roheisen durchzusetzen. Diesen Bestrebungen der Industriellen gegenüber standen die Interessen der norddeutschen Landwirte und Seestädte. An diesen Gegensatz suchte Oesterreich, das auf die Erfolge, die Preußen mit seinem Zollverein erzielt hatte, eifersüchtig geworden war, anzuknüpfen. Die politische Bedeutung des Zollvereins begann endlich ihm klar zu werden. Nicht als ob Metternich den Eintritt Oesterreichs in den Zollverein hätte herbeiführen wollen. Davon wollte er noch immer nichts wissen. Er beschränkte sich darauf, die dem Zollverein feindlichen deutschen Staaten zu unterstützen und namentlich Hannover, das dem Zollverein noch immer nicht angehörte, vor dem Beitritt zu warnen.

Da kam das Jahr 1848 und brachte Metternich's Sturz. Endlich hatte man in Wien begriffen, welchen Fehler Metternich gemacht hatte, als er Preußen die handelspolitische Einigung der deutschen Staaten überließ. Der neue österreichische Handelsminister, Freiherr von Bruck, wandte sich an den Bundestag, um eine zollpolitische Einigung Gesamtdeutschlands herbeizuführen. Dem stand aber der unter Preußens Führung stehende Zollverein im Wege. Preußen lehnte das österreichische Ansinnen durchaus ab, erklärte sich aber zu einem Handelsvertrage mit Oesterreich bereit. Um seinen Zweck zu erreichen, schürte nun Oesterreich den Gegensatz des schutzzöllnerischen Südens gegen den freihändlerischen Norden. Namentlich suchte es diejenigen süddeutschen Staaten, welche, abgesehen von Hannover, die beiden Hälften des preußischen Staates trennten, gegen Preußen aufzuhetzen, und diese, die sich ganz unentbehrlich vorkamen, glaubten Preußen alle Bedingungen diktieren zu können. Am 10. Juli 1851 setzte Oesterreich beim Bundestag die Bildung eines handelspolitischen Ausschusses durch, und damit schien das Schicksal des Zollvereins unter preußischer Führung besiegelt.

Da gelang es Preußen, Hannover und Oldenburg durch das Zugeständnis äußerst günstiger Bedingungen zum Eintritt in den Zollverein zu bewegen, und Schaumburg-Lippe blieb nun nicht mehr die Wahl, ob es beitreten wolle oder nicht. Während die übrigen Zollvereinsstaaten nach Maßgabe der Kopfzahl ihrer Bevölkerung an den Zollerträgnissen Anteil hatten, sollte ein Hannoveraner Oldenburger und Schaumburg-Lipper soviel wie 1¾ der übrigen Deutschen gelten. Das wurde damit gerechtfertigt, daß ihr Verbrauch, insbesondere bei Branntwein, Tabak, Tee, Wein, Zucker und Syrup für den Kopf etwa das Doppelte des vereinsländischen betrage. Nun war Preußen eines wohlabgerundeten Zollgebietes sicher. Die eben genannten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nordwestdeutschen Staaten bildeten zusammen mit den beiden Hälften des preußischen Staates ein weit besser abgerundetes Wirtschaftsgebiet als die Staaten des bisherigen Zollvereins. Nachdem Hannover den Vertrag mit Preußen am 7. September 1851 unterzeichnet hatte, kündigte Preußen die bisherigen Zollvereinsverträge für den 1. Januar 1852, erklärte aber gleichzeitig, daß es bereit sei, sie auf Grund des Vertrags mit Hannover, der eine Reihe von Zollermäßigungen enthielt, zu erneuern. Oesterreich versuchte, die süddeutschen Staaten von dieser Erneuerung abzuhalten und sie zum Abschluß eines Zollvereins mit ihm selbst zu bewegen. Dazu waren aber die süddeutschen Staaten nur bereit, wenn ihnen Zolleinnahmen von gleicher Höhe wie die, welche der Zollverein ihnen verschafft hatte, garantiert würden. Zu solcher Garantie war Oesterreich nicht zu bewegen. So blieb den süddeutschen Staaten nichts übrig, als ins Unvermeidliche sich zu schicken und dem alten Zollverein trotz seiner ermäßigten Zollsätze treu zu bleiben.

Damit aber war der Kampf um den Zollverein zwischen Oesterreich und Preußen noch nicht zu Ende. Oesterreich gab seine Zolleinigungspläne mit Deutschland nicht auf; Preußen dagegen konnte, wenn es nicht auf alle politischen Vorteile, die seine Zollvereinspolitik ihm in Aussicht stellte, auf Oesterreichs immer wieder gestellte Forderung, zum Zollverein zugelassen zu werden, nicht eingehen. Fürst Bismarck hat in seinen „Gedanken und Erinnerungen" der damaligen österreichischen Bestrebungen Erwähnung getan. Allein die Zeiten hatten sich, da er schrieb, geändert. Die schutzzöllnerische Politik, die er seit 1878 vertrat, veranlaßten ihn, die politische Bedeutung der Handelspolitik für das Verhältnis des Inlands zum Ausland zu bestreiten, und so hat er in den „Gedanken und Erinnerungen" die politischen Ziele, welche die preußische Bureaukratie seit Gründung des deutschen Zollvereins mit so großer Zähigkeit und erfolggekröntem Geschick verfolgt hatte, mit keinem Worte erwähnt. Er bringt bei Besprechung der österreichischen Bestrebungen von 1852 zur Begründung seiner Ablehnung derselben lediglich die technischen Schwierigkeiten vor, die er dann später, als in den 80er Jahren, zur Zeit, da er Hochschutzzollpolitik trieb, das Projekt wieder auftauchte, gegen dasselbe ins Feld geführt hat. Er schreibt (Gedanken und Erinnerungen I, 85 ff.):

„Oesterreich hatte schon damals die Zolleinigung mit uns im Auge, und ich hielt es weder damals noch später für ratsam, diesem Streben entgegen zu kommen. Zu den notwendigen Unterlagen einer Zollgemeinschaft gehört ein gewisser Grad von Gleichartigkeit des Verbrauchs; schon die Unterschiede der Interessen innerhalb des deutschen Zollvereins zwischen Nord und Süd, Ost und West sind schwer und nur mit dem guten Willen zu überwinden, der der nationalen Zusammengehörigkeit entspringt; zwischen Ungarn und Galizien

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einerseits und dem Zollverein andererseits ist die Verschiedenheit des Verbrauchs zollpflichtiger Waren zu stark, um eine Zollgemeinschaft durchführbar erscheinen zu lassen. Der Verteilungsmaßstab für die Zollerträge würde stets für Deutschland nachteilig bleiben, auch wenn die Ziffern es für Oesterreich zu sein schienen. Letzteres lebt in Cis- und mehr noch in Transleithanien vorwiegend von eigenen, nicht von importierten Erzeugnissen. Außerdem hatte ich damals allgemein und habe ich auch heute noch sporadisch nicht das nötige Vertrauen zu undeutschen Unterbeamten im Osten."

(Fortsetzung folgt.)

# Eine russische Gesandtschaft in Venedig

Von Prof. Dr. Leo Brenner

Nachdruck verboten

Anfang 1657 war eine russische Gesandtschaft nach Venedig gekommen: die erste, welche überhaupt von Rußland nach dem Westen geschickt wurde und welcher von ihrem Aufenthalt in Liworno und Florenz her der amtliche Bericht vorausgegangen war, daß die Gesandten Tschemodanow und Posnikow „Halbtiere" und „Schweine" seien. Trotzdem beschloß die Signoria sie gut aufzunehmen, weil man Rußlands Hilfe gegen die Türken, mit denen man sich seit 13 Jahren im Krieg befand, in Anspruch nehmen wollte.

Die Russen zeigten ihre völlige Unwissenheit in Bezug auf alles, was Westeuropa betraf. Vom Vorhandensein der damaligen Großmacht Venedig hatten sie überhaupt erst durch den venezianischen Gesandten Vimina 1655 Kunde erhalten. Und als sie nun erfuhren, daß seither nicht weniger als drei andere Dogen an der Regierung gewesen seien, konnten sie dies nicht begreifen. Noch weniger, daß der Doge überhaupt nichts zu sagen hatte und alles nur vom Großen Rat bestimmt wurde. Sie waren eben nur an zarische Selbstherrlichkeit gewöhnt. Ebenso verblüfft waren sie, zu hören, daß in Venedig ständige Gesandtschaften fremder Mächte wohnten; denn in Rußland war es ein im Jahrhundert vielleicht einmal vorkommendes Ereignis, wenn sich ein



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gesandter der Grenzländer dorthin verirrte. Deshalb gab es auch in Rußland keine Diplomaten und die beiden erwähnten Gesandten waren ein paar gewöhnliche Bojaren, roh und unwissend, wie alle anderen und der Zar selbst. Kein Russe verstand auch eine fremde Sprache! Man mußte deshalb im Verkehr mit fremden Völkern Deutsche und Polen als Dolmetscher in Dienst nehmen und war auf deren Treue angewiesen.

Da die Russen von westlicher Kultur keinen Begriff hatten, war ihnen alles neu und deshalb liest sich ihr Gesandtschaftsbericht an den Zaren ungemein ergötzlich. Ueber Venedig z. B. erzählen sie naiv:

„Hier herrscht beständige Ueberschwemmung durch das Meer, indem alle Straßen unter Wasser stehen. Aber die Häuser sind so fest gebaut (alle aus Stein!) daß sie von Ebbe und Flut nicht weggeschwemmt werden. Wegen der Ueberschwemmung können die Venezianer nicht reiten, sondern müssen in Booten fahren, die vor den Türen anhalten. Die größten Sehenswürdigkeiten der Stadt sind: Blut des Erlösers, Haare und Milch (!) seiner heiligen Mutter, das Messer, mit dem Petrus dem Malchus das Ohr abschnitt, ein Stück der Dornenkrone, der Pfosten, an dem Jesus gegeißelt wurde*), ein vom Evangelischen Lukas selbst gemaltes Bild der Mutter Gottes. 3 Rippen des ersten Märtyrers Stefan, ein Feigenblatt der Eva und der Mantelzipf des Josef, der der Putifat in der Hand blieb.“**)

*) In Jerusalem zeigte mir der tirolische Rektor des österreichischen Hospizes in der Grabeskirche ein Stück Marmorsäule als solchen und auf meine Bemerkung, daß man mir in der Ara Celi in Rom ebenfalls einen solchen Säulenstumpf gezeigt habe, der aber grün war, während dieser hier rot sei, antwortete der biedere Tiroler: „Beide sind echt und die verschiedene Farbe hat Gott absichtlich als Wunder gegeben, damit man die beiden Stücke nicht verwechseln könne.“

**) Die beiden letzteren Sehenswürdigkeiten hat sicherlich ein venezianischer Schalk den leichtgläubigen Russen aufgebunden, um sich über sie lustig zu machen!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Also das sind alle Sehenswürdigkeiten von Venedig in den Augen der Russen! Vom Campanile, der Markuskirche, den Prokurazien, der Piazzetta, der Riva degli Schiavoni 2c. keine Rede? Nur die Rialto-Brücke machte ihnen Eindruck, besonders als man ihnen sagte, sie habe 400 000 Dukaten gekostet. Denn da ihnen die eigene Regierung für eine zweijährige Reise von 35 Personen nur 1500 Mark bar mitgegeben hatte (für weiteres sollten sie Felle und Rhabarber verkaufen!) mußte ihnen eine solche Summe schwindlig erscheinen.

Die Russen wohnten wohl auf Staatskosten 7 Wochen in Venedig, was dem Staat 1250 Dukaten kostete, aber während des größten Teils der Zeit blieben sie zu Hause, um sich sinnlos zu betrinken und mit den leichtfertigen Dirnen der Lagunenstadt zu unterhalten, die sie zum Anstoß der Venezianer ganz öffentlich zu sich kommen ließen.

Vom diplomatischen Verkehr hatten die Gesandten auch nicht den geringsten Begriff, ja nicht einmal vom gesellschaftlichen Ton. Während heutzutage doch schon minder Gebildete wissen, daß es eine grobe Unart ist, empfangene Besuche nicht zu erwidern und erhaltene Briefe nicht zu beantworten, wollte dies den Russen selbst nach erhaltener Belehrung nicht in den Kopf. Der französische Gesandte hatte sie besucht und sie hatten den Besuch nicht erwidert, was peinliches Aufsehen erregte. Auf Vorhalt antworteten sie, in Rußland sei derlei nicht üblich und in ihren Verhaltungsmaßregeln stehe nichts darüber! Der päpstliche Nuntius enthielt sich deshalb des geplanten Besuches und ließ sie nur durch Vimina einladen, auch nach Rom zum Papst zu kommen. Ungeschliffen antworteten sie ihm: „Wir haben in Rom nichts zu tun und ein ketzerischer Papst interessiert uns nicht."

Auch die Beziehungen zur venezianischen Regierung waren dornenvoll. Der Doge war krank und wollte deshalb, daß sie ihre Briefe dem Großen Rat vorlegen, worüber die Gesandten in fürchterliche Entrüstung gerieten. Noch mehr entrüstet waren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie, als Vimina sie fragte, was der Zweck ihrer Sendung sei. „Das hieße Staatsgeheimnisse verraten!" Obgleich ihnen Vimina sagte, daß es stets Sitte sei, vorher vertraulich Andeutungen über den Zweck diplomatischer Sendungen zu machen, damit die Regierung nicht ganz unvorbereitet sei.

Als schließlich der Doge genas und sie empfangen wollte, verlangten sie von Vimina zuvor, er müsse ihnen beim Bildnis der Muttergottes schwören, daß ihr Empfang genau so ehrenvoll sein werde, wie jener anderer Gesandter. Als nun am 1. Februar der große Zug in Begleitung von Vimina und 30 Nobili sich nach dem Dogenpalast in Bewegung setzte, machten die Gesandten am Fuß der Riesentreppe Halt und entrüsteten sich darüber, daß der Doge sie nicht hier unten erwarte, wie dies „die Ehre ihres großen Zaren erfordere". Erst als ihnen allseitig versichert wurde, daß derlei niemals stattgefunden habe, stiegen sie die Treppe hinan.

Tschemodanow sprach den Dogen russisch an, was vom Dolmetsch ins Lateinische übersetzt wurde, worauf der Doge italienisch antwortete, mit Uebersetzung seiner Worte erst ins Lateinische und dann ins Russische. Posnikow übergab dann das Schreiben des Zaren, das aber russisch abgefaßt war, also nicht verlesen werden konnte, sondern erst zur Uebersetzung dem Dolmetsch übergeben wurde. Hierauf überreichten die Gesandten ihre Geschenke für den Dogen: 1 Schwarzfuchsfell, 50 Rubel wert, 40 Zobelfelle, 200 Rubel wert und 1 Hermelinfell, 20 Rubel wert, seitens Tschemodanow, sowie 20 Zobelfelle und 1 Hermelinfell von Posnikow. Alles zusammen etwa 350 Rubel wert. Gegen Livorno, wo ihre Geschenke für mehrwöchige freiwillige Gastfreundschaft nur 12 (!) Rubel betragen hatten, und gegen Florenz, wo sie dem Großherzog für wochenlangen kostspieligen Unterhalt nur Geschenke im Wert von 200 Rubeln gemacht hatten, obgleich die vom Großherzog unmittelbar erhaltenen Geschenke mindestens ebensoviel wert gewesen seien, war dies allerdings ein Fortschritt; er wurde aber nur durch das politische Interesse verursacht, weil

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man den Dogen zur Annahme des Gegenstandes ihrer Sendung geneigt machen wollte, die auf — Pump ausging.

Die Gesandten waren vom Dogen zum Sitzen eingeladen worden, hatten sich aber geweigert dies zu tun und dadurch den schwachen Dogen, sowie alle Anwesenden gezwungen, gleichfalls während der tödlich langen Zeit stehen zu bleiben.

Weil in Venedig niemand war, der das russische Schreiben zu übersetzen vermochte, kam Vimina zu den Gesandten und bat, sie mögen es durch ihren Dolmetsch Toporowski ins Lateinische übersetzen lassen. Da brauste wieder Tschemodanow auf und meinte hochmütig, sein Gesandtschaftspersonal sei nicht dazu da, die Geschäfte der venezianischen Republik zu besorgen. Erst als Vimina trocken erwiderte, dann werde eben der Doge niemals vom Wunsche ihres „großen" Zaren erfahren können und dies mögen sie dann mit dem Zaren ausmachen, gab der Gesandte nach.

Bei einer zweiten Audienz am 5. Februar erzählte Tschemodanow von der russischen Politik und ihrer Absicht gegen die Türken zu kämpfen, sobald man mit dem polnischen Krieg fertig wäre, aber vom Zweck ihrer Sendung wurde nichts erwähnt. Da man aber durchblickte, daß es sich wohl um Hilfsgelder für den polnischen Krieg handeln dürfte, unter Vorspiegelung späterer Bundesgenossenschaft gegen die Türken, kam Vimina noch vor der für den 9. Februar bestimmten dritten Audienz zu den Russen und gab ihnen zu verstehen, daß eine solche Bitte kein Gehör finden würde. Die Russen waren betroffen, brachten aber dennoch in der Audienz ihr Anliegen vor, mit der naiven Begründung, der Zar werde schon nach ihrer Rückkehr mit den Geldern eine eigenhändig unterschriebene Quittung dafür senden.

Als Vimina nun abermals kam und namens der Regierung anfrug, ob diese Gelder zwecks Bekriegung der Türken verlangt würden, geriet Tschemodanow in Zorn und rief, daß der rechtgläubige Zar nicht für Geld, sondern nur, um seine Glaubensbrüder vom türkischen Joch zu befreien, gegen die Türkei kämpfen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werde. (Wer hört da nicht die heutige russische Regierung reden?) Das Geld solle für den polnischen Krieg dienen. Darauf natürlich wurde in der 4. Audienz vom 16. Februar den Gesandten ein abschlägiger Bescheid zuteil.

Da der Doge jetzt weiter kein Interesse mehr hatte, wollte er die Russen los werden und schützte Krankheit vor. Aber da kam er schön an! Gerade jetzt blieben die Russen, indem sie sagten, die Ehre ihres Zaren verlange, daß sie das Antwortschreiben des Dogen aus dessen eigenen Händen empfingen, sonst würden sie es überhaupt nicht annehmen und nicht abreisen. Würden sie anders handeln, so wäre ihnen bei ihrer Rückkehr nach Rußland Folter, Knute, Gefängnis und Verbannung sicher. Außerdem sei in den ellenlangen Titeln des Zaren ein kleiner Verstoß vorgekommen, der es unmöglich mache, das Schreiben so anzunehmen; es müsse umgeschrieben werden. Da die Venezianer sahen, daß mit so ungeschliffenen Leuten nicht anders auszukommen war, gaben sie nach und so hatten die Gesandten am 5. März ihre Abschiedsaudienz, bei der sie (zum ersten Mal!) auch ihre ellenhohen Pelzmützen abnahmen!

Jeder Aufzug der Russen war von den Venezianern mit großem Halloh begleitet worden und die Zeitungen machten sich über die nordischen Barbaren weidlich lustig. Da wurde namentlich beständig der „grenzenlose Gestank der Gesandten" hervorgehoben, über den auch alle anderen Quellen ganz besonders berichteten, der also alles Denkbare überstiegen haben muß. Ebenso ihre fabelhafte Unreinlichkeit und der Umstand, daß die von ihnen bewohnte „Casa Grimani" am Canal grande noch monatelang nach ihrer Abreise für andere Menschen unbewohnbar war; so lange hatte das Auslüften und Reinigen in Anspruch genommen!

Die Rückreise nach Moskau währte nahezu ein halbes Jahr. Sie ging über Trient, Augsburg, Frankfurt, den Rhein, nach Amsterdam und von dort zu Schiff nach Archangelsk, wobei die Schiffsmiete nur 110 Rubel kostete. Köstlich ist die Verhunzung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Orte im russischen Gesandtschaftsbericht: z. B. „Donneberg" (Donauwörth), „Groffeneten" (Nördlingen), „Mergestar" (Mergentheim), „Frankfokr" (Frankfurt), „Metz" (Mainz), „Penerlechte" (Bingerloch), „Ponstep" (Lahnstein), „Keschestwet" (Kaiserswerth), „Tarbon" (Bonn) 2c.

An Zwischenfällen fehlte es auch auf der Rückreise nicht. So z. B. weigerten die Gesandten sich, stets an den Grenzen für ihr umfangreiches Gepäck Zoll zu zahlen, was ihnen in Arnheim an der holländischen Grenze Steinwürfe zuzog, in Mergentheim angeblich sogar Prügel. Dabei hatten sie beständig mit Geldnot zu kämpfen, weshalb das Gesandtschaftspersonal zu Fuß neben dem Wagen herlief. Teils deshalb, teils wegen der unmenschlichen Behandlung durch die Gesandten, welche in rohester Weise mißhandelten und prügelten, brannten unterwegs eine Menge Begleiter durch.

Holland (damals auch noch Großmacht) erregte der Russen höchstes Staunen durch die Kanäle mit den Schleußen, durch die zahllosen Schiffe in Amsterdam, durch die Abwesenheit von Stadtmauern daselbst, durch gerade Alleen, sowie durch steinerne Brücken und Häuser, denn in Rußland war dies alles nur aus Holz. Die Regierungsform der holländischen Generalstaaten war ihnen gleichfalls trotz Erklärung dunkel geblieben, denn bei der Tafel tranken sie auf das Wohl der „holländischen Staaten, des Generals und des Fürsten".

Auf der ganzen Reise hatten die Russen ihre aus Rußland mitgenommenen Heiligenbilder mitgeschleppt und ihre religiösen Gebräuche streng beobachtet. Als sie z. B. in Innsbruck gefeiert werden sollten, lehnten sie dies mit der Begründung ab, daß jetzt eben in Rußland „die stille Woche" sei. Und ihre Sitte, sich unaufhörlich je dreimal zu bekreuzen, erregte allgemeines Staunen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Wie das russische Heer Galizien verlor

Von Emil Oplatka

(Schluß)

## II.

Hier einige Einzelheiten, wie sie in Lemberg beobachtet werden konnten:

Infanterie: Die Tausende russischer Infanterie, die, neu eingekleidet und ausgerüstet, noch im Mai und Juni aus Lemberg abmarschierten, bestanden aus wenigen verwundet gewesenen Stammannschaften und aus zumeist Unausgebildeten. Fast alle Stammannschaften waren zu Instruktoren ernannt und bekamen höhere Löhnung, aber sie waren selten gewöhnt, zu befehlen, und die neu eingerückten Bauern überließen ihnen gerne die militärische Tätigkeit, indessen sie selbst ihre und der Unteroffiziere Kleider und Waffen putzten und ihnen dienten. Es sah fast aus, als wären einige Herren mit einem Troß von Dienern ins Feld gezogen. Die älteren Leute sahen körperlich sehr ungünstig aus, und es scheint, daß man bei den Aushebungen in den verschiedenen Gouvernements sehr ungleich vorging, denn manche Truppe hatte eine körperlich gleichmäßig aussehende, verhältnismäßig junge Mannschaft, manches Regiment dagegen war aus allen Altersklassen gemischt. Die industriellen Arbeiter galten als sehr unverläßlich und wurden von ihren Offizieren strenge behandelt, wobei blutige Zwischenfälle nicht selten waren. Man konnte aber auch die Beobachtung machen, daß unter den Bauern der blindgläubige Soldateneifer nicht mehr so stark vertreten ist, wie früher. Die Offiziere beklagen sich denn auch, daß, wenn der russische Bauer anfinge, nachzudenken, er viel unangenehmer werden könne, als ein Revolutionär. Wenn es zu Ausschreitungen und offenen Gehorsamsverweigerungen kam, wurde dies bei Bauern sehr milde beurteilt und nur zum Schein bestraft, denn in der Verteidigung waren die Bauern die verläßlichsten Soldaten. Für die Verpflegung des gemeinen Soldaten war stets sehr gut gesorgt. Trotzdem war die Stimmung der Mannschaft sehr gedrückt, da sie mit dem Abgehen von der Heimat nur noch durch fremde Vermittlung, zumeist durch die an ihre Offiziere zu richtenden Briefe, von dem Ergehen ihrer Angehörigen erfuhren und sich um Haus und Hof sorgten. Auch hier scheint der russische Beamte schuldtragend zu sein, der einerseits die Abwesenheit des Hofbesitzers zu gesteigerten Vexationen benützte, andrerseits jede Verbindung des Soldaten mit den Zurückgebliebenen störte. Wenn in einzelnen Kreisen und Gouvernements Hungersnot, Elend und Epidemien herrschten, maß der Soldat den Tschinwoniks jede Schuld bei, vielleicht nicht mit Unrecht. Die Sehnsucht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach Hause beherrschte jeden Soldaten, und die Fortdauer des Krieges versprach ihm nichts Gutes. Das Herannahen der Erntezeit verschärfte diese Stimmung bis zu lauten Ausbrüchen des Unmuts, den jeder neue Kampftag nur zu steigern vermag.

Offizierskorps: Die russischen Offiziere in Lemberg äußerten gerne die Ansicht, daß die höhere Führung mit der Forcierung der Karpathenkämpfe den Feldzug für Rußland verloren habe. Die Karpathen sind das Grab der russischen Offensive. Manche äußerten auch, Nikolai Nikolajewitsch sei ein willensstarker, militärisch denkender Kopf, die eigentliche Führung habe jedoch sein Generalstabschef General Januskiewitsch inne, der die Operationen an der ganzen Front lenkte, seitdem General Rußki beim Großfürsten in Ungnade fiel. Andere Offiziere meinten, der Großfürst sei ein hervorragender Feldherr, der das Unglück hatte, unverläßliche Unterführer zu haben, bis er schließlich auch noch vom Kriegsministerium und dem ganzen Verwaltungsapparat im Stich gelassen wurde; diesen sei der Mangel an Munition und die innere Bewegung in Rußland zuzuschreiben. Die Ausrüstung und Bezahlung der Offiziere waren in der Regel in guter Ordnung, nur die Etappenoffiziere bedrückten und erpreßten nach Kräften, weil sie zumeist ohne jede Aufsicht blieben. Die Offiziere beklagten, daß bei gutem Avancement die Auszeichnungen hauptsächlich an Stabsoffiziere fielen und jeder Offizier hinter der Front mehr erreiche als am Feinde. Die Stäbe seien überfüllt, während die Truppenoffiziere für drei und vier zu arbeiten hätten. Trotz der langen Dauer des Krieges kämen nur Verwundete oder Kranke ins Hinterland, selten in ihre Heimat, während die Generalstäbler fast stets auf Reisen wären. Die Stabsoffiziere ließen ihre Familien den ganzen Winter hindurch in ihrer Station wohnen, indessen man es den Frontoffizieren überließ, sich an den zahlreichen Halbweltdamen schadlos zu halten, deren die höheren Offiziere überdrüssig geworden waren. Bald fehlte es an Offizieren für den Telephon- und Nachrichtendienst der niedrigeren Stäbe, bald auch an Aerzten und Nachschubsleitern. Einige Schwierigkeiten ergaben sich infolge der immer schlimmer werdenden Vermischung der Regimentsverbände durch die Sprachschwierigkeiten. Die Offiziere aus den großrussischen Gouvernements konnten sich kaum mit den Ukrainern, ganz selten aber mit Polen, Kaukasiern oder mohammedanischen Asiaten verständigen. Bestanden schon infolge der verschiedenen Vorbildung in Friedenszeiten tiefgehende Gegensätze innerhalb des Offizierskorps, so kamen während des Krieges neue Spannungen in den Beziehungen zwischen Offizieren der Stäbe und der Truppe, ja sogar zwischen Artillerie und Infanterie hinzu.

Artillerie: Zu Beginn des Feldzuges die Königin aller Waffen, verlor die russische Artillerie im weiteren Verlaufe den größten Teil dieses Ansehens,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als sie infolge der Abnützung und der Verluste ihre verminderte Geschützzahl immer weiter nach rückwärts schieben mußte und zugleich von der täglichen Verschwendung der ganzen Artilleriemunition zu immer fühlbarer werdendem Sparen überging. Trotz der vorzüglichen Leistungen der Beobachter, des guten und präzisen Schießens, vermochte die Artillerie den Kampf kaum länger als bis zur Entscheidung zu führen, das Ausharren in einer Stellung, die vom feindlichen Artilleriefeuer zugedeckt wurde, der langsame Abbruch eines Gefechtes und die Schwierigkeiten großer Nachhutgefechte mußte die russische Infanterie und oft ohne Unterstützung der eigenen Artillerie ausführen. Dabei wurde die artilleristische Ausrüstung in den letzten Monaten immer buntscheckiger; man sah japanische Geschütze mit überlangen Rohren, die von japanischen Artilleristen und Offizieren bedient worden sein sollen. Die Munitionskolonnen hatten aber oft bis zu zwanzig verschiedene Kaliber zu führen und dies hat die Schwierigkeiten der Munitionsversorgung bei jedem länger dauernden Kampfe erheblich vermehrt. Zur Abwehr von Luftangriffen diente mangels eines Spezialgeschützes in der Regel die 75 Millimeter-Feldkanone, für die eine steile Bettung hergerichtet wurde. Schwerstes Geschütz mußte aus den eigenen Festungen beschafft werden und auch Marinegeschütze sollen gegen Przemysl verwendet worden sein. In der Maskierung der Batterien waren die Russen auf Grund ihrer mandschurischen Kriegserfahrungen vor den Verbündeten Meister und stets waren sie bemüht, den Geschützen und Mannschaften auch richtige Deckungen zu errichten. Die Ausbildung der Mannschaft war sehr gut, denn trotz der zumeist geringeren Vorbildung der russischen Artilleristen wurden die Geschütze zumeist von Mannschaft unter Kommando von Unteroffizieren bedient. Bei der Verschiedenheit des Materials ist dies immerhin eine bemerkenswerte Leistung.

Kavallerie: Die russische Heereskavallerie hatte mehrmals große Aufgaben, die sie mit verhältnismäßig geringen Verlusten erfüllen konnte. Die schwierigste Aufgabe war wohl die Verfolgung nach der zweiten Lemberger Schlacht bis an die Biala; der ganze Raum westlich des San bis an die Biala wurde damals von den russischen Reitermassen besetzt und mehrere Wochen, bis zum Beginn der österreichischen Offensive, die zum Entsatz von Przemysl führte, gehalten. Im Etappendienst und im Polizeidienst in den besetzten Gebieten und Ortschaften wurden die russischen Reitermassen ausgiebig verwendet, im großen ganzen wurden sie aber während des ganzen Winters geschont und waren zu Frühjahrsbeginn wieder gut beritten und ausgerüstet, zum Teil inzwischen auch für das Fußgefecht besser ausgebildet worden. Bei den Rückzugsgefechten der letzten Monate traten selten größere russische Kavalleriekörper in Aktion und es wird angenommen, daß namhafte Teile der Reitertruppe im Innern Rußlands sich befinden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Train: Die Ausnützung der Bahnen für Transporte von Truppen und Material aller Art war auf den unter russischer Militärverwaltung stehenden Bahnen nahezu vollkommen, wenn auch behauptet wird, daß Teile der Transporte, darunter auch Mannschaften, unterwegs verschwunden sind. Auch die fahrenden Parks, die nur zum geringsten Teil automobil waren, zumeist aus den Bauernfuhren aller Länder bestanden, haben ihre Aufgabe erfüllt, denn abgesehen von den winterlichen Stockungen in den Karpathen, gab es selten größere Beschwerden über Nachschub von Nahrung und Material und auch bei den freilich mehrere Wochen währenden Räumungen der besetzten Gebiete und Städte wurde fast alles weggebracht. Die beste Type waren von zwei starken Ackerpferden gezogene, langgestreckte Bauernfuhrwagen mit hochgesetztem, aber flachem Wagenkasten, dessen Schwergewicht auf den Hinterrädern lastete. Auch die Sanitätskolonnen bestanden aus Pferdegespannen, nur wenige Autokolonnen waren vom Roten Kreuz beigestellt. Schwere Zugpferde und leichte Reitpferde, sowie zahlreiches Schlachtvieh wurden regelmäßig mitgeführt.

Feldmäßige Befestigungen: Die russische Armee war gegenüber den Oesterreichern anfangs durch die ausgezeichnete Durchführung feldmäßiger Befestigungen im Vorteil. Auch heute zeigt der russische Soldat in der Verteidigung selten den Kopf über der Deckung, wenn auch mit der Verschlechterung der Ausbildung die Kunst der Feldbefestigung merklich nachgelassen hat. Man sieht in den verlassenen russischen Stellungen, wenn sie nicht gerade monatelang besetzt waren, nur die einfachsten Anlagen, mannstief ausgehobene Schützendeckungen mit gewöhnlichem Kopfschutz, ohne Ueberdachung. Noch zeichnen sich die russischen Anlagen durch zahlreiche Flankierungen und Laufgräbenverbindungen aus, aber schon mehrstündige Artilleriewirkung vermag die Räumung zu erzwingen. Die bewährten Astverhaue, Wolfsgruben und Zugminen haben aufgehört, metertiefe Stacheldrahtzäune ohne Raffinement sind übriggeblieben. Man hat die Erfahrung gemacht, daß der russische Bauer nur ungern Bajonett oder Handgranate gebraucht und so ist der stürmende Angreifer vor ihnen ziemlich sicher; bevor der Stacheldrahtverhau nicht Breschen zeigt, ist aber ein Sturmangriff gegen russische Deckungen nur mit größten Opfern durchführbar. Mangels Zeit und Arbeitshänden ist auch die Anlage mehrfacher Verteidigungslinien spärlicher geworden und so ist die Verschlechterung der feldmäßigen Befestigungen neben der Verschlechterung der Artilleriewirkung und der erheblich geringer gewordenen Verbreitung kriegerischen Geistes in der ganzen Armee ein sichtbares Zeichen der gegenwärtigen Verfassung des russischen Heeres.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Zwei Gedichte

Von Oskar Wöhrle, Kanonier

## Ueberschlag

Schweigend im Arme der Nacht schläft die Batterie,
Die noch am heiteren Tag den eisernen Tod ausspie.
Stumm, wie tückische Tiger, lauern die schlanken Geschütze,
Im metallenen Auge drohend Gefunkel, drohend Geblitze.

Morgen wird die Schlacht auf's neu aus ihren Verstecken steigen,
Die Granaten werden auf's neu den Vögeln das herrliche Fliegen zeigen.
Auf's neu wird hinsprengen der feurige Wagen,
Der Erde Wehgebrüll an die Tore des Himmels schlagen.

Aber der große Gott läßt sich durch nichts bewegen,
Gleichmütig schickt er die Sonne, gleichmütig Sturm und Regen.
Bestimmt der Sterne Bahnen, lenkt der Gestirne Achsen,
Läßt Berge und Bäume, Tiere und schöne Menschen wachsen.

Der Sinn des Lebens ist verrückt
Und allem Widersinn verbündet,
Derweil die Erdheit blutig sich zerstückt,
Hat sich im fernen Blau ein neuer Stern entzündet!

## Tagesanbruch

Eintön'ger Regen tropft eintönig auf mein Zelt,
Raunen des Todes, Atmen der Welt.
Das Zwielicht schattet mit dunkelen Rissen
Unzähliger Schläfer irdene Kissen
Barhäuptig, barfüßig schleichen die Stunden,
Umklungen, umsprungen von jungen Sekunden.
Urplötzlich kracht
Ein Schuß durch die Nacht.
Des Weltbilds Vorhang reißt zu tausend Stücken,
Das Dunkel verkriecht sich, Licht auf dem Rücken.
Ein Kind wird geboren, schreiend, heißt Tag,
Neu leuchtet das Leben! Komm, was mag!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## Res latinae

Im Verlage von Gustav Kiepenhauer in Weimar ist vor kurzem ein billiges schmales Buch erschienen, das von einer Gegenwartsbeziehung sonderer Art zu sein scheint. In einem kurzen Nachwort erfährt man, daß, enttäuscht durch die unglücklichen Kriegsjahre von 1796 und 97, der glühende Vaterlandsverehrer Ugo Foscolo seine „Ultime Lettere di Jacopo Ortis" schrieb. Ein Buch, dessen Held den guten italienischen Patrioten ihre eigene Leidensgeschichte zu verkörpern schien.

Italien ist vor seiner Wiedergeburt noch zersplitterter gewesen, als selbst Deutschland. Nationalistische Führer, auch im feindlichen Lager, müßten in seiner Geschichte eine Kraft des Nationalitätsgedankens bewundern, die einzig dasteht. Gleichgültig wie sie seine heutige Haltung neben seiner juristischen Ueberlieferung und seinem neminem laedere werten mögen. Die Irredenten haben erst 1878 zur Bildung einer eigenen Partei geführt. Heute schon haben sie sich wirksam erwiesen, trotz der res italicae des weiland Herrn Haymerle, österreichischen Botschaftsattachées in Rom, trotz der Erlasse Crispis gegen die irredentistischen Gesellschaften von 1890. „Die Fürsten sind die Sklaven ihrer Mittel", klagte Friedrich der Große. Und die Mittel Vittore Emanueles sind die d'Annunzios.

Die Gründe decken jene letzten Briefe des Jacopo Ortis auf. „Ich glaube, das Verlangen, die Geschichte vergangener Zeiten zu wissen, ist eine Tochter unserer Eigenliebe, die sich täuschen und das Leben verlängern will: ..... sie liebt die Einbildung, durch die Jahrhunderte zu lustwandeln und eine andere Welt zu besitzen." Aber es ist besser, Zeit — Zeitgeschichte aus den Nöten der Gegenwart, als aus den Märchen der Vergangenheit zu schaffen. Darum mußte auch noch die Irredenta heran. Darin ist man heute nicht mehr so naiv wie vor 100 Jahren.

Ugo Foscolo hat sich in der Geste versehen. Des Römers Ehrfurcht vor Asketen war immer nur platonisch. Seine Gefolgschaft hatte allein der Tribun. Daß der Dichter der letzten Briefe des Jacopo Ortis nicht d'Annunzios Rolle vorwegnahm, ist ein Spiel des Zufalls, der ihn in die Wertherzeit hineinsetzte, deren Grundströmungen eben alles andere eher, als demagogische waren. Ihn, den Einsamen von den Euganeischen Hügeln, mag man mit ein paar verschwärmten Briefen auf rosenfarbenem Papier und anderen wichtigeren mit geheim verschnörkelter Chiffresprache abgespeist haben. Der Verleger — heut zahlt er ungemessenes für eine Rede — spreizte sich ihm lang, ehe es die Denare für Druckseiten voll wahren Vaterlandschmerzes und Liebeskummers setzte. Zeitströmungen wurden damals eben nicht mit Gold und Scheinen aufgewogen. (Aber zur Zeit des Panamaunternehmens war des Baron Reinach Scheckbuch eine förmliche Besuchsliste für den, der in der lateinischen Publizistik gut eingeführt zu werden wünschte.)

Und doch nimmt Ugo Foscolo mit der Charakteristik seiner selbst die d'Annunzios vorweg: „Ich gestehe es: oft habe ich mit einer Art von Wohlgefallen das Unglück Italiens betrachtet, weil das Schicksal und meine Inbrunst mir allein das Verdienst aufzubewahren schienen, es zu befreien." Was heißt da Vaterland! Noch 1912 las man einen Satz von Gustav Hervé, der damals im politischen Gefängnis zu Paris „schmachtete":

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Das Vaterland, die Mutter! die enterbten Söhne haben das Recht, ja sogar die Pflicht, eine solche Rabenmutter zu verabscheuen.“ Deshalb mußten die lateinischen Schwestern sich also in die Arme sinken! Der Vergleich ist durchzuführen bis auf den letzten Strich. Die napoleonische Zeit hat den Typ des Italieners geschaffen. Jacopo Ortis ist seine erste künstlerische Verarbeitung. Es zeugt für den schaffenden Geist seines Schöpfers, wie sehr in ihm alle jene Gefühle vorweggenommen sind, die das Italien von heute zum Vertragsbruch trieben. „Der Pazifismus ist die moralische Vorbereitung auf die Knechtschaft,“ schrie Federzoni, der Vertreter der italienisch-nationalistischen Partei v. 1910. Der Krieg war immer der „Entscheider des Rechts“, schrieb Ugo Foscolo. Wir müssen unterscheiden lernen, wie politische Stimmungen entstehen, und wie sie gemacht werden. Auch die Millionen Baron Reinachs wären wirkungslos geblieben, wenn ihnen nicht Strömungen der Zeit entgegengekommen wären, und d'Annunzios Schulden werden ein immerhin nationales Gemüt verdunkelt haben. Wenn „die Presse Fensterscheiben einwirft,“ so darf sie es, weil das Land es zu innerst nicht anders will. Hier haben die Auslandskorrespondenten unserer Blätter viel gefehlt. Die Zeitgeschichte ist mehr als ein Sammelsurium von kitschigen Stimmungsbildern und die wahre Stimmung einer nationalen Kultur ist nirgends klarer niedergelegt als in der Literatur, die sie hervorgebracht.

Fritz Max Cahén

## Krank am Kriege

Richard Rieß hat unter diesem Titel in einem kleinen handlichen 50 Pfg.-Bändchen drei kleine Kriegsnovellen erscheinen lassen (Reuß & Itta, Verlagsanstalt, Konstanz). Die wertvollste scheint mir die Titelnovelle zu sein, in der von den Schicksalen eines jungen Försters berichtet wird, der, vom westlichen Kampffeld zurückkehrend, seine Heimat Ostpreußen zerstört vorfindet. Während dieses hohe Lied der Heimat gleichmäßig stark und reich an Handlung in schönem epischem Rhythmus dahinfließt, lassen die beiden anderen Arbeiten erkennen, daß Richard Rieß sie allzu rasch entworfen und ausgeführt hat. In „Pogrom“ wird die erhabene Tragik des tatsächlichen Geschehens ins seicht Novellistische übersetzt, dadurch daß sie mit dem feuilletonistisch zwar nicht ganz uninteressanten, künstlerisch aber wertlosen, hemmenden Schicksal einer jungen Jüdin verknüpft wird. Die Sprache enthält so viel Musik, daß sie den Verfasser manchmal zu Bildern verführt hat, die weniger illustrieren als zum Nachdenken zwingen. — In „Marcel Colignon und sein Feind“ wird gezeigt, welche Folgen die in Frankreich erfundene und geglaubte „Barbarei der Deutschen“ haben kann. Rieß hat diesen Stoff zwar ganz wirkungsvoll verarbeitet, hätte aber bei einiger Mühe und bei seinem Talent weit mehr herausholen und auch Originelleres bieten können. Und das ist der Gesamteindruck, den man von dem ganzen Büchlein hat.

Siegfried Berberich

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Ueber den engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß Deutschlands und Oesterreich-Ungarns

Von Lujo Brentano

(Fortsetzung)

II.

Statt zum Eintritt Oesterreichs in den Zollverein kam es am 19. Februar 1853 zu einem Handelsvertrag zwischen Oesterreich und Preußen. In diesem Handelsvertrag befand sich ein Paragraph, der für 1860 Verhandlungen über völlige Zolleinigung mit dem Zollverein in Aussicht nahm. Auf diesen Paragraphen berief sich Oesterreich je mehr sich das Ringen um die Vorherrschaft in Deutschland zwischen Preußen und Oesterreich zuspitzte. Preußen aber war fest entschlossen, Oesterreich nicht in den Zollverein hereinzulassen. Die Gefahr war für Preußen groß, denn die süddeutschen Staaten und Hannover waren voll Mißtrauen gegen Preußen; allein sie waren ebenso voll Mißtrauen gegen Oesterreich und hatten einen großen Respekt vor Napoleon. Da benutzte Preußen geschickt die Erschütterung des Ansehens, welche Oesterreich durch den Ausgang des italienischen Krieges von 1859 erlitten hatte, um seine Stellung zu festigen, den Rivalen vom Zollverein fern zu halten und sich die Hilfe Napoleons bei weiterer Durchführung seiner Pläne zu sichern. Napoleon hatte 1860 den Handelsvertrag mit England auf freihändlerischer Grundlage abgeschlossen und in denselben die Meistbegünstigungsklausel aufgenommen. Er träumte von einer wirtschaftlichen Weltmission, indem er diesen Handelsvertrag abschloß, und sah in jedem Staat, der sich dieser seiner Handelspolitik anschloß, einen Anhänger, welcher der zivilisatorischen Weltmission Frankreichs unter dem Hause Bonaparte huldigte.

Die damalige preußische Regierung benutzte äußerst geschickt diese Lage der Dinge, um sich Oesterreichs Rivalität zu entledigen. Sie begann Handelsvertragsverhandlungen mit Frankreich, auf Grund deren der Zollverein sich dem System der westeuropäischen Verträge anschließen sollte. Sie setzte ihre Zollverbündeten von dem Gang dieser Verträge genau in Kenntnis und erhielt die Zustimmung zu den Verhandlungen. Bismarck war damals Gesandter in Paris; aber bezeichnend ist es für seine wirtschaftspolitische Auffassung zur Zeit, da er die „Gedanken und Erinnerungen" schrieb, daß sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diese Verhandlungen darin mit keinem Worte erwähnt finden. Trotzdem bildete der Handelsvertrag zwischen Preußen und Frankreich von 1862 ein Meisterstück preußischer Staatskunst. Am 2. August 1862 war er unterzeichnet worden; allein als nun die Zollverbündeten den Vertrag ratihabieren sollten, versagten Bayern, Württemberg und Hessen-Darmstadt diese Ratihabition ausdrücklich, während Hannover und Kurhessen zögerten. Den süddeutschen Staaten war der Vertrag zu freihändlerisch; zudem schürte Oesterreich den Widerstand. Allein die preußische Regierung blieb fest; sie behielt den renitenten Staaten den Beitritt bis zum 1. Oktober 1864 vor; sei er bis dahin nicht erfolgt, so werde der Zollverein aufgelöst. Nun aber zeigte sich die politische Bedeutung des Zollvereins. Das Band, welches ein dreißigjähriger freier wirtschaftlicher Verkehr zwischen den Bewohnern der verschiedenen deutschen Staaten geknüpft hatte, konnte ohne unerträgliche Verletzung aller wirtschaftlichen Interessen nicht mehr gelöst werden. Zuerst erfolgte die Verlängerung der Zollvereinsverträge mit Sachsen, Baden, Kurhessen, den thüringischen Staaten, Frankfurt, Hannover und Oldenburg. Bayern, Württemberg, Hessen-Darmstadt und Nassau blieb dann keine Wahl; ihre Zustimmung erfolgte kurz vor Ablauf der Präklusivfrist; die Zustimmung Bayerns traf per Draht noch in der Nacht vom 30. September in Berlin ein.

Damit war die Frage des Eintritts Oesterreichs in den deutschen Zollverein, die seit dem Sturze Metternichs die öffentliche Meinung in Deutschland so lebhaft beschäftigt hatte, erledigt. Da der Zollvereinstarif nunmehr ein freihändlerischer war, war klar, daß Oesterreich mit Rücksicht auf seine im Entstehen begriffene Industrie dem Zollvereine selbst nicht mehr beitreten wollte; die gänzliche Beseitigung des deutschen Einfuhrzolles auf Getreide im Jahr 1865 mußte auch das agrarische Interesse an einer deutsch-österreichischen Zolleinigung, das Oesterreich mit Rücksicht auf Ungarn bis dahin gehabt hatte, in Wegfall bringen. Zum Austrag der Rivalität zwischen Preußen und Oesterreich mußte es nunmehr durch Anwendung von Waffengewalt kommen. Und nun zeigte sich abermals, wie stark das Band war, das der Zollverein um die deutschen Staaten, die er umfaßte, gelegt hatte. Er hat nicht nur den Krieg, in dem seine Mitglieder sich gegenüber standen, überdauert, sondern ist die Grundlage geworden, auf der die dauernde politische Einigung des deutschen Volkes erwuchs. Vor allem aber erwuchs aus der geschilderten Handelspolitik Preußens der Wohlstand, der es in Stand gesetzt hat, diese seine Machtstellung nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa zu erringen.

Diese Entwicklung des deutschen Zollvereins hat die Bewunderung der ganzen Welt auf sich gezogen. Aber nicht nur, daß bei fremden Völkern, wie z. B. in England bei den Anhängern von Joseph Chamberlain und in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Balkanstaaten, schon des öfteren von einer Nachahmung die Rede gewesen ist, selbst der alte Rivale Preußens, die österreichisch-ungarische Monarchie, hat trotz 1866 eine wirtschaftliche und politische Stütze in einer Annäherung an den deutschen Zollverein gesucht.

Es ist bekannt, daß auf den großen wirtschaftlichen Aufschwung nach dem deutsch-französischen Krieg der Krach von 1873 gefolgt ist. Desgleichen weiß jeder, daß dieser zum Ausgangspunkt einer Umkehr der deutschen Wirtschaftspolitik geworden ist. Zunächst allerdings, solange der Krach nur Handel und Industrie erschütterte, ist man in Deutschland freihändlerisch geblieben. Hat man doch noch nach demselben die völlige Beseitigung der Eisenzölle beschlossen und zwar auf Anregung gerade der Landwirtschaft treibenden Kreise. Als dann aber, nicht ohne Zusammenhang mit dem Krach von 1873, Getreide aus Amerika nach Deutschland eingeführt zu werden und die Preise zu drücken begann, wurden die bis dahin freihändlerischen deutschen Landwirte über Nacht Schutzzöllner; Bismarck erließ das berühmte Schreiben an den Bundesrat vom 15. Dezember 1878, in dessen Gefolge aufs Neue Getreidezölle in Deutschland erhoben wurden. Sie sind zunächst sehr mäßig gewesen, nur 1 Mark pro Doppelzentner Weizen und Roggen. Als aber trotz dieses Zolles die Getreidepreise weiter sanken, hat Bismarck im Jahre 1885 eine Erhöhung der Zölle auf 3 Mark in Aussicht genommen.

Das hat die ungarischen Landwirte damals mobil gemacht. Damals wurde noch viel ungarisches Getreide über die Grenzen der österreichisch-ungarischen Monarchie ausgeführt. Wie alle europäischen Landwirte, so litten auch die ungarischen unter den sinkenden Weltmarktpreisen. Sie glaubten, von dem Drei-Mark-Zoll eine weitere Erschwerung ihres Absatzes erwarten zu müssen und hofften, von einem näheren Zollbündnis mit Deutschland sich eine Vorzugsstellung wenigstens auf dem deutschen Markte sichern zu können. Von deutschen Differenzialzöllen zu Gunsten der österreichisch-ungarischen Monarchie konnte damals nicht die Rede sein, denn jeder differenzialen Behandlung, die anderen Ländern Vorzüge auf dem deutschen Markte verschafft hätte, stand der Frankfurter Friede im Weg. Die einzige Art und Weise, wie dieses Hindernis etwa hätte beseitigt werden können, wäre die Schaffung eines einheitlichen deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsgebietes gewesen. Vom deutschen Standpunkt ließ sich dafür geltend machen, daß durch die freie Zulassung ungarischen Getreides auf den deutschen Markt die Nachteile der Getreidezollerhöhung für den deutschen Konsumenten gemindert werden würden; außerdem würde das politische Bündnis, das Deutschland mit Oesterreich-Ungarn verband, in einer Interessengemeinschaft eine festere Grundlage erhalten haben. Aber Fürst Bismarck wurde damals von Jahr zu Jahr in steigendem Maße Schutzzöllner. Er wollte 1885 von einem Zollbündnis so



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenig wissen, wie 1852. Es kam zum Drei-Mark-Zoll. Andererseits wurde die österreichisch-ungarische Monarchie aus einem Getreideausfuhrland ein Getreideeinfuhrland; und Ungarns Interesse an einem deutsch-österreichisch-ungarischen Zollbund flaute ab. Der Gedanke eines solchen Zollbundes hat dann geruht, bis ihn im Jahre 1904 der mitteleuropäische Wirtschaftsverein wieder aufgenommen hat. Das war die Zeit, in der man die Konkurrenz Nordamerikas als die große Gefahr, die Europa bedrohe, an die Wand malte. Ihr gegenüber sollte eine enge wirtschaftliche Verbindung der mitteleuropäischen Länder, vor allem aber des deutschen Reiches und der österreichisch-ungarischen Monarchie, die Rettung bringen. Der Gedanke erschien trotz der Begeisterung, mit der er auf verschiedenen Kongressen in Wien und Pest, Nürnberg, Berlin und Brüssel vertreten wurde, als praktisch bedeutungslos. Denn noch immer bildete der Frankfurter Friede ein Hindernis gegen jedwede Zollbegünstigung der österreichisch-ungarischen Monarchie durch Deutschland, das nur durch den Beitritt Frankreichs zu einem deutsch-österreichisch-ungarischen Zollverein, an den nicht zu denken war, hätte überwunden werden können. Außerdem aber ließ es der damals mehr und mehr sich zuspitzende Gegensatz Englands zum deutschen Reiche als ausgeschlossen erscheinen, daß dieses sich durch eine speziell gegen Nordamerika gerichtete Wirtschaftspolitik auch noch dieses zum Feinde mache.

Dann kamen wir in eine gesteigerte Schutzzollbewegung, und wir haben uns gegenüber allen Ländern immer mehr abgesperrt. Der Krieg ist zu allen Zeiten ein Kampfmittel des Merkantilismus gewesen, und so ist der gegenwärtige Krieg neben vielen anderen auch der logische Ausfluß der gesteigerten wirtschaftlichen Rivalität der Völker in unserer neomerkantilistischen Zeit. Ebenso ist noch jeder Krieg der Ausgangspunkt gesteigerter merkantilistischer Bestrebungen geworden. Die Zustände, wie sie die Not des Krieges hervorgerufen hat, streben nach wiederhergestelltem Frieden nach Verewigung. Die Erwerbszweige, die sich während des Kriegs durch die Erzeugung der bis zu seinem Ausbruch aus dem Ausland bezogenen Güter oder von Surrogaten derselben die größten Verdienste erworben haben, pflegen sie mit Nachdruck geltend zu machen und es als Undank hinzustellen, wollte man sie dann, wenn man sie nicht mehr braucht, der Gefahr, durch die Konkurrenz der bisherigen Feinde erdrückt zu werden, preisgeben. Dazu kommt das durch den Krieg hochgespannte Nationalgefühl, das nach verschärfter Absonderung von allem Fremden ruft. So hat das amerikanische Schutzzollsystem von dem Kriege der jungen Vereinigten Staaten mit England im Jahre 1812 seinen Ausgang genommen; die deutsche Schutzzollbewegung datiert, wie erzählt, von den Kriegen gegen Napoleon, und die Neubelebung des Protektionismus in Frankreich vom deutsch-französischen Kriege. Aus England hören wir von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Versuchen der Schutzzöllner, den Krieg zur Wiederbelebung des in allen bisherigen Parlamentswahlen unterlegenen Chamberlainismus zu benutzen; sie glauben den Augenblick gekommen, um auf Grund einer zollpolitischen Zusammenfassung aller britischen Kolonien mit dem Mutterland einen gegen das Ausland geschlossenen britischen Handelsstaat herzustellen. In der letzten Zeit las man sogar in den Zeitungen, daß ein gegen Deutschland gerichteter Zusammenschluß aller romanischen Länder geplant werde.

Da ist es wohl begreiflich, daß nun, da der Krieg das Hemmnis des Frankfurter Friedens aus dem Weg geräumt hat, der Gedanke einer näheren wirtschaftlichen Verbindung zwischen dem Deutschen Reiche und der österreichisch-ungarischen Monarchie aufs Neue aufgetaucht ist. Das Bündnis, das sich im Kriege als das Bollwerk erwiesen hat, an dem der Haß von ganz Europa zu Schanden geworden ist, soll auch zum Schutze werden, gegen die Mißgunst, mit der die Besiegten auch nach wiederhergestelltem Frieden uns zu bedenken gewiß nicht verfehlen werden. Das politische Bündnis der beiden Staaten soll durch die Umwandlung eines bloßen Kabinettsbündnisses in eine wirtschaftliche Interessengemeinschaft in das Denken und Fühlen beider Völker so eingeführt werden, daß ein Auseinandergehn auch gegenüber zukünftigen Feinden fürderhin als undenkbar erscheint. Dabei denkt man noch nicht an die Schaffung eines Zollvereins mit Beseitigung aller die verbündeten Völker trennenden Zollinien und einheitlicher Zollverwaltung. Dem stehen die von Bismarck schon 1852 geltend gemachten Bedenken noch immer im Wege. Vielmehr sollen sich die beiden Reiche nur erst zu einer Gemeinsamkeit der Handelspolitik gegenüber dritten Staaten verpflichten; dagegen sollen Zwischenzollinien zwischen dem Deutschen Reiche und der österreichisch-ungarischen Monarchie fortbestehen; ja es soll sogar die Errichtung einer Eis- und Transleithanien trennenden Zollinie nicht ausgeschlossen sein.

Im Gebiete der österreichisch-ungarischen Monarchie scheinen es die agrarischen Kreise in Ungarn zu sein, welche, wie schon früher, so jetzt wiederum dem Gedanken des näheren wirtschaftlichen Anschlusses der österreichisch-ungarischen Monarchie an das Deutsche Reich besonders nahe stehen. Auch in Oesterreich findet er im deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsverband einen warmen Verfechter. Im Ganzen freilich soll sich die österreichisch-ungarische Industrie, mit Ausnahme etwa der Textilindustrie, ziemlich ablehnend verhalten. Auch ist, wie ich schon im Berliner Tageblatt vom 23. April geschrieben habe, „leicht verständlich, daß der Gedanke für Ungarn viel Verlockendes hat. Der von vielen Ungarn gehegte Traum, die Herrschaft über die Balkanhalbinsel zu erlangen und der führende Balkanstaat zu werden, dürfte, wenn er überhaupt noch von vielen gehegt wird, Traum bleiben. Um dem Erdrücktwerden durch Rußland zu entgehen, bleibt dann Ungarn doch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wohl nur der engere Anschluß an Deutschland. Dazu kommt, daß die agrarischen Interessen in Ungarn die maßgebenden sind. Die österreichisch-ungarische Landwirtschaft hat sich, teils infolge des Anwachsens der Bevölkerung, teils infolge von Zöllen, welche die deutschen Agrarzölle noch um eine Kleinigkeit übertreffen, höherer Getreidepreise, als sie selbst in Deutschland herrschten, im letzten Jahre erfreut. Infolge des Anschlusses an Deutschland würde sie, die schon jetzt dem Getreidebedarf der österreichisch-ungarischen Monarchie nicht zu genügen vermag, noch ein erweitertes Absatzgebiet erhalten. Ein weiteres Steigen der Getreidepreise würde die ihr willkommene Folge sein. Die Interessengemeinschaft mit den deutschen Agrariern würde sie auch hoffen lassen, einem Herabsetzen oder gar Schwinden der Agrarzölle in der Zukunft zu entgehen. Sie würden also Teil haben an der von den deutschen Konsumenten den Getreidebauern gezahlten Subvention, welche in den letzten Jahren allein bei den vier Zöllen auf Weizen, Roggen, Hafer und Gerste nahezu eine Milliarde Mark jährlich betragen hat".*) Durch die Zwischenzolllinie soll ferner die österreichisch-ungarische Industrie gegenüber der deutschen Konkurrenz auf ihrem bisherigen Absatzgebiete geschützt bleiben, sodaß ihr dieses „mindestens gesichert" bleibt. Wenn gar die noch weitergehenden Vorschläge Dr. Eduard Palyi's verwirklicht und der Landwirtschaft und Industrie Oesterreichs und Ungarns ein deutsches Kapital im Betrag einer Milliarde zu 3 Prozent zur Verfügung gestellt und durch entsprechende Syndikate für die volle Ausbeutung der Zölle und Subventionen gesorgt würde, ließe sich die österreichisch-ungarische Industrie vielleicht sogar zur vollen Konkurrenzfähigkeit mit der deutschen entwickeln. Die Ungarn möchten bekanntlich zu diesem Zweck ihr Land am liebsten mit besonderen Zolllinien auch gegen Oesterreich umgeben; sie bedenken nicht, daß ein Absatzgebiet wie Ungarn für die Entwicklung moderner Großindustrie ebenso ungenügend ist, wie zur Zeit Friedrich List's Württemberg ein ungenügendes Absatzgebiet für die württembergische Großindustrie gewesen wäre. (Schluß folgt.)

*) Der Reichstagsabgeordnete Böhme-Lichterfelde hat im „Deutschen Kurier" vom 1. Mai 1915 diese meine Angabe mit den Worten bestritten: „Wie diese Ziffer zustandekommt, darüber sagt Brentano nichts". Er hat damit nur gezeigt, daß er meine Denkschrift „Die deutschen Getreidezölle" 2. Aufl. Stuttgart und Berlin, 1911 nie zu Gesicht bekommen hat. Es genügt daher, ihn auf meinen dort, S. 115 bis 118, erbrachten, bisher noch von Niemand bestrittenen Nachweis zu verweisen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Ein versiegtes Monopol

Von Dr. Erich Schairer

Am 21. Dezember 1849 wurde folgender von beiden Kammern des jungen preußischen Landtags angenommene Entwurf der Regierung als Gesetz veröffentlicht (vgl. Preuß. Gesetzsammlung S. 441):

„Der bisher zu Gunsten des Militärwaisenhauses zu Potsdam bestehende Intelligenz-Insertionszwang wird mit dem 1. Jan. 1850 gänzlich aufgehoben. Von eben der Zeit ab hört zugleich überall die amtliche Ausgabe von Intelligenzblättern auf.

Dem Militärwaisenhaus zu Potsdam wird für die Entziehung der ihm stiftungsmäßig bisher aus dem Intelligenz-Insertionszwange und der Herausgabe von Intelligenzblättern zuständigen Einkünfte vom 1. Jan. 1850 ab aus der Staatskasse eine jährliche Entschädigungsrate von 40000 Taler gezahlt".

Damit hatte in Preußen eine als Ausfluß des staatlichen Marktregals seit hundertdreiundzwanzig Jahren bestehende Einrichtung ihr Ende gefunden: das Inseratenmonopol. Der preußische Staat hatte sich eine Einnahmequelle abgeschnitten, deren Ertrag bis dahin augenscheinlich nicht allzu stark ins Gewicht gefallen war, aber möglicherweise auf Grund weiterer Entfaltung namhafte und von Jahr zu Jahr steigende Summen hätte abwerfen können — denn die Entwicklung des geschäftlichen Verkehrs, der „Volkswirtschaft", stand damals ja noch in den allerersten Anfängen.

Heute, wo Staat und Gemeinden infolge des Krieges vor unheimlich wachsende Finanzaufgaben gestellt werden, wo wir infolgedessen vor einer näher und näher rückenden Diskussion umfangreicher Monopolprojekte stehen, ist es gewiß nicht ohne Interesse — sei es auch nur platonischer Art —, einen Blick auf jenes uns so merkwürdig erscheinende Monopolgebilde und seinen sonderbaren Untergang zu werfen, der durch das angeführte Gesetz vom 21. Dezember 1849 besiegelt worden ist.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Sitte, geschäftliche Anzeigen durch den Druck zu vervielfältigen und im Lande zu verbreiten, hängt mit der Entfaltung des Postwesens und dem Niedergang des Marktverkehrs am Ausgang des Mittelalters zusammen und ist in Deutschland Anfang des 18. Jahrhunderts offenbar auf Grund französischer und englischer Beispiele aufgekommen. In den Städten entstanden „Adreß-Comptoirs" zur Entgegennahme von Gesuchen und Angeboten, und diese gaben Inseratenanzeiger, sogenannte „Intelligenzblätter" heraus, in denen die Annoncen von Zeit zu Zeit (gewöhnlich wöchentlich) zur Veröffentlichung gelangten. Während nun aber im übrigen Deutschland dieses „Intelligenzwesen" in der Hand privater Unternehmer lag, allerdings unter scharfer Aufsicht der marktherrlichen Obrigkeit, hat in Preußen von Anfang an der Staat in eigener Person seine Verwaltung übernommen. Am 6. Jan. 1727 wurde in der Residenzstadt Berlin das erste Intelligenzblatt durch eine Kabinettsordre Friedrich Wilhelms I. eingeführt, die an sämtliche Berliner Behörden gerichtet ist und mit den Worten beginnt: „Nachdem Wir in Gnaden resolvieret, ein Intelligentz Werck auf dem Fuß — wie es in anderen Haupt- und Handelsstädten von Europa eingeführet — dem Publico zum Besten einrichten und zu dem Ende wöchentliche Frage- und Anzeigungsnachrichten zum Druck bringen zu lassen; als befehlen Wir euch hiedurch in Gnaden, dieses löbliche Werck eures Orts mit zu befördern." Eine zweite Kabinettsordre vom 10. Febr. 1727 erging an sämtliche Provinzbehörden und setzte sie von der Gründung des Berliner Blattes in Kenntnis, durch das „dem Publico genutzet" und „die Verkehrung facilitiret" werden sollte; es wurde angeordnet, daß das Blatt auch in den Provinzen auf jede mögliche Weise gefördert werden sollte und daß die Postämter alle vorkommenden Nachfragen und Angebote dem Berliner Adreß-Comptoir mitzuteilen hätten, damit sie „gegen Erlegung der Gebühren allhier protocolliret, nachhero aber den wöchentlichen Zetteln inseriret" werden könnten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Neben diesem Berliner Intelligenzblatt wurden im Lauf der Zeit in einzelnen Provinzialstädten besondere Intelligenzblätter eingerichtet. Am Ende des 18. Jahrhunderts bestanden solche in Königsberg, Marienwerder, Danzig, Stettin, Magdeburg, Halle, Minden und Duisburg; Anfang des 19. traten dazu noch Breslau, Posen und Arnsberg. Aber während die ältere preußische Gesetzgebung in mannigfacher Weise auf die Kräftigung des Intelligenzwesens bedacht gewesen war, wie eine Reihe von Reskripten aus der Zeit des großen Friedrich und seines Nachfolgers beweisen, wurde die Errichtung seit dem neuen Jahrhundert augenscheinlich von oben her mehr und mehr vernachlässigt. Ein Gesuch des zweiten westfälischen Provinziallandtags im Jahr 1829 um Einrichtung weiterer Intelligenzblätter blieb im Papierkorb der Kommission begraben, an die es „zur Prüfung und Berücksichtigung" gelangt war; auch sonst achtete die Postbehörde, der das Inseratenwesen unterstellt war, nicht genügend auf das steigende Bedürfnis nach Anzeigeblättern und auf die Verbreitung der bestehenden. So wandten sich die Interessenten mehr und mehr an die politischen Zeitungen, die bei der steigenden Anteilnahme des Volks an den öffentlichen Dingen wachsende Verbreitung genossen, und die Postbehörde — im Bewußtsein ihrer Unterlassungssünde, meint Schmölder, dem wir diese Untersuchungen verdanken — drückte angesichts der Ungesetzlichkeit des Vorgehens ein Auge zu.

Der staatliche Monopolcharakter des Inseratenwesens konnte ungestraft durchbrochen werden, trotzdem er verschiedenemal ausdrücklich festgelegt worden war, zuletzt durch die Kabinettsordres vom 3. Mai 1824 und 27. Juni 1826; in denen als der den politischen Zeitungen zugehörige Stoff nur „die politischen Artikel, die gelehrten Aufsätze, Rezensionen und Inhaltsanzeigen von Büchern" bezeichnet, dagegen „alle Anzeigen von zu kaufenden oder zu verkaufenden, zu vermietenden, verleihenden usw. Sachen" der Kompetenz der Intelligenzblätter zugewiesen worden waren.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gleichzeitig erklärte sich der liberale Zeitgeist der vormärzlichen Periode energisch gegen eine Einrichtung, die infolge einer eigentümlichen Verkettung der Umstände rein privatrechtlichen Monopolcharakter zu tragen schien. Die Einkünfte aus den Intelligenzblättern waren nämlich von der Zeit ihrer Gründung her ausschließlich dem Militärwaisenhaus zu Potsdam zur Verfügung gestellt, das damals ebenfalls von Friedrich Wilhelm I. ins Leben gerufen worden war. Diese Maßnahme eines unentwickelten staatlichen Finanzrechts, dem ein einheitlicher jährlicher Etat noch fremd war, mochte schon schuld gewesen sein an der mangelhaften Pflege des Intelligenzwesens; denn es galt ja nur die ziemlich gleichbleibenden Kosten des Potsdamer Militärwaisenhauses aus seiner Verwaltung herauszuschlagen. Als dann jene Kompetenzüberschreitungen der Inserate aufnehmenden politischen Zeitungen begannen, da suchte sich das Militärwaisenhaus einfach dadurch zu helfen, daß es mit den betreffenden Zeitungen privatrechtliche Verträge abschloß, die ihm die Höhe der früheren Einnahmen sicherten. Eine uns Heutigen unbegreiflich naive Auffassung, die an die Stelle der staatlichen Finanzhoheit unbekümmert das Sonderinteresse einer einzelnen Stelle schiebt und dieses privatrechtlich sicher stellen möchte! Genug: die Durchbrechung des Monopols war legalisiert und es mußte so aussehen, als bestehe das Intelligenzwesen lediglich aus der Befugnis des Militärwaisenhauses, das Inserieren in fremden Blättern zu verbieten oder sich seine Erlaubnis abkaufen zu lassen. Der preußische Staat selber benahm sich denn auch diesem vermeintlichen Mißstand gegenüber, als ob er ihn anerkenne und für beseitigenswert erachte: eine Kabinettsordre vom 7. Oktober 1838 hebt zunächst das für die Provinz Schlesien in Breslau erscheinende Intelligenzblatt auf, und bereits im Jahre 1845 erklärt sich die Regierung bereit, das staatliche Intelligenzwesen ganz zu beseitigen. Die radikale Ausführung dieses Entschlusses — ohne jede Ablösung des Regals durch die privaten Interessenten — haben wir in dem oben erwähnten Gesetz vom 21. Dezember 1849.

* * *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seit dem Reskript vom 19. März 1792 hatte die Einrückungsgebühr für alle in Preußen erscheinenden Intelligenzblätter zwei Silbergroschen pro Zeile betragen; der Bezugspreis war zum letztenmal 1834 ebenfalls einheitlich auf jährlich zwei Taler festgesetzt worden. Das staatliche Einkommen aus den Intelligenzblättern hatte betragen (vgl. die stenographischen Berichte der ersten Kammer 1849, Bd. 3, Seite 1486 u. f.):

| | | | |
|---|---|---|---|
| in den Jahren | 1824—1848 | durchschnittl. jährlich | 31 923 Taler |
| „ „ | 1838—1848 | „ „ | 34 099 „ |
| „ „ | 1844—1848 | „ „ | 41 890 „ |
| | im Jahr 1848 | | 56 954 „ |

Es mag der Phantasie des Lesers überlassen bleiben, sich die durch das Gesetz von 1849 abgeschnittene Fortsetzung der Kurve auszudenken. Schmölder, den wir schon erwähnt haben, zieht in seiner 1879 herausgegebenen Arbeit (Das Inseratenwesen ein Staatsinstitut, Leipzig und Köln) als Vergleichsbeispiel den Dresdner Anzeiger heran, der von der Stadt Dresden herausgegeben wurde und in gleicher Weise wie die preußischen Intelligenzblätter ausschließlich dem Inseratenwesen diente. Dieser Dresdner Anzeiger brachte folgende Reinerträge ein:

| | | |
|---|---|---|
| | im Jahr 1857: | 18 654 Taler |
| in den Jahren 1857—1861 | durchschnittlich jährlich | 30 000 „ |
| | im Jahr 1872: | 40 749 „ |

Also im Jahr 1872 schon beinahe ebensoviel als die ganzen preußischen Staatsblätter im Durchschnitt der Jahre 1844—1848 zusammen.

Der Dresdner Anzeiger erscheint übrigens heute noch in Selbstverwaltung der Stadt Dresden als politische Tageszeitung, etwa den ebenfalls wesentlich der Inserate wegen bestehenden privaten „Generalanzeigern" vergleichbar. Bei einem Bezugspreis von jährlich 14,40 Mk. und einem Inseratenpreis von 30 Pfg. für die Zeile hat er in der letzten Zeit jährlich zwischen zwei- und dreihunderttausend Mark Reingewinn abgeworfen. Seine Auflage betrug 1914 45 000 Exemplare.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Die Adria als Seekriegstheater

Von Walter Achilles Korn

Nimmt man die Karte des Adriatischen Meeres zur Hand, so ergibt sich rasch, daß dieses langgestreckte, abgeschlossene Binnenmeer, zwischen zwei Halbinseln von ungleicher Beschaffenheit liegend, über 800 Kilometer lang und nur an der Stelle des größten Querdurchschnittes über 200 Kilometer breit ist; es erstreckt sich von der Meerenge von Otranto, die eine deutliche Einfahrt von lediglich 42 Kilometern bildet, als eine große Bucht gegen Nordwesten. Die schmale Apenninenhalbinsel wendet ihm im Westen gewissermaßen den Rücken zu.

Die beiden Küsten sind vollkommen verschieden. Während im Osten die reichgegliederte, durch viele vorgelagerte Inseln vortrefflich geschützte österreichische Küste Dalmatiens liegt, befindet sich im Westen die nahezu hafen- und buchtenlose italienische Küste. Kein anderer kriegstüchtiger Flottenstützpunkt als der von Venedig ist vorhanden. Dieser Golf steht aber infolge seiner vielen Untiefen für moderne Flottenzwecke nicht recht auf der Höhe. Immerhin ist Venedig nach der Seeseite stark befestigt; es besitzt weiterhin ein Arsenal. Die frühere „Königin des Meeres" kommt jetzt namentlich als Stützpunkt für Unterseeund Torpedoboote sowie für die Luftflotte in Betracht.

Bei Chioggia verlieren die Lagunen Venedigs sich in das Po-Deltagebiet, das sich bis Ravenna ausdehnt, wo im Altertum Classis, der berühmte Kriegshafen der römischen Cäsaren, lag. Allein das Delta des Po ist wegen seiner starken Geröllablagerungen für die Schiffahrt insonderheit hinderlich, und den Hafen von Ravenna hat man in unglaublicher Weise versanden lassen.

Einförmig läuft dann die Küste in südöstlicher Richtung weiter. Obwohl Ancona als Handelshafen eine gewisse Bedeutung besitzt, so kann man es, wie die Dinge liegen, als Flottenstützpunkt doch nicht ernstlich in Rechnung stellen. Es vermag allerhöchstens als Torpedostation zu dienen. Erst weiter nach Süden kommt durch das Vorgebirge Garignano eine gewisse Abwechselung in die einförmige Küste; allein seine steilen Wände sowie die beiden vorgelagerten Strandseen, die vom Meere nicht zugänglich sind, müssen für die Küstenverteidigung als unvorteilhaft bezeichnet werden. Auch die Häfen Bari, Barletta und Trani bieten kaum einen Vorteil. Dies gilt für Brindisi und Otranto ebenfalls. Dagegen ist das jenseits des sogenannten Absatzes von Apulien am Jonischen Meere gelegene Taranto als großer Kriegshafen zu betrachten. Dort wartet ja auch jetzt die italienische Flotte der Dinge, die da kommen sollen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht vergessen werden darf bei alledem, daß die italienische Kriegsflotte neuerdings einen bedeutungsvollen Stützpunkt an der Ostküste der Adria durch die Besetzung von Valona erhalten hat. Freilich, so vorzüglich sich auch die Bucht von Valona mit dem Inselvorwerk Sasseno zum Flottenstützpunkt eignet, so ist dieser Naturhafen einstweilen als Kriegshafen nicht einzusetzen; denn es fehlen ihm die erforderlichen Befestigungen. Was in dieser Hinsicht angelegt ward, ist für die Katz. Immerhin bedeutet Valona für den Seekrieg in der Adria ein italienisches Aktivum.

Was Italien fehlt, ist auf österreichisch-ungarischer Seite reichlich vorhanden. Eine Bucht schließt sich an die andere. Das geht so von Triest bis Cattaro hinab. Dieser Stützpunkt erschwert jede Operation des Feindes von der albanischen Küste. Auch Lussin piccolo und Sebenico sind nicht ohne Bedeutung. Die bergige Halbinsel Istrien springt gewissermaßen wie eine kolossale Naturfestung vor, von wo aus der erstklassige Kriegshafen Pola das Kriegstheater weithin beherrscht. Ueberdies erscheinen für die Seekriegführung jene dalmatinischen Inseln von großem Wert, die der Küste vorgelagert sind. Außerdem bilden die zwischen den Inseln und dem Festlande liegenden Kanäle vortreffliche Hinterhalte. Sie ermöglichen einmal einen überraschenden Ausfall gegen die italienische Küste sowie gegen jedweden Feind an sich, zum andern vermögen sie ganze Geschwader der Sicht des Gegners zu entziehen. Vornehmlich für die Unternehmungen der österreichischen Unterseeboote dürften diese Inseln eine gewichtige Rolle spielen. Sie stellen Schlupfwinkel dar, wie man sich diese gar nicht besser denken kann. Kurzum, die strategischen und taktischen Verhältnisse in der Adria liegen für Oesterreich-Ungarn weitaus günstiger als für Italien.

Einen strategischen Mangel weist aber die österreichische Küste seltsamer Weise dennoch auf: sie besitzt keine Küstenbahn, durch die Truppen mit Schnelligkeit von einem Punkte nach einer anderen Stelle geworfen werden könnten, die bedroht erscheint. Allerdings vermag man von der Bucht des Quarnero (bei Pola) bis zur Grenze Montenegros Truppen zu Schiff in den Kanälen zwischen den Inseln und dem Festlande derart zu transportieren, daß sie von einer feindlichen Hochseeflotte weder gesichtet noch beschossen werden können; allein die Eisenbahnbeförderung wäre aus naheliegenden Gründen dem Schiffstransport vorzuziehen.

Nur in der Adria kann Oesterreich-Ungarns Seegeltung sich entwickeln. Italien hat ja noch andere Zugänge zum Weltverkehr. Mit der Herrschaft über die Straße von Otranto würde aber seine Macht stark wachsen; daß Oesterreich-Ungarn sich diesem gewaltigen Ausdehnungsdrang hier entgegenwirft, ist ein Lebensinteresse der Nation.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Tartarinaden

Von Hermann Fernau

s geht den Franzosen in diesem Krieg wie ihrem Romanhelden Tartarin, der mit seinen Landsleuten auszog, um eine großartige Kolonie zu gründen, schließlich aber, nachdem er erfahren mußte, daß jene Kolonie schon längst englischer Besitz sei, als Gefangener auf einem englischen Schiff wieder heimgebracht wurde.

Die zu gründende Kolonie ist die Inbesitznahme des deutschen Welthandels. Tartarin und seine Jünger haben ihren Landsleuten in beredten Worten klargemacht, daß der Weltkrieg eine nie wiederkehrende Gelegenheit biete, neben dem militärischen Sieg auch den viel wichtigeren wirtschaftlichen Sieg über den gefährlichen Nachbarn und Konkurrenten zu verwirklichen. Ist Deutschland nicht von der englischen Flotte blockiert und durch den Krieg der völligen Erschöpfung nahe gebracht? Daß Frankreich sich mit seinem Moratorium selbst blockiert und insonderheit für kaufmännische Eroberungen lahm gelegt hatte, das übersahen sie. Die „Eroberung der deutschen Absatzmärkte" wurde zum geflügelten Wort und die „Erneuerer Frankreichs" begannen diese Eroberung damit, daß sie die erreichbaren deutschen Unternehmen unter Zwangsverwaltung stellten und ein allgemeines Handelsverbot mit allen deutschen und österreichisch-ungarischen Staatsangehörigen schufen. Dieses Handelsverbot wurde in der Ministerverfügung vom 27. September 1914 festgelegt und äußerst strenge gehandhabt. Wehe dem französischen Exporteur, der einem feindlichen Staatsangehörigen, er wohne in der Schweiz oder in Kalifornien, noch Waren lieferte; überall lauerten unbarmherzige Konkurrenten, die ihn denunzierten. Und er mochte noch so laut beteuern, daß er ja nicht gewußt habe, X. oder Y., mit denen er seit Jahren Geschäfte mache, seien Deutsche; die patriotische Nemesis war unerbittlich. Seit Kriegsausbruch ist es die Pflicht

Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

jedes guten Franzosen, über die Nationalität seiner Kunden Bescheid zu wissen und alles Deutsche rücksichtslos zu boykottieren.

Die Engländer sahen dem allem schmunzelnd zu. Auch sie hatten ein Moratorium dekretiert, waren aber fähig, es nach einigen Monaten wieder aufzuheben. Auch sie untersagten den Handel mit feindlichen Staatsangehörigen, aber nur mit solchen, die im feindlichen Lande selbst seßhaft sind. Sie erlaubten nicht nur den Handel mit Deutschen außerhalb Europas, sondern selbst noch mit deutschen Filialen auf britischem Boden. Für sie war der Patriotismus kein alberner Verfolgungswahn und business blieb im Krieg erst recht business.

Die Franzosen bemerkten das bald mit unwilligem Erstaunen. „Aber ihr macht ja mitten im Kriege Geschäfte mit den Deutschen!" schrien sie ihren Freunden jenseits des Kanals zu. „Und wenn schon", erwiderten diese kaltblütig, „ist deutsches Geld etwa schlechter als anderes? Wird unsere militärische Lage in Europa etwa schlechter, wenn wir den Deutschen in New-York, Sydney oder Shantung Waren verkaufen oder abkaufen?"

Den Franzosen begann ein Licht über die Nichtigkeit aller absoluten Prinzipien aufzugehen. Sie beschwerten sich bei ihrer Regierung, daß jenes Dekret vom 27. September die Eroberung der deutschen Absatzmärkte nicht eben fördere, sintemalen die deutschen Absatzmärkte zumeist von Deutschen bewohnt und bearbeitet werden, mit denen die Engländer ruhig Handel trieben, während sie selbst das Zusehen und Nachsehen hätten. Kammer und Senat wurden in Bewegung gesetzt und berieten über eine Milderung jenes Dekrets. Aber konnte man zugeben, daß man lächerlich gewesen war? Konnte man die Deutschen plötzlich wieder als vollwertig behandeln, nachdem man sie unterschiedslos in Acht und Bann getan und die laute Forderung erhoben hatte, daß kein guter Franzose jemals wieder mit einem Deutschen in Verkehr treten dürfe?

So entstand nach endlosen Beratungen am 29. Juli ein neues Gesetz, mit dem die armen französischen Exporteure aber vom

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Regen in die Traufe gekommen sind. Denn dieses Gesetz erlaubt jetzt zwar wieder den Handel mit Deutschen (freilich nur in außereuropäischen Ländern) aber nur, wenn 1. französische Waren verkauft werden und 2. wenn es erwiesen ist, daß die Waren an Leute gehen, die kein Haupt- oder Nebenetablissement in Deutschland oder Oesterreich-Ungarn haben (n'ayant pas d'établissement principal ou accessoire dans les empires d'Allemagne ou d'Autriche-Hongrie).

Sogar der „Temps", das führende Organ der Tartarinleute, findet dieses neue Gesetz absurd. Wie in der Tat soll der französische Exporteur kontrollieren, ob sein Kunde nun just zu denen gehört, n'ayant pas d'établissement usw. Und der „Temps" fordert, man solle mit allen Verbündeten einheitliche, internationale Bestimmungen über die Behandlung der deutschen Geschäftshäuser im Auslande treffen. Seine Artikel über diesen Gegenstand verraten ebensoviel Furcht vor der englischen Konkurrenz wie Unmut vor der Tatsache der deutschen Handelsuniversalität. Die Herren, die die Freiheit der Meere besitzen, hatten sich nie träumen lassen, daß der deutsche Welthandel sogar in Kriegszeiten fähig sein werde, ihnen solche Probleme zur Lösung vorzulegen.

Es ist belustigend und beruhigend zugleich, zuzusehen, wie die Franzosen den deutschen Welthandel mit absoluten, unversöhnlichen Dekreten zu töten gedachten und wie sie jetzt, wo sie merken, daß sie dabei selbst die Dummen spielen, ihren Deutschenhaß mildern möchten, ohne anzugeben, daß er von Grund aus albern ist. Mit ihrem chauvinistischen Eifer sind sie die Gefangenen der Engländer geworden, die ihnen wie in jenem Daudet'schen Roman lachend zu verstehen geben, daß die angeblich französische Kolonie längst von ihnen beschlagnahmt worden sei.

Da hatten die Tartarinleute marktschreierisch verkündet, man werde den deutschen Welthandel noch während des Krieges vernichten. Und jetzt nach einem Jahr müssen sie nicht nur zugeben, daß der deutsche Kaufmann noch existiert, sondern auch, daß er so sehr existiert, daß man gern wieder Geschäfte mit ihm machen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

möchte, wofern das leidige Moratorium und der leidige englische Freund das nur zulassen wollten.

Was aber die Engländer anbetrifft, so mißfällt es uns nicht, daß sie die Eroberung der deutschen Absatzgebiete nicht nur gegen die Deutschen organisiert haben, sondern auch gegen ihre Freunde, die es freilich zu spät bemerkt haben. Und über den Wert dieser „Eroberung" selbst wird beiden erst im Lichte des kommenden Friedens ein Seifensieder aufgehen.

## „Verbürgerlichen" der Diplomatie

Kürzlich hat Herr W. Eisenhart in der „Kreuzzeitung" eine kleine Abhandlung über die „Kunst" der Diplomatie betreffende Fragen veröffentlicht. Er hat darin u. a. ausgeführt, daß dies Feld der geistigen Tätigkeit deshalb vornehmlich dem Adel vorbehalten bleiben müsse, weil man „auf den Höhen des Lebens" geboren sein müsse, um den Ueberblick über die großen Geschehnisse im Leben der Völker haben zu können. Deshalb sei die Verbürgerlichung dieses Berufes im allgemeinen nicht angängig, da ein Durchkämpfen aus beengten armen Verhältnissen jene innere Freiheit nicht aufkommen lasse; jedenfalls sei dies nur in Ausnahmefällen, dem „Talente", möglich. Es tritt uns hier eine Anschauung entgegen, die Herr Eisenhart mit sehr vielen Angehörigen des Adels teilt. Hierzu ist zunächst zu bemerken, daß die weitaus größte Anzahl unserer adeligen Diplomaten dem niederen Adel — hier sind natürlich die mit ganz wenigen Ausnahmen dem niederen Adel angehörigen deutschen Grafen und Freiherrn eingerechnet — zuzuzählen sind, und zu einem sehr großen Teil aus wenig vermögenden oder infolge Versippung mit reichen bürgerlichen Familien tatsächlich von halbbürgerlicher Herkunft sind. Gerade unsere größten Staatsmänner des 19. Jahrhunderts wurden wahrhaftig nicht auf den Höhen des Lebens geboren, sofern nicht das Adelsprädikat als solches diese bezeichnen soll, sondern haben recht energisch mit beschränkten Verhältnissen gekämpft. Der Freiherr vom Stein war gewiß kein reicher Mann und kam erst recht langsam auf die Höhen des Lebens und der Herr von Bismarck stammte aus wenig bemittelter Familie, Herr von Bülow erhielt erst fürstlichen Reichtum durch das Millionenerbe der bürgerlichen Reederfamilie Godefroy, anderseits ist die bürgerliche Nüance in Bismarck von der Mutter her und auch in den Nachkommen der bürgerlichen Bankierfamilie Bethmann nicht zu verkennen. Allerdings tritt in allen irgendwie „bürgerlichen" Fällen für Herrn Eisenhart das Talent ein, besonders wirkungsvoll, wenn der, nach Eisenharts Annahme, im Gegensatz zum Adel, im Bürgerstande seltene (!) goldene Hintergrund fehlt. Meiner Ansicht nach muß man gerade in dieser Gegenwart gegen Auffassungen, wie sie Herr Eisenhart vertritt, auf das schärfste Front machen, denn ehe diese „Standesansichten" in unserem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vaterlande gründlich beseitigt werden, erheben wir uns nicht zu dem Herrenvolk, das zu sein wir berechtigt sind. Jetzt ist die Zeit heraufgekommen, in der wir jene „Bedientenseele", von der ein Bismarck sprach, und welche die vielen kleinen Serenissimi in Deutschland des 18. Jahrhunderts hatten erstehen lassen, endlich ganz und gar wieder austilgen können. Was heißt denn „auf den Höhen des Lebens geboren sein?" Durch die Geburt Zugehörigkeit zu einer Familie besitzen, welche durch Stellung im Lande und durch persönlichen Reichtum völlig unabhängig mit den anderen in den Staaten des In- und Auslandes maßgebenden Familien in enger wie dauernder Berührung stehen. Welche Adelsfamilie, die Deutschland im 19. Jahrhundert große Diplomaten gestellt hat, darf sich dieser Stellung rühmen? Stein, Bismarck, Bülow standen diesen Höhen durchaus ferne (trotz des Reichsfreiherrn auch Stein, denn ein Reichsfreiherr saß auf einer gar niederen Bank im alten Kaiserreich), sowohl durch Geburt wie Lebenshaltung. Sie sind trotzdem unsere bedeutendsten Staatsmänner mit internationalen Beziehungen geworden. Gewisse Grundgedanken des Eisenhart'schen Aufsatzes waren berechtigt, als die Kabinetts- und Dienerpolitik der Herren Metternich-Talleyrand in Blüte stand. Heute darf der Staatslenker aber nicht nur mit den Verhandlungen von Kabinett zu Kabinett rechnen, sondern, und fast noch mehr, mit den Volksströmungen. Wieviele Verträge jeder Spielart sind nicht bis zu der Potsdamer Zusammenkunft von Deutschland abgeredet worden und wieviele „Begegnungen" maßgebender Persönlichkeiten haben nicht stattgefunden — und wie sind sie gehalten und was haben sie gebracht? Man blicke ringsum! — Und wer gab und wer gibt den Ausschlag in Ländern wie Italien, Rumänien, Bulgarien, Amerika, ja auch Frankreich, Rußland und England, wo noch die „Staatsgewalt" sicher begründet ist — sie alle werden von der Stimmung der Volksmassen bezw. deren agitatorischen Führern beherrscht. Diese aber mittels der „Kunst" diplomatischer Verhandlungen lenken zu können, bedarf es weder eines Adelsprädikates, noch des Geborenseins auf den Höhen des Lebens, sondern dazu braucht man ein von der Höhe des Lebens nicht voreingenommenes Urteil über die Völker und deren Sollen wie Wollen, und ferner nicht zum mindesten vielgestaltete und tief eindringende positive Kenntnisse, die weder bei dem so stark betonten Repräsentieren im Salon erworben noch durch kluge (bürgerliche) Räte übermittelt werden können! — Im übrigen darf erwähnt werden, daß der amtliche Leiter unseres Reichskanzleramtes aus jungem Geldadel stammt und seine „rechte Hand" ein Mann aus dem Bürgerstande ist.

Derartige Aufsätze, wie der des Herrn Eisenhart, sollten meinem Gefühle nach in dieser Zeit überhaupt nicht erscheinen. Sie haben als breiten Hintergrund, leider, die an sich törichte Vorstellung von einer vorberechtigten Stellung des Adels. Heute doppelt unsinnig, denn ohne der überragenden geistigen Arbeit der bürgerlich geborenen Männer wäre dieser Existenzkampf unseres Volkes längst zu unseren Ungunsten beendigt; ganz abgesehen davon, daß auch unter den maßgebendsten Heer- und Flottenführern die bürgerlich geborenen Männer neben den aus älterem Adel stammenden (wie Hindenburg, (von) Kluck, (von) Mackensen, (von) Tirpitz) gewiß eine voll ebenbürtige Stellung einnehmen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir müssen unbedingt ein einig Volk werden, in dem eine andere Namensform und vorgetäuschter sozialer Stand keinerlei Gewicht haben dürfen, denn bei der allen Deutschen ermöglichten geistigen Ausbildung gibt die Zugehörigkeit zu einer adeligen Familie keinerlei Berechtigung für eine bevorzugte Stellung. Andererseits ist der besitzende Adel in einem solch ausgeprägten Maße mit den bürgerlichen Berufen des Geschäftsmannes — der „Fürstenkonzern" ist bekanntlich keine Ausnahme, sondern grundsätzlich gesprochen, die Regel — in so enge und dauernde Beziehung getreten, daß von irgend einem besonderen Anrecht des Adels auf irgend eine exklusive Position gar nicht gesprochen werden darf, wenn man nicht den Tatsachen ins Gesicht schlagen will. Wenn trotzdem die Mitglieder des Adels derartige Forderungen nicht aufgeben zu können glauben, dann müssen sie ehrenhalber auch jede Folgerung ziehen, und sich nicht selbst weder durch Heirat noch durch geschäftliche Unternehmungen mit Bürgerlichen (natürlich auch mit neu in den Adel „Erhobenen") von den Höhen des Lebens verdrängen, sondern sich einzig auf die eigene Kraft verlassen. Dann wird zu erkennen sein, welche Leistungen auf den Höhen des Lebens geboten werden können. Bisher hat der Adel immer neue psychische und materielle Kraft aus dem Bürgertum gesogen, während dieses noch niemals des Adels zu seiner Entwicklung bedurfte. Allgemein gesprochen, stehe ich dem Adel etwa wie H. W. Riehl gegenüber.

Möchte doch endlich die Stunde heraufkommen, sage ich noch einmal, in der wir Deutsche lernen, was der Engländer — auf den ich absichtlich hindeute — letzten Endes tatsächlich erfaßt hat: In jedem Manne in erster Linie das zu schätzen, was er leistet bezw. was er sich bieten läßt. Hier heißt es: Kein fest im Deutschtum wurzelnder Deutscher darf um irgend einer Aeußerlichkeit halber als minder befähigt wie berechtigt gelten, sobald es sich um den Dienst für König und Vaterland handelt.

Berthold Haendcke

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1913 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Zeichnet die dritte Kriegsanleihe!

Abermals ergeht an das gesamte deutsche Volk die Aufforderung:

Schafft die Mittel herbei, deren das Vaterland zur weiteren Kriegführung notwendig bedarf!

Seit mehr als Jahresfrist steht Deutschland einer Welt von Feinden gegenüber, die ihm an Zahl weit überlegen sind und sich seine Vernichtung zum Ziel gesetzt haben. Gewaltige Waffentaten unseres Heeres und unserer Flotte, großartige wirtschaftliche Leistungen kennzeichnen das abgelaufene Kriegsjahr und geben Gewähr für einen günstigen Ausgang des Weltkriegs, den in Deutschland niemand gewünscht hat, auf dessen Entfesselung aber die Politik unserer heutigen Gegner seit Jahren zielbewußt hingearbeitet hat. Aber noch noch liegt Schweres vor uns, noch gilt es, alles einzusetzen, weil alles auf dem Spiele steht. Täglich und stündlich wagen unsere Brüder und Söhne draußen im Felde ihr Leben im Kampfe für das Vaterland. Jetzt sollen die Daheimgebliebenen neue Geldmittel herbeischaffen, damit unsere Helden draußen mit den zum Leben und Kämpfen notwendigen Dingen ausgestattet werden können. Ehrensache ist es für jeden, dem Vaterlande in dieser großen, über die Zukunft des deutschen Volkes entscheidenden Zeit mit allen Kräften zu dienen und zu helfen. Und wer dem Rufe Folge leistet und die Kriegsanleihe zeichnet, bringt nicht einmal ein Opfer, sondern wahrt zugleich sein eigenes Interesse, indem er Wertpapiere von hervorragender Sicherheit und glänzender Verzinsung erwirbt.

Darum zeichnet die Kriegsanleihe! Zeichnet selbst und helft die Gleichgültigen aufrütteln! Auf jede, auch die kleinste Zeichnung kommt es an. Jeder muß nach seinem besten Können und Vermögen dazu beitragen, daß das große Werk gelingt. Von den beiden ersten Kriegsanleihen hat man mit Recht gesagt, daß sie gewonnene Schlachten bedeuten. Auch das Ergebnis der laut heutiger Bekanntmachung des Reichsbank-Direktoriums zur Zeichnung aufgelegten dritten Kriegsanleihe muß sich wieder zu einem großen entscheidenden Siege gestalten!

---

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Ueber den engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß Deutschlands und Oesterreich-Ungarns

Von Lujo Brentano

(Schluß)

## III.

Es ist klar, daß die österreichisch-ungarische Monarchie bei einer so gedachten wirtschaftlichen Annäherung an Deutschland von diesem zwar sehr viel empfangen, aber recht wenig geben würde. Die für Deutschland zu erwartenden Gegenleistungen würden also ausschließlich auf politischem Gebiete zu suchen sein. Und wer wollte bestreiten, daß selbst so große wirtschaftliche Opfer, wie sie hier Deutschland zugemutet werden, im Interesse Deutschlands gelegen sein könnten! Die vorgeführte Geschichte des deutschen Zollvereins hat gezeigt, daß ein wirtschaftlicher Zusammenschluß von Staaten, wenn er wirklich zu deren politischen Einigung führt, die wirtschaftlichen Opfer, die er erheischt, reichlich zu ersetzen vermag. Aber würden die erwarteten politischen Vorteile auch in Wirklichkeit eintreten?

An irgendwelche Preisgabe politischer Selbständigkeit seitens der österreichisch-ungarischen Monarchie kann wohl nicht gedacht werden. Es kann sich nur darum handeln, ob das Deutsche Reich durch einen engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß mit Oesterreich-Ungarn bei Wiederkehr eines Kriegs wie des gegenwärtigen größere Sicherheit haben würde als heute. Gewiß, es würde die Sicherheit haben, daß das heute bestehende Bündnis auch für die Zukunft Bestand haben wird. Da es aber angesichts des großen Bruchteils der Bevölkerung Oesterreichs, welchen die Deutschen ausmachen, den Selbstmord der österreichisch-ungarischen Monarchie bedeuten würde, wollte sich auch Oesterreich-Ungarn einmal der Zahl unserer Feinde anschließen, lasse ich diese Sicherheit bei Abwägung der uns aus einer Zollannäherung erwachsenden Vorteile ganz außer Betracht. Für mich steht die Frage lediglich so: Würde der geplante wirtschaftliche Zusammenschluß das Deutsche Reich in Stand setzen, einen Krieg gegen die Mächte, die uns heute bedrohen, falls er wiederkäme, besser zu bestehen?

Das hängt in erster Linie davon ab, ob es durch verschärfte wirtschaftliche Absonderung gegenüber anderen Ländern und engeren wirtschaftlichen Zu-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sammenschluß mit Oesterreich-Ungarn in der Beschaffung aller Güter, die es zu seiner Existenz braucht, besser als ohne dies gestellt würde. Der gegenwärtige Krieg hat gegenüber dem seit Ende der siebziger Jahre einseitig gepflegten Produzenteninteresse die Binsenwahrheit wieder in den Vordergrund gedrängt, daß Ausgangs- und Zielpunkt aller Wirtschaft die Befriedigung der Bedürfnisse ist. Die Aushungerungspläne der Engländer haben die alles überschattende Bedeutung des Konsumenteninteresses wieder allen zu Gemüte geführt.

Nun zeigt die hier beigefügte Tabelle, daß, trotz aller Bemühungen der letzten Dezennien, die deutsche Volkswirtschaft zu einer sich selbst genügenden zu machen, die deutsche Produktion in immer geringerem Maße dem heimischen Bedarfe genügt hat. Das gilt nicht bloß für die Versorgung des deutschen Volkes mit Lebensmitteln aller Art, sondern nicht weniger für seine Versorgung mit den Rohstoffen der Fabrikate, wie sie zur Kriegsführung nötig sind. Wer sich davon überzeugen will, braucht bloß die Stoffe, welche dermals der Beschlagnahme durch die Militärbehörde unterliegen, mit den in der Tabelle verzeichneten Waren zu vergleichen. Wir wären nach wie vor darauf angewiesen, sie aus anderen Ländern zu beziehen. Ebensowenig aber würde uns, selbst wenn wir von der geplanten Zwischenzollinie absehen, der Absatz nach Oesterreich-Ungarn für das entschädigen, was uns durch die verschärfte Absonderung gegenüber anderen Ländern an Absatz unserer Waren in diese verloren ginge. Beträgt doch unsere Ausfuhr nach der österreichisch-ungarischen Monarchie nur etwa ein Zehntel unserer gesamten Ausfuhr ins Ausland, und die Aufnahmefähigkeit des österreichisch-ungarischen Markts für die Produkte, die wir in andere Länder ausführen, ist angesichts der Bedürfnislosigkeit der Bewohner eines großen Teils der österreichisch-ungarischen Monarchie sehr beschränkt. Wir würden also durch den engeren Zusammenschluß mit Oesterreich-Ungarn auch nicht in Stand gesetzt werden, durch ausreichende Steigerung unseres Absatzes dorthin die Mittel zu erlangen, um auf dem Wege des sogenannten dreieckigen Verkehrs von den anderen Ländern die Dinge, die wir, wie gezeigt, von ihnen benötigen, zu beziehen.

In zweiter Linie wird die Frage nach der Bedeutung eines engeren wirtschaftlichen Zusammenschlusses des Deutschen Reichs und Oesterreich-Ungarns für die Wehrfähigkeit des ersteren dadurch bedingt, ob es uns bei solchem Zusammenschluß möglich sein wird, das bisherige Wachstum der deutschen Bevölkerung zu sichern. Davon aber ist die Größe des Heeres abhängig, das wir in einem zukünftigen Kriege dem Feinde entgegenzustellen vermögen. Im Anfang des 19. Jahrhunderts war Deutschland noch überwiegend Agrarland; man berechnet die Bevölkerung des heutigen deutschen Reichsgebiets auf 24 833 000 Seelen i. J. 1816; davon haben etwa 18,6 Millionen von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es betrug in vierjährigen Durchschnittsziffern der

| Import von Produkten der | 1897/1900 | 1901/04 | 1905/08 | 1909/12 | Mill. kg<br>Mill. ℳ |
|---|---|---|---|---|---|
| I. Viehzucht, Fischerei, Industrie der Nahrungsmittel tierischen Ursprungs: | | | | | |
| Vieh und andere lebende Tiere | *181,9* | *233,1* | *255,0* | *246,7* | *Mill. ℳ* |
| Rohe und einfach zubereitete Nahrungsmittel . . . . | 192,4 | 199,2 | 238,9 | 272,7 | Mill. kg |
| | *152,8* | *166,5* | *202,1* | *260,4* | *Mill. ℳ* |
| Fische und Seetiere . . . . | 239,0 | 303,6 | 331,5 | 366,2 | Mill. kg |
| | *76,3* | *88,1* | *99,1* | *116,3* | *Mill. ℳ* |
| Fabrikate von Nahrungsmitteln tierischen Ursprungs . | 159,7 | 158,2 | 203,5 | 188,7 | Mill. kg |
| | *126,8* | *174,3* | *239,8* | *275,0* | *Mill. ℳ* |
| II. Landwirtschaft, Gärtnerei, Fabrikation der mehligen Nahrungsstoffe: | | | | | |
| Getreide und andere rohe, mehlige Nahrungsstoffe . . | 5716,3 | 6045,3 | 6864,9 | 8287,0 | Mill. kg |
| | *634,6* | *696,4* | *882,3* | *1134,5* | *Mill. ℳ* |
| Obst, Früchte, Gemüse, frisch und getrocknet . . . . | 571,7 | 679,8 | 795,3 | 1026,8 | Mill. kg |
| | *128,9* | *143,6* | *168,7* | *210,2* | *Mill. ℳ* |
| Sämereien u. Gewächse für Aussaat, Futter, Gärtnerei ꝛc. | 189,8 | 241,6 | 256,1 | 365,4 | Mill. kg |
| | *59,0* | *74,6* | *80,6* | *118,9* | *Mill. ℳ* |
| II. Genußmittelindustrie: | | | | | |
| Weine . . . . . | 74,2 | 75,3 | 119,5 | 170,6 | Mill. kg |
| | *44,5* | *41,4* | *54,4* | *73,5* | *Mill. ℳ* |
| Tabak (Rohstoffe) . . . . | 59,4 | 62,3 | 71,7 | 74,7 | Mill. kg |
| | *94,3* | *97,3* | *121,0* | *122,3* | *Mill. ℳ* |
| Tabakfabrikate . . . . . | 2,0 | 2,5 | 2,9 | 3,0 | Mill. kg |
| | *5,2* | *18,3* | *22,2* | *16,0* | *Mill. ℳ* |
| Kaffee, Kaffeesurrogate, Kakao, Tee (Rohstoffe) . . . . | 184,0 | 214,7 | 243,6 | 264,4 | Mill. kg |
| | *175,8* | *184,0* | *221,1* | *282,4* | *Mill. ℳ* |



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es betrug in vierjährigen Durchschnittsziffern der

| Import von Produkten | 1897/1900 | 1901/04 | 1905/08 | 1909/12 | Mill. kg<br>*Mill. ℳ* |
|---|---|---|---|---|---|
| IV. Abfälle, natürliche Düngungsmittel und verschiedene tierische Produkte . | 1714,5 | 2157,5 | 2887,3 | 3416,7 | Mill. kg |
| | *161,7* | *203,1* | *309,2* | *391,0* | *Mill. ℳ* |
| VI. Fette, fette Oele, Mineralöle (Rohstoffe) . . . . . | 705,5 | 885,5 | 1102,2 | 1526,6 | Mill. kg |
| | *164,9* | *212,2* | *272,6* | *458,5* | *Mill. ℳ* |
| Fette, fette Oele, Mineralöle (Fabrikate) . . . . . | 1164,5 | 1289,2 | 1391,8 | 1362,2 | Mill. kg |
| | *128,5* | *152,5* | *173,1* | *209,3* | *Mill. ℳ* |
| VII. Chemische Industrie, Pharmazie: | | | | | |
| Rohstoffe der chemischen Industrie . . . . . | 880,2 | 1089,7 | 1689,3 | 2210,8 | Mill. kg |
| | *97,0* | *123,6* | *175,0* | *194,1* | *Mill. ℳ* |
| Drogen zum Heilgebrauch und Parfümerien . . . . . | 16,1 | 19,0 | 24,4 | 27,1 | Mill. kg |
| | *18,9* | *22,6* | *29,7* | *29,8* | *Mill. ℳ* |
| Gär- und Klärmittel . . . | 12,1 | 10,9 | 14,4 | 18,4 | Mill. kg |
| | *2,4* | *2,4* | *3,1* | *5,6* | *Mill. ℳ* |
| Gerbstoffe . . . . . | 272,5 | 306,5 | 312,7 | 314,8 | Mill. kg |
| | *30,6* | *35,6* | *40,5* | *42,3* | *Mill. ℳ* |
| Gesamtrohstoffe der chemischen Industrie . . . . . | 1460,5 | 1420,5 | 2305,5 | 2842,7 | Mill. kg |
| | *194,5* | *231,4* | *309,1* | *339,0* | *Mill. ℳ* |
| IX. Metallindustrie: | | | | | |
| Erze . . . . . | 4693,4 | 5924,9 | 8542,3 | 11519,6 | Mill. kg |
| | *111,6* | *130,2* | *233,3* | *295,8* | *Mill. ℳ* |
| Rohe, unedle Metalle . . . | 772,2 | 460,3 | 719,7 | 766,0 | Mill. kg |
| | *202,9* | *192,3* | *358,4* | *438,9* | *Mill. ℳ* |
| davon Kupfer roh . . . | 73,6 | 82,0 | 114,1* | 182,1 | Mill. kg |
| | *94,6* | *101,5* | *189,7** | *237,5* | *Mill. ℳ* |

*) Nur zweijähriger Durchschnitt von 1905 und 1906.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es betrug in vierjährigen Durchschnittsziffern der

| Import von Produkten der | 1897/1900 | 1901/04 | 1905/08 | 1909/12 | Mill. kg<br>*Mill. ℳ* |
|---|---|---|---|---|---|
| X. Holz-, Schnitz-, Flechtindustrie: | | | | | |
| Bau- und Nutzholz | 2464,7 | 2381,5 | 3385,7 | 3543,1 | Mill. kg |
| | *270,6* | *65,1* | *107,9* | *122,4* | *Mill. ℳ* |
| Schnitz- u. Flechtstoffe, Borsten | 57,7 | 59,6 | 81,2 | 99,7 | Mill. kg |
| | *67,9* | *55,5* | *65,4* | *80,1* | *Mill. ℳ* |
| Holz- und Schnitzwaren, einfach bearbeitet | 2213 | 2180 | 2738 | 2717 | Mill. kg |
| | *178,9* | *144,5* | *192,2* | *199,3* | *Mill. ℳ* |
| XII. Leder-, Wachstuch-, Rauchwarenindustrie: | | | | | |
| Rohe Häute und Felle | 121,0 | 139,5 | 179,8 | 208,6 | Mill. kg |
| | *146,6* | *201,4* | *284,7* | *363,1* | *Mill. ℳ* |
| XIII. Textil- und Filzindustrie, Kleider: | | | | | |
| Haare, Federn und sonstige Polstermaterialien | 21,0 | 22,3 | 27,3 | 28,2 | Mill. kg |
| | *33,4* | *34,4* | *45,4* | *51,9* | *Mill. ℳ* |
| Baumwolle, roh, kardätscht, Baumwollabfälle | 362,1 | 412,5 | 487,3 | 529,7 | Mill. kg |
| | *269,7* | *397,6* | *500,3* | *609,2* | *Mill. ℳ* |
| Pflanzliche Spinnstoffe außer Baumwolle | 243,5 | 268,1 | 323,0 | 314,3 | Mill. kg |
| | *100,9* | *120,6* | *160,6* | *171,4* | *Mill. ℳ* |
| Spinnstoffe tierischer Herkunft | 195,3 | 196,2 | 220,5 | 246,7 | Mill. kg |
| | *329,4* | *342,9* | *451,0* | *491,6* | *Mill. ℳ* |
| Garne und Wollen | 68,3 | 59,1 | 81,9 | 89,8 | Mill. kg |
| | *318,6* | *310,9* | *443,5* | *470,8* | *Mill. ℳ* |
| XIV. Kautschukindustrie: | | | | | |
| Kautschuk-Rohstoffe | 11,4 | 15,3 | 22,7 | 30,3 | Mill. kg |
| | *60,9* | *74,4* | *128,0* | *200,9* | *Mill. ℳ* |

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Landwirtschaft und etwa 6,2 Millionen von anderen Erwerbszweigen gelebt. In der Zeit bis zur Reichsgründung i. J. 1871 war die Bevölkerung auf nur erst 40 997 000 Seelen gestiegen. Von da an hat dann in steigendem Maße die Industrialisierung Deutschlands und die damit verbundene steigende Verflechtung der deutschen Volkswirtschaft in die Weltwirtschaft begonnen. Nach der Berufszählung von 1882 betrug die Bevölkerung des Deutschen Reichs 45 222 133 Personen, wovon noch immer 18 704 038 von der Landwirtschaft lebten. Aber es waren dies statt 75% nur mehr 41,36% der Bevölkerung; 45,53% lebten von Gewerbe und Handel. Die Berufszählung von 1895 hat ein Anwachsen der Bevölkerung auf 51 770 284 Personen, aber ein nicht bloß prozentuales, sondern ein absolutes Sinken der landwirtschaftlichen Bevölkerung gezeigt; sie war auf 17 815 187 Personen, d. h. 34,41% der Gesamtbevölkerung herabgegangen; die gewerbe- und handeltreibende Bevölkerung war auf 50,64% der Bevölkerung gestiegen. Nach der letzten Berufszählung, der von 1907, betrug die Bevölkerung 61 720 529 Personen, die von der Landwirtschaft lebende Bevölkerung aber nur 16 920 671 Personen, d. h. 27,42% der Gesamtbevölkerung, während die gewerbe- und handeltreibende Bevölkerung nunmehr 56,16% derselben ausmachte. Heute dürfte die Bevölkerung des Deutschen Reichs rund 68 Millionen ausmachen, die Berufsgliederung aber sich noch mehr zu Ungunsten der Landwirtschaft und zu Gunsten von Gewerbe und Handel verschoben haben. Gleichzeitig mit dieser fortschreitenden Industrialisierung ist Deutschland aus einem Auswanderungs- ein Einwanderungsland geworden. Noch 1881 hat die Zahl der aus Deutschland nach außereuropäischen Ländern Ausgewanderten 220 902 betragen; 1895 betrug sie nur mehr 37 498, 1912 nur mehr 18 545. Dagegen bezifferte sich die Zahl der in Deutschland wohnenden fremden Erwerbstätigen und ihrer Angehörigen auf 1 342 294 i. J. 1907.*) Während früher Hunderttausende jährlich ins Ausland wanderten, weil sie daheim keine Nahrung fanden, nimmt Deutschland heute alljährlich Hunderttausende auf, um die in seinen landwirtschaftlichen und industriellen Betrieben benötigte Arbeit zu bewältigen. Nur vermöge der wirtschaftlichen Entwicklung, welche ein Steigen unseres Außenhandels von 6,4 Milliarden Mark i. J. 1882 und von 8 Milliarden Mark i. J. 1890 auf 22,8 Milliarden Mark i. J. 1913 gebracht hat, ist dieses Wachstum der auf deutschem Boden von ihrer Arbeit Lebenden möglich gewesen. Nur sie hat es demnach auch möglich gemacht, daß Deutschland ein fünf Millionen und vielleicht mehr betragendes Heer ins Feld stelle, ohne welches es seinen von allen Seiten gegen es andrängenden Feinden preisgegeben gewesen wäre.

*) Vgl. Statistik des Deutschen Reichs. Band 211, S. 307.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Damit ist auch ein seit Jahren gepredigter Irrtum, der trotz aller Widerlegung immer wiederholt wird, hoffentlich endgültig beseitigt. Seit Jahren hat man behauptet, daß die Wehrfähigkeit des Deutschen Reichs durch dessen zunehmende Industrialisierung bedroht werde. Man pflegte das damit zu begründen, daß auf 100 Gestellungspflichtige, die aus der Landwirtschaft stammten, weit mehr Militärtaugliche als auf 100 Gestellungspflichtige aus anderen Berufen kämen. Das letztere ist richtig, wenn auch nicht in dem Maße, wie angenommen wird; denn, wie ich wiederholt dargetán habe, beruht die geringere Tauglichkeitsziffer der gewerblichen Bevölkerung zu einem großen Teile darauf, daß in den Städten, sobald die gewünschte Rekrutenzahl eingestellt war, ein weit größerer Teil der Gestellungspflichtigen wegen Ueberfülle derselben nicht genommen wurde. Es ist aber klar, daß, so lange die geringere Tauglichkeit der aus nicht landwirtschaftlichen Berufen Stammenden nicht so groß ist, daß sie nicht mehr durch die absolut sehr viel größere Zahl der Gestellungspflichtigen aufgewogen wird, das Heer bei überwiegendem industriellen Charakter des Deutschen Reichs weit größer ist, als wenn seine Bevölkerung lediglich von der Landwirtschaft lebte. Das, worauf es im Kriege ankommt, ist aber, wie uns der gegenwärtige Krieg eindringlich zeigt, nicht die Zahl der Tauglichen im Verhältnis zur Zahl der Gestellungspflichtigen, sondern die absolute Zahl der Tauglichen, die ein Volk seinen Feinden entgegenzustellen vermag. Allerdings hat noch im Januarheft 1909 der Deutschen Revue der Verfasser des Aufsatzes „Krieg in der Gegenwart", der kein Geringerer wie der verstorbene Generalstabschef Graf Schlieffen gewesen sein soll, auf S. 17 geschrieben: „Der Fabrikarbeiter, der gewohnt ist, morgens den Arbeitsplatz, abends sein Heim auf dem Rade aufzusuchen, wird schwerlich mit Waffe, Munition und Tornister beladen täglich 30 bis 40 Kilometer zurückzulegen vermögen. Landwehr und Landsturm, Territorialarmee und Reserve der Territorialarmee werden nur in sehr beschränktem und bedingtem Maße dem Volke in Waffen zugezählt werden können". Graf Schlieffen hat dem entsprechend eine Armee von fünf Millionen Mann als mehr oder weniger imaginär erklärt. Aber diese Ausführungen zeigen nur, daß auch Sachverständige allerersten Rangs sich zu täuschen vermögen. Das Fünfmillionenheer ist zur Wahrheit geworden. Legen wir die Heeresergänzungsstatistik für 1912, die letzte, welche dem Reichstag vorgelegt worden ist, zu Grund, so waren von den i. J. 1912 für tauglich Befundenen aber nur 28,6% in der Landwirtschaft, dagegen 71,4% in anderen Berufen beschäftigt. Der Fabrikarbeiter, der in diesem Heere weit mehr als der Landwirt vertreten sein dürfte, hat durch seine Marschleistungen die alles aus der Geschichte Bekannte übertreffenden Erfolge unserer Heerführer erst möglich gemacht, und Landwehr und Landsturm haben sich entgegen der Voraussage

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schlieffens mit den, seit der Mann aus der Kaserne entlassen worden, neu eingeführten Waffen und Kampfmethoden in einer Weise befreundet, welche die Berichterstatter in den Zeitungen zu den größten Lobpreisungen veranlaßt.*) Dieses Millionenheer, das unsere Rettung geworden ist, wäre aber nicht denkbar ohne jene Verflechtung der deutschen Volkswirtschaft in die Weltwirtschaft, welche ermöglicht hat, daß auf einem Gebiete, auf dem vor 100 Jahren nur erst 24,8 Millionen Menschen gelebt haben, heute rund 68 Millionen ihren Unterhalt finden. Wird es bei einer Absonderung der deutschen Volkswirtschaft gegenüber anderen Ländern zu Gunsten eines engeren Zusammenschlusses Deutschlands an Oesterreich-Ungarn möglich sein, daß die deutsche Bevölkerungsziffer, wie sie dies seit zwanzig Jahren getan hat, trotz abnehmender Geburtenziffer infolge noch mehr abnehmender Sterblichkeit und Umwandlung des Deutschen Reichs aus einem Aus- in ein Einwanderungsland, jährlich um mehr als 800 000 Personen wächst? Wird sie es ermöglichen, daß wir auch in Zukunft, wenn nötig, Millionenheere ins Feld senden, ausreichend groß, um eine Welt von Feinden zu bestehen?

Das hängt aber nicht allein von der Größe der deutschen Bevölkerungsziffer ab. Es ist dies auch von dem Reichtum abhängig, der uns in Stand setzt, unsere Heere mit dem besten Kriegsmaterial auszurüsten. In dritter Linie wird also die Frage nach der Bedeutung eines engeren Zusammenschlusses Deutschlands und Oesterreich-Ungarns für die Wehrfähigkeit des ersteren dadurch bedingt, ob dabei unser Nationalreichtum in gleichem Maße zunehmen würde, wie er in der Vergangenheit zugenommen hat. Die Zunahme des deutschen Nationalreichtums in den letzten Jahrzehnten ist lediglich die Wirkung der Riesenfortschritte, welche die deutsche Produktion infolge der Verbindung der Wissenschaft mit der Praxis gemacht hat. Sie haben die deutsche Volkswirtschaft zur Siegerin auf allen Märkten gemacht; sie haben es möglich gemacht, alle die Zollschranken zu überspringen, mit denen sich, ebenso wie wir selbst, die meisten Völker in den letzten Dezennien umgeben haben, um ihren heimischen Markt sich selbst zu sichern; denn trotz aller dieser Tendenzen läßt sich das Prinzip der Wirtschaftlichkeit, seine Bedürfnisse mit dem geringst möglichen Aufwand möglichst vollkommen zu befriedigen, nicht ausrotten; es hat die fremden Völker dazu veranlaßt, das, was wir infolge unserer wissenschaftlichen Fortschritte besser oder billiger als sie selbst her-

*) Vgl. z. B. das Zeugnis eines Offiziers über den Maurer, das Gertrud Bäumer veröffentlicht hat. Er war ein einfacher Kanonier, hatte niemals eine Haubitze bedient und hat sich in kurzer Zeit alles, was zur Bedienung des Geschützes nötig war, so sehr angeeignet, daß er der Richtkanonier und die beste Stütze seines jungen Geschützführers wurde (Frankfurter Zeitung Nr. 221, zweites Morgenblatt, vom 11. August 1915).

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stellten, von uns zu beziehen, und das Wachsen unserer Ausfuhr hat naturgemäß dazu geführt, daß trotz aller Erhöhung unserer Zölle unsere Einfuhr, mit der das von uns Ausgeführte bezahlt wurde, gewachsen ist. Die Riesenfortschritte unserer Produktion sind die Ursache der steigenden Verflechtung unserer Volkswirtschaft in die Weltwirtschaft und der Zunahme des Reichtums, welche uns ermöglicht hat, unser Millionenheer zu erhalten und die Kosten seiner Ausrüstung zu bestreiten. Sie sind aber nicht nur die Ursache dieser Verflechtung, sondern haben diese auch zur Voraussetzung. Denn nur, wenn wir die ganze Welt zum Abnehmer haben, können wir unsere Betriebe so organisieren, daß wir auf dem Weltmarkt die Sieger bleiben. Bei einem engeren Zusammenschluß der deutschen Volkswirtschaft mit der Oesterreich-Ungarns würde, falls sie von einer verstärkten Absonderung von den Volkswirtschaften der übrigen Länder begleitet wäre, uns diese Voraussetzung fehlen.

Nun ist ja nicht ausgeschlossen, daß die Bedingungen des Friedens, wenn er kommt, derart sind, daß viele der hier vorgebrachten Bedenken zerstreut werden. Die Polen, sowohl der Polenklub in Wien als auch das oberste polnische Nationalkomitee, haben aus Anlaß des Falls von Warschau die Wiedererrichtung eines ungeteilten Königreichs Polen, mit Galizien zu einem Ganzen vereint, gefordert, und nehmen wir an, daß eine solche Wiedererrichtung (jedoch unter Ausscheidung der gleichfalls selbständig zu machenden Ruthenen) im Verbande der habsburgischen Monarchie erfolgte, so würde dadurch ein mächtiges Gebiet an den deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsverband angegliedert, aus dem manche Produkte, die diesem heute fehlen, gewonnen werden könnten und das für viele deutsche Produkte ein Absatzgebiet bilden würde. Ebenso wie für die Polen ist für die Kurländer, in deren Land der Krieg hineingetragen worden ist, dieser Krieg ein Befreiungskrieg. Nehmen wir für den Zweck unserer Erörterung an, wenn das Königreich Polen, den Wünschen der Polen entsprechend, in die uns verbündete habsburgische Monarchie eingegliedert würde, käme Kurland, den Wünschen seiner Bewohner entsprechend, an Deutschland. Der wirtschaftliche Zusammenschluß Oesterreich-Ungarns und Deutschlands würde in diesem Falle auch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten beseitigen, welche der fehlende Zugang zur Ostsee sonst dem wiedererstandenen polnischen Königreiche bereiten würde. Die materiellen Vorteile, welche aber Deutschland aus dem Gewinne Kurlands erringen würde, dürften folgende sein: 1. In Kurland liegen ca. 2 Millionen Morgen Domänen, welche zum Teil mit herrlichen Waldungen bestanden sind. Der Wert, welchen dieses Land unter deutscher Herrschaft haben würde, wird auf mindestens anderthalb Milliarden Mark geschätzt. 2. Kurland hat einen jährlichen Ueberschuß von mindestens 3 Millionen Zentner Getreide, der bisher nach England ausge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

führt worden ist. Dieser Ueberschuß würde leicht zu steigern sein; denn es wird in Kurland infolge fehlenden Kapitals recht wenig intensiv gewirtschaftet. 3. Kurland hat 500 Quadratmeilen. Es gehört zu dem am schwächsten bevölkerten Teile des europäischen Rußlands. Die Einwohner sind Deutsche und Letten, fast durchweg protestantischer Konfession. Die Zunahme der Letten geht zurück; sie haben nur wenig Kinder und wären überdies rasch zu germanisieren, sobald die Hetzarbeit der Panslavisten gegen das Deutschtum aufhören würde. 4. Durch langjährige Heranziehung Deutscher aus dem Innern Rußlands, wo deren Millionen wohnen, haben sich diese mit kurländischen Verhältnissen bereits vertraut gemacht, und würden, wenn Kurland unter deutsche Herrschaft käme, erst recht massenhaft einwandern, nachdem sie erst kürzlich die russischen Grausamkeiten zu kosten bekamen. Sie sollen vorzügliche, arbeitsame, an deutscher Eigenart zäh festhaltende Leute sein. Der Boden Kurlands ist durchweg gut, zum großen Teile hervorragend. Dasselbe gilt für den Boden des gleichfalls von vielen Deutschen bewohnten Gouvernements Kowno, welches zwischen Kurland und Ostpreußen liegt, also mitgenommen werden müßte. 5. Auf den Bauernhöfen in Kurland ruhen Hypotheken zu Gunsten der sogenannten „Agrarbank". Diese ist eine Staatsbank. Die Hypotheken belaufen sich auf viele Millionen, welche dem Deutschen Reiche gleichfalls zufallen würden. 6. Zu deutschen Ansiedlungen würde sich eine Masse Land finden, sowohl auf den Domänenländereien, als auch auf den Bauerngütern, welche von den Letten verkauft würden, die viel nach Amerika auswandern. Aber auch die Großgrundbesitzer würden gern Land an deutsche Ansiedler abgeben. Viele Güter sind allerdings Majorate und ihre Besitzer dürfen somit kein Land verkaufen; aber es ist trotzdem massenhaft Land in Kurland und Russisch-Littauen für Ansiedlungszwecke zu haben.

Es erhellt, daß eine Einverleibung Polens in das Herrschaftsgebiet der Habsburger und Kurlands in das Deutsche Reich nicht bloß den Wünschen der Polen und der Deutschen in Kurland entgegenkommen, sondern auch erheblich zur Deckung der auch nach Zusammenschluß der Wirtschaftsgebiete Deutschlands und Oesterreich-Ungarns verbleibenden Fehlbeträge an Gütern, die wir notwendig brauchen, beitragen würde. Fehlen doch nach den Berechnungen unserer Sachverständigen Deutschland nicht weniger als 10,7 Millionen Hektar Waldfläche, um unseren Holzbedarf im Inland zu decken; die Waldflächen Kurlands und Polens dürften ausreichend sein, um diesem Mangel abzuhelfen.

Aber freilich würde auch die Einverleibung Polens und Kurlands in das deutsch-österreichisch-ungarische Wirtschaftsgebiet noch nicht im Stande sein, das deutsche Volk gegen Entbehrungen im Falle der Wiederkehr eines europäischen Krieges zu sichern. Was bedeuten z. B. die 3 Millionen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zentner Getreide, die Kurland bisher nach England ausgeführt hat, gegenüber den 25 459 590 Doppelzentnern, die wir im Jahre 1913 allein an Weizen einführen mußten, um den Bedarf des deutschen Volkes zu decken! Aber warum sollte der wirtschaftliche Zusammenschluß Deutschlands und Oesterreich-Ungarns nicht dazu führen, daß noch andere Ländergebiete dem Abkommen beitreten? Ist doch, wie gezeigt, auch durch Beitritt anderer Länder zu dem bayerisch-württembergischen Handelsverein und dem preußisch-hessischen Zollvereine der deutsche Zollverein erst allmählich zu einem ganz Deutschland umfassenden Verbande erwachsen. Das nächste Land, auf welches die Ausdehnung einer wirtschaftlichen Annäherung im deutschen Interesse gelegen wäre, ist Rumänien. Es hat Ueberfluß an Getreide; es besitzt reiche Petroleumquellen; es erstickt im Ueberfluß dieser und anderer Rohprodukte, und bisher hat es die österreichisch-ungarische Monarchie als seinen Todfeind betrachtet, weil es ihr vorwarf, aus eigennützigen Gründen der Ausfuhr seines Ueberflusses nach Deutschland Schwierigkeiten zu bereiten. Darin wurzelt auch seine zweideutige politische Haltung, welche uns so viel Sorge bereitet. Meines Ermessens müßten aus Rücksicht auf die Sicherstellung ihres Landes gegen die Wiederholung der Angriffe Rußlands die Ungarn auch dann, wenn infolge der rumänischen Einfuhr die Getreidepreise niedriger sein sollten, als wenn Rumänien dem geplanten Handelsabkommen fernbleibt, den Beitritt der Rumänen zu diesem erstreben. Denn bleiben diese von dem Handelsabkommen ausgeschlossen, so müßten sie unaufhaltsam den Anschluß an Rußland suchen. Umgekehrt, wenn es sich auch auf Rumänien erstrecken würde. Das wirtschaftliche Band, welches Rumänien damit an die europäischen Zentralmächte ketten würde, würde uns in der Freundschaft des letzten an den Süden des europäischen Rußlands angrenzenden Nachbarn eine Garantie geben, daß Rußland nicht so bald wieder als Gegner uns entgegentreten würde.

Mit der Ausdehnung des Prinzips des wirtschaftlichen Zusammenschlusses auf Rumänien wäre dann auch der Uebergang zu anderen befreundeten und neutralen Völkern des Orients gegeben; und die Erfahrung, die wir mit dem deutschen Zollverein gemacht haben, läßt die Hoffnung entstehen, daß die Vorteile, welche die wirtschaftliche Annäherung so vieler sich ergänzender Länder den daran Beteiligten bietet, auch anderen Völkern, ja sogar solchen, die uns heute feindlich gegenüberstehen, die Beteiligung als wünschenswert würde erscheinen lassen. Umfaßt aber erst einmal die Zollannäherung der verschiedenen Länder den größeren Teil des europäischen Kontingents, so können wir nicht nur mit Seelenruhe der Entwicklung des britischen Imperialismus und der weiteren wirtschaftlichen Entwicklung Rußlands entgegensehen, sondern wir sind auch dem europäischen Staatenbund nahe,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dessen Existenz weitere Kriege, wenn nicht ausschließen, so doch äußerst unwahrscheinlich machen würde. Und damit hätten wir uns, wie ich schon einmal geschrieben habe, wenn auch auf anderem Wege, als die Friedensfreunde sich denken, dem Zustande genähert, in welchem der Krieg, wenn er auch niemals ganz verschwinden wird, doch zu den größten Seltenheiten zählen würde. Es wäre damit auch die letzte Etappe zur Verwirklichung allgemeinen Freihandels und Friedens erreicht.

# Kriegsgeld

## Von Theodor Heuß

Zu den militärischen Berichten sind in den Zeitungen wieder die kurzen Vermerke gekommen, wer von Firmen, Körperschaften, Verbänden für die dritte Kriegsanleihe gezeichnet hat und wie viel. Das ist sicherlich auch ein Jahrmarkt der Eitelkeit und wer das Bedürfnis hat, kann diesen abgedruckten Patriotismus der Geldschränke ironisieren. Das ist aber so billig als töricht. Denn in diesen Wochen brauchen wir wieder, damit sie den einzelnen erfasse und mit fortreiße, die Suggestion der Zahlen. Wir stehen mitten in der stillen und zähen Schlacht um die Milliarden.

Das Kriegsgeld wächst zu ungeheuren Summen. Es mag dem bedächtigen Finanzpolitiker bange werden, wenn er an das Nachher denkt, denn mit welcher Aengstlichkeit, Kompetenzstreiterei und Standeseigensucht waren im Vorher alle öffentlichen Geldfragen behängt. Nun aber gibt es weder ein Vorher noch ein Nachher, sondern nur fordernde Gegenwart. Wir grübeln noch nicht über das Nachher. Wenn der Staat stark bleibt, wird er über alle Schwierigkeiten Herr werden. Es handelt sich darum, den Staat stark zu machen und so zu erhalten. Dann trägt er in sich alle künftigen Sicherheiten.

Die Rücksichtslosigkeit des feindlichen Handelskrieges wird uns hier zum Segen. Das durch Jahrzehnte angespannter Arbeit aufgespeicherte Kapital bleibt im Rundlauf im eigenen Land, verströmt und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

versickert nicht über die Grenzen, wie dort, wo man riesige Käufe bei den Neutralen machen muß, die eigene Volkswirtschaft aber nicht für Ausfuhrerzeugnisse zur Verfügung stellen kann. Das ist Englands fatale Lage: es will die eigene Industrie für den militärischen Staatsbedarf organisieren, soll aber zugleich, damit der Sterlingskurs nicht völlig vom Dollar erschlagen werde, mit derselben Industrie Ausfuhrware herstellen. Gewiß haben auch wir durch das Stocken der Warenabgabe ans Ausland unsere Valutaschwierigkeiten — aber begreift man den Gesamtvorgang: Deutschland wird nicht ärmer.

Deutschland ist ein reiches Land. Die Industrie arbeitet mit Hochdruck, die Landwirtschaft bekommt hohe Preise, die Einschränkung der Lebenshaltung im Luxus hat trotz der Teuerung auch während des Krieges die Spareinlagen des mittleren und des kleinen Mannes anschwellen lassen. Viel Geld liegt in den Kassen und auf den Banken und wartet auf Verwendung. Die Zinsen der ersten und zweiten Anleihe wollen wieder Kapital werden.

Als das Ergebnis der beiden früheren Anleihen bekannt wurde, war es uns, als ob ein großer Sieg gewonnen worden, wenn auch nicht die Fahnen durch die Straßen wehten. Nun das Reich, während in Rußland unsere Truppen das Größte vollbringen, zum drittenmal vor seine Bürger tritt, mit der Bitte um Vertrauen, soll ein neuer Triumph erkämpft werden. Jetzt ist jeder Soldat und wenn er nur noch ein paar übrige Mark in seiner Patronentasche hat. Alles andere tritt im Augenblick zurück hinter dieser Pflicht an den Staat.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Ein deutscher Ephialtes

Von Engelbert Pernerstorfer, Vizepräsident des österreichischen Abgeordnetenhauses

Uebers Niederträchtige Niemand sich beklage,
Denn es ist das Mächtige, was man dir auch sage.
Goethe.

Die europäische Demokratie kämpft, so sagen unsere Feinde, in dem währenden Kriege gegen den preußischen Militarismus. Denn England und Frankreich seien die großen demokratisch „regierten" Länder Europas. Wobei man die Teilnahme Rußlands an diesem demokratischen Feldzug bei Seite läßt. Diese Behauptung hat nun deutsche Geschichtsschreiber und Politiker veranlaßt, das Wesen der beiden großen Demokratien zu untersuchen. Die Ergebnisse dieser Untersuchung haben völlig deutlich gemacht, daß auch die Demokratie in Frankreich und England, die wir jedoch in ihrem wirklichen Werte nicht unterschätzen sollten, große Mängel hat. Die vollendete Demokratie hat denn doch noch andere Voraussetzungen, als sie Frankreich und England darbieten. Am nächsten kommen ihr unter den heute herrschenden Verhältnissen wohl Dänemark und Norwegen und dann Schweden.

Immerhin berührt die politische Freiheit des Wortes in England uns Deutsche seltsam. Uns liegt doch die polizeiliche Bevormundung noch allzu sehr im Blute und mit einigem Erstaunen sahen wir und sehen noch heute in der englischen Presse eine weitgehende Freiheit der politischen Kritik, die auch vor scharfen Angriffen auf die Regierung nicht zurückscheut. England hat doch, wie seine Regierung sagt, in den Kampf hauptsächlich deswegen eingegriffen, weil die Neutralität des armen kleinen Belgiens verletzt wurde. Weil ja doch England, wie seltsam bekannt, weder je selbst die Neutralität kleiner Staaten verletzt, noch irgend ein Volk unterdrückt hat! Grey mußte viel Hohn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wegen seiner Scheinheiligkeit ertragen. Macdonald und besonders Shaw haben ihm deswegen hart zugesetzt und ihn direkt gehöhnt. Im Lande des Spruches „Right or wrong, my country" waren doch Leute, die Englands Unrecht wenigstens in einem Punkte offen aussprachen. Das berührt sympathisch.

Aber in England haben schließlich auch die Kriegsgegner und die kritischen Köpfe sich vorbehaltlos in den Kriegsdienst gestellt. In Frankreich hat es überhaupt keine Kriegskritiker gegeben. Wie stehts damit in Deutschland? Es ist gar kein Zweifel, daß auch hier, wenn es eine Freiheit der Presse gegeben hätte, viele kritische Stimmen sich hätten hören lassen. Nur mit dem Unterschied, daß diese Stimmen wahrscheinlich weit heftiger und in ihren Folgerungen weit konsequenter gewesen wären als in England, wie es ja der trotzigen Gedankenverfolgung, die dem deutschen Geiste eigen ist, entspricht. Vom demokratischen Standpunkte aus ist zu bedauern, daß die Freiheit solcher Erörterungen nicht bestand und noch nicht besteht, denn gerade sie hätte es, was sehr wichtig gewesen wäre, ermöglicht, den kritischen Weizen und die nörgelnde Streu von einander zu sondern und diese mit Leichtigkeit wegzublasen.

Ein Anlaß zur Kritik wäre vor allem die Verletzung der Neutralität Belgiens durch Deutschland gewesen. Daß sie stattgefunden hat, ist ja nicht zu leugnen, hat sie doch Bethmann Hollweg selbst zugestanden. Die Rechtfertigung des Neutralitätsbruches, den Bethmann Hollweg wegen der Not des Vaterlandes verteidigte, wäre nicht gebilligt worden. Es gibt bei uns immer Leute, die nur unwirklich denken können, denen vaterländische Gesinnung im besten Falle eine läßliche Sünde, die Verbeugung vor fremder Größe ein Bedürfnis ist. Sie weisen mit stolzer Gebärde auf die Vortrefflichkeit der englischen Demokratie, die es der Presse gestattet, der Selbstgerechtigkeit der englischen Regierung entgegenzutreten und haben keinen Sinn dafür, wie unendlich sittlich höher das freimütige Bekenntnis der Schuld ist, wenn von einer solchen bei der ganzen Sachlage zu Kriegsbeginn über-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haupt gesprochen werden kann, als ein heuchlerischer Vorwand. In diesem Falle speziell repräsentiert Grey die verlogene Heuchelei, Bethmann Hollweg die vollendete Ehrlichkeit. Es ist keine Frage, wo da der Gentleman ist.

Dies darf ein Deutscher zumal schon einsehen und aussprechen. Die Ungerechtigkeit ist nicht gerade unser größtes Laster. Aber sie wird zum argen Laster, wenn sie sich nur unserem Volke gegenüber äußert. Und auch da verzeihen wir sie, wenn sie aus einer starken Ueberzeugung entspringt. Man erinnere sich nur des Buches von Hermann Fernau: „Die französische Demokratie", das einige Zeit vor dem Kriege erschienen ist. In diesem gerade jetzt wieder sehr lesenswerten Buche erscheint Frankreich im sonnigsten Kulturglanze und auf Deutschland fallen tiefste Schatten. Seine Perspektiven sind nach beiden Seiten hin falsch. Und doch hat das Buch in der deutschen Demokratie eine günstige Aufnahme gefunden, weil man an der Aufrichtigkeit und dem Wahrheitsstreben des Verfassers nicht zweifeln konnte. Mag er allzu gerecht gegen das Ausland und allzu ungerecht gegen uns sein — er schrieb als Deutscher und als ein Apostel der Freiheit. So werden auch unzweifelhaft, sobald die Möglichkeit des freien Wortes in Deutschland wieder gegeben ist, auch manche Stimmen der Kritik sich vernehmen lassen, die den Regierungen der Zentralmächte nicht angenehm in die Ohren klingen werden. Diese Stimmen werden umso wuchtiger wirken, je stärker aus ihnen die vaterländische Gesinnung ertönen wird. Denn ein Gewinn dieses Krieges wird uns unverlierbar bleiben: das unerschütterliche Vaterlandsgefühl.

Wenn heute nun ein Deutscher aus reinem Wahrheitstrieb heraus die Ursachen des heutigen Krieges untersuchend, zu anderen Ergebnissen käme, als die sind, die im allgemeinen deutschen Volksbewußtsein leben, und wenn er sich entschlösse, diese Ergebnisse der Oeffentlichkeit bekannt zu machen, so wäre dagegen nichts einzuwenden. Da die heutigen Preßverhältnisse in Deutschland eine solche Erörterung unmöglich machen, so ist auch die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Flucht ins Ausland nicht ungerechtfertigt. So konnte man ein von einem Deutschen deutsch geschriebenes unter dem französischen Titel „J'accuse!" bei Payot in Lausanne erschienenes Buch in der Erwartung zur Hand nehmen, daß es eine unparteiische Darstellung der Entstehung des heutigen Krieges geben und dabei wohl auch die Haltung Deutschlands und Oesterreichs nicht apologetisch, sondern kritisch beleuchten würde.

Die Enttäuschung nach der Lesung des 378 Seiten Großoktav umfassenden Buches ist ebenso groß wie schmerzlich und beschämend. Ein Herr Dr. Anton Suter nennt in einem Vorworte den Verfasser einen „deutschen Patrioten" und hält „dieses Werk für eine Tat, die dem deutschen Volke und der Menschheit nur zum Segen gereichen kann". Das Vorwort ist vom 20. April datiert. Der Inhalt ist mit wenigen Worten charakterisiert. Der Verfasser „beweist", daß die wahren, mutwilligen Erreger des Krieges Oesterreich und Deutschland gewesen sind und daß Serbien, Rußland, Frankreich und Belgien völlig, bis in die kleinste Kleinigkeit hinein schuldlos waren. Ja, er „beweist", daß diese Länder nie an einen Krieg mit Deutschland auch nur gedacht haben. Daher lastet auf Oesterreich und Deutschland ein schweres „Verbrechen".

Es geht im Rahmen eines Artikels nicht an, die Darstellung des Verfassers kritisch zu analysieren. Dazu müßte auf die Einzelheiten eingegangen werden, wobei es sich zeigen würde, daß der Verfasser durch eine geschickte Zusammenstellung der Tatsachen es zustande bringt, unsere Kriegsgegner als die reinen Friedensengel, uns aber als Verbrecher hinzustellen. Seine eigene Friedensgesinnung erweist er durch das große Lob, das er dem Haager Friedensmanifest des Zaren erteilt. „Die Absicht des Manifestes war rein und ehrlich." Englands Regierung hat dieses Manifest „mit größter Sympathie" begrüßt, Deutschlands Regierung verhielt sich ihm gegenüber „kühl". Er hätte wohl noch hinzufügen können, daß es unter uns sogar Leute gegeben hat, die es, wie es Barbaren ziemt, einfach grimmig verlacht haben. Seine nationale Gesinnung erweist er durch die Ansicht, daß die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ins fremde Ausland auswandernden Deutschen Deutschland den besten Dienst erweisen, wenn sie ihre Nationalität so rasch als möglich aufgeben. England ist ihm das Land, das nie fremde Völker unterdrückt hat (die Iren und die Buren haben sich bekanntlich freudejauchzend England „angegliedert"), in Rußland hat es nie einen Deutschenhaß gegeben (wohl auch keinen Judenhaß?). „Die Tripel-Entente ist ein Defensivbündnis gewesen und hat keinerlei aggressive Absichten gehabt." König Eduards Einkreisungspolitik war offenbar nur ein Spiel der bloßen Geistesgymnastik und seine Reisen hatten bekanntlich mit Politik gar nichts zu tun, sie waren Vergnügungsreisen.

Jedes Wort dieses Buches ist eine rohe Beschimpfung der Zentralmächte, eine maßlose Verhimmlung des Dreiverbandes. Die Seiten dieses Buches atmen frechste Lügen und schamloseste Verleumdungen aus. Daneben fehlt es nicht an den lächerlichsten Prophezeiungen. Es ehrt uns, daß wir in den Krieg gezogen sind, mit größter Kraft unserer Zuversicht und mit festestem Willen zum Siege, daß wir uns aber nicht in Verbreitung von falschen und den Gegner herabsetzenden Lügennachrichten ergangen haben. Selbst heute, da wir uns im Westen behaupten und im Osten fortschreiten, sind wir uns des Ernstes unserer Lage bewußt und verfallen nicht in Uebermut. Und wie hat der Dreiverband gehandelt! Wie hat er in alle Welt hinaus gelogen und geprahlt! Denselben Geist atmet unser Lausanner Deutscher: „An einen Sieg der verbündeten Kaiserreiche ist heute nicht mehr zu denken". „Niemand wird sich vom militärischen Standpunkt aus noch der Illusion hingeben können — ebenso wenig wie vom ökonomischen Standpunkt aus —, daß der Krieg mit einem Sieg der vereinigten Kaiserreiche enden könne."

Da drängt sich uns die Frage auf die Lippen: Ja, hat denn wirklich ein Deutscher dieses Buch geschrieben? Darauf ist zu sagen, daß jedenfalls ein Deutscher dabei mitgearbeitet hat. Das ist zwingend zu erweisen. Wir fragen weiter: Wie muß die seelische Beschaffenheit dieses Deutschen sein? Da gibt es nur zwei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mögliche Antworten. Entweder der Mensch ist vom Dreiverband bezahlt, also ein gemeines käufliches Subjekt, oder er ist ein seelisch Verlumpter, dem jedes Gefühl für die Wahrheit und sein Volk abhanden gekommen ist. Fast wäre es noch tröstlicher, anzunehmen, das Buch sei bestellte und gut bezahlte Arbeit. Die Niederträchtigkeit ist ja universell.

Freilich, auch bei dieser Annahme bleibt ein Rest, der zu tragen peinlich ist. Es ist der Gedanke nicht leicht zu fassen, daß ein solches Buch im entgegengesetzten Sinne von einem Franzosen, Engländer oder Russen hätte geschrieben werden können. Es ist nicht leicht, sich vorzustellen, daß bei diesen Nationen auch nur einer wäre gefunden worden, den nationale Charakterlosigkeit so tief hätte sinken lassen können. Legen wir nur offen und mutig die Hand auf die unreine Wunde nationaler Würdelosigkeit, deren Vorhandensein bei uns Deutschen eine der beschämendsten und niederdrückendsten Tatsachen ist. Sie bis auf den letzten Rest auszutilgen, muß unsere Sorge sein.

Nur als ein Protest sollen diese Zeilen gewertet werden. Nur als ein Wort der Wahrung an alle jene in Deutschland, für die alles andere in der Welt zuerst kommt, ganz zuletzt aber die Würde und das Ansehen ihres Volkes, wenn dieses überhaupt noch einen Platz in ihren Hirnen und Herzen hat. Das einfachste und natürlichste wäre es, den Verfasser des Buches „J'accuse" mit einem wohlverdienten Fußtritte zu erledigen. Es sind aber besondere Gründe, die es als notwendig erscheinen lassen, ihn als einen ehrlosen Gesellen und verächtlichen Lumpen vor der deutschen Oeffentlichkeit zu brandmarken.

*

Inzwischen hat sich auch Professor Schiemann in einer Broschüre mit der Druckschrift auseinandergesetzt. Pernerstorfers Artikel lag uns bereits vor dem Erscheinen von Schiemanns Arbeit vor.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Wir sind gesegnet!

Jeglicher hat an seinem harten Werke gewirkt,
als der Friede noch über der Erde lag.
Wir waren der ewigen Zeit langsamer Herzenschlag.
Und waren alle in unsere Werkwoche eingezirkt.
Nun ists, wie ein langer Feiertag.

Müde sind unsere Stunden durch die Jahre gekrochen.
Wir wurden älter im Vollbringen und Harren.
Mühsam knirschten wir grabwärts mit unserem Lebensstarren,
aber in all den Stunden und Tagen und Wochen
drohten wir zu erstarren.

Da sprang ein Rauner von Munde zu Hirn: Auf, schrie der Krieg!
Da haben wir alle von unserer Arbeit hochgeschaut
und sagten das Wort erst leise und sagten's dann laut
und sangen's dann schrill. Und als es schwieg,
hat sich die Tat hochaufgestaut.

Zitternde Stunden zerbarsten an Glocken aus Eisen.
Wir haben gejauchzt und geweint. Drum sind wir gesegnet.
Auf unsere Zeit hat der Himmel seine Feuer geregnet.
Und ob wir nun siegen, oder ob sie uns zerschmeißen:
Wir sind gesegnet!

Hans Bauer

## Ehrlich

E. v. Behring sagte am Grabe Ehrlichs: Paracelsus hat die Isotherapie zum medizinischen Glaubensartikel gemacht, Hahnemann hat sie durch die Homöopathie verballhorniisiert, Pasteur tierexperimentell erhärtet und Ehrlich dem wissenschaftlichen Verständnis erschlossen. Durch die Lehre Ehrlichs ist das mysteriöse Dunkel isotherapeutischer Tatsachen soweit gelichtet worden, daß die Frage, wie das krankmachende Agens zu einem heilsamen Mittel wird, wissenschaftlich diskutabel wurde.

Das für den Fachmann, der die Arbeiten des Gelehrten in seiner Bibliothek stehen hat. Für den Laien sei noch einiges hinzugefügt.

Die Grundidee und der Leitgedanke Ehrlichs war, daß die lebenden Zellen eine chemisch aufzufassende Verwandtschaft zueinander hätten. Diese Idee, von der er, nach einem von ihm selbst stammenden Ausspruch, als Student ganz besessen war, wurde hervorgerufen und genährt durch die damals eben im Entstehen begriffene Anilinfarbenfabrikation, woran sich sein Vetter Weigert experimentell mit großem Interesse beteiligte. Ein Grundprinzip der Farbenchemie ist die Affinität von Base und Säure. Er fand, daß eine ähnliche spezifische Affinität

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch die Zellen des tierischen Organismus besäßen. Die erste Periode der Arbeitszeit Ehrlichs kann man die der vitalen Färbung nennen. Die Methylenblau und Diasoreaktion sind deren Früchte

Eine nun folgende Zwischenperiode bringt Veröffentlichungen verschiedener Art, hauptsächlich pharmakologischen Inhaltes. Als Koch und Behring in der Bakteriologie den Boden soweit bearbeitet, daß seine Jugendidee auch dort gedeihen und Früchte bringen konnte, kam für ihn auch die Zeit des äußeren Erfolges.

Mit den Arbeiten auf diesem Gebiete legte er mit den beiden schon genannten Gelehrten den Grund zur Immunitätslehre, deren theoretischer Grundsatz die sogenannte Seitenkettentheorie bildete. Die letzte Periode seines arbeitsreichen Lebens füllten chemotherapeutische Arbeiten aus. Die Darstellung des Salvarsans und dessen klinische Erprobung gaben ihm die Weltberühmtheit und den Nobelpreis.

Was über seine Person selbst zu sagen ist, von seiner Geburt bis zu den Grabreden, das zu bringen ist Sache der Tageszeitungen.

Erwähnt seien nur kurz einige sozialpolitische Gedanken, die sich beim Betrachten von Ehrlich's Leben und Arbeiten aufdrängen.

1896 übertrug der Staat ihm die Leitung des Institutes für Serumforschung. Das war aber kein Kaiser-Wilhelmsinstitut und selbst noch weit entfernt von einem heutigen neuen Schulhause in Niederbayern oder Hinterpommern, das waren die 2 ehemaligen Armenhäuschen in Steglitz. Für die Armen zu schlecht, für ein wissenschaftliches Institut von damals genügend.

Dieses Verhältnis war Deutschland. Noch vor 20 Jahren arbeitete der deutsche Geist im Armenhaus. — Daran wurde man unwillkürlich erinnert, so man im Institut Pasteur zu Paris saß oder auf den Straßen der französischen Metropole den deutschen Geist in unscheinbarer Hülle in Gestalt eines deutschen Professors im Jägerhemde gehen sah. Diese Intelligenz und diese germanische Arbeitskraft entdeckte auch bereits unser Vetter, als er aus gewissen Gründen seine Augen nicht mehr ausschließlich auf Schürzen richtete und statt schöne Frauen lud er zu sich ins Hotel Bristol „au première" Delcassé, Stolypin und als dieser nicht wollte, den Nachfolger und erzählte ihnen solange, was er und sie unter der Lodenluft zu fürchten hätten, bis sie es glaubten und sich zum heutigen Kriege bereit fanden.

Durch Ehrlich's Mitarbeit an der Immunitätsforschung war es möglich, die Opfer dieses modernen Krieges um die Hälfte zu verringern, Morgan, den Bethlehem-Stahlwerken und Konsorten ist es gelungen, dieses Minus wieder mehr als doppelt wett zu machen.

Der Unterschied von einst und jetzt ist somit nur, daß man zurzeit des Paracelsus unbekannten Größen die Hauptverluste an Menschen im Kriege zuschrieb, in der Aera Ehrlich kennt man diese Größen, es sind unsere Brüder. Diese Erkenntnis verdanken wir der Kultur. Sie sei gepriesen.

K. Löffl

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

# Fünfprozentige Deutsche Reichsanleihe von 1915.

## Dritte Kriegsanleihe.

Länger als Jahresfrist steht Deutschland einer Welt von Feinden gegenüber in schwerem Kampfe, wie er in der Geschichte nicht seinesgleichen findet. Ungeheuer sind die Opfer an Gut und Blut, die der gewaltige Krieg fordert. Gilt es doch, die Feinde niederzuringen, die der **Zahl** nach überlegen sind und sich die Vernichtung Deutschlands zum Ziel gesetzt haben. Diese Absicht wird an den glänzenden Waffentaten von Heer und Flotte, an den großartigen wirtschaftlichen Leistungen des von einem einheitlichen nationalen Willen beseelten Deutschen Volkes zerschellen. Wir sehen, fest vertrauend auf unsere Kraft und die Reinheit des Gewissens, in dem von uns nicht gewollten Kriege zuversichtlich der völligen Niederwerfung der Feinde und einem Frieden entgegen, der nach den Worten unseres Kaisers „uns die notwendigen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Sicherheiten für die Zukunft bietet und die Bedingungen erfüllt zur ungehemmten Entfaltung unserer schaffenden Kräfte in der Heimat und auf dem freien Meere". Dieses Ziel erfordert nicht nur den ganzen Helden- und Opfermut unserer vor dem Feinde stehenden Brüder, sondern auch die stärkste Anspannung unserer finanziellen Kraft. Das Deutsche Volk hat bereits bei zwei Kriegsanleihen seine Opferfreudigkeit und seinen Siegeswillen bekundet. Jetzt ist eine dritte Kriegsanleihe aufgelegt worden. Ihr Erfolg wird hinter dem bisher Vollbrachten nicht zurückstehen, wenn jeder in Erfüllung seiner vaterländischen Pflicht seine verfügbaren Mittel der neuen Kriegsanleihe zuwendet.

Digitized by Google
Original from PENN-STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

**Ausgegeben werden fünfprozentige Schuldverschreibungen der Reichsanleihe.** Der Zeichnungspreis beträgt 99%, bei Schuldbuchzeichnungen 98,80%. Die Schuldverschreibungen sind wie bei der ersten und zweiten Kriegsanleihe bis zum 1. Oktober 1924 unkündbar, gewähren also 9 Jahre lang einen fünfprozentigen Zinsgenuß. Da aber die Ausgabe ein volles Prozent unter dem Nennwert erfolgt und außerdem eine Rückzahlung zum Nennwert nach einer Reihe von Jahren in Aussicht steht, so ist die wirkliche Verzinsung noch etwas höher als 5 vom Hundert. Die Unkündbarkeit bildet für den Zeichner kein Hindernis, über die Schuldverschreibungen auch vor dem 1. Oktober 1924 zu verfügen. Die neue Kriegsanleihe kann somit als eine ebenso sichere wie gewinnbringende Kapitalanlage allen Volkskreisen aufs wärmste empfohlen werden.

Für die **Zeichnungen** ist in umfassendster Weise Sorge getragen. Sie werden bei dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin** (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei **allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung** entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung der **Königlichen Seehandlung (Preußische Staatsbank)** und der **Preußischen Zentral-Genossenschaftskasse in Berlin**, der **Königlichen Hauptbank in Nürnberg** und ihrer Zweiganstalten, sowie sämtlicher deutschen **Banken, Bankiers** und ihrer Filialen, **sämtlicher deutschen öffentlichen Sparkassen** und ihrer Verbände, bei jeder **deutschen Lebensversicherungsgesellschaft** und jeder deutschen **Kreditgenossenschaft**, endlich bei **allen Postanstalten am Schalter** erfolgen. Bei solcher Ausdehnung der Vermittlungsstellen ist den weitesten Volkskreisen in allen Teilen des Reichs die bequemste Gelegenheit zur Beteiligung geboten.

**Wer zeichnen will, hat sich zunächst einen Zeichnungsschein zu beschaffen,** der bei den vorgenannten Stellen, für die Zeichnungen bei der Post bei der betreffenden Postanstalt, erhältlich ist und nur der Ausfüllung bedarf. Auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen sind

Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

briefliche Zeichnungen statthaft. Die Scheine für die Zeichnungen bei der Post haben, da es sich bei ihnen nur um **eine** Einzahlung handelt, eine vereinfachte Form. In den Landbestellbezirken und den kleineren Städten können diese Zeichnungsscheine schon durch den Postboten bezogen werden. Die ausgefüllten Scheine sind in einem Briefumschlag mit der Adresse an die Post entweder dem Postboten mitzugeben oder ohne Marke in den nächsten Postbriefkasten zu stecken.

**Ueber das Geld braucht man zur Zeit der Zeichnung noch nicht sogleich zu verfügen,** die Einzahlungen verteilen sich auf einen längeren Zeitraum. Die Zeichner können vom 30. September ab jederzeit voll bezahlen. Sie sind verpflichtet:

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 30% | des gezeichneten | Betrages | spätestens | bis | zum | 18. Oktober 1915 |
| 20% | „ | „ | „ | „ | „ | 24. November 1915 |
| 25% | „ | „ | „ | „ | „ | 22. Dezember 1915 |
| 25% | „ | „ | „ | „ | „ | 22. Januar 1916 |

zu bezahlen. **Nur wer bei der Post zeichnet, muß schon zum 18. Oktober d. J. Vollzahlung leisten.** Im übrigen sind Teilzahlungen nach Bedürfnis zulässig, jedoch nur in runden, durch 100 teilbaren Beträgen. Auch die Beträge unter 1000 Mark sind nicht sogleich in einer Summe fällig. Da die einzelne Zahlung nicht geringer als 100 Mark sein darf, so ist dem Zeichner kleinerer Beträge, namentlich von 100, 200, 300 und 400 Mark, eine weitgehende Entschließung darüber eingeräumt, an welchen Terminen er die Teilzahlung leisten will. So steht es demjenigen, welcher 100 Mark gezeichnet hat, frei, diesen Betrag erst am 22. Januar 1916 einzuzahlen. Der Zeichner von 200 Mark braucht die ersten 100 Mark erst am 24. November 1915, die übrigen 100 Mark erst am 22. Januar 1916 zu zahlen. Wer 300 Mark gezeichnet hat, hat gleichfalls bis zum 24. November 1915 nur 100 Mark, die zweiten 100 Mark am 22. Dezember, den Rest am 22. Januar 1916 zu zahlen. Es findet immer eine Verschiebung zum

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Die Habsburgermonarchie in der Welt

Von Richard Charmatz, Wien

Warum wird Oesterreich-Ungarn im Auslande so falsch beurteilt, von den einen gleichgültig, fast verächtlich behandelt, von den andern mit maßloser, wilder Leidenschaftlichkeit gehaßt? Dies war eine schmerzliche Frage in den trägen Jahren vor dem Kriege, dies ist heute noch ein Problem, über das man nachdenken muß. Der weltaufwühlende Kampf, der bereits allzulange tobt, hat vieles geändert und mit Blut und Eisen mancherlei Richtigstellung erzwungen. Wer aber weiß, wie auch jetzt im Feindesland oder selbst in einzelnen neutralen Staaten über die Habsburgermonarchie geschrieben und gesprochen wird, dem muß klar werden, was noch zu tun übrig bleibt. Denn die Lüge, die falsche Einschätzung, die geflissentliche Verdrehung soll in diesem Kriege ersterben; nur wenn die Wahrheit sich durchsetzt, dann wird der Friede auf festem Fundamente aufgerichtet sein.

Warum haben die Gegner Oesterreich-Ungarns, die den Staat bewußt herauszufordern suchten, nun nicht den Mut, ihre Irrtümer einzugestehen? Weshalb bleiben einzelne neutrale Beobachter bei ihrer gehässigen Voreingenommenheit? Selbst dort, wo man noch immer nicht zugeben will, daß die Habsburgermonarchie die Entzweiung der Welt nicht wollte, daß sie kaum vorbereitet und nur gezwungen in den Krieg trat, sollte man doch gerechter über das denken, was das Jahr des Kampfes gezeitigt hat. Oesterreich-Ungarn ringt um seine Existenz; es führt den schwersten Kampf und bleibt dabei auch dem tückischsten Feinde gegenüber menschlich. Der Gefangene wird gut behandelt, der Angehörige eines gegnerischen Staates, der zurückgeblieben ist, muß nichts Böses erdulden. Kunstdenkmäler werden geschont, das Leben und der Besitz des Feindes wird geachtet.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Krieg an sich ist schon genug hart, und die Habsburgermonarchie hat wahrlich nicht den Ehrgeiz, seine Leiden zu vermehren.

Dann die kaiserliche und königliche Armee! Sogar für den Aesthetiker stellt sie ein Wunderwerk dar, das aller Schwierigkeiten Herr geworden ist, das über so viel Sonderbestrebungen in schönster Einheit gesiegt hat und von einem Willen beseelt, von einem Geiste geleitet, Heldentaten vollbringt. Wenn man heute das österreichisch-ungarische Heer feiert, dann hat dies etwas ganz anderes zu besagen als in den Tagen Radetzkys. Viel mehr als sonst irgendwann in der Vergangenheit schließt die Armee nun in sich das Beste ein, das Oesterreich-Ungarn an Menschen und an Fähigkeiten aufweist: das Modernste, das Zukunftsfreudigste. Eine Armee ist in der Gegenwart nicht bloß eine Kampfgemeinschaft, sondern auch eine Arbeitsvereinigung; sie baut Straßen und Eisenbahnen, sie beschäftigt eine Legion von Technikern und Ingenieuren, sie regelt den Betrieb in Bergwerken und Fabriken, bestellt Felder und gibt für das Leben im Hinterlande den Takt an. Darum braucht es gar nicht Wunder zu nehmen, daß in Oesterreich-Ungarn zwei sozialdemokratische Journalisten im sachlichen Lobe, in der Anerkennung dessen, was die militärische Organisation geschaffen hat, vorangehen. Weshalb zögert man dennoch an so vielen Stellen in der Welt den Staat, der so planvoll gediegene Arbeit zu leisten vermag, der sich aus der Erschlaffung zu so eindrucksvoller Rührigkeit aufgerafft hat, anzuerkennen, wie er es wirklich verdient?

* * *

Um die richtige Antwort zu finden, muß man untersuchen, wie sich die Gleichgültigkeit und die Geringschätzung herausbildeten. Die Habsburgermonarchie war so lange geachtet, so lange sie über sich hinaus strebte und außerhalb ihrer engeren Grenzen Politik trieb. Es würde wohl nicht schwer fallen, den Beweis zu erbringen, daß die Wertung in demselben Maße sank, in dem sich Oesterreich-Ungarn verinnerlichte und beschränkte. Seit den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts trat die Habsburger-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

monarchie für die Welt allmählich in den Hintergrund. Der Nationalismus hatte seine staatenbildende Kraft erwiesen und man war geneigt, ihn in seiner Bedeutung zu überschätzen. Oesterreich-Ungarn, das von nationalen Kämpfen geschüttelt wurde, galt als verloren. Die Skepsis, die in der Habsburgermonarchie ein altes, heimisches Gewächs darstellt, hat im Munde des Oesterreichers und Ungarn nicht viel zu bedeuten, weil sie mehr gewohnheitsmäßig als verstandesgemäß zum Ausdrucke kommt. Aber im Auslande nahm man gerne als Bestätigung an, was an sich unwesentlich war. Die Achtung vor der Habsburgermonarchie verringerte sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, denn Oesterreich-Ungarn hielt nicht in Atem, streckte seine Arme nicht nach fernen Ländern und Meeren aus und regte sich nicht in imperialistischer Begehrlichkeit, als der Nationalismus den Imperialismus aus sich heraus zeugte. Rußland dagegen konnte über seine inneren Gebrechen hinwegtäuschen, weil es den Schein erweckte, als vermöchte es sich alles zuzutrauen, als wären seine vielen Völker willenlose Werkzeuge in den Händen e i n e s Einzelnen.

Aber die Habsburgermonarchie wurde nach und nach nicht bloß unterschätzt und verkannt, sondern gerade ihre Friedfertigkeit erweckte den Appetit der andern. Da man mit dem Tod rechnete, bereitete man sich auf die Erbschaft vor. Aber Oesterreich-Ungarn dachte gar nicht daran, zu sterben und sein Fortbestand erbitterte die Enttäuschten. Würden die Menschen im allgemeinen lernfreudig sein, dann hätten die bösen Nachbarn und die Staaten, die hinter ihnen standen, reichlich Gelegenheit gehabt, ihre Meinung zu überprüfen und damit ihre Stellung zur Habsburgermonarchie zu verändern. Doch es ist angenehmer, beim Irrtume zu beharren, zumal wenn er in Hoffnungen wiegt und die Verwirklichung von Träumen verheißt. Man erhält wertvolle Aufschlüsse, wenn man die Schicksale einzelner Bücher verfolgt. Die Franzosen haben die plattesten, oberflächlichsten Werke über die Habsburgermonarchie mit Heißhunger verschlungen, soferne sie ihnen eine Bestärkung ihrer Vorstellungen brachte. André Ché-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

radame, um nur einen zu nennen, war der Nutznießer dieser Unvernunft. Dagegen fristete ein so ausgezeichnetes, wirklich aufschlußreiches Buch wie die gründliche Studie von Louis Eisenmann ein wenig beachtetes Dasein. Wäre die Arbeit nicht in Oesterreich-Ungarn viel gekauft und gelesen worden, so würde sie kaum nennenswerten Absatz gefunden haben. Oder die Bundesgenossen von einst, die Italiener! Wie Vorurteile und Gehässigkeiten wachsen und immer weitere Kreise erfassen, kann man aus dem beachtenswerten Buche des Freiherrn von Chlumecky „Die Agonie des Dreibundes" entnehmen, das die Zusammenfassung der journalistischen Aufklärungstätigkeit eines Jahrzehnts darstellt und zu nützlichen Betrachtungen anregt.

Die Italiener, Franzosen, Engländer, Russen und die Balkanvölker hatten es allerdings nicht allzu leicht, sich des rechten Weges bewußt zu werden. Jene Faktoren, die in Oesterreich-Ungarn berufen gewesen wären, die irrtümlichen Ansichten im Auslande zu berichtigen, versagten vollständig, ebenso wie die Bevölkerungskreise, die ohne amtlichen Ansporn aus innerem Interesse für die Bekämpfung des Irrglaubens in Betracht kamen, müßig blieben. Nicht nur das! In der Habsburgermonarchie vernachlässigt man die Kunst der Aufmachung. Worte werden nicht gewogen, obgleich schon Grillparzer an Lord Byrons Ausspruch erinnerte, daß Worte Sachen seien, Verpflichtungen enthalten, verbinden. Doch auch durch Taten oder Gesten suchte man nicht zu imponieren. Mancher wurde sogar an sich selber irre, als er die andern die Verneinung Oesterreich-Ungarns überzeugt aussprechen hörte.

Oft und oft fragte man sich an der Donau, wie es denn komme, daß die Habsburgermonarchie in der Welt so übel daran sei, während die kleine Schweiz überall Freunde habe und keine böse Aeußerung vernehmen müsse. Heute tritt es klar zutage, daß die zutreffende Beantwortung erst jetzt möglich geworden ist. Wohl beherbergt die Schweiz drei Nationen, aber sie macht die Nachbarn nicht lüstern, und die eigenen Bürger sind zufrieden. Dankt sie das nur der demokratischen Verfassung? Gewiß, die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Demokratie wird nach dem Kriege eine weit größere Rolle spielen als vorher, denn der Kampf für das Vaterland hat die Massen viel mehr aufgerüttelt, in Anspruch genommen, in den Vordergrund geschoben als irgend eine Revolution. Trotzdem darf man aussprechen, daß die Demokratie der Republik nicht das Wesentliche war. Die Italiener würden durch die Eroberung des Tessin, die Franzosen durch die Einbeziehung der französischen Schweiz nicht viel gewinnen. Wenn man in Rom stets aufs Neue die „Erlösung" der österreichischen Italiener forderte, also gegen den Nachbarn aufreizte und in den Nachbarstaat Unfrieden trug, so verfolgte man damit das verlockende Ziel, im Norden bis zum Brenner vorzudringen, die ganze Adria zu beherrschen, bis nach Albanien hin den Machtbereich auszudehnen. In Frankreich erwartete man von der Zerreißung Oesterreich-Ungarns eine wesentliche Schwächung Deutschlands, und Rußland rüstete sich zum Angriffe, weil es nicht nur Millionen neuer Bürger — man sollte richtiger sagen, Untertanen — erhoffte, sondern die ganze Balkanhalbinsel unter sein Joch zu zwingen vermeinte. Würde Oesterreich-Ungarn der freieste Staat gewesen sein, die Begierden der Welt wären doch nicht geringer gewesen.

Um nur gerecht zu urteilen! Man bedenke, daß die Habsburgermonarchie bis zum Jahre 1867 nach außen hin ein vornehmlich deutsches Reich war. Auch die innere Orientierung gestaltete sich bis dahin so, daß man in Wien in deutschem Geiste regierte oder doch den Zentralismus derart auffaßte. Seither haben die Magyaren sich den Deutschen vollkommen gleichgestellt; die Polen sind verhätschelt worden; den Tschechen ist es gelungen, sich kulturell und wirtschaftlich ungeahnt zu entfalten; eine Universität, zwei Techniken sind ihnen eigen. Kroatien und Slavonien hat eine Sonderstellung genossen — in guten Tagen wenigstens — wie sie weder einem Volke in Rußland, noch den Vlämen in Belgien oder den Iren im britischen Reiche zuteil ward. Der Haß gegen Oesterreich-Ungarn, die Geringschätzung entsprang also nur einer Quelle: der Selbsttäuschung und der Täuschung der andern.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weil man die egoiſtiſchen Abſichten nicht offen einbekennen wollte, weil man Bedenken trug, den frohen, ungeduldigen Erben allzudeutlich hervorzukehren, redete man ſich in politiſche und ſittliche Entrüſtung hinein, ſchützte man edlere Beweggründe vor.

* * *

Wer eine Lüge fortgeſetzt wiederholt, der glaubt an ſie, der iſt bereit, für ſie wie für eine heilige Wahrheit einzuſtehen. Ja, der Fanatismus bemächtigt ſich am öfteſten der unechten Regungen, der Voreingenommenheit und Selbſtſucht. Tiefeingewurzelte Irrtümer ſind nicht leicht zu überwinden; man erneuert den Inhalt des Glaubens nur ſchwer, bloß unter erſchütternden Einwirkungen oder unter einem ſtarken Drucke. Doch der Krieg, der jetzt ſo gewaltige Opfer heiſcht, enthüllt nun der Welt das wahre Oeſterreich-Ungarn, den Staat, der iſt und ſein wird. Das Bild, das ſich den Augen darbietet, weiſt Vielen Züge auf, die ſie nicht vermutet hatten und an die ſie ſich erſt gewöhnen müſſen. Das Fremdartige, Neue wird eben ſelten mit einem Male begriffen, ganz beſonders, wenn ſich der Egoismus der Erkenntnis in den Weg ſtellt. Aber ſchließlich ſetzen ſich alle Wahrheiten durch. Auch die gerechtfertigte Anerkennung, die Wertſchätzung der Habsburgermonarchie im Auslande muß ſich durchringen, und ſie wird eine der weſentlichſten Bürgſchaften eines dauernden, glücklichen Friedens ſein.

# Zuſammenhang mit dem Krieg

An einen Künſtler im Feld

Von Hermann Keſſer

Lieber Freund!

Sie haben immer ein ſtarkes Gemüt und einen unerſchütterlichen Glauben an unſer deutſches Daſein und an die Kunſt beſeſſen, und es war klar, daß Sie niemals eines vom andern trennen würden, nicht als Krieger an der Front, und auch nicht als einer, der ſchon vom Tod geſtreift worden und wieder auferſtanden iſt. Aber aus der ſixtiniſchen Madonna, ſo bekennen Sie, würden Sie ſich in der Kampfnot eine Deckung ſchneiden und aus dem Marmor der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Venus von Milo Geſchoſſe hauen — und das, ſo meinen Sie, würde man vielleicht nicht verſtehen? O über ſolche Bedenken! Nur ein Aeſthet, ohne Traum und Blut, der mit dem Scharfſinn allein auf die Suche geht, wird ſie um dieſer Uebertreibung willen verdammen. Der echte Künſtler wird, wenn es ſein muß, aus den edelſten Bronzen Kanonen gießen und — nach dem Kriege, nach der Bejahung neue Werke zeugen. Daß Sie es der Mühe wert finden, noch der Entrüſtung über die Kathedrale von Rheims zu gedenken? Entrüſtete Menſchen ſind immer verdächtig. Wer Recht hat, ſpricht ſachlich, und das zerbrochene gotiſche Rankenwerk ſollte doch nur eines der vielen Symbole für unſere deutſche Barbarei werden. Das war ein Unternehmen der publiziſtiſchen Taktik, um an dem Begriff „deutſche Kriegsführung" zu bauen, etwas für die zappelige Unratbegeiſterung irgend eines Biſſoir-Jean vom „Matin" und für den Markt gewiſſer franzöſiſcher Akademiker; für uns heute ſo nebenſächlich wie nur etwas. Sie ſagen es ja ſelbſt: Das Weſentliche ſind wir. Iſt das Volk, das ſich ſelbſt bewieſen hat und ſich tagtäglich neu beweiſt. Vor allem ſein geiſtiges Schickſal, und nicht die Auffaſſung, die fremde Volksgemeinſchaften von uns haben, darf Künſtlern und Nachdenkern am Herzen liegen. Nur inſofern die Stimmen aus der feindlichen Fremde das eigene Bewußtſein verſtärken, iſt ihrer zu gedenken.

Sie erwähnen franzöſiſche Dichter, die an der Spitze der Pariſer Blätter in Oden und Leitartikeln unſere Nichtswürdigkeit aufdecken — nun Ihre Titel klingen etwas hart. Aber Sie haben an den Wirkungen leiden müſſen, und aus dem Schützengraben heraus iſt ſolche Mundart begreiflich. Außerdem ſind Sie als Maler nicht ſo ſehr zur Abwägung des Ausdrucks verpflichtet. Wir Zurückgebliebenen vermeiden dieſe Töne und nehmen vorläufig an, daß der Deutſchenhaß eine in der Richtung verkehrte Liebe zu Frankreich iſt. Sehen Sie nur näher zu! Das franzöſiſche Schrifttum war ſeit vielen Jahren von der deutſchen Gefahr (und ihrer Abwehrform, der deutſchen Minderwertigkeit) verfolgt. Nicht einmal ein ſeltener Geiſt der franzöſiſchen Vergangenheit wie Maupaſſant iſt frei geweſen. Was hat ſich nicht während des letzten deutſch-franzöſiſchen Krieges Edmund von Goncourt alles einreden laſſen und in ſein Tagebuch eingetragen! Dieſe Deutſchfeindlichkeit iſt eine franzöſiſche „Inſtitution". Man ſollte über dergleichen ruhig ſprechen, es ſo gegenſtändlich wie möglich nehmen, wie die tapferen franzöſiſchen Heere und Feſtungsgürtel, die man bekämpft und nicht ſchilt. Freilich, bei uns gibt es keine entſprechende Erſcheinung, und darum kommen ſo viele der Unſerigen mit dem franzöſiſchen Gedankengang nicht zurecht. Unſere nationale Idee war und iſt immer auf dem deutſchen Grundriß betrachtet worden. Unſere Buſſole wies nach ihnen. Die Franzoſen gaben auf alle Fragen die verbiſſene Antwort: „Die furchtbare deutſche Armee . . . Elſaß-Lothringen". Sie ſahen ihr Schickſal endgültig



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch das deutſche Nachbarland beſtimmt. Das Beiſpiel hat ſo gewirkt, daß Italien nachkam und den Schwerpunkt ſeiner völkiſchen Sehnſucht ebenfalls draußen zu finden glaubte. Für uns Künſtler kommt in Betracht, daß in beiden Ländern die Dichtung mithalf, jene Menſchen, die das ſicherſte und leidenſchaftlichſte Empfinden für die Not und Erlöſung eines Volkes haben müßten.

(Auf Ihre Erkundigung nach d'Annunzio nebenbei: Dieſer Mann iſt ganz aus franzöſiſchem und engliſchem Eigentum, und dieſen Völkern, bei denen es viel zu holen gab für ihn, immer zugetan geweſen. Schlagen Sie Maupaſſant auf! Den liebt er ſo, daß er ihn einmal wortwörtlich abgeſchrieben hat! Suchen Sie bei Oskar Wilde! Sie werden ſehen, wie ſtark d'Annunzio darin iſt, aus des Briten — gewachſener — ſenſitiver, dekorativer, geiſtreicher Art zu lernen und ſie mit Maupaſſants Seelenwiſſenſchaft zu miſchen. Zu dämoniſchen Konfitüren auf ethnographiſcher Unterlage. Glauben Sie nur nicht, daß jedes Volk die Befeuerer hat, die es verdient! Die Italiener verdienten einen beſſeren Trompeter!)

Was uns ruft, zu vergleichen, das iſt die nationale Lebenslogik der beiden romaniſchen Stämme. Wie kommt es, daß Poeten dafür zu haben waren, dieſe Logik zu beſingen, auch Zarte und Unverdächtige? Poeten müßten es vor andern wiſſen: Der Kunz, der nur deshalb nicht mit ſich fertig wird, weil eben immer wieder der Hinz ... der Meier, der ſeinen Lebensgang immer durch den Huber verpfuſcht ſieht. Irgendwie ſind ſie auch ſonſt trüb und krank, und es iſt nicht nur der Hinz und der Huber. Sie irren ſich, ſie ſuchen nach einer Ausrede. Aber man muß ihnen Teilnahme erweiſen, wenn ſie durch Tat und Opfer gegen ihre Widerſacher „proteſtieren", wenn ſie aufhören, ſich mit dem Gerede zu begnügen. So ſteht es — menſchlich und völkiſch. Nationen ſind doch — zumal in Kriegszeiten — eine ungeheure menſchliche Einheit. Gleichviel ob ihr Tatgedanke aus einem Krankheitsbazillus oder einem Fruchtkeim gewachſen iſt: Sie ſind ganz und gar nichts lächerliches oder verächtliches mehr, ſobald ſie ihr Leben einſetzen.

Dichtern und Künſtlern obliegt dies Nachfühlen. Sie ſind die Konfliktreichen, die Konfliktkundigen. Sie hauptſächlich ſind von der Unzufriedenheit über Zuſtände im tiefſten erfüllt, und wollen aus ſchmerzlicher Reibung Sinn, Zuſammenhang und Geſtalt des Lebens deuten. Jedes ernſte Zerwürfnis, jedes Aufgebot der innerſten und äußerſten Kraft, iſt ihnen ein Zeichen für die Geſetzmäßigkeit allen Geſchehens. Ob der Einſame mit der eigenen Pſyche ringt, ob Nationen im Kampf ſind: Allgemein Menſchliches kommt dabei zur höchſten Entfaltung und zwingt zu einer menſchlichen Betrachtung. Großartige Vorbilder aus dem Altertum ſind auf uns gekommen, der Heerführer Xenophon und Julius Cäſars Schriften über ihre Feldzüge, in denen alles Feindliche mit bedeutender Würde und Ruhe, und ohne jeden Schimpf geſehen iſt. Nur mit dieſem Verfahren läßt ſich feſtſtellen.

Wunderliche Unterſuchungen ſind angeſtellt worden, um den maßloſen Haß und Zorn der europäiſchen Mehrzahl gegen das deutſche Weſen zu ergründen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geſchäftliche Urſachen zugegeben, aber alles das hat — und da treffe ich mich mit Ihnen, und gilt die Mathematik der Nationalökonomen nur halb — ſeine geiſtige Wurzel. Wir kämpfen wahrſcheinlich doch letzten Endes um unſere deutſche Lebensreligion, und weil man ſich an ihr geärgert hat, konnten ſich einige Kabinette, denen wir an Geſchicklichkeit nicht ebenbürtig waren, gegen uns binden. Die feindlichen Völker zu überzeugen, war nicht genügend Zeit, Erfahrung und Einſicht vorhanden. So blieben wir unerkannt. Aus den Tönen der Gegner iſt dieſer Schluß zu ziehen, bei denen jetzt die Einwände gegen die geſamte deutſche Lebenslinie und Lebensauffaſſung unaufhörlich, wie geſchäftige Blaſen auftaumeln und in die europäiſche Luft losgelaſſen werden. Eine Beeinträchtigung und Erſchwerung des Lebens hat man aus einer Ueberwucherung der Welt mit unſerer Daſeinsform gefürchtet.

Trotzdem ſollten wir nicht ausſchließlich glauben, man hätte ſich nur an unſerem unbedingt ſtarken Arbeitstrieb und unſerer unternational bemerkten Fähigkeit für eine zweckmäßige Organiſation geſtoßen. Nie und nimmer! Hier beginnt eben die Tragik und wird dieſer grenzenloſe Krieg, den wir führen müſſen, der Abſchluß eines Vorgangs, der das treue Abbild einer richtigen Tragödie iſt. Alles iſt vorhanden: Eine ragende Kraftgeſtalt, die gegen ihren Willen mit den Mächten der Umwelt in Konflikt kommt; die Szenen, in denen man aneinander vorbeiredet; des Helden tragiſch-antithetiſcher Vierſchröter-Glaube an die Gutheit der Gegner; künſtliche Schatten, die ſich diaboliſch vergrößerten; Schlingenwerfen und Maskenſpiel; Mißverſtändnis, Zwang, unerbittliches Schickſal. Wie in der Tragödie haben äußere Umſtände auf die Kataſtrophe geſchnürt. Die Einrundung wurde vollendet, es ſollte nicht Friede ſein, die Vergiftung der Seelen waren nicht mehr durch ein Erkennen zu heilen. Ein Unhold hatte das Verderben aufgeſammelt und wollte es in Quadern uns aufs Haupt ſchleudern. Wir ſtanden wie verſteinert, auf einer Erde, die ſich aufgeriſſen hatte, um uns zu verſchlingen, unter einem Himmel, der plötzlich fahl und voll von Geſpenſtern iſt. Inmitten dieſer zyklopiſchen Unheils-Architektur haben wir uns zum Kampf rüſten müſſen, zu einem Kampf, wie ihn noch kein Volk der Welt kämpfen mußte.

Sie ſprechen aus, was viele denken, wenn Sie die Deutung der Kriegsnotwendigkeit durch B i o l o g i e belächeln. Denn in dieſer Tragödie, die gemeint iſt, gibt es wahrlich eine S c h u l d. Schuldig ſind in zweiter Linie die Falſchſeher und die Fälſcher, und in erſter Linie die freiwillig Blinden, die uns nie entziffert und gewertet haben. Hier liegt es. Auf die feige und überflüſſige Rechtfertigung des Krieges als Naturgeſetz wollen wir verzichten! Wir ſind auch ohnedem mit dem Recht geſegnet! Anders denn Baum, Stein und Tier iſt der Menſch, das Gehirn- und Seelenweſen im höchſten Grade für ſein Tun verantwortlich.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir haben am wenigſten Veranlaſſung, uns in dieſem Krieg als unverantwortliche Triebgeſchöpfe zu betrachten. Das wäre die wahre naturwiſſenſchaftliche Philoſophie, der verderblichſte Materialismus: Sich dem biologiſchen Fatum auszuliefern und Erkenntnis und Heiligkeit einzuſargen! Oder wird das neue Europa, das Ende der Schlachten auch biologiſch erreicht werden? Oder nicht doch, weil man einſehen wird, daß der deutſche Anſpruch auf Arbeit und Boden auch von keiner Koalition beſtritten werden kann und durch den Nachweis der ſtärkſten und widerſtändigſten Lebensbeſchaffenheit erhärtet iſt? Nicht die Biologie, das Zeitmaß der richtigen Meinungsbildung, das Verlöſchen der wie eine politiſche Welt-Gründung ins Werk geſetzten Deutſchfeindlichkeit wird nächſt den deutſchen Waffen die Form der europäiſchen Zukunft entſcheiden.

Denn nicht etwa ein „phyſiologiſcher Defekt“ bei Engländern, Franzoſen und Ruſſen hat verhindert, daß man uns erkannte. Es beſtand der Wille, das Mißverſtändnis um jeden Preis durchzuführen und auf möglichſt viele Volksgemeinſchaften auszuſtreuen. An ſyſtemvoller, zäher Hartnäckigkeit ſcheint gegenwärtig Frankreich immer noch die Spitze zu haben. Sie nennen, mein Freund, ſelber den Grund: „Seine ſelbſtgewollte Wunde iſt die breiteſte, ſeine Enttäuſchung die bitterſte“. Darum werden die Lichtträger dort die ſchwerſte Arbeit haben. Wären ihrer nur mehr auf franzöſiſcher Erde, die mit uns ſo vertraut ſind, wie wir mit ihnen! Man wüßte dann dort, was Sie immer behauptet haben: „Daß noch kein Ausländer am deutſchen Volkskörper eine Krankheit, einen Weichteil, einen unſympathiſchen Zug entdeckte, worüber nicht ſchon Deutſche geklagt, geweint, gehöhnt und gelacht haben.“ Darüber hinaus wüßte man dann, daß wir die Leute ſind, uns ſelbſt mit einer Rückſichtsloſigkeit ins Auge zu ſchauen, die man in Frankreich nicht ahnt; man wüßte überdies, daß wir die Begriffe freiheitliche Entwicklung und politiſche Kultur mit der uns eigenen Gründlichkeit durchaus unter uns abmachen, und nicht von einem Volke zutragen laſſen wollen, das die Welt mit ihrem Haß gegen uns angezündet hat; ja man würde ſelbſt inne werden, daß gerade dieſer Krieg, dieſer für unſere nationale Geiſtigkeit ſchöpferiſche Krieg uns Stufe um Stufe in der Volkwerdung emporträgt.

Wir fanden uns auch früher, verehrter Freund, in nationalen Dingen zuſammen. Erinnern Sie ſich noch, wie wir uns oft in einer ſeltſamen Erwartung und Dämmerung hinleben fühlten, und Ausſchau hielten? Es war nie unſere Sache, Tag um Tag vergnügt und ſatt zu ſein. Auf dieſe Dämmerung iſt die Dunkelheit des Krieges gefallen, die ſchaffende Finſternis, in der ſich aller Augen am meiſten anſtrengen, um ſehend zu werden. Jetzt wurde uns durch die Geſchichte, die noch Gegenwart und nicht zu Ende geſchehen iſt, eine neue Hellſäugigkeit und Selbſterkenntnis geſchenkt. Wir ſahen wohl zuerſt um uns. Es

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

galt unſere Rettung. Wir ſahen aber auch an uns herab und prüften uns nach. Die Fracht von Gewichten, die wir entweder verwandeln oder abwerfen müſſen, den Augenblick für unſere Selbſterneuerung fühlten wir — ſchon in der Aufmarſchſtunde. Ja, wenn dem nicht ſo geweſen wäre, wenn uns wirklich nichts mehr zu wünſchen übrig geblieben wäre, wenn wir uns mit dem tauſendmal gebenedeiten wirtſchaftlichen Aufſchwung, mit der Fülle und dem Glanz des äußeren Lebens zufrieden gegeben hätten: Dann würde uns Künſtler und Grübler der Krieg ſicherlich als die fürchterlichſte aller Schickungen geſchreckt und in Verzweiflung gejagt haben. Als ein Ungeheuer von Sinnloſigkeit wäre er erſchienen. Er verſprach, unſerem Drang ins Klare Luft und Raum zu geben, und Dichter haben ihn faſt ohne Ausnahme als ein Mittel zur Erfüllung gegrüßt. Ueber den Krieg als Selbſtzweck zu jubeln, wäre ein Verbrechen an allen Menſchenrechten, deſſen Dichter zuletzt fähig wären. Dem Volksheer, dem Volk, der nie geſehenen Einmütigkeit des völkiſchen Denkens galt der Gruß unſerer Beſten. Darum die Ueberſchwänglichkeit, das ſtolze Feuer. Das kommende Deutſchland, ſeine ſichere Bekundung auf den Schlachtfeldern ſpürte man. Das geheime Geräuſch der Schwerter war, daß ſie klangen, um den Acker für neue vaterländiſche Frucht zu beſtellen. Und wie iſt geworden, was man verheißen hatte! Wie iſt dieſer Krieg, allen kriegeriſchen Begebenheiten der Vergangenheit unähnlich, eine Volkstat geworden! Nur ein einziges Bild für den Kämpfer gibt es: Maſſen, verſchmolzene Maſſen, rieſige Maſſen; mächtige Phantaſien von nahezu kosmiſchen lebendigen Wällen, von Menſchenmauern, die ſich der Ueberſchwemmung entgegenſtemmen, von Türmen, an denen die anbrandende Flut bricht; und innerhalb dieſer Soldatendämme wiederum Maſſen, durch Millionen von Händeketten mit den Kriegern verbunden; alle, alle in Bewegung, um Korn und Eiſen zu leiſten und Wunden zu ſtillen. Geſtalten glänzen auf, einzelner Ruhm leuchtet hin, und bleibt Sinnbild für das Ganze: Die treuen und harten Wälle und Türme der Ungenannten, des Volkes. Sie ſind es! So ſtellt es ſich dar.

Daß Sie ſich — einer von den Kriegern Namenlos — als Künſtler nicht verloren haben, macht mich glücklich. „Nie vergaß ich meiner Herkunft, nicht in der Oede und nicht im Tumult, nicht in der Qual und nicht im Taumel. Nie war ich gehobener als in jenem Augenblick, der mir zeigte, wie Sturm und Stahl der Soldatenſeelen, heldiſche Gefaßtheit und Bereitſchaft zum Untergang von Kunſt und Dichtung mitgeſchaffen ſind. Die höchſten künſtleriſchen Gebilde und die heroiſchen Opferſtunden ſind Geſchöpfe derſelben Ergriffenheit. Nicht Verſtand und Erwerb, das reine Empfinden, eine myſtiſche Getragenheit läßt ſie erſtehen. So wahr es iſt, daß die Menſchheit nichts von der ſteigenden und ſinkenden Sonnenherrlichkeit gewahren würde, wenn ihr nicht die Künſtler die Augen aufgetan hätten, ſo wahr iſt: Wenn nicht in den Zeiten



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der lauen Dämpfe die Kunſt die Gluten der Seelen geprieſen und die Menſchen gemahnt hätte, für Nacht und Tod gerüſtet zu ſein, unſere Geldverdiener und Geldausgeber, unſere Geſchäfts- und Genußmenſchen hätten für die Schauer und Wonnen des Opfers, für die Leidens- und Siegesberauſchtheit längſt erkalten müſſen. Bewußtheit allein bildet uns zu freieren und ſtärkeren Menſchen aus, zu Kämpferſeelen, die von keiner Vernichtung wiſſen. Sie ſchenkt uns die Verbundenheit mit dem All, den Glauben an unſere Unzerſtörbarkeit."

Das ſind Worte, die Ihnen zu danken ſind. Gibt es doch ſolche, die auf ihrem Weg immer nur bis zum Kieſel ſchauen können, und meinen doch dieſe, im Kriege ſei die Wirkung der Kunſt aller Zeiten ausgewiſcht und vertagt, als ob ſich heute die Hochgefühle ohne die Sehnſucht nach edler Form mit dem Leben ſelber dahinzutragen vermöchte. Es iſt dasſelbe Geſchlecht, das ſich durch die ernſte Kunſt in der vorletzten Zeit nicht aus ſeiner bequemen Blickloſigkeit aufſtören laſſen wollte, das ſich in ſeiner Angſt vor der Unruhe der Denkenden auf ſein Recht zur Ruhe, zur Verſchlafenheit berief, und mit dem grundloſen ewigen Lachen befreundet war. Möge heute lachen, wem es gelüſtet! Möge lachen, wer ſo lange traurig war, daß er ſich im Lachen der Geneſung und Freude zurückgibt! Solches Lachen iſt heilig. Den billig Heiteren aber war es beſchieden, ungeleitet von allen Tröſtungen in die Prüfung dieſes Krieges hineingeſpült zu werden. So ſcheint Ihr Satz auszulegen: „Bedauernswert alle, die leer an Gefühl in dieſe Zeit treten mußten".

Im Namen jener Kunſt, die an der richtigen Gefühlserziehung mithalf, wäre hinzuzuſetzen, daß ſie hoffentlich nachträglich von allen erfaßt wird, die ihr nicht rechtzeitig nahten. Es iſt nie zu ſpät, gläubig zu werden. Lange Jahre hielten die Menſchen des kurzen Blicks Schrifttum und Malerei den nationalen Fragen abgewandt. Unſere Künſtler wurden verdroſſener und düſterer Bahnen beſchuldigt. Heute ſcheint es zu tagen. Nicht die unverwüſtlich Sonnigen, nicht die bengaliſchen Feuerwerker, denen es Gewerbe war unſer Leben, wie es ſchließlich dahinglitt, mit einem täuſchenden Rechenexempel in ſeiner unumſtößlichen Vortrefflichkeit zu beſtätigen, nicht ſie ſind es geweſen, die uns geiſtig mannbar erhalten haben. Und was die Kundgebungen von vaterländiſchem Gepräge in der Kunſt betrifft: Bei den Tüchtigen, denen das Vaterland kein Inſtrument zu erfolgreichen Weiſen iſt, verſtand ſich die Vaterlandsliebe wie das Moraliſche von ſelbſt. Sie ſprachen ſo wenig davon, wie von der Neigung zur Frau, zu den Kindern, zur Scholle. Sie verſuchten, ſtatt uns patriotiſche Fanfaren vorzublaſen, im innigſten Glauben an die Forderungen der Zeit die Gewiſſen zu ſchärfen. Aus der Qual und Unraſt innerer Geſichte wollten ſie das deutſche Volk mit Ernſt und Geſinnung beſchweren. Goethe und Schopenhauer gingen ihnen voran. Friedrich Nietzſche ging ihnen voran, der letzte große Deutſche, der gigantiſche Prophet und Wegweiſer. Durch die Erfahrung dieſes Krieges

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist er noch über das Grab hinaus größer geworden. Diese Deutschen und ihre Gemeinde sind die echten Patrioten und Führer, sind diejenigen, die das seelische Deutschland gerüstet haben, daß es im Innersten reif wurde für die gewaltigste kriegerische Tat aller Zeiten und aller Länder. Ihnen die Ehre! Unsere Zukunft aber wird sein — und dies scheint nun eine Antwort auf Ihre inhaltsschwere Frage — daß Männer aus dem Fleisch dieser Deutschen im künftigen Vaterland die Fahnen tragen. Wir steigen — wer zweifelt? — und werden uns, liebster Freund, unter einem schimmernden Licht wieder begegnen. Geschrieben, als sich der Krieg jährte.

# Die flämische Frage

## Von Adolf Schmidt-Godesberg

Belgien trennte sich 1830 von Holland. Für die Mehrzahl der „Belgier", die Flamen, begann nun eine schmerzliche Zeit sprachlicher und politischer Unterdrückung. Die belgische Regierung glaubte um so mehr zu diesem Vorgehen berechtigt zu sein, als der Flame als Freund des Hauses Oranien galt.

Die Staatssprache wurde französisch. Wer nicht französisch sprach, konnte kein Amt bekleiden. Die wallonischen Beamten in Flandern brauchten jedoch die Sprache der Landesbewohner nicht zu kennen. Alle Gerichtsverhandlungen fanden auf französisch statt, alle Eingaben an Staat oder Gemeinde mußten auf französisch abgefaßt sein, der Unterricht in allen Schulen mußte französisch sein.

Der Flame fühlte sich als ein Fremdling im eigenen Lande. Anders denkende und anders sprechende Menschen herrschten über ihn. So entstand die flämische Bewegung.

Die ersten „Flamingants" (so nennen Franzosen und Wallonen die Anhänger der flämischen Bewegung, während die Flamen ihre franzosenfreundlichen Landsleute „fransquillons" nennen) waren einige Gelehrte, die unter dem holländischen Regime (1815—1830) eine niederdeutsche Bildung erhalten und ihre niederdeutsche Gesinnung bewahrt hatten. Aber ihr Einfluß war ohne

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bedeutung. Erst als Hendrik Conscience 1837 sein Buch Int Wonderjaer geschrieben hatte und nun den Flamen eine Literatur schuf, da erst begann auch das Volk seine Geschichte zu kennen und sich für die flämische Sache zu erwärmen.

War anfangs die flämische Bewegung rein literarisch gewesen, so betrat sie nun auch das politische Gebiet. Seit den 70er Jahren ist Flämisch als Gerichts- und Verwaltungssprache zugelassen; von 1917 ab sollten alle Offiziere zweisprachig sein. Aber der Fortschritt auf sprachlichem Gebiet war zunächst sehr gering, im Gegenteil, es ging sogar rückwärts, oder vielmehr, es geht dauernd rückwärts mit der flämischen Sprache. Besonders in den Städten hat das Französische Boden gewonnen.

Die Praxis befolgt eben die Gesetze nicht! Und doch sind unter den 7½ Millionen Belgiern 4½ Millionen Flamen. Unter diesen Umständen darf man wohl mit Recht behaupten, daß die Flamen nicht ganz unschuldig an der Gestaltung ihres Schicksals sind. Es sind vor allem die führenden Klassen, die Großkaufleute, die für die Verfranzung eintreten. Diese wird nun noch durch den Umstand begünstigt, daß das Industriegebiet rein wallonisch ist. So hat der wallonische Arbeiter keine Gelegenheit und kein Interesse, flämisch zu lernen, aber der Flämische wird gezwungen, etwas französisch zu lernen, wenn er dort Arbeit sucht. Aber nicht nur die Vertreter von Handel und Industrie, auch die höhere Geistlichkeit ist französisch gesinnt. Mercier, Kardinal von Mecheln und Primas von Belgien, gilt mit Recht als „een ware apostel der verfransching". Segensreich könnte an seiner Stelle ein flämischer Bischof wirken!

Die Abneigung der oberen Klassen gegen das Flämische ist sehr alt. Sie beginnt unter der burgundischen Herrschaft (1384) und hat unter der österreichischen keine Hemmung erfahren. Schon damals war das Beamtentum französisch. Man ahnte damals noch nicht, welchen politischen Machtfaktor die Sprache darstellt.

Die Quelle aber, aus der die Abneigung gegen die flämische Sprache immerfort genährt wird, ist die S c h u l e.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In rund 7800 belgischen Schulen kann man französisch, in nur 3400 flämisch lernen. In den städtischen Volksschulen Flanderns erhalten die Kinder vielfach schon 4 Stunden Französisch in der untersten Klasse, in der nächsten Klasse 5 Stunden, und in den folgenden Jahren den gesamten Unterricht auf Französisch.

Die Gymnasien haben samt und sonders französischen Zuschnitt. Charakteristisch für den Geist der bischöflichen Gymnasien ist der Erlaß vom Jahre 1906. Hier wird nicht die Muttersprache als Unterrichtssprache gefordert, sondern das Französische: „Es ist notwendig, daß die Sprache des Unterrichts in den sogenannten Hamaniora eine internationale Sprache sei; in unserem Lande (also auch in Flandern!) kann dies nur das Französische sein." — Die belgischen Bischöfe werden nicht bestreiten können, daß wir vom sprachlichen und logischen Standpunkte aus mit größerem Recht in Flandern die deutsche Sprache statt der französischen empfehlen!

Nicht nur die Sprache, nein, der ganze Geist des Unterrichts ist französisch. Von einem Lesebuch, das an den belgischen athènées (staatlichen Gymnasien) gebraucht wird, behauptet Segers, man könnte meinen, es sei für Pariser Lyceen geschrieben. Außer einem Gedichte „la Belgique" ist in dem ganzen Buche von Belgien, seiner Kunst und seiner Geschichte, keine Rede. „Es kann keinem Zweifel unterliegen, schreibt Jostes*), daß der Geist der Gymnasien es gewesen ist, welcher die gebildeten Belgier ihrem eigenen Lande, ihrer eigenen Geschichte und ihrem eigenen Wesen entfremdet hat."

Auch das Heer ist in der Praxis französisch, wenn auch jeder Offizier das Flämische erlernen soll. Die Kenntnis dieser Sprache bei den Offizieren besteht meist nur in ein paar Schimpfwörtern, die den flämischen Rekruten an den Kopf geworfen werden.

Die weibliche Erziehung ist noch französischer als die männliche. Und gerade deshalb hat die flämische Bewegung so wenig Erfolg,

*) Jostes, Die Vlamen im Kampf um ihre Sprache und ihr Volkstum. Ferner: Oßwald, Zur Belgischen Frage; Picard, Vlandern na den Oorlog.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weil die Frauen, besonders die der „Gesellschaft", französisch gesinnt sind. „In den Nonnenschulen, schreibt der Flame Prenau, geht es erbärmlich zu; die Nonnen sind unbestreitbar die gefährlichsten Französiererinnen des niederländischen Volkes" .... „Das Flämische gehört in die Küche und den Viehstall, es paßt für die Waschfrau und den Pferdeknecht. Wenn man die flämische Jungfrau fragt, ob sie flämisch könne, antwortet sie: Un peu."

Auch die flämische Presse blieb rückständig. Literatur und Wissenschaft waren französisch, keine einzige allgemeine flämische Zeitschrift konnte am Leben bleiben. Edmond Picard nannte die Absicht, in Gent eine flämische Universität zu gründen, une brutalité, une violence inouïe. Maeterlinck sah den Flamingantis an als une mauvaise et même criminelle plaisanterie.

Trotzdem kämpfte der Flame immer noch für seine Sache, aber mit dem Mute der Verzweiflung, nicht mehr mit froher Hoffnung.

Da kam der Krieg.

Mit der Unterdrückung des Flämischen durch das Französische könnte es zu Ende sein. Welche „internationale" Sprache soll nun der Flame (statt des Französischen) lernen, um den Anschluß an eine große Kultur zu finden? Das Holländische ist weder eine Weltsprache, noch vermag der Flame ohne viel Mühe und Studium es zu lernen. Der wallonische Knabe, der Französisch lernte, lernte eine Weltsprache; aber der flämische, der Niederdeutsch lernte, nicht! Das war und blieb die schwache Seite der flämischen Bewegung. Wird der Flame dies einsehen und Anschluß an die deutsche Sprache und Kultur suchen?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Heldeninterview

Von Max Adler

Als er in der kleinen Stadt ankam, war gerade die Abenddämmerung hereingebrochen. In grauen Umrissen standen vor ihm die alten Giebel und Türme, die ruhig, wie von Ewigkeit her, in den Abendfrieden versunken schienen.

In dem beleuchteten Fenster eines Wirkwarenhandels hing eine Vermietungsanzeige. Er trat in den Laden. Drinnen saß eine blonde stattliche Frau, mit einer Stickarbeit beschäftigt. Ob man das Zimmer sehen könne? Er sei Berichterstatter des Weltblattes „Rotarekord" und habe die Absicht, während der Festtage anläßlich der Enthüllung des Andreas Hofer-Denkmals hier in Stubing zu logieren. Da wär' er schon am richtigen Ort, erwiderte sie. Das Haus sei eigentlich für Sommergäste berechnet. Aber jetzt, in der Kriegszeit, stehe es ganz leer. Nur sie und ihr Mann wohnten darin. Der wär' aber heut' über Land, von wegen einer Hypothek; denn mit dem Geschäft gehe es jetzt auch nicht mehr so gut wie früher.

Sie führte ihn durch eine Hintertür über einen altertümlichen Hof, eine Holztreppe hinauf, dann über einen langen, finstern Korridor. Die Stube hatte eine sehr niedrige Decke und roch etwas muffig. Aber sie war mit allerlei Stimmungsfaktoren, wie aktuellen Farbendrucken, Waffen, zerschlissenen Fahnentüchern und sonstigen Reliquien aus der Zeit der tiroler Freiheitskämpfe dekoriert und so für den vorliegenden Anlaß das gegebene Hotelzimmer. Der Stadtkapellmeister habe früher hier gewohnt, sagte sie, und gleich am Ende der Gasse, auf dem Hauptplatz, stehe das neue Standbild Andreas Hofers. Der Stadtkapellmeister komme übrigens häufig zu Besuch. Und überhaupt: was das gesellschaftliche Leben in Stubing anbelange —

Er verabschiedete sie und machte es sich bequem. Das gesellschaftliche Leben in Stubing interessierte ihn zwar mangels sonstigen Stoffes ungeheuer. Aber zunächst einmal hatte er die Absicht, sich gründlich auszuschlafen. Für „Lokales" und „Vermischtes" war er erst von morgen ab zu sprechen.

Morgen!.... Da begann ja die große Stubinger Festwoche! Die Zeit hoher Erinnerungen an den zähen, glorreichen Bauernkampf gegen den welschen Erbfeind, das langersehnte Manövrierfeld seines journalistischen Ehrgeizes!....

Im gegenüberliegenden Hofgebäude ward plötzlich ein Zimmer erhellt. Die Hauswirtin saß am Klavier. Hinter ihr stand ein eleganter, etwas massiver

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herr, der ein Notenblatt in den Händen hielt. Obzwar sich außer ihnen niemand in der Stube befand, waren ihre Mienen und Bewegungen doch so abgemessen und einstudiert, als belauschte sie ein Schwarm von Gästen. So weit sich das Musikstück mit dem Auge erraten ließ, konnte es sich nur um Koschat oder Abt handeln: Der Herr trug einen peinlich genauen Provinzfrack und war im Gesicht ganz rot von der Anstrengung des Singens.

Das war wohl der Stadtkapellmeister, sann der Ankömmling, als er schon im Halbschlummer lag. Nun, es würde ihm — falls er es überhaupt darauf anlegte! — nicht schwer fallen, den plumpen Provinzialen bei ihr auszustechen. Eigentlich war sie ja riesig nett, hatte sogar gepflegte Hände, wie man sie in dieser rauhen Gebirgsgegend garnicht vermuten sollte. (Uebrigens: das mit den manikürierten Händen der Stubingerinnen mußte unbedingt in den Bericht!..... Unbedingt!..... Gerade diese anscheinend nebensächlichen, wie im Vorübergehen gepflückten Details sollten den Hauptreiz der Darstellung bilden!).

Um Mitternacht hörte er das Haustor dröhnend ins Schloß fallen. Ein Wagen fuhr in den Hof. Der Mann war offenbar zurückgekehrt. Ein paar schwere Stiefel polterten über die Holztreppe hinauf, und eine melancholische Gemütsverfassung, die zweifellos auf ätherische Einflüsse zurückging, machte sich in Schnadahüpferln und musikalischen Reflexionen Luft.

(Auch das mußte in den Bericht, notierte der Fremde im Einschlummern mit dem Füllfederhalter seiner stets wachen Kombinierungskunst: die Tragik des untergehenden Kleingewerbes, ins Volkspoetische transponiert . . . .).

Gleich darauf wurde die Tür aufgerissen. In dem matten Schein, der aus der Halbhelle des Zimmers und der Finsternis des Korridors zusammenfloß, stand ein untersetzter, breitschultriger Mann in einer Lodenjoppe, mit pechschwarzem Bart und funkelnden Augen, die den Fremden durchdringend musterten. Dieser hatte die feste Empfindung, diesem Gesicht schon irgend einmal begegnet zu sein. Endlich wußte er es: so sah Andreas Hofer aus ..... hatte der aber auch einen Wirkwarenhandel betrieben? .... Doch gleichviel: er stand leibhaftig vor ihm .....

Der Mann erhob seine Stimme:

„Was toan denn sö dahier?" begann er.

„Ich bin Berichterstatter des Weltblattes „Rotarekord". Ihre Frau Gemahlin hat mir doch heute abend das Zimmer vermietet!"

„Aha ..... mei' Frau Gemahlin!" sagte Andreas Hofer in einem Tone, als hätte er die Bestätigung eines lange gehegten Argwohns in Händen. Dabei trat er einen Schritt vor und schlug die Tür hinter sich zu, daß die Fensterscheiben erdröhnten und der Kalk in den Hohlräumen der Wand herabkollerte.

Langsam und feierlich — so als gälte es eine schwierige chirurgische Demonstration — begann er mit der landesüblichen Zeremonie des Aermelaufkrämpelns

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ja pardon!“ versuchte der Gast grundsätzlich zu opponieren, „mit welchem Recht dringen sie überhaupt hier bei mir ein?“

„Was pardon!? ..... Nix pardon! .... A Watsch'n krieg'n s'!“ schrie Andreas Hofer. Und die schwere, massige Gestalt schob sich noch tiefer ins Zimmer hinein. Der Fremde sah nichts als die funkelnden Augen, den breiten Zimmermannsbart und zwei kolossale Hände mit wülstigen Fingern ..... Er versuchte sich zu erheben, um Widerstand zu leisten. Aber in ohnmächtiger Starrheit sank er immer wieder in die Kissen zurück.

Plötzlich überkam ihn ein befreiender Gedanke, so daß er ganz still dalag, das Gesicht von einem erwartungsvollen Lächeln verklärt. Welch ein seltenes und denkwürdiges, einzigartiges und historisches Erlebnis, von einem Manne wie Andreas Hofer — durchgeprügelt zu werden! Er war zwar nicht gerade zu diesem speziellen Zwecke hierhergekommen, und die versagte Erlaubnis, seine Talente auf den herkömmlichen Kriegsschauplätzen entfalten zu dürfen, hatte ihm bereits jegliche Hoffnung auf ein Heldeninterview benommen; aber da sich nun gleichwohl eine günstige Gelegenheit darbot, so müßte er ein Narr sein, sie unbenützt entwischen zu lassen! ..... Welche Riesensensation, wenn es morgen im „Rotarekord“ hieß: „Unser Spezialkorrespondent in Stubing übermittelt uns auf Grund persönlicher Begegnung und Rücksprache das folgende sensationelle Interview mit dem bekannten Freiheitskämpfer Andreas Hofer .....“ Oder: „Aus Stubing geht uns eine Nachricht zu, die nicht verfehlen wird u. s. w. .....

Und Lengsfeld vom „Morgenherold“ bringt bloß einen trockenen, schäbigen Stimmungsbericht. Haha! „Stimmungsbericht!“ Was weiß der von „Stimmungen“!? ....

Und in fieberhafter Spannung dem Augenblick der Attacke entgegenharrend, fühlte er sich plötzlich von einem krampfhaft-frohen, triumphierenden Lachen durchschüttelt.

Davon erwachte er.

## Unsere Stimmen im Ausland

In richtiger Erkenntnis der Nachteile, die unser viel zu wenig ausgebauter ausländischer Nachrichtendienst und das Versagen der Mittel und Wege, Aufklärung und Einfluß in der öffentlichen Meinung der Fremdländer zu gewinnen, uns während des Weltkrieges eingebracht haben, hat der Reichsverband der deutschen Presse in seiner jüngsten Berliner Kriegstagung diese Fragen als dringend reformbedürftig erklärt.

Als das große Kesseltreiben gegen die Zentralmächte in's Werk gesetzt wurde, verfügten weder Deutschland noch Oesterreich-Ungarn über gesicherte Berichtsstationen in neutralen Ländern und noch weniger über Kanäle zur Speisung der einseitig von den Gegnern mit erlaubten und uner-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

laubten Mitteln beeinflußten, öffentlichen Meinungen. Das Land der klassischen Organisationsfähigkeit versagte gerade in diesem Punkt, welche Schwäche denn auch von unseren Feinden gründlich ausgenützt wurde.

Einesteils war es der Gegenseite ein Leichtes, unseren Nachrichtenbezug ganz nach ihrem Sinn und Geschmack einzurichten, da unsere Agenturen weder durch gesicherte Berichtsstationen, noch durch entsprechende Vertreter, mit den Institutionen des über den Orient und Okzident gespannten Netzes von Reuter und Havas in Wettbewerb treten konnten. Waren doch im Frieden unsere Hauptagenturen Wolff-Berlin und Tel. Korrespondenzbureau Wien für die meisten Fremdländer, im Kartellweg auf die gegnerischen Quellen beschränkt. Andererseits war an eine rechtzeitige und wirksame Konkurrenz in der Beeinflussung der ausländischen, öffentlichen Meinung natürlich nicht zu denken. Die feindlichen Agenturen schöpften vor Allem aus dem Vollen, das ihnen ihre Heimatregierungen zur Verfügung stellten und hatten überdies gefüllte Kassen und größten Rückhalt bei ihren Gesandtschaften und Konsulaten.

Als Beispiel sei hier nur herausgegriffen, daß die größte und für den gedachten Zweck allein in Betracht kommende deutsche Agentur (Wolff) für den gesamten Orientdienst auf das Wiener Korrespondenzbureau angewiesen ist, das ein staatliches Institut mit beschränktem Budget ist und daher gar nicht mit den Mitteln zu arbeiten befähigt ist, die den Schlüssel zur Erforschung, Aufklärung und Beeinflussung liefern.

Der Reichsverband der deutschen Presse hat die künftig notwendigen Reformen, um unseren Stimmen im Ausland Geltung zu schaffen, in einigen Forderungen zum Ausdruck gebracht. So — Reorganisation des ausländischen Nachrichtendienstes auf breiterer Grundlage, ohne Abhängigkeit von fremden Agenturen, dann Schaffung von Stellen publizistischer Hülfsarbeiter bei den diplomatischen Missionen (Presse-Attachés), endlich systematische Erziehung der Diplomaten in der Benützung von Mitteln und Wegen, um, wenn erforderlich, die ausländische Oeffentlichkeit zu beeinflussen und aufzuklären.

Wenn mir auch scheinen will, daß die offizielle Bestallung eines Presseattachés den Zweck kaum voll erfüllen dürfte, da der amtliche Charakter eines solchen ihm so manchen, sonst gangbaren Weg verlegen dürfte, und sich der Zweck vielleicht in anderem Kleid vorteilhafter erfüllen lassen wird, empfehlen sich diese Anregungen doch der Beachtung der Reichsregierung in hohem Grad. Unsere Diplomaten aber müssen vor allem — in überzeugter Art — die Bedeutung der publizistischen Beeinflussung erfassen und unterstützen. Es schlägt mehr in ihr Fach, als so manche unserer Gesandten und Botschafter sich dies bisher träumen ließen. Und nun den Vertretern unserer Feinde abgucken mußten . . . v. S.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Die Deutsch-Amerikaner

Von Karl Eugen Schmidt, San Francisco

Im August.

Auf der Weltausstellung in San Francisco ist weder das Deutsche Reich noch Oesterreich noch auch nur die Schweiz vertreten, und während Frankreich nicht nur einen eignen, ganz mit Werken der Kunst und des Luxus angefüllten Palast errichtet hat, sondern auch in den gemeinschaftlichen Gebäuden und vornehmlich im Kunstpalast ausgezeichnet vertreten ist, findet man nirgends eine Spur deutschen Geistes und deutscher Kultur. Wenn wir die Amerikaner in dem durch die englischen Verleumdungen geweckten Glauben an die deutsche Barbarei lassen wollten, hätten wir uns nicht anders verhalten können.

Die deutsche Abwesenheit ist nicht durch den Krieg verschuldet. Wäre dies der Fall, dann hätte ja auch Frankreich nicht erscheinen können. Nein, das Deutsche Reich hat die Einladung zur Beteiligung abgelehnt, weil die amerikanischen Hochzölle eine Vermehrung der deutschen Ausfuhr nach Amerika erschweren oder unmöglich machen. Die anderen europäischen Staaten, die sich im gleichen Falle befinden und dennoch in San Francisco vertreten sind, haben sich von anderen Erwägungen leiten lassen, von Erwägungen, die hoffentlich in Zukunft auch für das Deutsche Reich maßgebend sein werden. Als im italienischen Parlament über die Teilnahme an der Ausstellung verhandelt wurde, sagte der Minister San Giuliano, es sei richtig, daß man sich keinen Handelsgewinn versprechen dürfe; man müsse aber bedenken, daß in den Vereinigten Staaten drei Millionen Italiener lebten, und daß das Mutterland die Aufgabe habe, das Band zwischen diesen Ausgewanderten und der alten Heimat zu erhalten und zu festigen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir haben in den Vereinigten Staaten nicht vier Millionen Stammesbrüder, sondern höchst wahrscheinlich fließt deutsches Blut in den Adern von zwanzig, wenn nicht dreißig Millionen Amerikanern. Und doch hat bei uns niemand daran gedacht, daß man diesen fortgezogenen Brüdern gegenüber Rassepflichten hat. Ganz im Gegenteil haben deutsche Behörden sich daran gewöhnt, in den Ausgewanderten nicht nur Fremde sondern gar Renegaten zu sehen, Leute, die man nicht nur nicht anzuziehen und festzuhalten sucht, sondern deren Annäherungsversuche man zurückweist. Natürlich spielen auch andere Gründe mit, aber diese Haltung der deutschen Behörden hat großenteils die Tatsache verschuldet, daß von diesen zwanzig oder dreißig Millionen die gute Hälfte schon vollständig verloren ist für deutsche Kultur, deutsches Wesen und deutsches Wirken. Sie haben die englische Sprache angenommen, und mit der Sprache sind englische Gedanken und Gefühle gekommen.

Die Italiener, die Dänen, die Norweger, die Schweden, alle haben ihren Nationalbau in San Francisco errichtet, um den ausgewanderten Landsleuten die alte Heimat ins Gedächtnis zurückzurufen und das Band fester zu schlingen; die Franzosen haben noch höhere Ziele; sie wollen nicht nur die in den Vereinigten Staaten lebenden Landsleute festhalten, sondern sie gehen auf Eroberungen unter den Anglo-Amerikanern aus, indem sie französische Vereine bilden, Vorlesungen veranstalten und so für die Ausbreitung der französischen Sprache arbeiten. Deutschland allein tut nicht nur nichts; es arbeitet beinahe sogar gegen die Deutsch-Amerikaner, und wenn ein hoher Herr aus Deutschland nach Amerika kommt, schiebt er die huldigend herandrängenden deutschen Vereine beiseite und wendet sich ausschließlich den Anglo-Amerikanern zu. Die Austausch-Professoren hielten Vorlesungen in englischer Sprache für die anglo-amerikanischen Studenten, und wenn die Deutschen im Lande etwas von ihnen wollten, war das ihre Sache.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich hoffe nicht nur, nein, ich bin durchaus überzeugt, daß alle diese Dinge nach dem Kriege der Vergangenheit angehören werden. Der Krieg hat uns nicht nur unsere Feinde, er hat uns auch unsere Freunde gezeigt, und wenn die Beamten des Deutschen Reiches auch nach dem Kriege ihre unfreundliche und zurückweisende Haltung den Deutsch-Amerikanern gegenüber beibehalten und nach wie vor hinter unsern guten Freunden, den Anglo-Amerikanern herlaufen sollten, dann wäre die deutsche Diplomatie und was mit ihr zusammenhängt, wirklich noch schlechter als ihr Ruf.

Das Rührendste, Erhebendste, Tröstlichste und Herrlichste, was in dieser Kriegszeit dem Deutschen im Auslande begegnen kann, ist die Haltung der Deutsch-Amerikaner. Umbraust von dem aus England heranziehenden Meere der Verleumdung, des Hasses und der Lüge stehen sie unbeirrt zum alten Vaterlande, und ihre Ueberzeugung in die Gerechtigkeit der deutschen Sache, in die Unausbleiblichkeit des deutschen Sieges ist so groß, so wunderbar, — wahrhaftig fast größer als im alten Vaterlande selbst! Dort drüben gibt es Kleinmütige, die bang in die Zukunft schauen, in den Vereinigten Staaten habe ich keinen Deutschen getroffen, der nicht felsenfest von dem Siege Deutschlands überzeugt wäre. In deutschen Zeitungen findet man hie und da ein Wort der Kritik oder des Zweifels, in den deutsch-amerikanischen Blättern niemals! Ja, sie gehen noch weiter: in den deutschen Zeitungen darf man, wo es recht ist, auch den Feind loben; in der deutsch-amerikanischen Presse ist das durchaus verboten, da darf kein gutes Haar an den Gegnern Deutschlands gelassen werden — und wären diese Gegner politische Landsleute und säßen sie auf Ministersesseln in Washington oder gar auf dem Präsidentenstuhl im Weißen Hause!

Es ist mir ein Bedürfnis, mir diese Dinge von der Seele zu schreiben: die unermeßliche Liebe der Deutsch-Amerikaner für das alte Vaterland und die oft abweisende Haltung dieser geliebten Heimat. In vielen deutschen Zeitungen habe ich zu vielen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Malen diesen Gegenstand erörtert, und jetzt endlich glaube ich, dank den Erfahrungen dieses Weltkrieges, das Ziel dicht vor Augen und Händen, ja schon erreicht zu haben, dieses Ziel, das dem Engländer ganz selbstverständlich ist, und worin ein Hauptgeheimnis seiner Welterfolge liegt. Für den Engländer gibt es keinen Ausgewanderten; wer England verläßt, bleibt Engländer, einerlei, in welchem Lande er sich niederläßt und welche politische Staatsangehörigkeit er erwirbt. Once an Englishman, always an Englishman, heißt es da, und so soll es in Zukunft auch bei uns Deutschen heißen. Der Deutsch-Amerikaner will gar nicht, daß die Vertreter des Deutschen Reiches ihm bei jeder Gelegenheit den feierlichen Rat geben, vor allen Dingen ein guter Bürger seines neuen Vaterlandes zu werden; er weiß schon selbst, warum er diese Pflichten übernommen hat, und weiß auch, wie er sie zu erfüllen hat. Und was er selbst vielleicht nicht wußte, was ganz gewiß keine Behörde der alten Heimat wußte, das hat er jetzt in diesem Kriege im innersten Grunde seiner Seele erfahren: nur die oberflächliche Schale bei ihm ist amerikanisch geworden, der Kern ist so urdeutsch geblieben, als ob er niemals die Heimat verlassen hätte, — ja, vielleicht könnte man sogar sagen: er ist in der Ferne deutscher geworden, als er daheim geblieben wäre, denn nun ist die Heimat für ihn das Land der Sehnsucht, der seligen Träume geworden.

In Washington kennt man diese Dinge nicht genau, obschon man eine Ahnung von ihnen hat. Für einen Nicht-Deutschen ist es nicht ganz leicht, bis zu den wahren Gefühlen des Deutsch-Amerikaners vorzudringen. Die in der Oeffentlichkeit gehaltenen Reden und die Artikel der deutsch-amerikanischen Presse genügen nicht. Die nämlichen Leute, welche in ihren Leitartikeln und Reden betonen, daß sie unter allen Umständen treu zur Flagge der Vereinigten Staaten halten würden, nehmen es unter vier Augen übel, wenn man ihnen zutraut, zwischen Amerika und Deutschland für das neue und gegen das alte Vaterland zu entscheiden. Und Privatleute, die keine Reden halten und Artikel schreiben,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sprechen sich in einer Weise aus, die ich selbst an diesem Orte nicht veröffentlichen mag.

Aber auf Grund meines vieljährigen früheren Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten und meiner jetzigen Reise, die mich vom Atlantischen zum Stillen Ozean geführt hat, wage ich, die Ueberzeugung auszusprechen, daß eine amerikanische Kriegserklärung an Deutschland einen Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten wahrscheinlich machen würde. Ich sage nicht mit Bestimmtheit: die Kriegserklärung entfesselt den Bürgerkrieg, aber ich bin sicher, daß er kommen würde, insofern der Pöbel oder die Behörden gegen die in den Vereinigten Staaten lebenden Deutschen ein- oder ausschritten. Der deutsche Michel ist Michel hüben wie drüben; er läßt sich sehr, sehr viel gefallen; wenn man ihn aber an die Wand drückt und ihm an den Leib geht, dann wehrt er sich; und er wehrt sich in einer Weise, die seinen Angreifern übel bekommt. Das erleben wir jetzt in Europa, und das würden wir in Amerika erleben, wenn die Leute in Washington so unklug wären, ihre Politik offen und ausgesprochen gegen Deutschland und für England zu richten.

Den Deutsch-Amerikanern oder vielmehr dem Deutschtum in den Vereinigten Staaten hat der Krieg großen Nutzen gebracht. Tausende, die auf dem besten oder schlechtesten Wege waren, sich zu anglisieren, haben sich auf ihr Deutschtum besonnen; Leute, die seit Jahren nur noch englische Zeitungen lasen, sind zur deutschen Presse zurückgegangen; jeder deutsch-amerikanische Zeitungsmann berichtet, daß die Auflage seines Blattes sich verdoppelt hat, die großen Zeitungen der Millionenstädte wie die Wochenblättchen der kleinsten Hinterwäldlerorte. Einen glänzenden Beweis dieser Besinnung des amerikanischen Deutschtums auf sich selbst war der Umzug, den die Deutschen am siebten August in San Francisco veranstaltet haben. Kein Mensch hätte geglaubt, daß die Deutschen hier so zahlreich und mächtig wären, wie sie sich bei dieser Gelegenheit gezeigt haben. Mehr als dreißigtausend Menschen zogen durch die Straßen, an die fünfhundert mit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutschen Fahnen und Blumen geschmückte Automobile, zwölf Musikkapellen, viele hundert bewaffnete Schützen in Reih und Glied, fast ebensoviele Berittene, alle Landsmannschaften und Vereine mit ihren Fahnen, die Kinder der deutschen Schulen, ein schier unendlicher Zug, dessen Ende zwei Stunden nach der Spitze den Festplatz erreichte, — das war ein Anblick, der jedes deutsche Herz höher schlagen, jedes englische Herz in der Tiefe der Hosen versinken ließ.

Wenn in allen Städten der Union, wo Deutsche in beträchtlicher Zahl leben, die deutsche Macht in ähnlicher Weise gezeigt würde, — die Leute in Washington müßten wahnsinnig sein, wollten sie dann noch die Möglichkeit eines Bruches mit Deutschland und eines Anschlusses an England erwägen. Aber auch ohnehin liegt diese Möglichkeit in weiter Ferne, denn nicht der Präsident allein, sondern die gewählten Vertreter des amerikanischen Volkes treffen die endgültigen Entscheidungen in diesen großen Fragen, und was man in Washington nicht sieht oder nicht sehen will, das sehen die Senatoren und Abgeordneten in ihren Wahlkreisen.

Ein Krieg zwischen Amerika und Deutschland scheint durchaus unmöglich. Damit er für alle absehbare Zukunft unmöglich bleibe, muß im alten Vaterlande die bisher geübte Politik geändert und die ausgestreckte Hand des amerikanischen Deutschtums ergriffen und festgehalten werden. Darin liegt durchaus nichts Unamerikanisches, sondern nur etwas Unenglisches. Nicht gegen Amerika, sondern gegen England, nicht gegen die Amerikaner, sondern gegen die Engländer soll der Kampf geführt werden. Wenn die Amerikaner englischer Sprache das nicht einsehen und sich absolut mit den Engländern identifizieren wollen, so ist das nicht die Schuld der Deutsch-Amerikaner. So gut jene sich rühmen, tadellose Amerikaner mit englischen Sympathien zu sein, so wollen wir gute Bürger der Vereinigten Staaten bleiben, aber mit deutscher Sprache, mit deutscher Gesinnung und mit der tiefsten, herzlichsten Sympathie für unser altes Vaterland!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Die russische Duma

Von Julius Gmelin

Unter den Parlamenten unserer Gegnerschaft, denen schon als Grad-messern für die Stimmung ihrer Länder zur Zeit eine so hohe Bedeutung zukommt, bildet für viele das besondere Rätsel die russische Duma. Auf der einen Seite lasen wir da Reden, welche für jeden Freund von Wahrheit und Gerechtigkeit und so erst recht für uns Deutsche eine großartige Genugtuung bilden durch die ungescheute Deutlichkeit, mit welcher der Zarenregierung der Text gelesen wurde. Auf der andern Seite stand aber diese Duma der Regierung im Weiterführen des Kriegs und zumal in rücksichtsloser Verfolgung des Deutschtums durchaus zur Seite, wobei freilich im Augenblick die letzte Wirkung ihrer Vertagung noch nicht zu übersehen ist.

Man erinnert sich nun vielleicht noch der radikalen Reformhaltung der alten Duma von 1906, vergißt aber darüber, daß inzwischen das Gesicht dieses Parlaments sich völlig geändert hat: Durch den Staatsstreich vom 16. Juni 1907, der mit der einfachen Oktroyierung eines neuen Wahlrechts den gemeinsten Verfassungsbruch der neuesten Zeit darstellt. Freilich allzuviel und Genaueres über jene Verfassungsveränderung von 1907 ist nach unseren Erinnerungen fast nirgends zu lesen gewesen, es wäre denn in den „Grenzboten", in derem 32. Heft damals Cleinow eine auf seine Kenntnis der russischen Verhältnisse gegründete Studie über die russische Verfassung gegeben hat, an deren Schluß eine tabellarische Zusammenstellung über die neue Wahlgrundlage im Unterschied von der alten zu finden ist. Daneben kommen noch etwa zwei neuere Werke als Quelle der Erkenntnis in Betracht: Masaryks zweibändiges Werk „zur russischen Geschichts- und Religionsphilosophie" und das bekannte Sammelwerk von Sering über Rußland, besonders der Aufsatz Hötzschs über „die innere Entwicklung von Rußland seit 1905".

Wie Cleinow zeigt, ist das Bestreben der Regierung bei jenem oktroyierten Wahlstatut dahin gegangen, aus der vorherigen Vertretung des ganzen russischen Volks eine solche des Adels d. h. des grundbesitzenden Adels zu machen. Ein Bestreben, von Hause aus schon deshalb die schwerste Versündigung an der Entwicklung Rußlands, weil dieser Adel im Unterschied von dem germanisch-deutschen nie ein unabhängiger Stand mit festen Traditionen gewesen ist, sondern ein absolut an die Personen der Herrscher gebundenes



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

höheres Lakaientum. Seit der Bauernbefreiung ist er mit rapiden Schritten abwärts gegangen, trotz aller Versuche seitens der Regierung, den hemmenden und rettenden Radschuh einzulegen. Den Beweis dafür gibt Cleinow namentlich in den zwei folgenden „russischen Briefen" über die Entwicklung, des Adels vor und nach der Bauernbefreiung, die zu dem Besten gehören, was über dieses Thema in deutscher Sprache zu finden ist. Die Kosten dieser Entrechtung zugunsten einer niedergehenden Schicht trugen die andern Klassen, in erster Linie die bäuerlichen, die sich freilich in den beiden ersten Dumas zur Bestürzung der Regierung in hohem Maße als von sozialistischen Neigungen angesteckt erwiesen hatte. Nichts lehrreicheres, als nun eben aus jener Tabelle zu ersehen, in welchem Maße jene Verschiebung auf Grund einfacher bürokratischer Dekretierung durch Begünstigung der einen, Deposseedierung der andern vorgenommen worden ist. Mit fast verblüffender Deutlichkeit tritt als leitender Maßstab einfach die Tatsache zu Tage: je mehr Sozialisten für die zweite Duma, um so gründlichere Absetzung oder Subtraktion der ländlichen Wahlmänner für die dritte bezw. die künftige seit 1907 überhaupt. Man vergleiche folgende Rechnung, in der sich Cleinows Zusammenstellung am handlichsten zusammenfaßt:

I. In den ersten 6 von Cleinow aufgezählten Gebieten: dem Norden (mit 6 Gouvernements), Nord-Osten (mit 2: Wjatka und Perm), Osten (mit 3), Süd-Osten (mit 2), der mittleren Wolga (mit 3) und dem mittleren Schwarz-Erde-Gebiet (mit 9), zusammen also dem Norden und Osten mit 25 Gouvernements, in der Hauptsache großrussischen, waren für die 4 Hauptkategorien, in welche Cleinow die Ergebnisse der Wahl für die 2. Duma zusammenfaßt (abgesehen von den Polen, die aber hier zunächst außer Betracht bleiben können) gewählt worden: 120 Sozialisten, 60 Kadetten, 23 Gemäßigte und (nur!) 7 Absolutisten. Und zwar bei 1510 bäuerlichen und 561 grundbesitzerlichen Wahlmännern. Folge: Herabsetzung jener auf 561 d. h. Subtraktion um fast $^2/_3$, Heraufsetzung dieser auf 1288 d. h. Vermehrung um stark die Hälfte (genau 54%). Also während vorher das Verhältnis von Bauern: Grundbesitzern = 73:27 gewesen ist, wird es jetzt 40:60. Und zwar stellt das Maximum der Verschiebung wegen vorheriger Radikalität nicht etwa der fruchtbarste Teil, die mittlere Schwarz-Erde, dar, sondern das entlegene Nord-Ost-Gebiet mit Perm und Wjatka, die fast lauter Sozialisten, 25, und daneben nur 1 Kadetten entsandt hatten, dafür aber nun von 234 Bauern auf 49 herabgedrückt werden unter entsprechender Heraufschraubung der Grundbesitzer von 76 auf 112; Wjatka aber für sich allein, das lauter Sozialisten, 13, gewählt hatte, kommt von 148 Bauern auf nur mehr 23 = wenig über $^1/_7$, dagegen die Grundbesitzer von 18 auf 53 = Vermehrung auf das Dreifache.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

II. Gegenüber diesem großrussischen Maximum der Radikalität im Norden und Osten stellen ein Gebiet der Vermittlung dar, die Mitte mit dem mittleren Industriegebiet einerseits (mit 7 Gouvernements, darunter Moskau), die baltischen Provinzen (Kur-, Liv- und Estland) andererseits als Hauptdomäne der Kadetten, von denen hier 31 gewählt waren neben 17 Sozialisten, aber auch 5 Gemäßigten und 4 Absolutisten, was nun zur Folge hatte eine Verminderung der Bauern von 242 auf 138, also noch stark die Hälfte, während die Grundbesitzer von 252 auf 391 steigen, also in ähnlichem Verhältnis wie bei I. (genau 55%). Moskau für sich allein hatte hier 4 Sozialisten neben 6 Kadetten und kommt dafür zwar bei den Bauern, die hier Nebensache sind, nur von 16 auf 15, dafür bei den Städtern, die da die Hauptsache sind, von 63 auf 28 herab, also unter $^1/_2$, während die Grundbesitzer von 13 auf 42, über das Dreifache steigen. Die Städter überhaupt spielen neben den Bauern im ersten Wahlstatut nur eine relativ bescheidene Rolle*), indem es deren neben 2505 bäuerlichen und 1955 grundbesitzerlichen Wahlmännern nur 1338 sind, die dann freilich seit 1907 mit insgesamt 1237 (also daß hier nur eine geringe Verminderung eingetreten ist) über die 1147 den Bauern verbliebenen gleich hinter den Grundbesitzern (mit 2654) an die zweite Stelle gelangt sind, nämlich in nicht weniger als 34 von den 51 Gouvernements, die hier zur Besprechung kommen = $^2/_3$ (durchgehends unter den Bauern bleiben sie in dem gleich zu besprechenden Nord- und Südwesten (mit 9 Gouvernements) und in Neu-Rußland (mit 5 Gouvernements), in letzterem abgesehen von Jekaterinoslaw, das schon vorher mit 63 städtischen neben 34 bäuerlichen Wahlmännern eine ähnliche Rolle wie Moskau gespielt hat. Neben diesen hatten aber dann nur mehr Kijew, Poltawa, Jaroslaw, Wladimir und natürlich auch Petersburg eine überwiegend städtische Wahlmännerzahl neben 2 andern uns noch besonders wichtigen Provinzen, nämlich Kurland und Estland. Dort, wo lauter Kadetten, nämlich 3 (natürlich lettische) herausgekommen waren, waren es zuerst 13 bäuerliche und 14 grundbesitzerliche Wahlmänner neben 19 städtischen gewesen und wurden nun erstere zu 11, die Grundbesitzer zu 24, die städtischen zu 25. In Estland, das lauter Sozialisten (3) geliefert hatte, und zwar auf Grund von 10 Bauern, 21 Grundbesitzern und 14 Städtern, wurde die bäuerliche Subtraktion stärker, von 10 zu 6, während die städtische auf 12, also bescheidener, sank, die Grundbesitzer auf 26, also maßvoll, stiegen. Das noch verbleibende Livland, das neben 1 Sozialisten 4 Kadetten entsandt hatte, sank bei den Bauern von 21 auf 12, während es stieg bei den Grundbesitzern von 25 auf 43 und auch bei den Städtern (Riga!) von 15 auf 20.

*) Daher von uns hier auch nicht weiter berücksichtigt.

Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

III. Bleibt noch übrig ein drittes Gebiet, das des Westens und Südens, das, zur Ueberraschung wohl der meisten, bis 1907 das relativ loyalste, regierungsfreundlichste Gebiet darstellte, in dem in den 16 hieher gehörigen Gouvernements (dem Nordwesten mit 6, Südwesten mit 3, Klein- und Süd-Rußland mit den weiteren 7) für die zweite Duma wohl auch 53 Sozialisten gewählt worden waren, aber daneben auch nicht nur 16 Kadetten, sondern nicht weniger als 30 Gemäßigte und gar 38 Absolutisten. Die Folge für das Wahlstatut von 1907: Herabsetzung der Bauern von 753 auf 448, also auf ca. 60%, Hinaufsetzung der Grundbesitzer von 876 auf 975: also hier relativ weniger Veränderung und mehr Belassung des Bisherigen als irgendwo sonst, schon weil eben dies Bisherige für die Regierung so viel befriedigender war als anderwärts. Dieses Ergebnis kommt noch drastischer heraus, wenn man die beiden Südwest-Gouvernements Kijew und Podolien, den Kern der Ukraine, mit den nicht weniger als 27 Sozialisten, die hier neben je 1 Absolutisten gewählt worden waren, von den andern 14 Gouvernements in Abrechnung bringt: denn dann stellt sich da die Verminderung der Bauern im Gesamtgebiet noch bescheidener dar, von 591 auf 370, also daß es fast bei $^2/_3$ belassen wird, während sie für jene 2 Gouvernements einen Absturz von 162 auf 78 bedeutet, daneben auch noch für das städtische Kijew eine noch beträchtlichere Verminderung der Städter von 71 auf 31, unter Belassung der Grundbesitzer bei ihren Ziffern. Eine um so auffälligere Erscheinung bildet dann neben diesen beiden südwestrussischen Provinzen die mittlere Wolhynien mit nicht weniger als 12 Absolutisten (neben noch 1 Gemäßigten), fast $^1/_4$ von den sämtlichen (49) Abgeordneten dieser Färbung, der der Regierung willkommensten. Entsprechend ist denn auch hier die Veränderung am bescheidensten, indem da die Bauern nur von 69 auf 42 herabgehen, immer doch eine beträchtlichere Subtraktion, als wir erwartet hätten. Mit der Physiognomie von Wolhynien stimmt dann relativ noch am meisten zusammen Cherson mit 7 Absolutisten neben 3 Gemäßigten und 1 Kadetten und Bessarabien mit 6 Absolutisten und 3 Gemäßigten, während Poltawa 6 Absolutisten und 5 Gemäßigte geliefert hatte, in diesen genannten 4 Gouvernements so (mit 36) $^3/_4$ aller Absolutisten herausgekommen sind; als relative Lieblingsdomänen der Gemäßigten sich aber vor allem Weißrußland erwiesen hat mit 6 Vertretern dieser Richtung (neben 3 Absolutisten), neben denen Mohilew mit 4 (neben 1 Absolutisten und 1 Kadetten) und Grodno mit ebenso vielen (neben 2 Kadetten und 1 Sozialisten) stehen. Daneben figuriert aber Mohilew auch noch mit 1 Polen, die noch zahlreicher, mit 2, im Gouvernement Witebsk uns begegnen neben 4 andern Abgeordneten, am zahlreichsten aber, mit 5 unter 7, im Gouvernement Wilna mit der Hauptstadt Littauens, das sich so bis in das 20. Jahrhundert als das polenfreundlichste aller russischen Gouvernements abgesehen von Polen selbst

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erweist. Auf dieses, das Königreich, ist in der vorstehenden Studie bezw. in Cleinows Tabelle kein weiterer Bezug genommen, da hiefür (ähnlich wie für Sibirien und den Kaukasus) ein besonderes Wahlstatut herauskam, dessen Hauptbestimmung auf Verminderung der „Königreichs"-Abgeordneten von 46 auf 16 hinauslief: eine echt russische Art von Dank für die relativ loyale Haltung der Polen in der Krisis von 1905, für deren Wirkung wir aber der Zaren-Regierung nur dankbar zu sein haben.

Gesamtergebnis somit das oben bereits herausgehobene: je mehr Sozialisten als der Regierung unerwünschteste Vertreter einerseits und je weniger Absolutisten und nächst diesen Gemäßigte als ebenso erwünschteste Leute das Ergebnis der zweiten Dumawahl gezeitigt hatte, um so gründlicher fiel die Veränderung vom 16. Juni 1907 aus, bestehend in erster Linie in Herabsetzung der bäuerlichen, in zweiter in Hinaufsetzung der Grundbesitzerstimmen: so daß sich das Gesamtverhältnis verschob von 2505 Bauern zu 1965 Grundbesitzern vorher zu 1147 Bauern: 2654 Grundbesitzer nachher; in Prozenten ausgedrückt: vorher 56 Bauern: 44 Grundbesitzer, nachher 30 Bauern: 70 Grundbesitzer. Dies genügt, auch wenn bei der Durchsicht der Veränderungen in den einzelnen Gouvernements noch vieles undurchsichtig und für den Fernerstehenden unerklärbar bleibt. Als Gesamt-Eindruck kommt doch immer heraus, was man sich von Anfang an denken konnte: daß die Zaren-Regierung die Zeit nach dem ersten Schreck von 1905 gründlich benutzt hat, um auf Grund eines sorgfältigen Studiums der Ergebnisse von den beiden ersten Wahlen ihre „Reform" von 1907 zu veranstalten: in einer Richtung, welche die Duma von 1907 ab nicht mehr zu einer wirklichen Volksvertretung werden ließ, sondern vielmehr zu einem raffinierten Betrug einer solchen, indem durch die überwiegende Grundbesitzer-Vertretung eine Mehrheit aus Kreaturen der Zaren-Regierung seither gesichert ist. Daher denn auch seither die wirklichen Volksvertreter ebenso im Gegensatz zu dieser Duma als der ganzen Regierung stehen. Dieser Gegensatz ist namentlich durch die neuesten Beschlüsse hinsichtlich der Einkommensteuer, indem diese auf eine weitere Begünstigung des Grundbesitzer-Elementes hinausläuft, in deutlichster Weise herausgekommen. Denn je mehr Regierung und Duma-Mehrheit mit einander gehen, ein um so rascheres Abwirtschaften beider dürfen wir erwarten und um so eher wird der Tag kommen, der uns das wirkliche Gesicht des russischen Volkes wieder zeigen wird und das wird von dieser heutigen Duma gründlich verschieden sein. Daß übrigens auch diese letzte derzeitige 4. Duma einem Goremykin noch viel zu freisinnig ist, sodaß er nichts mit ihr anzufangen gewußt hat, als sie heimzuschicken, bildet für diese doch immer noch eine ebenso große Empfehlung als für einen derartigen Staatsmann die vernichtendste Verurteilung.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Der Tod Knecht

Von Hans Fr. Blunck

Nachdruck verboten

Wirklich, eines Tages war der Tod zu Geerd Schäfer gekommen und hatte ihn als Knecht gedungen. An einem Sommersonntag wars gewesen in einer feierlichen Mittagsstille. War ohnehin ein ärgerlicher Morgen gewesen, der Bauer hatte mit ihm gezankt und Geerd Schäfer hatte sichs zu Herzen genommen, weils um nichts war, rein um nichts und wieder nichts. Und er hatte geschwiegen, hatte still die Schafe hinausgetrieben, und hatte sich am Heiderand auf die Sandhügel gelegt und gegrübelt, über sich, Geerd Schäfer und seinen Herrn. Mittag wars geworden. Die Sonnenstrahlen tanzten wie kleine glühende Vögel im Geäst, sprangen und wippten in Scharen von Zweig zu Zweig. Der Wind war voll Honigduft, rührte mitunter das blühende Kraut und schlich träge unter den Kiefernwald.

Da war ein Unbekannter zu Geerd Schäfer gekommen, einer, den er noch nie gesehen hatte. Irgend jemand aus der Umgegend mußte es sein, ein riesiger Bursche, mit Mantel und Filz. Fast wie ein Pferdehändler sah er aus.

Der hatte ihn auffahren lassen aus seinen Träumereien, hatte ihm zugenickt und gefragt, ob er nicht beim Bauern aus dem Dienst gehen wolle, er hätte Besseres für ihn als Tiere auszutreiben. Und Geerd Schäfer hatte sich die Augen gerieben und hatte den andern verwundert angeschaut, woher der ihn kannte. Aber als der Fremde ernsthaft weiterdrängte und ihn mit seinen starren Augen zwang, ob er wolle oder nicht, da hatte der Knecht genickt und eingeschlagen und heimlich freute er sich, daß der Bauer so bald bereuen würde, was er gesagt hatte, blinzelte dem andern

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vergnügt und neugierig zu und wollte fragen, wo er hingehöre. Aber der wußt's wohl schon, warf ihm ein Handgeld zu und winkte: Wirst sehen, Geerd Schäfer, wann ich dich brauche, wirst schon sehen. Dann hatte er ihn noch einmal sonderbar starr angeblickt, hatte den Mantel geschüttelt, daß es rasselte und klirrte und war weggegangen.

Als er am Kiefernrand war, wußte Geerd Schäfer, wer ihn geworben hatte. Ganz plötzlich wars ihm eingefallen, woher wußte er selbst nicht. Und er hatte laut aufgebrüllt vor Schreck und hatte sich lösen wollen, aber der andere war verschwunden. Da hatte er den Taler dreimal hinter sich werfen wollen, um sich loszudingen, aber das Geldstück war verschwunden. Nur ein braunes Loch war im Boden, als wär ein brennender Stock hineingefahren. —

*

Geerd Schäfer lag draußen im Graben irgendwo vor Ypern. Seit drei Tagen heulten und platzten die feindlichen Granaten um ihn her, pfiffen und bohrten die deutschen über seinen Kopf hinweg in die Gräben der Englischen. Als es dunkel wurde, ging der Hauptmann durch die Gräben, sprach ihnen guten Mut zu und erzählte, daß man gleich nach Mitternacht stürmen würde, um den Englischen die letzte Lust zu nehmen. Zweihundert Meter seien die Laufgräben des Feindes entfernt, hundert Schritt würden sie laufen und sich einen Augenblick niederwerfen, um Atem zu holen. Und dann das letzte Stück nehmen.

Geerd Schäfer blickte nachdenklich in das rotgelbe Abendrot, das wie ein brennendes Meer hinter den Wäldern stand. Ob sie stürmten oder nicht, war ihm gleichgültig, eine andere Erinnerung stand wach vor ihm, wie das bunte Licht zwischen den Blättern.

Sommer wars, der Fremde warf ihm das Dinggeld zu und er hat's nicht zurückwerfen können, weils im Boden brannte.

Und dann eine Woche später, als er am Lager Jens Nissens stand, seines besten Freundes, der sterben mußte, kein Arzt wußte warum. Nur Geerd Schäfer fühlte es, hatte in dumpfer Verzweif-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lung bei ihm geweilt und hatte nicht helfen können. Draußen in den Fenstern hatte der Abend gestanden, genau wie heute; er hatte sprechen wollen, aber die Angst schloß ihm den Mund. Da hatte Jens Nissen in seinen Schmerzen langsam nach seiner Hand getastet und als Geerd Schäfer, der Todknecht, ihm die Hand gedrückt hatte, wars zu Ende gewesen.

Und dann noch einmal später, das kleine seidensittige Mädchen, das hatte sterben müssen, weil sie Geerd Schäfer lieb hatte.

Der Abend brannte lichterloh über ihnen. Der Frühling hatte sein Freudenfeuer angesteckt und den ganzen Himmel entzündet, mochten die Menschen sich drunten töten oder lieben.

Die Geschütze schwiegen seit einiger Zeit auf beiden Seiten, als wären sie müde von der langen Arbeit des Tages. Ein paar erregte Scherze der Kameraden fielen; mit der sinkenden Dunkelheit kamen die Töpfe der Feldküche von hinten und brachten etwas Bewegung in die Gräben. Dann legten sich die Mannschaften in die Unterstände. Nur die Posten lehnten an den Scharten und spähten in die seltsamen Formen und Gebilde der dunkelnden Landschaft hinaus.

Kurz vor Mitternacht wachten sie wieder, voll von jener drängenden Spannung vor dem Sturm, mit heiser flüsternden Worten und Befehlen. Der Sternhimmel war klar und lag doch tief über ihnen als wärs nur ein kurzer Weg dorthin, nicht viel weiter als zu den zerschossenen Wipfeln der Pappeln.

Geerd Schäfer sah alles, wovon er am Abend geträumt hatte, dicht vor sich. Er hatte nicht geschlafen, hatte sich nur mit seinen Gesichten beschäftigt, mit all seinem Leben und denen, die um ihn waren. Warum hatte ihn doch gestern der Volltreffer verschont, ihn als Einzigen vom ganzen Unterstand? Natürlich weils so sein sollte. Oh, er wußte es wohl, den ganzen Tag wars gewesen, als sei ein Fremder unter ihnen, den sie nicht sahen. Und die Leute hatten ihn immer so seltsam angesehen, als hätten sie Angst vor ihm gehabt, vor irgend einem Leid, das er ihnen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

brachte. Seinetwegen waren sie gestorben — waren sie das nicht? — Alles um ihn starb, — mußte sterben. — —

Die Verstärkungen krochen von hinten lautlos in die Gräben und wußten irgend ein paar Neuigkeiten. Dann kam halblaut ein Befehl, — sie erhoben sich über die Brüstungen, schlichen an den Ausgängen der Drahtverhaue entlang und liefen plötzlich mit langen Schritten, halb trunken von Spannung und Mut über das Feld, das sie wochenlang nur vorn durch die Schießscharten gesehen hatten. Zehn, zwanzig — fünfzig Schritte warens und noch kam nichts von drüben.

Hundert Schritte, — — ein paar Schüsse krachten an der Seite, — ein Schrei — — dann hieb der Scheinwerfer jäh wie ein feuriger, weißer Arm durch die Luft.

Sie hatten sich atemlos niedergeworfen, hörten die Schüsse nachhallen und hörten ihr Herz, als pochte die Erde unter ihnen, Schlag auf Schlag. Noch eine Ewigkeit, dann zischte drüben ein Maschinengewehr los und dann, als wär die Hölle los da vorn, brannte, trommelte und prasselte es das ganze Land entlang.

Geerd Schäfer hatte den Kopf tief in das verbrannte Gras gedrückt. Ob's ihn wohl traf? Was sollt's wohl, er war ja der Todknecht, — — wie kam er doch darauf, — warum war er das? Oder war er der Tod selbst? Der Mann neben ihm schrie plötzlich auf und warf sich im Krampf über ihn. Was wollte der? Und der andere neben ihm, der das Gesicht kalkweiß ins Scheinwerferlicht hielt und lauter schwarzes Zeug spuckte, — oder war es Blut, — was wollte der? Ach so, die mußten sterben, weil er zwischen ihnen lag, — mußten sie das nicht?

Blitzschnell war alles gewesen, ein Augenblick voll überstürzter Gedanken. Ein Grauen packte den Schäfer vor sich selbst, vor seiner Erbarmungslosigkeit, — vor irgend einem Nichthelfenkönnen. Warum fiel er nicht, gerade er nicht. Was zwang ihn, anders zu sein als die andern?

Ein vielfältiger, menschlicher Schrei kam plötzlich durch das Gewehrgeknatter, ein paar dunkle Schatten tauchten rechts und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

links auf und stürzten brüllend vorwärts. Geerd Schäfer, der Todknecht hob sich mit ihnen. Aber dann wars jäh, als sei er's nicht mehr selbst, als renne ein anderer in ihm.

Warum liefen die andern, — — wenn sie ihn doch allein ließen — — er war doch der Todknecht, — mußte als erster drüben sein! Er fühlte jäh, er hatte eine Sense in der Hand, eine lange schwere Sense und er war weit vor den andern, — — so wars recht — — und er lief, schrie und lief immer auf die roten, zuckenden Farben hinzu. Wo blieben die Freunde? Desto besser, — er war ja der Todknecht und seine Sense brannte und funkelte. Noch zwanzig Schritte, — stolpernd über zerfetztes Gebälk, — noch zehn, — — und jetzt war er drinnen, mitten unter den dunklen, schreienden Gestalten, und jetzt hob er die Sense, eins, zwei, — — Sterben und Mäher war er, eins, — zwei, — — der Todknecht war er, — eins, — zwei, — — er Geerd Schäfer. —

# Herbstmorgen im Feld

Des Morgens in der Frühe,
am dunklen Saum der Nacht —
wach auf, mein Herz, und blühe,
was dich so schwellend macht.

Die schweren Nebel wanken,
in Schwaden aufgebaut,
bis starkes Licht mit blanken
Geströme niedertaut.

Die Wälder und die Wiesen,
Den blauen Hügelkranz
siehst du im Golde fließen
im wunderbaren Glanz.

Was bist du leidbetroffen
und hüllst dich schweigend ein?
Soll Sehnen und soll Hoffen
so ohne Blüte sein?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im vorbestimmten Ringe
geht alles seinen Lauf
und bricht in jedem Dinge
Die schnellen Quellen auf.

Bald brüllen die Kanonen —
doch eh der Donner erdröhnt,
will ich im Lichte wohnen,
mit Glut und Glanz gekrönt!

Max Barthel, Musketier

## Balkanfahrt

Eine Balkanreise zählt gegenwärtig zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Legte man vor Jahresfrist die Strecke Wien—Salonik in 33 Stunden zurück, so braucht man jetzt die Kleinigkeit von 8 Tagen. Der Paß, früher kaum beachtet, wird täglich oft ein dutzendmal geprüft. Der Visa sind ohne Zahl. Körperuntersuchungen — besonders bei Damen! — etwas Gewöhnliches. Das Gepäck wird beim Eintritt und beim Verlassen jedes Staates geprüft. Die Börsen werden auf ihren „Goldgehalt" angesehen. Die Mitnahme von Papiergeld ist dagegen gern gelitten. Kursverluste bis zu 30% sind unvermeidlich und selbstverständlich.

Alles in allem kann man sagen: der Weltkrieg hat die Verkehrsverhältnisse auf dem Balkan um mindestens ein Menschenalter zurückgeworfen. Man beachte folgende weitblickende Verkehrspolitik. Auf der ungarisch-rumänischen Grenzstation Predeal ist ein direkter Anschlußzug fahrplanmäßig vorgesehen. Tatsächlich trifft aber der ungarische Schnellzug mit solchen Verspätungen ein, daß auch, dank dem Entgegenkommen der rumänischen Verwaltung, der zweite Anschluß Bukarest—Konstantinopel versäumt wird. Der Fahrgast ist also genötigt, die Nacht in Bukarest zuzubringen. Aber auch die bulgarische Strecke hat ihre Klippen. Von der Benützung der neuen Transbalkanbahn über Stara Zagora wird amtlicherseits dringend abgeraten, obwohl die Linie intakt ist und nach dem Fahrplan 15 Stunden Ersparnis gegenüber der Route Bukarest—Sofia—Adrianopel bedeutet. Wird nun aus Loyalitätsgründen der Umweg über Sofia eingeschlagen, so ist in 50 von 100 Fällen das Resultat Versäumnis des Anschlußzuges Sofia—Konstantinopel. Also auch in diesem Falle heißt es in Sofia die Nacht und den darauffolgenden Tag bis zum Abgang des nächsten Zuges zuzubringen.

Auf türkischer Strecke besteht der „Speisewagen" aus einem Wagen dritter Klasse, in den schmale Tischchen von 50 cm Breite eingebaut sind. Hier in drangvoll fürchterlicher Enge seine „Mahlzeiten" einzunehmen, muß jedermann zugeraten werden. Nach Konstantinopel hineinzukommen ist leichter, als wieder heraus. Es hat mich nicht weniger als zwei Tage gekostet, um mit Hilfe eines geriebenen Dragomans die nötigen Polizeivisa einzuholen, von den Konsulatvisa nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu reden. Dankbar werde ich jedenfalls im Gedächtnis behalten die Fahrt durch das köstliche Mazedonien. Hier wurde ich 2 Uhr nachts zuerst in dem bulgarischen Dedeagatsch abgeladen und konnte, dieweil die Hähne krähten, mutterseelenallein, den Koffer im Arm, auf die Hotelsuche gehn. Ich fand wirklich solch gastlichen Ort, in dem ein ganzes Zimmer frei war. Das Zimmer hatte drei Betten. Und da ich es zumeist liebe, allein zu schlafen, kaufte ich alle drei. Das hatte noch den weiteren Vorzug, daß, sobald ich mich auf einer Lagerstätte warm gelegen, zwei andere frisch kühl zur Verfügung standen.

Nicht viel besser ging es nachts darauf in dem griechischen Drama. Aber ich konnte dort wenigstens wiedereinmal richtig zu Abend speisen. Drei Tage und zwei Nächte braucht man so von Stambul nach Salonik. Die Augustsonne brannte verzehrend auf die altmodischen Eisenbahnwagen. Und so kam es, daß ich am Abend des dritten Tages Salonik, die Hauptstadt Neugriechenlands, begrüßte wie einen lebendigen Quell nach endloser Wüstenfahrt. Hier in Salonik passierte es mir auch im Salon des Hotels, daß eine english lady, als sie in mir einen wahrhaftigen German, einen Barbaren von reinstem Wasser entdeckte, in eine Entrüstungsohnmacht versank. Tags darauf war sie mit ihrem Anhang verschwunden . . . . . .

So mißlich die Verkehrsverhältnisse zurzeit am Balkan dem Reisenden erscheinen, so reich ist die Ausbeute einer Balkanfahrt für den Politiker. Da ich aber nicht zu den Leuten gehöre, die, wenn sie erst acht Tage in einem Lande sind, schon auch ganze Bände über ihre Erfahrungen schreiben, Programme entwickeln, für Autoritäten gelten, will ich, wenigstens für heute, schweigen. Fritz Lorch

## Die Katze im Unterstand

(aus einem Feldpostbrief)

Wir haben's hier in den letzten Tagen recht ruhig gehabt, während es in der ersten Zeit im Graben recht ungemütlich war; seit Anfang des Monats haben wir Engländer uns gegenüber, die offenbar ihre Artillerie-Munition mehr sparen, während die Franzosen, ehe sie abzogen, noch alles verpulvern wollten.

Aber eine tieftraurige Sache ist mir in den letzten Tagen passiert: Meine Unterstandskatze ist verschwunden. Dieses treffliche Tier, das mit unseren Mäusen-Legionen in fabelhafter Weise aufgeräumt hat, das uns 6 Junge bescherte, von denen wir 4 aufzogen, das als einziges weibliches Wesen auf weiter Flur sich allgemeiner Beliebtheit erfreute, ist verschwunden! Und 2 Tage lang fragten wir uns mit beklommenem Herzen, was wohl mit ihr passiert sei, ob sie zum Feind übergegangen, gefangen, verirrt, verwundet sei. Und ihre jämmerlich miauenden Kleinen suchten wir mit kondensierter Milch — Ihre Schwester wird auch mit dieser Verwendung ihrer Liebesgabe einverstanden sein! — über das ärgste Heimweh hinüberzutrösten. Aber es half nichts, daß wir ihre blinden Köpfe in die Schüssel tunkten, die Kleinen merkten den Schwindel und stellten wohl nach der Art des Kunstwarts trübe Betrachtungen über Echt und Nachgemacht an. Und nun brachten uns ausgesandte Patrouillen heute die traurige Gewißheit, daß unser treffliches Tier den Heldentod durch eine Granate gestorben ist und wir mußten uns mit blutenden Herzen entschließen, ihr auch ihre Jungen in's Jenseits folgen zu lassen. Sie sehen, was man da manchmal für ungeahnte Sorgen im Schützengraben hat! Bedarf es noch

Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

weiterer Beweise für die barbarische Kriegführung der Feinde?

* * *

## Kriegsbilder

Zu denen, welche das furchtbare Erlebnis des Weltkrieges zu persönlichen Zwecken ausschlachten, gehören außer den vielen anderen Spekulanten und vielen allzu fixen Kriegsliteraten auch die Zeichner, welche für Journale und Kriegswerke jene scheußlichen Schwindelblätter herstellen, auf denen aus einem fertig klischierten Pulverdampf heraus ein paar krasse Einzelheiten erfolglos den Eindruck der Wahrheit zu machen versuchen. Diese von Scheinwerfern durchschnittenen Nachthimmel über Paris und diese oft mit auffallenden Fehlern frech hingelogenen Unterseeboote sollten recht saftig besteuert werden, nur so könnten sie zu einem gewissen bescheidenen Wert, zu einer gewissen bescheidenen Existenzberechtigung kommen.

Unter allen den Kriegsbilderbüchern, die man jetzt zu sehen bekommt, ist wenig Erfreuliches, obwohl einzelne Künstler Bedeutendes draußen oder daheim gezeichnet und gemalt haben. Das einzige Werk dieser Art, das mir durch die strenge Auswahl und den Wahrheitswert seiner Bilder Eindruck gemacht hat und das ich oft beschaue, ist der große „Bilderatlas des Weltkriegs" bei Bruckmann in München, redigiert von Hermann Konsbrück. Dies Bilderbuch, das nur autentische Aufnahmen enthält, erscheint in Lieferungen zu zwei Mark und wird, soweit sich bis jetzt sehen läßt, einmal das wertvollste Bilderwerk sein, das noch während des Krieges selbst bei uns entstand. Hoffentlich bleibt die Redaktion bis zum Ende ihrem guten Grundsatze treu, nicht nur keine Phantasiebilder aufzunehmen, sondern auch den Text auf das Minimum zu beschränken. Diese Bilder für sich allein, ohne Retouche und ohne einen Text, der die Wirkung verdürbe, indem er sie absichtlich zu lenken versuchte, machen einen starken Eindruck! Das Werk ist nicht teuer und wird hoffentlich manche jener Schwindelerzeugnisse verdrängen.

Hermann Hesse

## Der Völkerkrieg

Um Weihnachten, als ich einmal im Berliner Tageblatt auf die — selbst in sonst vortrefflichen Zeitschriften — oft mit wenig Geschmack gewählten Kriegsillustrationen aufmerksam machte und vor der Verbreitung solcher „Kriegsgreuel im Bilde" warnte, sandte mir der Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart den ersten Band seiner Publikation „Der Völkerkrieg" als eine Bestätigung, daß es möglich sein müsse, das allzu verständliche Wissenwollen des breiten Publikums auch mit bildlichen Darstellungen zu befriedigen, ohne die Grenzen der Sachlichkeit und des Geschmacks zu übertreten. Das ausgezeichnet redigierte Werk, von dem inzwischen drei weitere Bände erschienen sind, verdient auch in anderem Belange Anerkennung und Beachtung. „Eine Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914" nennt es sich bescheiden, aber es gibt mehr als eine trockene Aneinanderreihung von Berichten, geht über das Programm anderer verdienstvoller Dokumentensammlungen hinaus und hält sich doch erfreulich fern von dem planlos gehäuften Geschwätz, das sonst in allen Gebieten der Kriegsliteratur so erschreckend anwächst. So gut dies im noch unbegrenzten Fluch der Ereignisse erreichbar ist, wird eine methodische Disposition des Stoffes, ein Zusammenfassen in nicht willkür-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich gesetzte, sondern inhaltlich begründete Kapitel versucht: die Darstellung folgt den Zeitläuften in gemessener Entfernung, strebt aus dem im Gegenwärtigen befangenen Anschauen zu objektiver Betrachtung. Ihre Mittel sind einfach. Jedem Abschnitt ist eine knappe Zusammenstellung der sachlichen, meist amtlichen Nachrichten vorausgesandt, gleichsam als Gerüst für die farbigeren, lebendigen Schilderungen, die denn in sorgsam gewählten Briefen, Berichten, lehrreichen Aufsätzen und amüsanten Erzählungen sich anschließen. Ohne die Anmaßung der — einstweilen ganz natürlich noch nicht möglichen — rein historisch-wissenschaftlichen Bedeutung formt sich so ein gutes, verständliches Bild der Zeitgeschichte. Und wie das Illustrationsmaterial sich nicht auf photographische Aufnahmen aus dem Wirkungsgebiet der Zentralmächte beschränkt, gewinnt auch der Text an innerer Fülle und Interesse durch viele aus feindländischen Meldungen und Journalen einbezogene Berichte. Das Lob dieser Publikation wäre unvollkommen, könnte nicht auch der Sorgfalt gedacht werden, die der Verlag an die technische Herstellung der vornehm ausgestatteten mit zahlreichen Karten und Plänen versehenen Bände gewandt hat.

Victor Fleischer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# März

## Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen und Ludwig Thoma

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Neunter Jahrgang 1915

Vierter Band

(Oktober bis Dezember)

BERLIN-MÜNCHEN 1915

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1969

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reprinted by permission of Albert Langen Georg Müller Verlag GmbH, München
KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969
Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Inhalt des Vierten Bandes 1915

## Hauptteil


Seite

Barchau, Paul: Drei Fabeln . . . . . 12
Barthel, Max: Die Brücke . . . . . 167
Berau, Felix: Italia . . . . . 44
Bonus, Arthur: Hexenprozesse . . . . . 243
Braun, Felix: Uhland . . . . . 230
Buß, P.: Griechenland—Italien . . . . . 221
Dalkar: In Udine . . . . . 144
Diez, Ernst: Persische Städte III . . . . . 28
Ehrenstein, Albert: Zwei Gedichte . . . . . 54
Ein Brief aus Paris . . . . . 107
Fernau, Hermann: P. J. Proudhon über den Krieg . . . . 21
Gont, Gunnar: Charakterzüge der gegenwärtig kriegführenden Nationen 125
Gopcevic, Spiridion: Der Todeskampf eines Volkes . . . 101
Hansen, N.: Amerikanische Reporter . . . . . 86
Haußmann, Conrad, M. d. R.: Zur Lage . . . . . 70
Frankreichs Psychose . . . . 121
Aus der süddeutschen Bücherwelt 213
Hegemann, Alice: Die belgische Eisenbahnpolitik . . . . 208, 227
Heiß, El.: Ziele und Aussichten der Kriegsbeschädigtenfürsorge . . . 61
Hesse, Hermann: Das Mädchen sitzt daheim und singt . . . . 256
Heuß, Theodor: Mitteleuropa . . . . . 41
Die Stärkung des Reichsgedankens . . . . . 141
Hocflich, Eugen: O stille Nacht . . . . . 216
Horn, Hermann: Der Säbelkorb des Großfürsten . . . . . 88
Hutter, Heinrich: Allerseelen . . . . . 78
Schwäbische Feldpost . . . . . 235
Jentsch: Das Brot Europas . . . . . 161
Kreusch, Edmund: Moscherosch und Grimmelshausen im Schützengraben 134
Kühl, Dr. Hugo: Englands Industrie . . . . . 181
Lipp, Franz: Der Wirtschaftskrieg und Italien . . . . . 81
Marti, Hubert: Der Siegeszug der Schwerverwundeten . . . . 48
Marut, Ret: Der fremde Soldat . . . . . 50
Mayer, Paul: Clausewitz und Frankreich . . . . . 189
Moreck, Kurt: Kampf . . . . . 111





Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Neumann, Arthur: Die Kartellierung der Arbeit . . . . . 186
Paquet, Alfons: Juden im Osten . . . . . 1
Auf den polnischen Landstraßen . . . . . 67
Pernerstorfer, E.: Ein Professorenbuch . . . . . 170
Staatenwürde . . . . . 241
Picard, Jakob: Die lange Schlacht . . . . . 195
Schäff, Heinrich: Stille und Lärm . . . . . 36
Schücking, Walther: Europa am Scheideweg . . . . . 7
Dr. Sp.-Irving: Kriegsaphorismen eines Frontarztes . . . . 32
Tornius, Valerian: Riga . . . . . 201
Wantoch, Dr. Hans: Eine Friedensforderung . . . . . 164
Weik, Hermann: Der See . . . . . 154
Wöhrle, Oskar: Skizzen von draußen . . . . . 149
Zoff, Otto: Soldatengräber und Kriegsdenkmale . . . . . 75
Vorwurf an die Engel . . . . . 93
Adolph von Menzel . . . . . 175
Zschorlich, Berlin: Der neue Richard Strauß . . . . . 116
Südserbien . . . . . 251



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Glossen


Seite

Adler, Max: Londoner Spaziergänge . . . . . 58
Berberich, Siegfried: Jans Heimweh . . . . . 60
Die Fürstin . . . . . 179
Fleischer, Viktor: Kriegsbilder-Ausstellung in Wien . . . . . 97
Friedenthal, Joachim: Das Schicksal der Gemma Boic . . . 178
Meyrinks Golem . . . . . 257
Gerhart: China auf dem Weg zum Kaiserreich . . . . . 157
Goldschmidt, Alfons: Wirtschaftsanmerkungen . . . . . 177
Goldschmit, Rudolf Karl: Das Gänsemännchen . . . . . 199
Gottschalk, Hermann: Kriegsmalerei . . . . . 17
Graetzer, Franz: Reise durch den belgischen Krieg . . . . . 39
Kriegsliteratur im Felde . . . . . 238
Hesse, Hermann: Im Schützengraben . . . . . 120
Die Franzosen und wir . . . . . 260
Heuß, Theodor: Kalendergeschichten . . . . . 138
Eine Bücherschau . . . . . 236
Korn, Walter Achilles: Heeresgruppen . . . . . 55
Napoleons indischer Feldzugsplan . . 218
Langer, Felix: Türkische Lieder . . . . . 239
Mayer, Alfred: Das Leiblhaus zu Kutterling . . . . . 139
Mayer, Paul: Russischer Volksimperialismus . . . . . 56
Oesterreich, Paul: „Sachverständige" oder „Hindenburg"? . . . 95
Pernerstorfer, E.: Emanuel Geibel . . . . . 57
Der russische Feldzug 1812 . . . . . 80
Memoirenwerke . . . . . 137
Aus der Vergangenheit für die Zukunft . . 140
Heines Briefe . . . . . 199
Rieß, Richard: Neue Lese . . . . . 18
Kriegsliteratur . . . . . 99
Menschen von gestern . . . . . 259
Ritzenthaler, R.: Mobilisierung der französischen Wissenschaft . . 196
v. S.: Diplomatenkrieg . . . . . 38
Saloniki . . . . . 79
Grey . . . . . 159
Serbien . . . . . 220
Unser Idealismus . . . . . 258
Stössinger, Felix: Ein Literaturlexikon . . . . . 19
Wesselski, Albert: Sadhana . . . . . 216




Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from
PENN STATE

# Juden im Osten

Von Alfons Paquet

Polen und Kurland sind jetzt in deutscher Hand. Jedermann fühlt es: für die Völker in diesen Gebieten, für die Deutschen dort, für Letten, Litauer und Polen hat die Schicksalsstunde geschlagen. Auch für die Juden. Nie wieder, weder im guten noch im bösen, werden die einigermaßen patriarchalischen, aber auch rohen und unhaltbaren Verhältnisse wiederkehren, wie sie bis zum Jahre 1915 dort bestanden.

Die Vorväter dieser Ostjuden, die ein halbes Jahrtausend lang in das polnische Völkergewebe hineinverflochten waren, sind zur Zeit der Kreuzzüge aus Deutschland ausgewandert. Welche Ursachen geistiger und wirtschaftlicher Natur diesem Vorgang zugrunde lagen, ist heute kaum noch aufzuhellen. Es gibt Begegnungen unter den Völkern, wie unter Menschen, mag auch jedes einsam und einzig sein in seinem Geist und seiner Formel. Heute nun ist vor der Weltgeschichte zum zweiten Male etwas wie Verantwortung für das Schicksal eines großen Teiles der Judenheit dem deutschen Volk übertragen worden. Es handelte sich damals vielleicht um hunderttausend Menschen, heute handelt es sich um drei Millionen. Es bedarf eines tiefen Gedankens, eines großen Entschlusses, einer befreienden Tat.

Die Industrien in Polen liegen still. Sie werden in einem künftigen Frieden wiedererstehen, aber es werden da große Veränderungen eintreten. Namentlich die bedeutende Textilindustrie in Warschau und in Lodz und seinen kleinen Nachbarstädten, die in den letzten Jahren die folgenreiche Entwicklung von der Handweberei zur mechanischen Fabrikation durchmachte, wird Schwierigkeiten erfahren. In all diesen Städten Polens lebt



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein ungeheuer zahlreiches Proletariat jüdischer Handwerker und Industriearbeiter. Durch die Arbeitslosigkeit in den Städten und durch das russische System der Evakuationen auf dem Land ist die jüdische Bevölkerung in entsetzliches Elend geraten. Gewiß, viele Vertriebene können jetzt in ihre Heimstätte zurückkehren. Aber nicht alle werden wieder Wurzel schlagen. Wie sollen nach dem Krieg die Tausende von Handwerkern und Industriearbeitern, die ihre Beschäftigung verloren haben, weiterbestehen? Sollen sie alle als Hausierer und Kleinhändler an den Türen schleichen? Sollen sie als Bedrückte, Unaussprechliche und Unmögliche weiterleben?

Welches auch der Ausgang des Krieges und das zukünftige Schicksal Polens sein möge, die Verschiebungen im Wirtschaftsleben Polens werden ernster Natur sein. Wehe den Schwachen! Das Hilfswerk freiwilliger Organisationen hat bisher manche Wunde zu lindern vermocht, aber diese Kräfte reichen nicht für lange Zeit. Schon jetzt betrachtet ein großer Teil der jüdischen Bevölkerung die Auswanderung als das einzige gründliche Mittel der Selbsthilfe. Ein ganzes Volk steht bereit mit Lichtern in den Händen und gegürteten Lenden und wartet auf das Zeichen zum Aufbruch. Wohin?

Die Blicke richten sich auf die bisherigen Auswanderungsländer. In früheren Jahren hat London jüdische Auswanderer aufgenommen. New-York und Chicago, Kanada, Südamerika, Australien und Südafrika waren Ziele dieser Menschen, wenn sie ihre muffige russisch-polnische Stadt verließen. Es ist eigentümlich, daß sie dort draußen oft anderen Einwanderern von weither begegnen, mögen sie jene auch nicht beachten: den Chinesen. Oft stoßen aber ihre Wohnviertel aneinander. Um das eine ist die unsichtbare Mauer des Ghettos gezogen, um das andere die ewige Mauer von China. Liegt nicht irgend ein Sinn in diesem Zufall zum Zusammentreffen gerade von chinesischen und jüdischen Vertriebenen und Auswanderern an allen möglichen dritten Orten der Welt? Oft gleicht das Leben des eingewan-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

derten jüdischen Proletariers dem Leben des Kulis; der Ahnendienst, den der Chinese auch in das Ausland mitnimmt, hat etwas Verwandtes mit dem zähen Väterglauben der Juden. Tatsächlich bestehen zwischen Juden und Chinesen die Aehnlichkeiten sehr orientalischer alter Völker. Die Masse mag noch so arm sein, so gedrückt und zur Wanderung gezwungen, so bedürfnislos, verwahrlost, unwirsch, unzugänglich und von einer naiven Habgier rasch erfaßt; das Volk als ein Ganzes hat dafür aber auch seine mächtigen und glänzenden Einrichtungen und Vertreter. In der gegenwärtigen Zeit der Krisis, die das Ergebnis haben wird, daß Europa und Asien wieder als ein einziges Festland und als Schicksalseinheit begriffen werden, haben diese Völker des Morgenlandes für Europa eine neue Bedeutung gewonnen. Ost und West treten in einen lebhafteren, tieferen und zugleich natürlichen Austausch mit einander, mögen auch ihre malaischen Unterschiede ewig sein. Die Völker des fernen Ostens schöpfen aus der Welt des weißen Mannes gleichsam eine neue Leibeskraft. Die europäischen Völker der weißen Rasse nähern sich in ihrem Aelterwerden dem erfahrenen Geist des Ostens immer mehr. Da erkennen sie aber auch die Juden in ihrer Mitte immer mehr als ein zugleich fremdes und vertrautes Volk des Morgenlandes. Und die Juden selber, die in jahrtausendelangem Hergang ein Posten der weißen Rasse geworden sind, sehen die Möglichkeit einer Stütze oder Wiederherstellung ihrer an das Orientalische gebundenen Existenz in Vorderasien vor sich, das sie nicht unter dem Druck großer weltgeschichtlicher Verschiebungen verließen. In dem neu erwachenden semitischen Morgenlande ersteht ihnen eine lockende Aufgabe.

Aus Amerika, aus den englischen Kolonien kommen immer öfter die Stimmen, die ernstlich von einer Einwanderung in jene Weltteile abraten. Die Einwände gegen eine Massenauswanderung in jene Länder werden auch unter der jüdischen Bevölkerung Polens begriffen. Man kennt die Gefahr der englischen und der amerikanischen Städte, ihre Ausbeutungssysteme, den



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Riß zwischen den Generationen, das fremdartige, materialisierende, oberflächliche Schulwesen, das Gespenst der Judenfeindschaft, das auch dort, in den „Ländern der Freiheit", aufsteigt. Die Besten in der östlichen Judenheit fürchten den Untergang der alten Frömmigkeit, den Untergang des Buches, dem das jüdische Volk in der polnischen und der russischen Zerstreuung seine Rettung, seine Zähigkeiten und seine Stunden des Trostes, der Läuterung und der Hoffnung verdankt. Das Buch, das Gesetz ist Sinnbild der jüdischen Lebenskraft. Auf den Grabsteinen unzähliger Männer, die ihr Leben dort in östlicher Armut und Niedrigkeit verbrachten, prangt das Buch, bekränzt von Ranken und Blättern der Fruchtbarkeit, stolzes Zeichen eines Volkes, das in seiner Seele den Stempel des Gottes fühlt. Der Jude im Osten hat eigensinnig allen Schlägen, allen Verführungen standgehalten. Störrischkeit ist die unliebenswürdigste aller Eigenschaften, sie schmeckt bitter, aber sie hilft. Kein Mensch weiß, wozu eigentlich diese Ostjuden in ihrem gewaltigen Ghetto aufgehoben waren, wie in einer Kapsel. Wenn die große Wende des europäischen Lebens kommt, die jetzt bevorsteht, so wird es sich wohl an irgendeinem Teile zeigen. Aus Polen werden viele fortziehen, andere werden bleiben und werden sich vielleicht dennoch mit dem Westen nicht vermischen wollen. Paracelsus prophezeite einst eine neue Sekte von Philosophen, die Tod, Gold, Ehre und Reichtum verachten; sie bleiben, sagte er, nicht auf Deutschland beschränkt. „Ihre Bewegung ergießt sich über alle Länder. Ihre Gefolgschaft wird Unterstützung erhalten und sehr groß werden." Vielleicht sind solche Menschen einmal nötig. Vielleicht können sie nur im Osten aufstehen, wo es Menschen gibt, die das Buch über alles andere erheben.

Seit neueren Jahren richten sich die Blicke aus allen Ländern auf das kleine Land im Osten: Palästina. Palästina im weiten Sinne ist aber die ganze asiatische Türkei. Die großen politischen Möglichkeiten dieses Landes sind seit dem Bau der Bagdadbahn hervorgetreten. Das türkische Volk kümmert sich wenig um den



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glauben anderer. Es erkennt in den Juden die Orientalen, es weiß, daß jene, die aus dem Westen kommen, zugleich Europäer sind, Träger eines praktischen Könnens, das dem neuen türkischen Staatswesen Nutzen zu bringen vermag. Und das eigentliche Palästina? Hat es nicht in den Jahren, die dem Versuch der Wiederbesiedlung gewidmet waren, bewiesen, daß es wirklich das Land ist, wo einmal der Wanderer sein Haupt hinlegen kann unter den Sternen, die den Erzvätern leuchteten, und ausruhen und böse Spuren aus seinen Zügen wischen?

Das Christentum der russischen Kirche, der russische Staat und sein Reichsgedanke hatte zum Juden eine Brücke nicht gefunden. Der russische Staat stand auf dem mittelalterlichen Standpunkt; er verfolgte die Juden. Aber er verbot ihnen zugleich die Flucht. Denn auch die zionistische Werbearbeit wurde von der russischen Regierung bekämpft.

Das neue Deutschland hat eine ganz andere Stellung zu dem jüdischen Problem. Es sucht seine Einzelfragen zusammenzufassen, es begreift dieses Problem als ein politisches, als eines der wichtigen Probleme der Zukunft, das bei der gesamten östlichen Frage mitsprechen kann und soll.

Unter der deutschen Verwaltung in Polen hindert niemand die zionistische Propaganda, ihre Fahne zu entfalten. In Lodz, am Todestage Theodor Herzls, sah ich eine Massenversammlung zu Ehren dieses Führers, der den Namen des ersten modernen Zionisten verdient. Auf dem Rednerpult brannten die Kerzen zum Gedächtnis des Toten. Die Redner sprachen die drei Sprachen des jüdischen Volkes, Hebräisch, Jiddisch und Deutsch. Die Jugend drängte sich um sie. Es war eine Trauerversammlung, aber die Trauer der Versammelten glich dem Verwesen des Samenkornes, in dessen Zerfall eine heiße aufstrebende Kraft ist, die aus dem dunkeln Erdreich an das Licht hervorbrechen will. Ich begriff den Gram dieser Gemüter, als ich an späteren Tagen die Armenviertel von Lodz durchstreifte, Gassen und Märkte, gefüllt mit all dem Trüben, Lärmenden und Rohen, das in die Armen-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

viertel von Chicago und Whitechapel überfließt, fast ohne sich zu ändern. Dort in Amerika mögen wohl einzelne aus den Vielen es zu etwas bringen. Aber etwas Unbefriedigtes, Unruhiges haftet ihnen immer an. Hier nun standen Leute, die einmal wohlhabend gewesen waren, und verkauften von ihrem Haushalt ein Stück nach dem anderen. In den Schulen, wo kaum Bänke genug vorhanden sind, um den Kindern Platz zu geben, in Hinterhäusern, deren Verschläge, morsche Treppen, schmierige Wände, deren wenige abgegriffene Bücher eine erschütternde Sprache reden, drängte sich eine graue hungernde Jugend von bleichen Knäbchen mit runden glänzenden Augen. Man hält diese Kinder den ganzen Tag in der Schule, um sie dem Elend ihrer Wohnungen und den Gefahren des Gassenlebens fernzuhalten. Man gibt ihnen ihre Mittagssuppe in der Schule. Sie darf für das einzelne nicht mehr kosten als zwei Kopeken. Was soll denn einst aus diesen Kindern werden?

Sie brauchen eines zuerst: eine Zukunft, ein grünes Banner. In dem von Menschen erfüllten Europa werden sie das Wichtigste für ihre Zukunft: den Boden, nie erhalten, eher werden sie die Träger irgendeines unbestimmten Unheiles sein. In allen Erdteilen, außer Vorderasien, fehlen die Möglichkeiten einer Ansiedelung, die den Juden erlaubt, nach ihrer höchst eigentümlichen Art zu leben und von dem geistigen Gut, nach dem sie langen, satt zu werden. Aber in dem einen kleinen Lande, das schon begonnen hat, zu einem neuen Dasein zu erwachen, ist Raum und Tragkraft genug, sie aufzunehmen. Josua und Kaleb sind von ihrer Kundschafterreise zurückgekehrt mit schweren Trauben. Es kommt jetzt darauf an, die Fähigkeiten des Volkes, die bisher auf die Wüstenreise verwendet waren, zu wecken und neu zu gebrauchen. Schulen, nach dem Vorbild der deutschen Volksschulen, vielleicht mit einer Hochschule an der Spitze, werden dazu helfen können. Einst werden dann diese Knaben die Mannschaft eines neuen morgenländischen Wesens bilden, gleichviel, ob sie Ingenieure oder Kaufleute, Handwerker, Ackerbauer oder Gelehrte



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden, gleichviel sogar, wie viele von ihnen in Europa bleiben und wie viele wirklich im Morgenland wohnen. Sie können in einer neuen Heimat ein neues Volk sein, — nicht im Sinne jenes Nationalismus, der in Europa die Völker zerreißt und schlägt, sondern in dem innerlich freien, nach außen duldsamen Sinne der morgenländischen Weisen. „Der türkische Baum muß mehr grün werden und gar auswachsen." Wer in seinem Schatten wohnen will, muß aber zuvor sein Gärtner sein.

# Europa am Scheidewege

Von Walther Schücking, Professor der Rechte in Marburg

In der Beurteilung der politischen Tragkraft des Gedankens der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit nimmt die Redaktion einen weniger optimistischen Standpunkt ein als der Verfasser.

s läßt sich heute schwer sagen, mit welchen Augen unsere Enkel einmal später in der Fülle der Kriegsliteratur lesen werden, die der gegenwärtige Kampf bei uns hervorgebracht hat. Aber man müßte an der Menschheit verzweifeln, wenn man nicht hoffen dürfte, daß sie mit einer gewissen Wehmut in der Mehrzahl aller dieser Erzeugnisse den einen Gesichtspunkt vermissen werden, der ihnen der oberste sein wird, nämlich den der Humanität. Sie werden erstaunen, daß das nationale Denken in Deutschland diesen Weltkrieg in erster Linie als einen Märzensturm bewertete, der die grünen Saaten des deutschen Volkstums erst recht sprießen lassen sollte, nicht als die furchtbarste Katastrophe, die das alte Europa jemals gesehen hat. Man wende nicht dagegen ein, solch Denken über den Krieg lähme den Willen zum Sieg. Ist es denn nötig, daß man eine Feuersbrunst wegen ihres ästhetischen Wertes den Menschen als etwas Großes und Gutes preist, um ihre Energie zu entfachen, das Feuer zu löschen? Würde man nicht umge-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kehrt solches Tun für geradezu zweckwidrig halten? Aber das ist ja die schlimmste Wirkung des Krieges, daß die weitesten Kreise aufhören, ihr Denken von den Gesetzen der Logik beherrschen zu lassen. Dieselben Leute, die nicht müde werden, diesen Krieg als das verjüngende Stahlbad der Nation zu preisen, fordern einen Frieden, der die Garantien einer möglichst langen Dauer in sich trägt und geben damit zu, daß der Friede weitaus besser ist wie der Krieg und daß wir alles Interesse daran haben, Kindern und Enkeln diese „großen herrlichen Zeiten" zu ersparen, die wir jetzt angeblich durchleben. Dieselben Leute, die den Krieg immer wieder als unabwendbares Naturereignis hinstellen, machen einen einzelnen Staat oder sogar einen einzelnen Staatsmann wie Grey für die Entstehung des Krieges verantwortlich und predigen den Haß gegen ein ganzes Volk.

Mit all diesen Leuten ist überhaupt gar keine geistige Verständigung möglich. Man wendet sich unwillkürlich an den schlichten Mann aus dem Volke, dessen unverbildetes Gemüt in dem Ganzen nur die furchtbarste Katastrophe sieht, man denkt dann an Tolstoi und an Wilhelm v. Humboldt, den reinsten Repräsentanten des deutschen Denkens im Zeitalter des deutschen Idealismus, der da gesagt hat „es gibt nur zwei Dinge auf Erden, die gut sind, Gott und das Volk". Dasselbe Volk aber, das als Ganzes mit solchem Heldenmute draußen kämpft und seinen Staat verteidigt bis zum endgültigen Sieg, denkt über den Krieg als Mittel zur Entscheidung der Streitigkeiten der Völker ganz anders, wie Deutschlands Professoren und Kriegstheologen!

Sieht man aber in dieser furchtbaren Tragödie, die wir erleben müssen, in erster Linie den Zusammenbruch der europäischen Kultur, so wird man nicht stehen bleiben bei der Frage, wo eigentlich die äußere Veranlassung liegt, sondern man wird den tieferen Ursachen nachgehen müssen. Und dabei kommt man dann m. E. freilich sehr bald auf die Gedankengänge des organisatorischen Pazifismus. Wir durchleben jetzt ja eine eigentümliche Zeit der Gärung, wo die allgemeine Devise „Umlernen"



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heißt und Niemanden wird es heute von der Mehrzahl der Intellektuellen so verdacht, wenn er seinen alten Idealen treu bleibt, wie dem Pazifisten. Aber sind wir wirklich diejenigen, die umlernen müssen? Zunächst kann der Pazifismus das Verdienst beanspruchen, daß er in den vergangenen Jahrzehnten sich immer wieder mit dem Problem des Krieges beschäftigt hat. Die Mehrzahl unseres Volkes hat redlich gearbeitet und hat sich ihres Lebens gefreut; aber hat sie jemals daran gedacht, daß bei dem bisherigen politischen System in Europa die Welt jeden Tag in Flammen aufgehen konnte? Haben denn die herrschenden Kreise in Deutschland bewußt und planmäßig daran mitgearbeitet, die andern Nationen von dem guten Willen unserer verantwortlichen Instanzen und der großen Mehrheit unseres Volkes zu überzeugen und ein Zeitalter der internationalen Verständigung herauf zu führen? Man kümmerte sich viel zu wenig um das Problem des Krieges und blieb völlig unberührt von all den Erkenntnissen, die der moderne Pazifismus in Bezug auf das Elend genommen hatte, das dieser mit sich bringen mußte. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit einem der bekanntesten Gelehrten der Berliner Universität, noch dazu einem Juristen, der mir auf meine Frage nach seiner Stellung zum Pazifismus erklärte, „so ein frischer, fröhlicher Krieg alle 30 Jahre sei doch etwas sehr Gutes". Sollten jetzt nicht doch vielleicht diese Anhänger der Theorie vom frischen fröhlichen Krieg diejenigen sein, die umlernen müssen? Oder müssen wirklich wir Pazifisten umlernen, deren großer Lehrmeister Iwan von Bloch schon in den 90er Jahren vorausgesehen hat, daß bei der Entwicklung des modernen Heerwesens die Schlachten wochenlang dauern und der moderne Krieg eine wechselseitige Erschöpfung bringen würde, wie man sie früher nie geahnt? Die höchste Weisheit unserer Gegner bestand in dem Satz si vis pacem para bellum und ist angesichts der Tatsache, daß in Europa schließlich jährlich über 10 Milliarden für Rüstungen ausgegeben wurden, jemals eine Maxime kümmerlicher zusammengebrochen, wie diese?



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wäre es nicht klüger gewesen, statt des Krieges den Frieden zu rüsten, indem man einen möglichst weitgehenden Zwang zum Rechtsgang beim Haager Schiedshof, indem man eine besondere Behörde für die Vermittlung internationaler Interessenkonflikte geschaffen, indem man den gerade in Rußland, dem gefährlichsten Störenfried der europäischen Ordnung 1899 vorhandenen Abrüstungstendenzen entgegengekommen wäre? Wem hat es hier an Voraussicht gefehlt und wer war hier der wahre Realpolitiker? Die Pazifisten haben mit Schmerzen gesehen, wie Deutschland durch seine verständnislose Haltung auf den Haager Friedenskonferenzen die andern Kulturnationen vor den Kopf gestoßen hat und wehmütig hat unmittelbar nach der zweiten Haager Friedenskonferenz A. H. Fried, einer ihrer ersten Führer darauf hingewiesen, die Folgen dieser Haltung für die internationale Stellung Deutschlands würden nicht ausbleiben. Tatsächlich ist auf die zweite Haager Konferenz von 1907, wo wir nicht nur die obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit mit Ehrenklausel zu Fall gebracht, sondern sogar die bloße Diskussion des Problems der vertragsmäßigen Rüstungsbeschränkung zu verhindern gewußt haben, die Begegnung von Reval und die Politik der sogenannten Einkreisung gefolgt. Denn die Furcht vor geheimen kriegerischen Absichten unsers Flottenbaues, die in Wahrheit gar nicht vorhanden waren, hat England in die Arme von Rußland getrieben.

Das ist ja überhaupt die tragische Ironie des gegenwärtigen Ringens, daß in letztem Grunde vielleicht, abgesehen von Rußland, jeder der beteiligten Staaten aus Furcht vor dem andern in den Krieg hinein getrieben ist. Oesterreich-Ungarn hatte wahrlich allen Grund, sich zu fürchten vor den destruktiven Tendenzen, die ihm gegenüber von Rußland und den Südslawen verfolgt wurden und die in dem Mord von Serajewo in erschreckender Weise zum Ausdruck kamen. Deutschland fürchtete sich, daß wenn erst die Kraft seiner einzigen zuverlässigen Bundesgenossen gebrochen wäre, es selbst das nächste Opfer seiner Feinde werden



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

würde. In Frankreich hätte niemals die Revancheidee allein das Staatswesen in diesen furchtbaren Krieg verwickeln können, wenn nicht in weiten Kreisen des französischen Volkes die Vorstellung vorhanden gewesen wäre, man lebe unter einem unerträglichen Druck der militärischen Uebermacht Deutschlands, die man brechen müsse, um aufatmen zu können. Daß England sich durch unsere Flottenrüstung subjektiv auf das Schwerste bedroht gesehen, weiß Jeder, der auch nur einmal Gelegenheit gehabt hat, sich mit einem Engländer über die internationalen Probleme zu unterhalten. Und wenn schließlich Italien in diesen Krieg eingegriffen hat, so hat auch dabei die Furcht eine entscheidende Rolle gespielt. Es mag ganz dahingestellt bleiben, ob in Oesterreich-Ungarn wirklich während des Tripoliskrieges bei unverantwortlichen aber einflußreichen Instanzen Tendenzen vorhanden gewesen sind, Italien in den Rücken zu fallen, jedenfalls haben jetzt die italienischen Kriegshetzer geschickt mit der Vorstellung zu arbeiten verstanden, daß, wenn man die von Oesterreich geforderten Lande als Geschenk entgegennehme, statt an der Zertrümmerung der Donaumonarchie mitzuhelfen, man später mitten im Frieden überfallen werden könnte, weil Oesterreich die ihm abgepreßten Länder würde wieder erobern wollen. Es kann vollständig unentschieden bleiben, wie weit für den einzelnen der vorbenannten Staaten objektiv seine Befürchtungen gerechtfertigt waren, die Zentralmächte haben nach dieser Richtung hin wirklich ein gutes Gewissen, in der Politik kommt es aber nicht darauf an, wie subjektiv irgend welche Maßregeln wie das Wettrüsten gedacht sind, sondern wie sie auf den Nachbarn wirken, und daß nach dieser Richtung hin jede Rüstung gleichzeitig eine Bedrohung bedeutet, hat schon unser größter Philosoph Kant in seinem Büchlein vom ewigen Frieden gesagt, daß man vielleicht trotz Sombart noch zitieren darf. Selbst Friedrich der Große hat am Abend seines Lebens einmal in sein Tagebuch geschrieben, „es würde die Zeit kommen, wo es gelte, Apostel auszuschicken, die gegen das Wettrüsten predigten". Sollte die-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ses Zeitalter nach den Erfahrungen dieses Krieges nicht angebrochen sein? Oder kommt jetzt wirklich, wie ein namhafter Berliner Historiker behauptet, das Zeitalter der großen Weltkriege?

Europa steht am Scheidewege, entweder wir zerfleischen uns selbst, wie es einst Athen und Sparta getan oder wir finden die rechtlichen Formen für ein friedliches Zusammenleben auf den Bahnen des organisatorischen Pazifismus. Wer durch seinen Beruf veranlaßt war, der Entwicklung des Völkerrechtes auf den Haager Konferenzen zu folgen, der weiß, daß hier schon die Grundlage für ein ganz neues internationales System des gesicherten Rechtsfriedens gelegt war. Gewiß hat ihre Tragfähigkeit noch nicht ausgereicht, um der Welt diesen männermordenden Krieg zu ersparen, aber auch Rom ist nicht an einem Tage erbaut, und die friedliche Organisation der Kulturwelt ist wahrlich keine geringe Sache. Aber überall bei den Neutralen und den Gegnern regen sich die geistigen Kräfte, die nach einer bekannten englischen Redensart auch aus diesem Unglück „das Beste machen wollen". Das deutsche Volk wird mit seinem tapferen Bundesgenossen seine heldenmütige Verteidigung weiter fortsetzen, bis die Gegner erlahmen und einsehen, daß wir nicht zu besiegen sind. Aber gleichzeitig sollten die geistigen Führer mitarbeiten an dem internationalen Bemühen, den zu erwartenden Frieden zu einem wirklich dauernden zu machen. „Vergeßt nicht", hat Dante, einer der größten Pazifisten aller Zeiten und Völker der Mit- und Nachwelt zugerufen, „daß Jesus Christus seine Jünger grüßte mit den Worten: „Friede sei mit Euch"!"

# Drei Fabeln

Von Paul Barchan.

## Die Mission der Löwen

Ein alter asthmatischer Affe saß da oben auf dem Zweige und sah zu, wie ein Löwe ein junges Kälbchen mit erprobter und wohlgeübter Meisterschaft anpackte und bewältigte.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Wie kann man nur so gefräßig sein!“ rief der Affe mit respektvollem Vorwurf, seine Furcht und seinen Abscheu in sein kluges Herz bergend. „Bei allen Läusen, du läßt aber auch keine Gelegenheit entgehn.“

„Ihr, Gesindel, werdet es nie begreifen lernen. Wenn ich solch einen Balg erlege, so geschieht es doch nicht des elenden Hasses wegen. Meine Natur ist heroisch und braucht Betätigung solcher Art. Wirst du es begreifen, wenn ich sage, daß das hier Gymnastik für meine Seele ist, Training meines Geistes. Wenn ich nicht jage, verrostet mein Inneres, schlummert der Glaube an Sieghaftigkeit ein. Auf die Bewegung kommt es nur an. Das weiß sogar euer Altenberg. Emotion und immer wieder Emotion. So verteidige ich nur meine Eigenart. Der Hazard des Jagens. Der Zwang meiner überlegenen Rasse ist meine höhere Moral. Oder soll etwa meine zum Herrschen geborene Rasse verkümmern und aussterben!! Und euereiner uns in der Weltherrschaft ablösen! Hoh!“

„Ja, ja,“ stammelte der Affe, „aber wozu frißt du sie denn alle auf, wenn du nur darum jagst, um die Eigenart deiner Rasse zu wahren.“

„Nun, da wäre ich schön dumm,“ lachte der Löwe fressend und keuchend. Wenn ich die Arbeit mal leisten muß, kann ich mich mit dieser Kleinigkeit schon schadlos halten. Oder sollen meine Neider die Frucht meiner Arbeit ernten. Vom Idealismus allein werde sogar ich nicht fett. Nein, nein, alles, was recht ist, aber aufopfern kann ich mich auch nicht. Und sei es auch zur Erhaltung der Eigenart und Rassenexistenz.“

*

## Die Standbilder.

Auf dem Giebel eines öffentlichen Gebäudes standen Bildwerke, Schöpfungen eines guten Meisters. Seit hundert Jahren ragten sie, stolz und durch die Erstarrung tiefnachdenkend geworden, in die freie Luft des Himmels hinein. Ihre schwarzen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Silhouetten prägten sich in den schwarzblauen dichten Himmel phantastisch und überragend, als wären sie von einer andern, überlegeneren irdischen Naturgewalt gegen das Sternengewölbe drohend hervorgestoßen. Seit Menschengedenken schienen sie in ihrer durchdachten Schönheit zu verharren und sie brüteten ihre steinernen Gedanken noch immer über Napoleon und Goethe.

Ein Flieger kam geflogen, hoch, hoch oben, als zöge ihn ein Operateur von der obersten Maschinengallerie des Himmels an einem Seil vorüber, ließ eine Bombe fallen. Das erste Standbild ging in Trümmer.

Als dies vom Schock sich erholt hatte, sagte es:

„Nun ja, gut so. Habe lange genug dem pharisäischen Schönheitsdünkel der Menschen Statistendienste geleistet. Will mal meine Glieder strecken. Wie wohl das tut. Ich fühle schon, wie ich durch die Wehmut weise werde. Dieser kecke Bube da oben war nur ein Werkzeug einer tiefern, weisern Waltung. Millionen Jahre werden vergehn, ich werde schlummernd immer tiefer in die Erde mich wühlen, um wieder zu Stein zu werden. Bis ein besseres Geschlecht aufersteht, ein besserer Meister mich wählt, ein verklärteres Standbild aus mir schafft und mir neue Gedanken eingibt. Lebet wohl, Brüder, gute Nacht."

Der Flieger kam wieder geflogen, ließ eine Bombe fallen. Das zweite Standbild barst und legte sich, niedergemäht, auf den Giebel. So lag es auf dem Rücken, den vorgestreckten Arm drohend gegen die Wolken:

„Ein Rächer wird dereinst aus meinem Gestein erstehn. Wenn du, schändlicher Freveltäter, mit dem Hochmut des Siegers hier des Weges kommst, lasse ich mich fallen und zertrümmere dir den kleinen dünkelhaften Schädel wie einen alten Topf. Ich krönte ein Gebäude, das dem menschlichen Geiste . . ."

„Lüge nicht so großsprecherisch in deinen schönen Hals hinein. Wenn dein Zertrümmerer da unten vorbeikommt, wirst du deinem Schöpfer im Grabe danken, daß der Bube dich nicht bemerkt", so unterbrach er das dritte Standbild, das größte, das



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der Mitte. „Du wirst mäuschenstill liegen bleiben und dich freuen, daß du nicht ganz zu kleinen Scherben vernichtet bist. Nein, nein, verabschiede dich von der Unsterblichkeit und Ewigkeit und laß das Prahlen. Sieh, ich dagegen, das Hauptstück unserer Gruppe, ich trotze dem menschlichen Zerstörer. Mir soll er nur kommen. Ich bin größer als ihr, mich wird er aus der Höhe erkennen und es nicht wagen, mich, ein so stolzes Denkmal des Ortes, anzutasten. Nicht wagen wirst du es, hörst du, du fliegender mutwilliger Bube da oben. Wenn du und deine Schandtat längst vergessen sind, werden deine Enkel längst mit Stolz auf mich weisen . . ."

Der Flieger kam geflogen, ließ eine Bombe fallen, zertrümmerte die stolze Mittelfigur.

Dem abziehenden Flieger rief diese nach:

„Heil dir, Sieger. Der Mensch hat mich geschaffen, der Mensch hat mich zerstört, der Namen des Menschen sei gepriesen. Das Werk der Vernichtung ist so selig wie das der Schöpfung, dein herrischer Wille siegt, Mensch. Ich bin nur die Verkörperung deines Willens gewesen und durch mein Ende bin ich dasselbe geblieben. Heil dir, Mensch und Flieger!"

Der blutjunge Flieger war gelandet, stand da mit gespreizten dünnen Beinen, warf die Zigarette weit weg, spuckte aus und sagte ärgerlich: „Pfui Deiwel. Wollte die Luftschiffhalle treffen, wichtiger Punkt, und treffe immer wieder dieses alte Gerümpel von Puppen. Fatal."

*

## Der Sieger

Ohne die geringste Anspielung auf die Ereignisse der Zeit.

Ein Zebukälbchen hatte sich verirrt und stand nun plötzlich einem Löwen gegenüber. Der Löwe aber lag da, mißmutig und trübselig, und achtete des Kälbleins mit nichten.

Das Kalb hielt inne mit ganz runden und dummen Augen und stammelte:



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Aber, Herr Löwe, Sie fressen mich ja gar nicht. Hat also Mutter wieder geflunkert. Zuerst die Chose mit dem Storch, und nun ist mit dem Löwen auch nichts los."

Der Löwe schnauzte mürrisch:

„Du dämliches Kalb, kannst denn nicht sehen, daß ich Weltschmerz leide? Daß die Melancholie auf mir lastet? Ja, ja, du dummes Schaf, dieselbe, die Dürer ..... Schere dich, du Pute, und störe die Erhabenheit meiner Stimmung nicht."

Das Zebukälbchen war ganz überwältigt:

„Aber, Herr Löwe, sind Sie nicht der — der — der Herrliche, der Siegreiche? Steht es nicht so in allen Fibeln und Wappenbüchern? Mein Vater, der alte Ochse, sagt auch ständig: uns fehlt nur eins, um zu sein, wie der Löwe ist, der Sieg und wieder der Sieg."

Der Löwe lachte bitter:

„Der Siegreiche, haha! Du dummes Balg. Siegen, siegen, nichts als siegen. Dieses ewige Siegen, wie ödet das mich an. Daß ich doch nur einmal den Schmerz des Unterliegens kostete, die Wollust der Erniedrigung, Trauer und Seufzer und Geißelung! Tier sein unter Tieren, die Not der Kreatur dulden. Ich verblöde ja in all meiner Sieghaftigkeit. Tiefe will ich, vastehste Tiefe!"

Das Kälbchen stotterte:

„Da sollten Sie erst Dostojewski lesen. Ja, sehn Sie, ich empfinde ja Ihren Gedankengang, ich würde Sie auch gern zerreißen, aber ich getraue mich nicht recht. Und überhaupt, ich esse, ja gar kein Fleisch. Außerdem, nehmen Sie es mir nicht übel, stinken Sie."

Der Löwe sprang auf:

„Was, du mich zerreißen, Rindvieh, du elendes."

„Ich scherzte ja bloß," quiekte das Kälbchen. Doch schon hatte es der Löwe zerrissen und mit dem erprobten Appetit vertilgt.

Das Kälbchen bleibt eben ein Kälbchen, und der Löwe bleibt eben ein Löwe.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## Kriegsmalerei

Franz Stuck hat auf seinem nie mehr erreichten Frühwerk den Gott des Krieges nackt aufs Pferd gesetzt. Seine damals noch unfehlbare Eingebungskraft widerstrebte der Verkleinerung, die in allem Symbolisieren liegt. Wozu ein Symbol? Wenn schon die Götter nur als Menschen darstellbar sind, so kann nur der allerweiteste Menschheithorizont groß genug sein, um dem zum sichtbaren Kleide zu dienen, was sie uns zu tragen und zu fühlen, zu raten und zu denken geben, und der allein ist unser Leib. Die göttliche Uebermacht als wirkliches Erlebnis bedarf keiner Deutung, keiner Umschreibung, keiner Angleichung an Menschenzustände. Denn wir erleben sie nicht über uns selbst hinaus. Und als Erkenntnis —? Vermessenheit, sie anders als in ihrer Wirkung erkennen zu wollen! Nur wie wir sie fühlen und wie sie wirken, das reicht in unseren Horizont herab und kann uns zur echten Vermittlung dienen.

Wie hohl klappert selbst in den Allegorien des unverblaßten Rubens der Geist der Dekoration, wie nahe wohnen sie schon dem höfischen Lügentamtam des Barock und Rokoko. Nur durch ihr Wie sind sie am Leben geblieben. Und wir atmen auf, daß nichts uns verpflichtet, nach der Bedeutung des Aufputzes zu fragen. Die Stärke des rein ästhetischen Wertes tritt in ungetrübter Wirkung hervor — aber auch in ihrer Unzulänglichkeit. Können hin, Können her, nur das Kunstwerk lebt ganz, das nichts zu leihen nimmt. Auf vollkommener Keuschheit beruht die reine, echte Kunst. Jeder fremde Fetzen, jede symbolische Zutat verunehrt sie, wie die halbe Verhüllung den jungfräulichen Leib. Ob Lüste der Sinne oder des Verstandes erregt werden, die Unreinheit ist stets die gleiche.

Selbstherrschaft der Idee durch das Mittel, das ist der Prüfstein, den Stucks Krieg besteht. Hier wird nichts angeregt, nichts erläutert, nichts bedingt, nichts nebenher gezeigt. Wir sehen die nackte, blutige Vernichtung, vollbracht an den Menschen und durch den Menschen. Dieser Eine, der der Sieger über alle ist, das ist der Gott im Menschen, der unerbittlich in uns allen wohnt, um über uns zu herrschen, nur gebändigt durch die Gegenmacht seiner Mitgötter. Indem Stuck sich auf das Phänomen beschränkt, erschöpft er alle Grenzen des Menschenmöglichen.

Ich muß lächeln, da ich auf dem Kriegskunstpfade Salons und Ausstellungen alwandere, mir den Weg zwischen den Fenstern der Kunsthandlungen bahne, überall das Kriegsgesicht suchend, das sich mit soviel Eifer und Gewalt vor Augen drängt. Ich muß lächeln über den Kraftaufwand, der, als wäre es ein Kunstziel, dem Beweise gilt, daß Krieg nicht mehr Krieg ist, sondern dieser Krieg ein Krieg von ganz besonderer Art. Ganz wie ihn der gemütvolle Lortzing besang, „wo das Schwert nur fürs Recht sich erhob". Und wie mannigfaltig sind die künstlerischen Beweismittel. Sie bewegen sich zwischen der zahmsten Landschaftsidylle und der ausgesuchtesten Fleischhackerei. Seit Erfindung des Steindrucks wurden nicht soviele Steine zum Abschleifen reifgemacht, wie in diesem einen Kriegskurstjahr. Sei's drum. Die Mannigfaltigkeit des Krieges einer- und die Vielseitigkeit der unabkömmlichen Begabungen andrerseits, warum sollten sie einander ausweichen? Warum nachlassen in ihren gegenseitigen Befruchtungsversuchen?

Dennoch muß ich lächeln, weil ich unter all diesen Dokumenten des Krieges sein stärkstes Selbstbildnis ver-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

misse. Nirgends finde ich Stucks Krieg. Nicht einmal in der Sezession. Vielleicht gilt er nicht für zeitgemäß, weil ihm die Jahreszahl fehlt. Weil er im Frieden, also ohne legitimes Datum zur Welt kam. Oder auch, weil sein geniales Maßhalten in der Form nicht dem Temperament entspricht, den die Laienphantasie von einer Verkörperung dieses und gerade dieses Krieges verlangen darf und muß. Stuck selber beteiligt sich sogar an dem Totmalen seines großen Werkes. In jenen Räumen, wo es, in die Mitte der Oeffentlichkeit zurückversetzt, als eine durch die ungewöhnliche Zeit befohlene Ausnahme selbst von der Wand herab sprechen sollte statt jeder besonderen Neuauflage, da läßt er einen nackten Michel mit dem Schwert um sich schlagen, gegen feindliche Gestalten, die wie Fragmente seiner eigenen Vergangenheit auf jenen eindringen. Aber dieser nackte Michel wirkt durchaus nicht nackt, denn die gemalte Idee wirkt durchaus nicht als Idee. Sie associiert sich ein Gewand von Zeitfetzen. Stimmungen, die sich von selbst niemals reproduzieren würden. Es ist ein gemalter Einzelfall, der, ohne Jahreszahl betrachtet, nicht mehr ist als ein Abenteuer. Die Notwehr eines Riesenvolkes? Oder die reine Idee der Notwehr, ohne zeitlich-vergänglichen Bezug? Dafür fehlt leider die Einfachheit der Bildlösung, die sich zugleich als Eindruck in die Seele gräbt. Die Absicht war offenbar so rein wie je, aber es fehlte die stilisierende Kraft. Man blickt zu seinen in allen Sehnen federnden „Duellanten" hinüber — der echte Stuck springt einem an die Kehle. „Das sollst und mußt Du sehen, wie ich!" Hier ist der ewige Krieg. Wozu an 1914/15 herummelken? Laßt die Milch der Zeitkuh ihrem ewig neugeborenen Kalbe, dem Publikum!

Die alte, auch dem siebziger Kriege vorgehaltene Klage um das Versagen der Kunst beweist nur, wie wenig der Kunstverstand von der Stelle rückt. Wir verlangen vom Kriege doch nur, daß er uns von unseren Feinden befreit. Mit der Kunst hat er nicht das geringste zu tun. Jedem das Seine.

Hermann Gottschalk

## Neue Lese

Die Verleger besinnen sich langsam. Zaghaft wie Veilchen im Frühling wagen sich wieder unkriegerische Bücher an die Oeffentlichkeit. Der Ruf der Soldaten: Schickt uns Romane und Novellen o h n e Pulvergeruch. Vom Kriege haben wir tagtäglich hier draußen genug! soll jetzt willige Ohren finden. Der Herbst 1915 bringt viel von den Gaben, die, für den Herbst 1914 gereift, im Verlagskeller vor der kriegerischen Gegenwart verborgen gehalten worden. Schon im Frühjahr gab Albert Langen, München, die S t r i n d b e r g - E r i n n e r u n g e n Adolf Pauls heraus. Ein Buch, interessant aber beschämend. Strindberg wird in manch dunklem Bilde seiner Allzu-Menschlichkeit entschleiert. Was in seinen Werken Unrast, Dämonenqual, gedankenfruchtbarer Zweifel ist, wird nun, am Menschen vivisseziert: Mißtrauen, Intriguenfreude, Haß, Unbeständigkeit. Paul will objektiv sein (als ob das möglich wäre, wenn Mensch dem Menschen gegenübertritt). „Er war mein Freund — er war mein Feind" sagt er von dem Dichter. Er kann nicht selbstfern urteilen. Alte Erinnerungen, Enttäuschungen, unerfüllter Ehrgeiz, beleidigter Stolz erwachen, starkes Temperament schürt Feuer. Was wir sehen, ist: zweier Menschen Bild. Vergessen wird Dichters Distanz vom Genießenden, Zuschauenden. Wir sehen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen Geist, der keine Dimensionen kannte, in eines Zimmers engen Wänden ... Interessant, aber (oft) beschämend ...

* * *

Fern von der heißen Streitbarkeit unserer letzten Jahr-Viertel, antipod jeglichem Haß, und durch hymnische Verklärung materiefreier Ideen diesen Monaten der Tat weitentrückt sind die Gedichte, die Franz Werfels*) neues Buch „Einander" füllen. Der Dichter, der in seinem ersten Buche, dem „Weltfreund", die großen Beglückungen und kleinen Tragödien der kleinen, um einen Menschen gefügten Welt und besonders der kindlichen Welt in (scheinbar) plauderleicht zwanglosen Versen erstehen ließ, hatte in seinem zweiten Werke „Wir sind" den Sprung von Individuum in die Unendlichkeit gewagt. Das heilige Glücksgefühl des Da-Seins trieb den Dichter in ekstatische Verzückungen. Das dritte Werk ist das Buch der Harmonie, der großen Liebe. „Einander" ist es betitelt und seine Strophen tragen die leuchtenden Zeichen klassischer Größe. Das Zu-Einander-Gehören aller Dinge der Welt wirkt in ihnen als jubelnder Gedanke.

* * *

Ein Kriegsbuch schließlich, das in den Tiefen erschüttert: des gefallenen Dichters Walther Heymann „Kriegsgedichte und Feldpostbriefe".**) Die Gedichte: ernst, schwer, dunkel im Ton. Nirgends feuilletonistische Freude am ausschmückenden Detail. In Felsen gehauen die Form, unwandelhaftes Gefühl, ehern, darein gegossen. Deutschland ist bedroht, nach der ostpreußischen Heimat giert Russensucht. Auf Wache, Wächter! Bin „Ich" nah? Heilig sind „Wir". Wir: Deutschland. Dazwischen singen schwere Melodien wie Winde über der herbstlichen Steppe:

Abschied nehm ich immerdar,
Abschied nehm ich nimmermehr.

Wer hat Walther Heymann gekannt, wer ihn geliebt? Ein kleiner Kreis seiner Nächsten. Freunde lyrischer Kunst, gering an Zahl. In Kritiken las man: Eine Hoffnung. Man wies auf Dehmel. Las man: Tausend Erfüllungen. Was galten lyrische Bücher der Welt? Niemals schuf Heymann einen — „Schlager". Gebildete, wußtet Ihr, wer Walther Heymann war? Lest seine „Feldpostbriefe" und in Eurem Herzen wird dem Dichter ein Tempel der Erinnerung erstehen. Glücklich die Frau, der dieser seltene Edelmensch die Worte schrieb: „Dir kann ich nur sagen, daß ich so durchaus Dein bin und bleibe, daß die Hingabe an das größere Vaterland daraus selbstverständlich folgt". Beglückendes Herzklopfen, Brudergefühl weckt die Erkenntnis des Menschen Heymann, wie er sich aus den Briefen erschließt. Und man weint, daß dieser wahrhafte Held die Freundeshand, die sich ihm entgegenstreckt, nicht mehr ergreifen kann.

Richard Riess (München)

*) „Einander". Oden, Lieder, Gestalten. Verlag Kurt Wolff, Leipzig.

**) Georg Müller Verlag, München.

## Ein Literaturlexikon

Obwohl die moderne Literaturwissenschaft mit einem ausgezeichneten und exakten Apparat die Masse des täglichen Stoffes gliedert und registriert, hat ihr doch noch das Hilfsmittel eines Literaturlexikons gefehlt. Nun liegt so ein Werk in der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung vor, es heißt „Deutsches Literaturlexikon" und ist von dem Germanisten der technischen Hochschule in Hannover Herm. Anders Krüger bearbeitet worden.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nehmen wir das Werk an sich, so ist die Idee und Anlage ausgezeichnet. Krüger, der auf Arbeiten von Adolf Stern basiert, führt zuerst die Biographien auf, dann die Werke der Dichter, dann die Literatur über die Werke, zuletzt dichterische Werke, wie Romane, in denen der betreffende Autor eine Rolle spielt. In die alphabetische Reihenfolge sind aber, und das ist der Wert des Buches, alle zur Literatur gehörigen Begriffe mitaufgenommen. Man findet hier literarisch verwertete Personen wie Nero, Faust, Griseldis, aber auch Mozart und andere, Motive wie Walpurgisnacht, Landschaften und Städte, historische Zeitalter wie die Kreuzzüge, literarische Schlagworte und Fachausdrücke.

Im Vorwort verspricht Krüger objektiv zu sein. Er ist es auch in den meisten Rubriken. Um so unstatthafter ist seine Kritik, die er sich gegen wertvolle neuere Dichter herausnimmt. Ein Literaturprofessor sollte vor allem sachlich beschlagen sein. Wenn er das in ungewöhnlichem Maße ist, nimmt man Ahnungslosigkeit in Kunstdingen weniger übel. Krüger weiß aber eine ganze Menge nicht. Er empfiehlt Werke minderwertigster Art, darunter ein des vielfachen Plagiats überwiesenes von Geißler: Führer durch die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts und kennt keine räumlich auszudrückenden Wertunterschiede. Er schreibt über Rieke 10 und über Ohorn 26 Zeilen. Der Unterschied zwischen Gustav Moser und Moses und macht 5 Zeilen aus, merkwürdigerweise zu ungunsten von Moser. In einer Uebersicht über die Lyrik fehlt, ich schlage noch einmal nach, ob ich mich nicht doch irre, Hebbel. Von neueren Lyrikern wird in dieser Uebersicht nicht genannt: George, Hofmannsthal, Rilke, Rombert, dagegen Geibel und Falke.

Ich würde diese Ungeheuerlichkeiten, mit denen sich 10 Seiten füllen ließen, nicht so herausheben, wenn nicht das Werk so wichtig wäre, und wenn sich der Herr Krüger nicht so wichtig nähme. Im Vorwort behauptet er von sich, daß er „selbst im Schaffen der Gegenwart mit seiner Neigung und Abneigung absteht". Das war mir neu. Richtig hat er auch eine Menge geschrieben, und behandelt sich ausführlich auf 48 Zeilen. Während er keinen Raum hat, unter den Werken von Hermann Grimm den „Michelangelo" und den „Homer" auch nur zu nennen, registriert er Kritiken (!) über sich von Schriftstellern und Zeitungen 7. Ranges. Und dabei erwähnt er z. B. Dilthey überhaupt nicht, der für die Literaturgeschichte etwas mehr geleistet hat als Krüger, der Dichter von „Waldhüters Weihnacht", „Ritter Hans", „Der Kronprinz", „Die Pelzmütze" und ähnlichem.

Es gibt keinen sogenannten „Aesthetiker" und keinen sogenannten „Literaten" in Deutschland (auf sie scheint es Krüger scharf zu haben), die solche Fehler machen würden. Das Werk ist aber ein Glück und ein Unglück zugleich. Es hat keinen Sinn, es zu verbessern — dieser Autor wird es nie gut machen. Es wird aber in Redaktionen, Schulen, im großen Publikum des Verlages von Hand zu Hand gehen, eine gefährliche Konkurrenz für die unvergleichlich besseren und zuverlässigen Handbücher von Bartels und R. M. Meyer. Es ist daher dringend zu wünschen, daß eine fähigere Hand diese Arbeit wiederholt und gut macht. Felix Stössinger

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# P. J. Proudhon über den Krieg

Von Herm. Fernau

Zu den wenigen französischen Denkern, die sich in grundlegender Weise mit dem Kriege befaßt haben und dabei zu einer Bejahung des Krieges gekommen sind, gehört P. J. Proudhon, jener eigenartige Philosoph der Revolution und Anarchie, der das bekannte Wort „Eigentum ist Diebstahl" in die Welt geschleudert hat und einer der bedeutendsten französischen Ideenkämpfer im 19. Jahrhundert war.

Veranlaßt durch den österreichisch-italienischen Krieg von 1859 veröffentlichte Proudhon 1861 zwei Bände „La guerre et la paix", in denen er sich zum größten Erstaunen seiner Freunde nicht nur gegen die damals viel umstrittene Wiederherstellung Polens und gegen die Gründung eines einheitlichen Italiens aussprach, sondern auch prinzipiell für das Recht auf Krieg und Gewalt. — Der Revolutionär und Demokrat Proudhon als Rechtfertiger des Krieges und Fürsprecher des Gewaltrechts ist eine Erscheinung, der wir meines Wissens in der deutschen Literatur nichts ähnliches an die Seite zu stellen haben. Es dürfte darum für den deutschen Leser doppelt interessant sein, wenn ich versuche, ihm hier die Proudhonsche Kriegsideologie in gedrängter Kürze vorzutragen.

Proudhon geht von der Grundidee aus, daß der Krieg nicht als äußere Erscheinung in der Menschheit gewertet werden darf, sondern als ein Hauptteil ihres innersten Wesens wie die Religion und der Drang nach Gerechtigkeit. Da die meisten Geschichtsschreiber und Philosophen den Krieg nur immer nach seinem äußeren Aussehen beurteilt haben, haben sie ihn nur selten oder gar nicht begriffen. Der Krieg ist vielmehr eine moralische Erscheinung; physische und leidenschaftliche Faktoren spielen in ihm die kleinste Rolle. Alles in unserer Natur setzt Krieg voraus, alles läßt auf die beständige Anwesenheit des Kriegsbegriffes in der Menschheit schließen. Daher ist der Krieg göttlicher Essenz, das heißt ursächliche und wesentliche Lebensnotwendigkeit. „Alles was in der Natur unmittelbar aus der schaffenden Kraft und im Menschen aus der Ursächlichkeit des Geistes oder des Gewissens kommt, alles also, was als unerklärbarer Anfang einer Serie gilt und von Seiten des Philosophen weder Fragen noch Zweifel erträgt, ist göttlicher Natur." Ein solches Phänomen ist der Krieg, weshalb man ihn als ein Weltgesetz betrachten muß. „Dasselbe Gewissen,



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das die Religion und die Justiz hervorbringt, produziert auch den Krieg; dieselbe Inbrunst, dieselbe Freiwilligkeit der Begeisterung, die den Propheten und Rächer der Gerechtigkeit belebt, reißt auch die Helden fort. Wenn wir das einzigartige Geheimnis eines Gewissens lösen könnten, in dem sich das Recht, das Mitleid und der Mord in einer brüderlichen Umschlingung vereint, dann würde der Krieg aufhören, göttlicher Natur zu sein. Ist dieses schreckliche Geheimnis aber undurchdringlich, dann fürchte ich nicht zu sagen, daß der Krieg ewig ist."

Die wahre Heimstätte des Krieges ist also in den Tiefen unseres Gewissens und seine Idee umfaßt die Universalität der menschlichen Beziehungen. Religion, Gerechtigkeit, Poesie, schöne Künste, Volkswirtschaft, Politik, Regierung, Adel, Bourgeoisie, Königtum, Eigentum, alle diese Dinge hatten den Krieg als Vater. Man unterdrücke, in Gedanken, die Kriegsidee und nichts von der Vergangenheit und der Gegenwart des Menschengeschlechts wird übrig bleiben. Man kann sich nicht vorstellen, wie eine Gesellschaft ohne Krieg aussehen würde, und noch weniger, welche Zukunft ihr ohne Krieg beschieden wäre. Denn auch der Frieden wäre ohne Krieg unverständlich, ein Nichts ohne Wert und Bedeutung.

Noch niemand hat versucht, den Krieg in seinem innersten Wesen zu erfassen. Kein Geschichtsschreiber und Philosoph hat je gefragt, ob der Krieg nicht auch Vernunft, Gewissen und höhere Moralität besitze. Die schrecklichen Aeußerlichkeiten des Krieges verhalten sich zum wirklichen Krieg wie die Polizei und die Gerichtsstrafen zur Gerechtigkeit. Wer einer Taufe, einer Messe oder Prozession beiwohnt, kennt der die Religion? Wie man die menschliche Seele studieren muß, um zu erfahren, was Religion ist, so muß man auch an die menschliche Vernunft appellieren, um zu erfahren, was der Krieg ist.

Ohne Zweifel entspringt der Krieg einer höheren Vernunft und ist eine religiöse Offenbarung. Jehovah ist ein Kriegsmann sagt die Bibel, die ihn an anderer Stelle den Gott der Armeen nennt. Die Kriegsidee fortgedacht, wird jede Theologie unmöglich, denn ohne Krieg haben die Götter keinen Sinn und werden beschäftigungslos. Die Götter, die religiösen Dogmen, ja sogar die Kultusformen sind vom Krieg inspiriert worden.

Alles, was wir besitzen, ist vom Krieg geschaffen worden, in erster Linie neben der Religion auch unser Gerechtigkeitsbegriff. Ist die Religion mit ihrem Kultus der mystische Ausdruck unserer kriegerischen Natur, so ist das vom Kriege geschaffene göttliche Recht ganz ebenso nur der Ausdruck des menschlichen Rechts. Die Völker beugen sich respektvoll vor dem Ausgang der Schlachten. Diese Anbetung der Gewalt, das heißt des Eroberungsrechtes der Starken ist weniger unmenschlich als man glaubt. Die Eroberer waren von jeher die am meisten respektierten Männer der Menschheit. Alle Staatengründer waren Eroberer



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und wenn ihre Nachfolger im Kriegshandwerk erlahmten, ging ihr Werk in Trümmer. Der Krieg ist also die Basis des Rechtsstaates sowohl monarchischer als demokratischer Tendenz. Alle politischen Freiheiten und vor allen Dingen auch das allgemeine Wahlrecht beruhen letzten Endes auf dem Begriffe des göttlichen Rechts. Vox populi vox dei heißt doch nichts anderes als: das Recht des Volkes ist das Recht seiner Gewalt. Das parlamentarisch-demokratische Prinzip, daß die Mehrheit regieren solle, ist im Grunde genommen ein Gewaltprinzip. Folglich ist die politische Verfassung aller Staaten im wesentlichen kriegerischer Natur und vom göttlichen Recht abgeleitet. Sie hat als Basis das Eigentum. Das Eigentum aber ist nichts als ein Ausfluß des Eroberungsrechtes jus utendi et abutendi.

Daraus ergibt sich, daß der Krieg die oberste und feierlichste Rechtssprechung ist, der wir unser gesamtes Rechtssystem verdanken: Kriegs- und Friedensrecht, Völkerrecht, öffentliches Recht, Zivilrecht, Strafrecht, sie alle sind von einer kriegerischen Gewalt geschaffen und gestützt und könnten nicht einen Augenblick fortbestehen, wenn sie diese Stütze verlören. Eine Parlaments- oder Gerichtsdebatte ist, wie der Ausdruck schon besagt, nur eine Nachahmung des Krieges in unblutiger Form. — Logischerweise sind daher die kriegerischsten Nationen nicht nur die religiösesten, sondern auch die, die den Rechtsbegriff am höchsten ausgebildet haben. Was wäre die Zivilisation ohne die römischen Eroberer, das heißt ohne das römische Recht? Was wäre die demokratische Idee und das moderne Gesellschaftsleben ohne die Eroberungskriege Napoleons, der Europa das bürgerliche Gesetzbuch brachte?

Sowie es ohne Krieg keine Religion und keine Rechtswissenschaft gäbe, so gäbe es ohne Krieg auch kein Ideal, keine Kunst und Poesie in der Menschheit. Der Krieg ist, was man auch sagen möge, die Nahrung der Musen. Unter allen Gegenständen ist er derjenige, der die Dichter, Redner, Historiker und Schriftsteller am unerschöpflichsten und grandiosesten genährt hat. „Wenn der Krieg nicht existierte, müßte ihn die Poesie erfinden." Zweifellos haben kriegerischer Mut und poetische Begeisterung nichts mit einander gemein, die Statue ist nicht der Marmor, aus dem sie gemacht ist. Wenn aber der Künstler die Idee zu seiner Statue hatte, dann namentlich deshalb, weil die Natur ihm den Marmor lieferte. Die Jahrhunderte der Meisterwerke sind die Jahrhunderte der Siege. Für den Besiegten gibt es keine Kunst und Poesie, ebensowenig wie für den Krämer und Sklaven.

Schon Hegel hat den Krieg als die Disziplin der Menschheit behandelt. Die wesentliche Bedingung einer gesunden Existenz ist die Betätigung aller Kräfte. Sich betätigen und handeln aber heißt kämpfen. Der normale Mensch ist in fortwährendem Kampf mit seinesgleichen, weil die andern ähnliche Ziele anstrebenals er. Nun ist der blutige Kampf zwischen Individuen zwar aus dem



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heutigen Gesellschaftsleben ausgeschaltet, die Bürger übertragen ihre Streitigkeiten der Staatsgewalt zur Schlichtung, zwischen den Staaten aber lassen sich die Zwiste nicht in der gleichen Weise schlichten. Noch auf lange hinaus wird es unmöglich sein, eine Autorität zu errichten, der die Staatsregierungen ausnahmslos gehorchen. Bis zu dieser großen Reform, die immerhin angestrebt werden soll, bleibt der Krieg die Disziplin der Menschheit.

Wenn einerseits der Frieden das notwendige Ergebnis des Krieges ist, so werden neue Kriege nichtsdestoweniger immer wieder aus den Ideen und Idealen des letzten Friedens geboren. Der Frieden ist wie der Krieg göttlichen Ursprungs, denn er ist für uns ein Mythus geblieben. Wir kennen nur seine Schatten, aber weder seine Substanz noch seine Gesetze. Allerdings ist der Frieden die positivere der beiden Wahrheiten. Wie aber kam es, daß die Idee vom Frieden immer rein negativ blieb? In der modernen wie in der antiken Welt war der Frieden nur immer ein Traum vom Kriege, eine Vorbereitung auf ihn. Solange der Frieden dauert, führt die Menschheit den kleinen Krieg.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß der Krieg ein Teil unseres moralischen Lebens ist wie die Religion, die Poesie und Kunst. Nicht auf den Schlachtfeldern dürfen wir ihn studieren, sondern im universellen Gewissen. Das universelle Einverständnis mit der Kriegsidee beweist außerdem das Vorhandensein eines positiven Rechtes zum Kriege, das gleichbedeutend und gleichwertig ist mit dem Völkerrecht oder Zivilrecht, das heißt mit jeder Art Recht. Die Meinung der Juristen und Philosophen nach Art der Grotius, Vattel, Hobbes, und Kant geht im Gegenteil einstimmig darauf hinaus, daß das Recht zum Kriege eine Fiktion sei und daß die Gewalt an sich unfähig ist, das Recht zu schaffen und Urteil zu sprechen. Damit befinden sie sich mit der öffentlichen Meinung aller Völker im Widerspruch. Denn beim Volke wie beim Fürsten wird der Krieg in Ehren gehalten. Wie kommt es, wenn der Krieg (wie jene sagen) ein Verbrechen ist, daß ihn das universelle Gewissen nicht verwirft und daß die Kriege immer häufiger, immer intensiver und grausamer werden, je mehr die Zivilisation zunimmt? Die Antwort lautet: Der Krieg ist ein Urteil höchster Instanz und nicht etwa nur eine traurige und verderbenbringende letzte Notwendigkeit. In Ermangelung eines internationalen Rechts und der Möglichkeit es anzuwenden ist der Krieg ein Gottesurteil geblieben. „Es ist, als ob die menschliche Gerechtigkeit, im Gefühl ihrer Ohnmacht, die göttliche Gerechtigkeit anfleht, durch die Schlacht bekannt zu geben, auf welcher Seite das Recht ist oder sein wird." Und übrigens beweist das Vorhandensein eines fest umgrenzten Kriegsrechts und Kriegsbrauchs (Ultimatum, Kriegserklärung, Zurückschickung der Gesandten, Unverletzbarkeit der Parlamentarier, Auswechslung von Geiseln und Gefangenen, Recht der Neutralen, der Flüchtlinge, der Verwundeten, Respekt der Leichen usw. usw.), daß der zivilisierte Mensch den Krieg



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht als Räuberei, sondern als moralischen Akt empfindet, der seinen Kodex besitzt wie alles andere auch. Dieser von der universellen Auffassung gutgeheißene Krieg in Formen ist ein Beweis dafür, daß ihn die Völker als eine feierliche Rechtsprechung, als ein Urteil empfinden.

Dieses Urteil wird namens und kraft der Gewalt gesprochen. Auch hier wieder befinden wir uns im Widerspruch mit den Pazifisten. Cicero sagt: Die Gewalt ist die Vernunft der Tiere; Grotius: Die Gewalt schafft nicht das Recht, obwohl sie dazu dient, es zu erhalten und zu üben. Kant spricht sich nicht minder scharf gegen die Gewalt als Schafferin des Rechtes aus. Es ist aber klar, daß man ursprünglich nur die Gewalt respektiert und daß die Gesellschaft nur auf den Respekt der Gewalt basiert ist. Die Herrschaft der Starken über die Schwachen, das heißt die Gewalt, hat alles geschaffen, was wir an Rechtsbegriffen besitzen. Entweder nun ist das Recht zum Kriege wirklich eine Fiktion und dann wären alle Rechte, die wir besitzen, von Grund auf falsch und müßten neu geschaffen werden, oder aber das Recht zum Kriege existiert wirklich und dann muß auch zugegeben werden, daß die Gewalt das Recht schafft.

Die Frage also, ob es ein Recht auf Krieg und Gewalt gibt, ist letzten Endes die Frage nach der Zivilisation überhaupt. Wenn wir die Zivilisation nicht leugnen wollen, dürfen wir auch nicht leugnen, daß es ein Recht sui generis zum Krieg gibt, denn alle Zivilisation ist aus diesem Rechte entstanden. Die Verneinung des Gewaltrechts würde jede Philosophie vom Recht unmöglich machen. Vergeblich sucht Kant das Gewaltrecht zu leugnen und Rechtskategorien aufzustellen. Er verliert sich in Utopien. Woher kommt den Menschen die Kriegswut? Kant bleibt vor dieser Frage perplex. Er sucht Besserung und Erlösung in der Vernunft ohne zu bedenken, daß just die Kriegslust durch die Vernunft nicht gemindert, sondern genährt wird.

Philosophie, Kunst, Wissenschaft und Handel leugnen das Gewaltrecht. Aber die Regierungen sind immer in Streit, die Völker träumen von Schlachten, die Armeen werden verstärkt und alle Welt fühlt, daß man letzten Endes nur auf die Gewalt vertrauen kann. „Niemals war die Welt eine Beute größerer Beklemmung" schreibt Proudhon 1860. „Die Welt sucht ein Prinzip, das die Beziehungen der Nationen regelt; das einzige, was sie findet, ist die Gewalt und doch glaubt sie nicht mehr an die Gewalt als selbst Gott. Wie sich aus diesem Labyrinth herausfinden?"

So oder so kommen wir zu der Schlußfolgerung, daß der Krieg von Staat zu Staat eine juristische Handlung zum Zwecke ihrer Verschmelzung, Auflösung, oder Gleichgewichtserlangung ist. Diese Handlung ist gerecht, denn sie beruht, wie wir gesehen haben, auf einem positiven Recht. Sie ist außerdem wirksam, denn die ganze Weltgeschichte liefert den Beweis dafür. Folglich kann man die Kriegsurteile, die in Prinzip und Form gerecht sind, als juristisch gültig betrachten.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus diesen Gedankengängen erhellt, daß die kriegerische Aktion wie das Duell, ja noch mehr als das Duell, strikten Rechtsregeln unterworfen werden muß. Welches sind diese Regeln und wie entspricht ihnen die Praxis des Krieges? Hier wird Proudhon skeptisch und verneinend. Wir haben gesehen, daß der Krieg in der Theorie ideal, kulturschaffend und vornehm ist. Aber so großartig uns auch seine Idee als Ganzes anmutet, so sehr ist der Krieg in seiner Ausführung entsetzlich und seine Einzelheiten sind nichts als eine Karikatur jeder Menschlichkeit und Gerechtigkeit. In der Ausführung des Krieges triumphiert die Bestialität und die Raubluſt. Wir haben gesehen, daß Religion, Recht, Poesie, Heldentum und Begeisterung im Kriege zum Ausdruck kommen und müssen jetzt bemerken, daß er in mindestens der gleichen Dosis auch Zorn, Haß, Perfidie, unbezähmbare Beuteluſt und Schamlosigkeiten jeder Art enthält. So zeigt uns der Krieg zwei Gesichter, das eines Erzengels und das eines Dämons. Hier stehen wir vor dem Geheimnis des Schreckens, den er uns einflößt. Wir fühlen, daß der Krieg einen Widerspruch in sich selbst enthält und daß der Schrecken, den er uns einflößt, ebenso berechtigt ist wie die Bewunderung, die wir für sein Heldentum hatten.

Woher kommt dieser Dualismus im Kriege? Was ist es denn, was zwischen der Idee des Krieges und seiner Ausübung diesen widerspruchsvollen Abgrund schafft? Sollte der Krieg schlimmer werden, je mehr die Zivilisation fortschreitet? Wäre er nicht auch reformfähig? Alles ist vorwärts gegangen und hat sich höher gebildet in der Menschheit: die Religion, die Politik, die Philosophie, die Gesetzgebung, die Sitten, Wissenschaften, Künste, Industrien, alles, ausgenommen der Krieg. Nur der Krieg, diese grundlegende und erhabenste Manifestation der Gerechtigkeit hat sich beständig verschlimmert, sowohl durch die Verdunkelung seiner inneren Idee, wie durch die Fortschritte seiner zerstörenden Gewalten, durch die Heuchelei seiner Vorwände und die Kleinlichkeit seiner Ergebnisse. Welche Macht, welcher Fluch verhindert den Krieg, in der Praxis das zu werden, was seine Theorie und die ihm innewohnende Gerechtigkeit verlangt?

Um diesem Widerspruch auf den Grund zu kommen, müssen wir den Ursachen des Krieges tiefer nachgehen. Neben den politischen und allgemein moralischen Ursachen des Krieges gibt es leider auch wirtschaftliche. Betrachten wir den Krieg von seiner wirtschaftlichen Seite aus, dann ergibt sich, daß die hauptsächlichste, universellste und immer vorhanden gewesene Ursache des Krieges der Pauperismus ist, das heißt die Zerstörung des wirtschaftlichen Gleichgewichts der Nationen und der Versuch ihrer gewaltsamen Wiederherstellung. Der Pauperismus (das heißt der falsch verstandene, falsch durchgeführte Kampf wirtschaftlicher Interessen) zerwühlt die Gesellschaft, züchtet die Tyrannei der Staatsautorität, säet Zwietracht zwischen die Völker und treibt sie zum Kriege.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Pauperismus, der immer von habgierigen Motiven geleitet ist, hat alle jene Erscheinungen der zunehmenden Brutalität und Zwecklosigkeit der Kriege geschaffen, die ihn entehren.

Und hiermit stehen wir vor der Enthüllung des Geheimnisses. Jeder Krieg, der aus einem Hungerproblem, das heißt aus wirtschaftlichen Motiven heraus entsteht, hat nichts Ideales mehr. Er ist einfach Räuberei und hat nichts mehr gemein mit jener höheren Moralität und Gerichtsbarkeit, die wir eben am Kriege feststellten. Nur politische Zustände und Ideale können den Krieg rechtfertigen. Erobern heißt nicht erpressen und ausbeuten, sondern höhere Ideale bringen, in Wirklichkeit also befreien. Eroberer sind keine Briganten; einige aber waren es, weil sie wirtschaftliche Fesseln und Tributpflichten brachten.

Mit anderen Worten: Nur der ritterlich geführte und um politische oder kulturelle Ideale entbrannte Krieg besitzt jene Vornehmheit und innere Gerechtigkeit, die den Krieg rechtfertigen. — Da nun auf der einen Seite der Krieg mit wirtschaftlichen Motiven (Pauperismus) neben den rein politischen Kriegen immer in der Weltgeschichte fortbestanden hat, da aber andererseits die Zivilisation nicht stehen geblieben, sondern just mit Hilfe der Kriege beständig fortgeschritten ist, so ergibt sich für das Europa des 19. Jahrhunderts die höchst eigentümliche Situation, daß sich die wirtschaftliche Eroberung in eine rein politische Einverleibung gewandelt hat. Eine solche aber ist sinnlos, denn der damit erzielte Gewinn ist illusorisch, weil er sich auf die Ausbeutung der eigenen Untertanen reduziert. Man müßte, damit die Eroberung wirklich ein wirtschaftlicher Gewinn bleibt, zum antiken System zurückkehren: Auflösung des besiegten Staates, Massenenteignung der besiegten Nation, Verpachtung des nationalen Bodens an die ehemaligen Besitzer, mit einem Wort, Unterwerfung, Rechtlosmachung, Versklavung der Besiegten in jedem Sinne. Das alles aber ist in unserer Zeit nicht mehr möglich, weil wir ja dann durch den Krieg jene Rechtszivilisation, jenes höchste Recht auf Eigentum, persönliche Freiheit usw. wieder vernichten müßten, die wir dem Kriege verdanken. Und da es aus diesem Dilemma (entweder Ausbeutung der eignen Untertanen, das heißt wirtschaftliche Nutzlosigkeit der Eroberung oder aber Rückkehr zu den Praktiken der Spartaner, Römer und Türken) keinen Ausweg gibt, so ist jeder Krieg mit wirtschaftlichen Eroberungsmotiven in der modernen Welt sinnlos geworden.

Auf der anderen Seite muß die Frage gestellt werden: Welchen politischen Zwecken kann der Krieg in der modernen Zeit noch dienen? Ist in Europa noch eine Notwendigkeit vorhanden, Kriege aus politischen Gründen zu führen? Proudhon leugnet es (1860). Das sogenannte Nationalitätenprinzip ist nichts als Fiktion. Die italienische Einheit, die Selbständigkeit Ungarns und Polens sind nicht notwendig; ihnen zuliebe Krieg führen hieße den Krieg entehren.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Aus den Prinzipien, die wir nacheinander aufgestellt und aus der Motivenanalyse, die wir durchgeführt haben, geht hervor, daß es in der heutigen Situation Europas nicht einen einzigen rationellen Kriegsgrund mehr gibt" schreibt Proudhon 1860 ganz naiv. Er sah damals nur drei Schatten: Italien, Ungarn, Polen. Er sah weder das Problem der deutschen Einheit (das die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 nötig machte) noch das Balkanproblem, das seither fast ein halbes Dutzend Kriege verursacht hat und schließlich zum Ausgangspunkt des heutigen Weltkrieges geworden ist.

Nach Proudhons Meinung hat also der Krieg keine politische Zukunft mehr und ist also in keiner Weise reformfähig. Da er andererseits wie gesagt die wirtschaftliche Seite des Krieges als erniedrigend und absurd verurteilt, so kommt er am Ende seines Buches zu einer Verurteilung des Krieges, der in der modernen Welt sinnlos geworden ist.

Was würde er heute sagen? Ist der heutige Weltkrieg nicht auch (die Sozialisten mögen sagen, was sie wollen) ein Krieg politischer Art, mehr ein Zusammenprall zweier Politiken und Weltanschauungen, denn ein wirtschaftlicher Eroberungsversuch? Eines ist sicher: Proudhon müßte den heutigen Krieg deshalb scharf verurteilen, weil er mehr denn je von jenem „ritterlichen Duell" und „Krieg in Formen" entfernt ist, als den Proudhon ihn wünscht. Das rücksichtsloseste und grausamste ist dem modernen Kriege zur Erreichung seiner Zwecke gerade gut genug.

Es ist immerhin interessant zu sehen, wie dieser eigenartige Denker, nachdem er im ersten Teile seines Werkes den Krieg als notwendig, nützlich und göttlich gelobt hat, sich zuletzt schließlich selbst widerlegt und zu der Schlußfolgerung gelangt, die Kriege seien für Europa überflüssig geworden. Es ist ihm unmöglich, den offenbaren Widerspruch, den der Krieg in der modernen Welt enthält, zu lösen und darum beendet er sein Buch mit dem Ausruf: „Die Menschheit will den Krieg nicht mehr!"

# Persische Städte

## III. Isfahan

### Von Ernst Diez

Das persische Sprichwort Isfahan nisfe dschehan war einst kein leeres Wortspiel. Zur Zeit ihres höchsten Glanzes, als Residenz der Sefewiden im 17. und 18. Jahrhundert, vereinigte Isfahan in seinen Mauern den Kulturglanz der halben Welt und Schah Abbas der Große



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hielt am Säulenbalkon von Ali Kapu Cercle mit den Gesandten aller asiatischen und europäischen Großmächte. Die Karawanen des Welthandels luden am Meidan-i-Schah, am Königsplatz, ihre Waren ab und füllten damit die dahinter liegenden Basare und zum glanzvollen Ausbau der Residenz vereinigten sich chinesische und europäische Künstler mit den einheimischen.

Heute freilich ist die alte Residenzstadt Persiens nicht mehr die „Hälfte der Welt". Auch ohne die Einnahme und Verwüstung durch die Afghanen im Jahre 1722, die ihrer Blütezeit ein Ende setzte, wäre sie es lange nicht mehr. Aber einen Abglanz ihrer einstigen Herrlichkeit hat sie sich bewahrt, die „Hälfte Persiens" kann man sie noch immer nennen. Wer Isfahan nicht kennt, kennt Persien nicht. Auch heute noch! Denn keine persische, ja keine Stadt im weiten Reich des Islam hat ihr altes Stadtbild so treu bis auf den heutigen Tag bewahrt wie diese. Sie ist das letzte noch bestehende Denkmal des architektonischen Willensaktes eines orientalischen Herrschers, ein noch lebendes wenn auch spätes Beispiel jener zahlreichen zielbewußten Städtebauten islamischer Machthaber, von denen uns arabische und persische Historiker berichten.

Das Herz der Stadt ist der riesige Meidan-i-Schah, der größte architektonische Stadtplatz der Welt, 386 Meter lang und 140 Meter breit. Er ist von einer zweigeschoßigen Spitzbogennischenfront umgeben, deren fast zu strenge Einförmigkeit durch monumentale Torfassaden von enormen Dimensionen überhöht und belebt wird. Da ist Ali Kapu das „Erhabene Tor", ein palastartiges Torgebäude nach dem Platz zu dreigeschoßig, rückwärts fünfgeschoßig aufgeführt, so daß es einem riesenhaften Thron gleicht, dessen Rückenlehne der dreigeschoßige Aufbau bildet, der noch über die Terrasse emporsteigt. Die Terrasse ist mit einem von hölzernen Säulen getragenen, vergoldeten und bemalten Dach überschattet und diente den Königen als Talar oder Thronsaal für feierliche Empfänge und Rechtsprechung. Hier wohnte der Schah und sein Gefolge den am Meidan stattfindenden Polo-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spielen und Aufzügen bei. Das Gebäude ist aus Porphyr gebaut, die beiden Fassaden sind mit Fajenceplatten, die inneren Räume mit ornamentalen Malereien reich geschmückt, die starken chinesischen Einfluß zeigen. Einzelne lebensgroße chinesische Figuren zeugen von der damals in Persien vorwaltenden Geschmacksrichtung. Hier gibt es auch einige Zimmer mit den in östlichen Ländern beliebten Noguldunwänden. Es sind dies der Mauer vorgeblendete Holzwände mit Nischen in Vasenform, die mit Gefäßen aller Art gefüllt waren. Der französische Gesandte am Hofe Abbas des Großen, Chardin, beschreibt den königlichen Weinkeller mit solcher Dekoration: „Die Wände sind ringsum mit Jaspisplatten bekleidet bis zu acht Fuß Höhe; und darüber sieht man bis zum Kuppelzentrum nichts als Nischen der verschiedensten Formen, welche mit Vasen aller Formen und aus allem möglichen Material ausgefüllt sind, die man sich nur erdenken kann . . . Es gibt nichts Lachenderes und Heitereres als diese Unmasse von Vasen, Schalen, Flaschen von aller Art, Formen und Material, aus Kristall, Karneol, Achat, Onyx, Jaspis, Amber, Korallen, Porzellan, Gold, Silber, Email u. s. w. durcheinander gemischt, mit denen die Wand inkrustiert erscheint, und die so lose darin sitzen, daß man zu sagen geneigt ist, sie werden herabfallen." Durch den Torweg dieses Gebäudes gelangt man in den Bezirk des königlichen Serails, einen großen Park, in dem sich Garten- und Baukunst zu einem künstlerischen Gesamtwerk vereinten. In Isfahan stehen noch einige Denkmäler persischer Gartenarchitektur, deren Schönheit in der Einstellung der Gebäude in den Raum des Gartens und Ueberleitung vom Garten zum geschlossenen Raum begründet war, die sich bis zur ideellen Durchflechtung beider steigern konnte.

Kehren wir zum Meidan zurück! Die Nischenfront seiner südlichen Schmalseite krönt ein hohes von zwei schlanken Minareten flankiertes Portal, das in den Hof der Masdschid-i-Schah, der prächtigsten Moschee Isfahans führt. Es ist von unten bis oben mit farbig glasierten Fließen verkleidet und im gleichen Schmuck



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

prangt der Hof und seine Torhallen, durch die man in die Kuppelräume gelangt. Am anderen Ende des Platzes ragt wieder ein mächtiger Torbau empor, der Eingang in den Hauptbasar. Vom weiträumigen sonnenüberflutеten Meidan gelangt man durch dieses in die dämmerigen, lärmerfüllten, bedrängten Hallen der Kaufleute und Handwerker, die meist nach Warengattungen und Gewerben geordnet sind. Sie bilden ein Labyrinth kilometerlanger Gänge, das man wegekundig durchschreiten muß, um endlich in die schmalen Gassen der uralten Weststadt Jahudiah zu gelangen, deren Einwohner von den einst durch Nebukadnezar aus der babylonischen Gefangenschaft hier angesiedelten Juden abstammen sollen, wie ein arabischer Schriftsteller des 10. Jahrhunderts berichtet. Heute armselig, war dieser Stadtteil im Mittelalter die City von Isfahan und zahlreiche Ruinen mit Minarets, sowie die altehrwürdige, immer wieder erneuerte Freitagsmoschee zeugen für seine einstige Bedeutung, die ihr erst im 17. Jahrhundert durch die Neubauten der Sefecoiden genommen wurde.

Das Serailviertel als Stadtzentrum war mit dem südlichen außerhalb der Stadt und jenseits des Flusses gelegenen Hügelgelände und seinen Parkanlagen und Lustschlössern durch eine schnurgerade breite Paradestraße, Tschehar Bag, verbunden. Auch diese Straße ist wenigstens diesseits des Flusses innerhalb des Stadtgebietes noch erhalten, wenn auch gewinnsüchtige Gouverneure viele der alten prächtigen Platanen abstocken ließen. Mittels einer 295 Meter langen Brücke übersetzt diese Straße das breite Geröllbett des Sajenderud. Sie findet ihresgleichen nur noch in einer zweiten flußabwärts gelegenen. Die dreiunddreißig durch Spitzbogengewölbe verbundenen Brückenpfeiler mit den als zweites Geschoß aufgesetzten Nischengalerien geben architektonische Perspektiven von seltener Großartigkeit. Das Gelände jenseits des Flusses ist längst wieder Wüstenei. Die Brücke dient heute hauptsächlich dem Verkehr mit der Armenierstadt Dschulfa, einer Gründung Abbas des Großen. Man muß die Gassen die-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ses Ortes durchschreiten und seine uns Europäern scheinbar näherstehenden Bewohner kennen lernen, um die Rassenüberlegenheit der Perser und ihre einstige Größe begreifen zu können.

Sollte es uns Deutschen gelingen, Isfahan zu einem dauernden Stützpunkt deutschen Interesses in Persien zu machen, so haben wir uns nicht den schlechtesten Platz im Lande ausgesucht. Die ausgedehnte Oase mit ihren berühmten Opium- und Baumwollkulturen ist eine der schönsten und fruchtbarsten am iranischen Hochlande. Und die Verbindung der Stadt mit dem Schienenstrang der Bagdadbahn, ein altes englisches Projekt, wird dann wohl eine der ersten zukunftsreichen Friedenstaten der Deutschen im Orient sein.

# Kriegsaphorismen eines Frontarzts

Von Dr Sp.-Irving (München), z. Zt. im Felde

Zahlen beweisen. Tatsachen sind nicht zu unterdrücken.

Kriegshygiene und allgemeine Hygiene bei uns und unsren Gegnern muß man in Parallele stellen. Dann ist es unnötig, dazu eine Vor- und Nachrede zu halten.

Von 762 Städten des europäischen Rußlands besitzen 149 eine Wasserleitung. Bei uns hat sie beinahe jedes Dorf. Von 121 polnischen Städten eignen 9 eine Wasserleitung; und nur 5 eine Kanalisation. Die Abschwemmung und Vernichtung der Fäkalien ist dort ein Skandal. Die Hinterhöfe und Dejektionsstätten spotten jeder Beschreibung. Bei uns hat fast jedes Nest über 5000 Einwohner jetzt seine Kanalisation. In Sibirien besitzen von 50 Städten 2 Wasserleitung. —

57 Städte des europäischen Rußlands haben elektrische Beleuchtung. Bei uns erfreut sich fast jeder Marktflecken der Einrichtung. 23 Städte in Rußland rühmen sich öffentlicher Gasbeleuchtung. 631 brennen Petroleum; in Polen sind die Zahlen 4, 8, 102. — Die Schlachthäuser in Rußland sind wie Kloaken.

Man sieht manches, wenn man in fremden Ländern sich umtut . . .

Russische Unterärzte gibt es im Felde, welche im e r s t e n Semester studieren, also so viel von Medizin verstehen, wie ein Säugling vom Schnellaufen.

Die Franzosen haben ca. 5000 Militärärzte im Felde und im Heimatsgebiet. Wir vielleicht ca. 15 000. — Die Tüchtigkeit der französischen Kriegs-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

medizin berauscht sich in Worten, in erbärmlichsten Rodomontaden. Sie erfanden ein Wundpulver. Und es ist nach ihren Berichten im Stande, mit geradezu phänomenaler Geschwindigkeit Wunden zu desinfizieren; man kann, so lauten die Berichte in ihrer überschwänglichen Art ungefähr, die Ueberhäutung von Wunden mit bloßem Auge verfolgen. Und wenn man der Sache auf den Grund geht, ist die Erfindung eine deutsche, wieder verlassene Methodik, wie sie bei unserer proteusartigen Laboratoriums- und Versuchsmedizin zu hunderten erdacht, ausprobiert und wieder, weil doch nicht ganz den Voraussetzungen und Erwartungen entsprechend, vergessen werden. „Wenn wir aus jeder solchen Etappen- und Uebergangstechnik irgend wie Tamtam schlagen möchten, wäre die Welt voll unsres Ruhmes, eines kindisch-selbstbewußten Getues, das nur den Galliern ansteht.

So gibts tausend und abertausend Einsichten und Erkenntnisse, wenn man offne Augen im Feindesland hat. —

Die Franzosen haben weder genug noch genügend gewissenhafte Aerzte. Es mag darunter anständige und willige geben. Aber sie sind nicht die Mehrzahl. Die Verwundeten dort sind im Vergleich mit den unsrigen schlecht und oberflächlich versorgt. Erfolge, operative und andre, einiger Autoritäten, Blender und Tartarins, müssen dem Volke in der Presse serviert werden. Das genügt. Hinter den Koulissen grinst das Elend. Wehe, wenn mal wahre Lazaretts- und Verluststatistiken Frankreich entnüchtern.

Die Russen hatten den Willen. Den guten. Sie wollten Alles tun. Aber gegenüber ihren rasenden Verlusten versagte er. Ihre Feldlazarette waren anfangs gut ausgerüstet. Wenn wir eines erbeuteten, dann gestanden wir gerne ein, es entspreche den modernen Anforderungen. Es war reichlich und wohl ausgestattet. Die Verbandpäckchen der Soldaten waren praktisch. Jedoch alles ist von der Lawine jetzt verschlungen worden. Deroute-Zusammenbruch und Grausen. Keine richtige Versorgung mehr im Felde. Mangel an Aerzten. Material fehlt. Und die armen Blessierten sind glücklich, wenn sie in unsre Hände fallen. —

Die Engländer sind noch die relativ zuverlässigsten. Sie sind die, welche der Situation ehestens gewachsen bleiben; jedoch ist es ganz ausgeschlossen, daß sie irgendwie eine solche unbestechliche Organisation, Pflichttreue und bis ins Einzelne stetige Hygiene im Felde wie wir besitzen. Dafür haben sie zu wenig Aerzte und technisches Unterpersonal, und vor allem ist die ärztliche Ausbildung dort mit Ausnahme einiger bedeutender Universitäten, nicht der unsren gleichwertig. —

Und wenn wir die eiserne Beharrlichkeit betrachten, mit der bei uns die Schutzimpfungen gegen Typhus, Cholera u. s. w. durchgeführt werden, müssen wir das Vertrauen, das der technischen Heeresleitung gebührt und vom Volke



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dargebracht war, unbedingt auch der sanitären zuteilen. Unsere Seuchenbekämpfung ist klassisch. Unsere Einbußen durch Kriegsepidemien sind so minimal, daß viele dafür hergerichtete Lazarette leer stehen.

Jede Wunde bedingt bei uns im Felde eine prophylaktische Einspritzung gegen Starrkrampf. Die Zahl der durch solche Maßnahmen Geretteten ist nicht abzusehen.

Unsere Geschlechtskrankheitsstatistiken reden deutlich von einem Abfall der Kurven. Für eine bestimmte Heeresformation hat man einen Kriegskrankenbestand an Sexualkrankheiten von 3 pro Mille gegen 20 pro Mille im Frieden erhalten. Das dürfte so ungefähr der allgemein gültigen Lage entsprechen. Gewiß hat der Flecktyphus seine Opfer gefordert. Aber wie haben wir ihn eingedämmt, in seine engsten Grenzen verwiesen. In Serbien grassiert er und dezimiert er; ebenso in Rußland, wie dort auch die Cholera furchtbar selbst im Inlande haust.

Hat der deutsche Staatsbürger nur einen Tag mal sein Frühstück deswegen unruhiger wie im Frieden verzehren müssen? Und weiß er, wem es zu danken ist? —

Unsere Truppe im Feindesland ist in bezug auf Nahrung, reichliche Kost, Reinlichkeit u. s. w. beinahe besser wie zu Hause gestellt. Ueberall neu errichtete Badegelegenheiten. Flußbäder entstanden wie durch Zauber an allen möglichen Stellen, mit Sonnenbädern, Luftbädern; überall Wäsche und Badeutensilien gratis. „Kleinigkeiten", mag man ihrer denken. „Nein", das gerade nur Garantien innerer und äußerer Gesundung. —

Man braucht nur deutsche Schützengräben, die lange bewohnt und besetzt waren, mit denen der Franzosen und Russen zu vergleichen. Bei uns Sauberkeit, gewisse Heimischkeit in den Unterständen, peinliche Hygiene der Dejektionsstellen, akkurate Wasserversorgung u. s. w.

Bei den andern wohl auch bedingter Komfort. Aber Dreck, Abfälle, Schweinerei überall. Scheußliche Latrinen. Und bei den Herrn Franzosen als beliebte Kost, zotenhafte Bilder, Witzblätter schlimmster Qualität, Photos de Paris, zotige selbstverfaßte Gedichte u. s. w., nicht überall, aber beinahe typisch. — Auch die vielgerühmten Engländer sind in ihrer Schützengrabenhygiene minderwertig. — Wie sollte es bei den Franzosen auch viel anders sein. Haben sie doch noch in ihren Städten und Wohnzentren gewissen Zwecken, natürlichen Notwendigkeiten dienende kleine Straßengeflüchtsörtchen, so ähnlich wie im vielgepriesenen Italien. Diese ungepflegten, üble Miasmen verbreitenden Epidemiebrutsherde, den Nerven des Gesichts und Geruchs gleich widerlich, sind fortwährende Attentate auf den guten Geschmack. Die dort drin Befindlichen sind mit Beinen und Kopf sichtbar. Und schauen vergnügt während ihres ja nötigen, aber nicht auf Publizität berechneten Aufenthalts



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in die Welt, begrüßen ihre Bekannten, auch Damen, durch freundliches Kopfnicken. — — Man könnte es Naivität nennen, wenn es nicht längst veraltete Schweinerei wäre, unhygienisch und sogar schädlich. Wenn das Volk auch sonst naiv und harmlos wäre, würde es sich in den Rahmen des Kindlich-Unbedenklichen einfügen. So aber ist es eben eine typische Barbarei. —

Badeeinrichtungen, W. in Rußland und Frankreich sind Raritäten. Die Franzosen waren ja immer so. Selbst die schönen Damen des „Roi soleil" waren schmutzig. „Oben hui, unten pfui." Bäder kannten sie damals gar nicht. Verrichteten gewisse nötige Körperfunktionen beim Morgenbesuch ihrer Vertrauten. Parfüms in großen Quantitäten mußten die mangelnde Körperkultur verdecken. So ähnlich ists geblieben —.

Die französischen Dörfer sind, verglichen mit unsren, Schmutzstätten. Das ist bekannt. Sie sind Typhus- und Dysenterienester, mit enormer Säuglingssterblichkeit. — Von Rußland dürfen wir gar nicht reden. Dort sind diese Zustände geradezu antediluvianisch. —

Man braucht nur das ans Animalische grenzende Sexualleben des russischen Bauern zu beobachten. — Und wie er sich wäscht. Er nimmt einen Schluck Wasser. Gurgelt ihn im Munde herum, hält sich die Hände aneinandergepreßt, flach, ca. 4—5 cm entfernt, vors Gesicht, speit sprühend das Mundwasser hinein, daß es nur so spritzt und wäscht sich damit. Seife dazu verwendet er nicht. —

Und so vieles. Aber es würde die Serie der Beobachtungen ins Uferlose weiten. — — —

Und wir im fremden Lande, wir bringen alle unsere hygienischen Fortschritte mit bereiten Händen . . Wir bauen Wasserleitungen, Kanalisationen, Latrinen, beaufsichtigen offiziell die Abfallreinigung der Wohnstätten, wir legen Straßen an, entwässern Moräste, rotten Fiebersümpfe aus, wir impfen die Zivilbevölkerung gegen Seuchen, lehren sie Fliegenbekämpfung und sonst noch sanitäre Vervollkommnungen.

Wir sind die wirklichen Pioniere der Gesundheit dort überall; . . . . . ganz gleich, ob wir die Landstriche behalten oder nicht.

Und wenn sie staunen, unsere Fortschritte neiden und verkleinern, so brauchen wir ja nur die Tatsachen, die einfache Erfahrung reden zu lassen. —

89% aller unserer Verwundeten werden wieder felddienstauglich in unsren Lazaretten und Heilstätten, 3,5% wird garnisondienstauglich, und der Rest entweder dienstuntauglich oder erliegt den Schäden der Verletzung. Kein Land der Welt hat solche Resultate. Sie sind aber nur Folge unserer überall funktionierenden Organisation. — Und Organisation ist der Schlüssel für das Rätsel unseres Vorsprunges . . . — — — —



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Stille und Lärm

Aphorismen von Heinrich Schäff

Man staunt, wenn man in diesem Getöse von Leidenschaften, auf dieser von Waffengeklirr erfüllten Erde noch einen stillen Sonnenuntergang erlebt, eine unberührte Blumenstunde, einen Himmelshauch der Unschuld: woher nehmen diese Dinge den Mut für ihre Ruhe? Sind sie eingeweiht in den Ratschluß der Götter, in die Kraftfülle der Ewigkeit? Geht ihre Weisheit über die unsrige hinaus?

Hier ist noch ein Weg voll friedlichen Grases, zwei Wolken gehen über mir weg: alles scheint mich ansprechen zu wollen mit der Sprache der Ueberlegenheit, als sollte ich mein schweres Herz fallen lassen und miteinstimmen in das unbekümmerte Schweigen der Natur.

*

Es läßt sich gar nichts vorhersagen: Stille und Schweigsamkeit, Hoffen und Glauben sind die einzigen Vorausnahmen.

Es kann alles wie ein Traum verschwinden — freilich dieses Dasein war da. Wir haben es erlebt, dagegen läßt sich nichts beweisen. Unser eigenes Leben, jeder Tag, jede Stunde beweisen es. Aber vielleicht gibt es doch einen ungeahnten Ausweg, eine Lösung, die alle Fragen erlöst, alle Anklagen beantwortet.

*

Unsere Seele ist das größte Wunder der Schöpfung, weil sie sich herausnimmt, allem zu widersprechen, was im weiten All vorherrscht und was den Erfolg des äußeren Lebens bildet. Sie steht oft einsam und verlassen von allem Schein der Dinge und doch jauchzt sie in Psalmen und besingt ihren Sieg.

*

Wie vertraut war uns diese Erde, als wir noch Kinder waren. Wohl betauten wir sie schon mit Tränen; wohl tat sie uns nicht immer den Gefallen, unsere kindlichen Wünsche zu befriedigen. Aber sie erschien uns doch immer vertraut und nie fremd und unheimlich.

Nun im Geschrei eines Weltkriegs, der den Himmel mit Feuer und die Erde mit Blut rötet, im Lärm ganzer Völkermassen, im Lügentanz der Habsucht, im Infernal des Hasses wird sie uns rätselhaft und unbekannt.

Nur die Gemeinheit geht sicheren Schritts noch dahin, nur die Niedertracht schläft noch den Schlaf des Gerechten. Der vornehme Geist wird schlaflos.

*



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich frage: Hatte der Hochmut, die Großmaulerei, die Tücke und Frechheit auch so tiefe Wurzeln im Boden des Alls, wie die seelische Wahrheit und Schönheit? Nein und nochmals nein! Tiefe und Wahrheit, Tiefe und Schönheit lassen sich nicht trennen. Wir erleben die Unterschiede des Oberflächlichen und Gründlichen an uns selbst.

Wenn die Erde dazu bestimmt sein sollte, an der seelischen Unschönheit zu Grunde zu gehen; wenn sie bloß dazu da ist, der Unverschämtheit zum Fußschemel zu dienen, dann allerdings werden wir in diesem Völkerkampf unterliegen. Denn mit solchen Weltzwecken wäre unser Wollen und Können unvereinbar. Diesen Zeilen würde dann der Geist der Raubstaaten viel mehr entsprechen. Wir würden aber dann untergehen mit dem Banner der Kultur in der Faust, die mit uns ins Grab sänke, mindestens für lange Zeit.

Wenn uns auch die ewige Fügung heute fallen ließe, morgen müßte sie doch wieder auf uns zurückgreifen, weil sie ihre besten Eigenschaften zwar verzögern, ihre geheimnisvollsten Kräfte zwar hemmen kann, nie aber auf endgültige Dauer sich ihrer zu entäußern vermag. Die Absichten des Werdens reifen zwar langsam, aber sicher.

*

Mehr als aus menschlichem Recht und menschlicher Wahrheit heraus zu leben, vermögen wir als Menschen nicht. Dagegen eine noch höhere Weisheit auszuspielen, ist ein billig Unternehmen, das uns nicht bestimmen darf, auf unser Inneres zu verzichten, auch wenn wir uns vor den letzten Entscheidungen des Himmels zu beugen haben: in diese letzten Entscheidungen ist unser Selbstgefühl, unser sittlicher Stolz, der Glaube an unsre Wahrheit eingerechnet. Also keine Uebermenschlichkeit!

*

Es gibt Beispiele, die uns zeigen, wie ein überlegener Seelenzustand Gegensätze in sich auflöst, die für eine geringe Geistesbeschaffenheit zu Recht bestehen. Für den höchsten Geist gibt es aber noch Grenzen, in welche übrig bleibende Bruchteile sich einschließen. Der Versuch, diese letzten Widersprüche gewaltsam zu übersteigen im Wege des Uebermenschen, ist unnatürlich und führt von unsrer Menschlichkeit ab.

*

Alles, was übrig bleibt, läuft in der Entfernung auf den Glauben ans Unerforschliche und auf die Ergebung in den Weltwillen hinaus. In der Nähe aber gilt es, sich an sein menschliches Recht und Gewissen zu halten.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## Diplomatenkrieg

Neben dem offenen, männermordenden Krieg lief immer schon ein zweiter, heimlich geführter, auf neutralem Boden, der Krieg der Diplomaten, der die Geister der politischen Führer in diesen Ländern, mit allerlei Mitteln, der einen oder der andern Seite willig zu machen sucht. Sein klassischer Schauplatz, weil der einzige, der eine unmittelbare Kriegsbeteiligung vorsieht, indes andere nur mittelbare Förderungen oder Schädigungen bieten, war und ist — der Balkan.

Hier ist Rhodos — hier heißt es tanzen für die Diplomaten. Im ersten Abschnitt des Weltkriegs — so etwa bis zur Berennung der Karpathen, hat es die Diplomatie des Drei- und späteren Vierverbandes zwar nicht an Anerbieten, Vorschlägen, Drohungen bei den neutralen Balkanstaaten fehlen lassen. Aber die Hoffnung durch große Erfolge im Feld, Arbeitsmühe und Preis herabzudrücken, schloß die auch auf diplomatischem Gebiet nötige, zielbewußte, rechtzeitige Offensive aus und zumal als es gelungen war, Italien mit nur finanziellen Aufwänden und nebligen Versprechen für die Ententesache hereinzulegen, stieg das Siegesbewußtsein der Vierverbandsdiplomaten so weit, daß sie es nicht für nötig hielten, außer Kreditgewährungen, auf die realpolitischen Gebietsforderungen der Neutralen, die sichere Faustpfänder verlangten und nicht nur die „hohe" Bewilligung, sich das betreffende Land selbst zu erobern, vollständig einzugehn.

Als dann die Enttäuschungen auf den russischen Schlachtfeldern kamen, ehe Rumänien, Bulgarien und Griechenland aus ihrer Neutralität diplomatisch herausverhandelt waren, die Türkei mit den verfügbaren Mitteln von drei Großmächten nicht niederzuringen war, ging den vielgepriesenen Diplomaten unserer Gegner erst ein Licht auf, ihr System sei ein verfehltes gewesen. Das System, die Balkanländer, deren Hilfe man doch anscheinend dringend braucht, zu bagatellisieren, ihre Forderungen mit zweifelhaften Teilwerten abtun zu wollen.

Heute enthalten die den Druck der Verzweiflung nur allzu deutlich verratenden Angebote an Bulgarien, die sofortige Besetzung eines großen Teils von Mazedonien (allerdings ohne bindende Zustimmung des derzeitigen Inhabers „Serbien" und ohne eine Fußbreite des strittigen griechisch-mazedonischen Landes) und scheint es auch nur einiger weiterer russischer Niederlagen zu bedürfen, um Rumänien ein Stück von Bessarabien als Pfand bieten zu lassen.

Im Diplomatenkrieg fällt jedoch das Wörtchen „zuspät" fast noch schwerer in die Wagschale, als im Feld. Inzwischen hat sich natürlich die Ueberzeugung bei den in allen Tonarten umworbenen Kleinstaaten, ihre ganzen Bedingungen und Forderungen restlos durchzubringen, wesentlich versteift. Ueberdies hat die bedachte Diplomatie der Zentralmächte, deren ruhigere, ohne Marktschreierei sich vollziehende Arbeit, mitleidig von oben herab, von der Vierverbandsdiplomatie unterwertet wurde, mit positiven Unterlagen, Bulgarien dahin gebracht, daß es unter keinen Umständen Schergendienste gegen die Türkei leisten wird.

Hiermit ist die wichtigste Etappe für den Landweg in die Türkei, für den gesicherten Zukunftskanal der wirtschaftlichen Unabhängig-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keit der Zentralmächte, die dann keine Seesperre, keinen Aushungerungsplan, durch etwa nach dem Krieg überbleibenden Feindschaften mehr erleiden können, endgültig gewonnen.

Ein Sieg auf dem diplomatischen Kriegsschauplatz des Balkans, mit größter Rückwirkung auf die Zukunft des mitteleuropäischen Blocks — von unsern Diplomaten über die gegnerischen errungen. Von diesem Sieg wird auch nichts abbröckeln, wenn die jetzt — gleichfalls nur im Zeichen des zuspät änderbare Haltung Rumäniens — sich verschlechtern sollte, was als reichlich unwahrscheinlich gelten kann, wenn die Angstpolitik Griechenland dahin brächte, einen Durchzug von Vierverbandskräften über Saloniki zur Unterstützung Serbiens nicht zu hindern, was übrigens ebenso unwahrscheinlich ist oder wenn sich die Verhältnisse derart gestalten sollten, daß Bulgariens bewaffnete Neutralität weiterbesteht, ohne sofortigen Eintritt in den Krieg.

Denn für das türkische Ziel ist unser diplomatischer Erfolg errungen und damit die diplomatische Niederlage der Gegenpartei tatsächlich geworden. v. S.

## Reise durch den belgischen Krieg

So heißt ein neues Buch, das, bei Erich Reiß in Berlin, Heinrich Eduard Jacob, ein vierundzwanzigjähriger Dichter voller verheißenden Zukunftswerts und von nicht kleiner, obzwar kurzer, Vergangenheit, hat erscheinen lassen; und am besten hieße es, deutlicher: „Empfindsame Reise", so wenig es oberflächlichem Anblick zunächst Berührungen mit Jean Paul, Lawrence Sterne, Seume, Gaudy oder einem nicht durchaus sich ironisierenden Bierbaum zu zeigen scheint. Denn sein junger Verfasser, der, zum Preise von Anmut und Würde seines Dichtertums, stolzere Worte und tönendere findet, als, seit Carlyles Tagen, irgend Einer der schriftstellerischen Berufung weihte, ist empfindsam, ist Romantiker, träumt und schwärmt und verströmt überreiche Springfluten heißen Ichgefühls. Nicht immer völlig unbewußt: im Gegenteil, sein Buch ist ganz und gar das eines sentimentalischen (und höchst sensitiven) Künstlers, der verlorene Naivität nachweist, bis weilen sie, wie zufällig, wirklich erhascht, an anderen Stellen aber ihren Besitz und ihre Beherrschung sich lediglich einbilden muß. Jacob ist bewußt und intellektualistisch genug, um zu wissen, daß, auf diese Weise, sein Werk wenig vom goethischen Subjektivismus eingesogen hat, den er, im Schlußwort, dem fichtischen vergleicht, und schwerlich wieder verkennen, daß auch dieser von anderer Artung ist. Der seinige leitet sich, obschon, gleich jedem eines Kenners und eifrigen Lerners, nicht völlig auch von Goethes und Fichtes Einflüssen frei, öfter und in höherem Grade von anderen Vorbildern her: die epische Klarheit und schön geschwungener Perioden Freiheit, den Atem zu verhalten, stammt von Gottfried Keller, ihre Durchsetzung mit üppig wuchernden Lyrismen und deren endliches Ueberwiegen ist d'Annunzios reifsten Werken entlehnt; für die fruchtbare Verbindung beider Stile bürgt, wie für die wahre Erfassung der beiwortrauschenden alten Meister, das brünstige Nacherleben Wassermanns, Heinrich Manns, des Prosaikers Hofmannsthal, der des Jüngeren meistbewunderter Ahn ist.

Schwer ist es, als Enkel eines geliebten Großvaters Eigenart zu bewahren und die bewahrte zu bewähren;



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schwerer: als vieler Ahnen sehnsüchtiger Gefolgsmann sich rein zu erhalten vom ärgsten Gift unweiser Mischung. Diese Schwierigkeit, mit jedem neuen Prosastück, mehr zu überwinden, ist Jacobs bester Erfolg; seltsamerweise hat, gerade hier, einmal die Theorie fruchtbar der Praxis vorgewirkt; denn schon während der erste köstliche Novellenband erwuchs, bildete sich die Beseelung der altneuen Formel vom „klassizistischen Impressionismus" deutlich und sinnfällig aus. Sie erschöpft, in Wahrheit, dieses Dichters — und manches Altersgenossen — Weg und Ziel und erklärt zugleich, warum, immer noch und wohl immer wieder, erstaunlichster Meisterschaft über Ballung und Entknotung prachtreichster Wortgefüge vereinzelte geradezu falsch geprägte Metaphern, manieristische Unarten und verletzend spielerische Interjektionen entgegenstehen. Zweifellos gehört Heinrich Eduard Jacob zu den Dichtern, die zu viel denken und die, daher, weniger gefährlich als selbst gefährdet sind, manchmal antikische Lucidität mählich in dunkle Verworrenheit zu verkehren. Daß es nicht oft geschieht, erhöht den Reiz gerade dieses, zu Gegenständlichkeit verpflichteten, Buches.

Gegenständlich aber ist es geplant und vollendet in einem anderen Sinne als dem unbedingter und alleiniger Hingegebenheit an den belgischen Krieg, durch den sein Dichter gereist ist; dieser Dichter ist eben ein empfindsamer Reisender, der sich sorgsam dagegen verwahrt, seine Absichten mit denen des militärischen Erzählers oder des beamteten Berichterstatters verwechselt zu sehen, und der sehr rasch, in kaum sonderlich koketter lapidarer Offenheit, sein „Jo sono poeta" niederschreibt. Der Krieg ist Hintergrund, nicht Szene seiner, mehr oder minder gedrungenen, Aufsätze, die — sonderbarerweise — völlig lyrische Bekenntnisse reichen (gedankenlyrische) und dennoch den schönsten, und nicht immer skizzenhaften, Rohbau jenes grandiosen epischen Monumentalgebäudes liefern, dessen Schichtung vielleicht, in Jacob oder einem Anderen, schon keimt. Unbedingt erreicht ist, daß die wenigen gezeigten Ausschnitte vollkommenste Bildsättigung gewannen; unbedingt erreicht ist die Einprägsamkeit der erstrebten Dichtergerechtigkeit, die für Kosmopolitismus, Irredenta, Jünglingtum, Individualismus, Romantik herrliche Verteidigungen schmiedet, während sie dem allgemeinen Preis für Patriotismus, Staatsraison, Mannheit, Sozialismus und Realismus durchaus beistimmt; unbedingt erreicht ist, ferner, die überzeugende Darstellung fesselnder Problematik und gleichzeitig, endlich, die Erweckung von bewundernder Liebe für einen warmen, zarten, musisch-musikalischen Dichter, der es wagen darf, auf diese Neigung im vorhinein gestützt, zum gewichtigsten und schönsten Teil seines Werkes über einen singulären Weltbrand die — von Erinnerung pastellfarbig gemalte — Geschichte einer rauschhaften Jugendliebe auszugestalten. Krieg und, wie sich gezeigt hat, Belgien sind eben vergänglicher als Jugend, Liebe und Kunst.

Franz Graetzer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Mitteleuropa

Von Theodor Heuß

Die Flut der pathetischen Kriegspubliziſtik ebbt langſam ab. Selbſt England iſt jetzt von den Stahlfedern hinlänglich und ausführlich totgeſtochen. Sombart und die übrigen Kriegsprofeſſoren kehren, nachdem ſie den Beitrag an die Weltgeſchichte geliefert haben, zu ihrer bürgerlichen Betätigung zurück. Nur H. St. Chamberlain hat es noch nicht den Atem verſchlagen; er ſchreibt, ſchreibt, ſchreibt immerzu. Im übrigen iſt die Luft rein geworden und die Zeit reif für die Sachlichkeit. Dieſe wird eingeleitet durch Friedrich Naumanns Buch über „Mitteleuropa"; das iſt inhaltlich und wohl auch rein literariſch die ſtärkſte und fruchtbarſte Gabe in der Unſumme der Literatur, die durch den Krieg entſtand. Erſchienen bei Georg Reimer in Berlin (299 S. 3 Mk.).

Eine Programmſchrift über das künftige Verhältnis des Deutſchen Reiches zu Oeſterreich-Ungarn. Die Frageſtellung iſt nicht neu, ſie war ſchon vor dem Krieg vorhanden, ſie wurde inzwiſchen zum Gegenſtand von Konferenzen und Kongreſſen, zahlreiche Artikel und einige Schriften haben ſich mit ihr auseinandergeſetzt. Das Neue und Wichtige bei Naumann nun iſt, daß er ſich nicht auf die wirtſchaftspolitiſchen Erörterungen beſchränkt, ſondern in die ſtaatlichen Lebensfragen beider Reiche hineingreift und ihre Zukunft, getrennt oder geeinigt, an dem Syſtem der kommenden wirtſchaftlichen und militäriſchen Weltſtaaten mißt.

„Der Krieg fing als reiner Verteidigungskrieg an und hatte darum, von Mitteleuropa aus angeſehen, etwas ideell Unorganiſiertes an ſich." Das iſt richtig und gilt zum Teil heute noch. Es ſpiegelt ſich in den Streiten über den oder die eigentlichen Urheber des Krieges, wer der ſchlimmſte Feind ſei und bleiben müſſe.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In der Unsicherheit, mit der von allen Beteiligten die Frage der „Kriegsziele" angefaßt wird. In den Unüberlegtheiten, die für diesen Krieg den Rahmen großer Rassenkämpfe (Germanen gegen Slaven und Romanen) zurechtbuchstabieren wollen.

Nun lassen sich aber unsere Gedanken und Gefühle, so sehr sie an die drängende und blutige Gegenwart der Schlachten gebunden sind, nicht von dem Nachher absperren. Jeder formt sich ein Bild der Welt, die kommen soll, und er gestaltet darin die Dinge, die schon vorher sein Inneres erfüllt haben: sei es, daß er die Farben der Länderkarten anders malt, daß er Wahlrechte zerbricht, sei es, daß er den Wegen eines kolonialen oder kommerziellen Imperialismus nachdenkt oder Richtlinien für unser geistiges, kulturelles, religiöses Dasein „nachher" aufzeichnet.

Viel gutes Wollen ohne Gebundenheit in der Verantwortung, in der Sachlichkeit des greifbaren Ziels, das Arbeit verlangt, weil es erarbeitet werden kann.

Wenn Naumann das etwas nackte, geographisch-statistische Wort „Mitteleuropa" niederschreibt, so erwacht die Geschichte von Jahrhunderten, die Geister der Vergangenheit kommen mit ihren Mühen und Hoffnungen, die Mannigfaltigkeit einer schier unübersehbaren Gegenwart des kulturellen, sprachlichen, seelischen, wirtschaftlichen, technischen, sozialen, staatlichen Lebens und Daseins wuchern auf — Kampf und Stoß, Reibungen, Mühsale, Zuversicht, Klang und Freude. Im Werdenden unsicherer, aber zukünftiger Wille.

Das aber ist das Ziel, das gezeigt wird: Mitteleuropa zu wollen und zwar nicht nur in der Technik des Warenverkehrs, in Zollabmachung und militärischer Sicherung, sondern mit dem Wunsch, hier eine neue Einheit zu schaffen, eine neue Ueberstaats- und Kulturgesinnung, ein ausgeweitetes Gefühl für Aufgaben und Pflichten.

Man spürt: in diesem Buch arbeitet eine starke politische Phantasie. Es ist entstanden aus der Frage: können und sollen die Zentralmächte nach diesem ungeheuren Erleben der Gemeinsam-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keit am Tag des Friedensschlusses wieder in den alten Zustand zurücktreten? Handelt es sich, von unserer Seite aus gesehen, nicht mehr als um die Zufälligkeit eines Koalitionskrieges, wie er in der Geschichte häufig genug gewesen? Und sollen wir nicht der Gefahr eines Friedens, wie er aus Koalitionen destilliert wird, von vornherein begegnen, indem wir mit einem geordneten Gesamtwillen hineingehen? Der Seele des Ungarn etwa ist bisher die englisch-deutsche Wirtschaftsauseinandersetzung so fremd gewesen wie uns das Schicksal der Bukowina und der Ukraine gleichgültig. Wir werden aber in die Friedensverhandlungen um so stärker hineingehen, je mehr wir, mit dem Hintergrund einer allseitigen inneren Volksbeteiligung, einheitlich auftreten, auftreten können um der Gemeinsamkeit unserer eigenen Ziele willen.

Phantasievoll, beschwingt, farbig, voll Bewegung und Anschaulichkeit und doch mit nüchterner Kühle in der Beschreibung aller Tatsächlichkeit. Der Fleiß der geschichtlichen Erkenntnis, die Erfahrungen in der Resignation und Schwerfälligkeit des öffentlichen Werdens, die geschulte psychologische Würdigung der Volkstemperamente bewahren Naumann vor dem Enthusiasmus des Propagandisten, dem ein Ziel sich zum Dogma wandelt — mit höchster Sorgsamkeit wird jede wirtschaftliche und staatliche, konfessionelle und nationale Schwierigkeit entkernt, und es entsteht dadurch ein wohltätiger Zwang zur Ueberlegung: lohnt sich der Versuch, Mitteleuropa herzustellen, wenn so viel innere oder äußere Gegnerschaft, so viel Hemmung heute schon greifbar ist. Mitteleuropa wird weder durch Broschüren erschrieben noch in Versammlungen beschlossen, sondern in geheimen Staatskanzleien und in den Konferenzräumen der großen Wirtschaftsverbände sorgsam, abwägend, kühl berechnet, überschlagen, kalkuliert. Wenn es so weit kommt.

Daß es komme und dann Bestand habe, verlangt in unserer öffentlichen Gesinnung und in unserer Staatskunst neben dem allgemeinen Willen Duldung, Elastizität, Geduld. Ein solches Gebäude mit mannigfachstem Fundament kann nicht nach den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lehrsätzen des überkommenen Leitfadens hergestellt werden, sondern die Baumeister müssen ein Stück persönlicher Erfindung und persönlichen Glaubens in ihr Werk geben. Dann mag es gelingen.

Naumann nimmt in einer verantwortungsreicheren Zeit die Gedankenarbeit von Friedrich List auf. Wie oft schon begegnete uns die Aehnlichkeit dieser beiden großen politischen Publizisten, die sich in ihrem unbefangenen, dogmenfreien Tatsachensinn, in ihrem schöpferischen Willen, in ihrem propagandistischen Eifer für Deutschland, in der bildhaften, lebendigen Kraft der Darstellung und in der Wucht der Hingabe so seltsam verwandt sind. List ist der Vater des mitteleuropäischen Gedankens gewesen. Naumann gibt ihm jetzt eine neue Form und im Sachlichen erfüllteren Inhalt — denn wie stark ist alles Staatliche seitdem gewachsen.

Es ist ein Werk geworden, das alle, Reichsdeutsche, Oesterreicher, Ungarn in gleichem Maße angeht. Es lehrt nicht vom einen zum andern, sondern es dient dem Gesamtwillen, der in allen geweckt werden soll. Eine Atmosphäre geistiger Bewegung soll entstehen, wo Mitteleuropa das Ziel vertrauensvollen Verstehens ist und Mißtrauen und Eigensüchtelei an der Größe der Aufgabe absterben.

# Italia

Von Felix Berau

Vor Sankt Peters Dom steht ein Fremder im rettenden Schatten des Eingangs. Es ist wütend heiß. Jenseits der weiten Säulenrunde gewahrt er einen Mann, der winkt, ein anderes lebendes Wesen ist nicht bemerkbar. Der Fremde wird stutzig und der Mann winkt immer noch. Dieses Winken kann niemand anders gelten als ihm und der Fremde erliegt seinem Anruf und eilt, den schattigen Umweg mißachtend, über die im Mittag brennenden Steine, zurück, trotz sengender Bescherung der Sonne dem Winker zu und steht dann vor einem Bettler. Der hat ihn herangewunken und streckt ihm jetzt, wortlos



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fordernd, den Hut entgegen. Ich weiß nicht, ob der Fremde mit überlegener Münze oder mit unterliegendem Aerger sich verhielt. Aber welch zwingende gläubige Macht der Geste, welche Ueberlegenheit dem Tage zu, wie sehr Theater im besten Sinne ist diese Episode vor der hochgebauten Kulisse von Sankt Petrus Säulenreihen.

*

Wir fahren in einer leisen Regennacht spazieren und unsere Laune landet uns im Kolosseum. Der Himmelschimmer hängt sein dunkles Grau gegen die gezogenen Baulinien, die geheimnisvoll groß erscheinen. Und indem wir die Augen an das Dunkel gewöhnen, treten wir ein. Ein Guida bemächtigt sich unserer abenteuernden Menschheit und führt uns mit seiner Laterne und seinem Wortesagen auf den riesenhaften Trümmern spazieren. Er vergißt nicht, uns an geeigneter Stelle die Wirkung des Mondlichts zu deuten. Es war dunkeltropfende Regennacht und das Kolosseum stand schön in dieser nächtlich zarten Umhüllung. Der Guida aber sah Mondschein. Er wies, deutete und glaubte Mondschein und es wäre übel gewesen, ihn darin zu stören, denn er wurde uns in seiner Einfalt ein Verkünder des Glaubens an das nicht immer erkennbare Licht von oben.

*

In Neapel in einem Verkaufsraum von Bekleidungsgegenständen für Damen und Kinder. Eine Frau mit abgerissenen Kleidern tritt ein. Zielende Augen, widerspruchsvolles Haar, das Kind an ihrer Hand in unglaublich verwahrlostem Zustand, aber sein ganzes Gesichtchen freudige Erwartung. Man denkt an den Erwerb sauberer Wäschestücke, an neue Sandalen, vor allem an einen Kamm. Man ist erschrecklich klug und im Recht. Der Vater hat wohl Geld geschickt, irgendwoher aus Süd-Amerika, wo er Stein auf Stein setzt oder beim Durchstoß eines Berges die Arme fleißig rührt. Vielleicht hat auch die Lotterie der Frau etwas zugeworfen und sie wird weiterhin ihre knieenden Kupferopfer bringen. Es gibt nicht gar viele „vielleicht" für das Geld, mit dem diese Frau zum Einkauf kommt.

Die Frau wartet und das Kind wartet. Jetzt wird sie nach ihren Wünschen gefragt. Große Kartons schweben von den Wandgestellen und öffnen sich und es entblättern sich daraus Mäntelchen von lockerweißer Seide. Ueber das schmutzige Um des kleinen Mädchens werden sie geärmelt und geknöpft und schließen sich um den braunen Kinderhals unter dem strahlenden Gesicht mit den ungepflegten Haarsträhnen an den Wangen. Erst die Lust des Kostens, dann rascher Entschluß. Doch es scheint immer noch Geld übrig zu sein und nach kurzem Hin und Her drückt die Mutter dem Kinde noch einen weißen Fächer in die Hand und zufrieden gehen die beiden. Ihre stolzen, lächelnden Blicke treffen und grüßen im Fortgehen die Verkäufer und die kaufenden Damen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und den jungen Burschen in knapper Bejackung, der den Eingang handhabt. Und es schreitet auf gut gesetzten Füßen ein kleines, ungewaschenes, irgendwann gekämmtes Mädchen in einem neuen, weißseidenen Mantel und die sicherlich ziervollen Finger spielen mit einem weißen Fächer. Morgen werde ich wissen, wie falsch das alles ist und ich verspreche, auch mich zu entrüsten. Heute aber sind Mantel und Fächer noch weiß und die Mutter ist stolz und das Kind ist glücklich und meine Augen suchen den Kerl, der jetzt etwas dazu zu sagen hätte.

*

Die große Galerie in Mailand ist voll Menschen, welche zu Fuß und an den Tischen sich schlendernd regen. Der Italiener geht gerne da müßig, wo auch die andern müßig gehen. Er sieht jedem Begegner dringlich und lustig in die Augen und das Zeitungsblatt fächelt in seiner Hand. Dazu spricht man von Politik und heute ist von Triest die Rede. Diese Rede wird immer lauter. Der Statthalter trotzt dort dem Willen der Irredenta. Jetzt ruft jemand „abasso l'Austria". Hier und dort und recht bald aus vielen Hälsen. Es ist wie ein Spiel, zu dem man sich verabredet hat. Die einen rufen es ganz lustig, lachend, manche gefallen sich, dabei zornig dreinzusehen. Bei Biffi und Savini steckt hin und wieder ein dicker Kellner oder auch ein magerer den Kopf aus der Türe und ruft schnell und vergnügt sein „abasso l'Austria", dann reicht er wieder Pilsner Bier. Die Galerie füllt sich unheimlich. Vor den Fenstern des Sportklubs Hinaufrufe. Aus dem Fenster Herabschwenken einer Fahne. Wachsender Tumult. Blasse übernächtige Knaben, abgerissen in Kleid, Haltung und Miene ziehen in lärmenden Gruppen. Die vielen Stimmen ballen sich immer neu zu dem einen Wortschrei. Dazwischen drohend stille Pausen. Militärsignale näher und näher.

Im Handkehr sind die hinausgestellten kleinen Tische verschwunden. Die Tische und die Stühle. Mit all den Gläsern und Tellerchen und mit all den Gästen und Gästchen. Campari und die großen Restaurants haben schwere Läden vor ihre Glasscheiben geschoben. Auch die andern Fenster klappern zu. Truppen, geschlossen und in raschem Tritt. Sie werden bejohlt und mit Grimassen bedacht. Vor jeden Eingang stellen sich Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett. Die geräumte Galerie ist leer und tot. Keine Menschen, keine Tische und all das farbende Leben hinter all den Glasscheiben ausgelöscht und zugedeckt. Und diese tote Stille liegt in strahlendem Licht. — Draußen brandet es weiter gegen die Mauer in Uniform. Aufreizende Worte, Zurufe von Beleidigung vergiftet und mancher Stein bedrängt die braven Soldaten. In ihren Augen kauert all ihr Miterleben und die jungen Gesichter werden blaß, aber sie wehren der tobenden Menge mit vorgehaltenem Gewehrschaft und festen Fußes drängen sie von sich ab ohne Schuß, ohne Bajonettstoß, ohne Kolbenschlag. Noch sehe ich die sonst so beweglichen Bersaglieri vor mir, wie



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie vor Angriff und Schimpf in herrlicher Ruhe bestehen. Der Federhut ob den schlanken Burschen ist mir damals zu einem Symbol der Tapferkeit geworden.

*

Vor einem Monument steht ein Mann. Tot und überaus lächerlich so ein Monument neben einem Menschen. Und wie possierlich steht und zappelt ein Mensch neben einem Monument. Und dieser Mann bewegt sich und schreit. Er zapft sich Worte aus Mund und Weste und schlenkert sie mit beiden Händen in die Luft. Und seine Luft ist umstanden von tausend Hälsen und Köpfen, die warten auf Pausen, um auch schreien zu können, denn dazu kamen sie. Es kommt nicht darauf an, was dieser Mann sagt, auch darauf nicht, wie er es sagt. Worauf es ankommt, das sind die Pausen, jeweilen nach einem deutlich herausbegeisterten Italia. Engel der Verkündung nennt sich dieser Feilbieter von Geschrei. Und weil er hier schreit, unter diesem Denkmal, das an einen italienischen Kämpfer gemahnt und weil er richtig schreit, das heißt so, daß die vielen Aufregungen seine Aufregung zu verstehen meinen, so sehr, daß jeder nur sich selbst hört, darum faßt er alle die überzähligen Pulsgänge, alle gekonnte Begeisterung, die voll Wort und die voll Stolz und auch die voll Traum und wie man köstlich wirres Haar mit einem langweiligen Kamm zum Zopfe zwingen kann, so gelingt es ihm, all diesem Rufen und all diesem Tunwollen eine Richtung zu finden und immer wieder zu zeigen. Immer wieder ein Dort mit Auge und Finger und wieder Italia und wieder Pause für die Auchschreier und jetzt hat der Strom sein Bett gefunden und die Menschen eilen das neue Strombett mit grünen Weiden der Hoffnung zu bestecken und wachsend wälzen die breiten Fluten zur Grenze. Unaufhaltsam scheinbar, dennoch dämmbar vielleicht, wenn erst die harte Felswand sich entgegenstellt.

*

Reich sind die Traditionen in Europas schönster Stube. Nicht nur neue Kriegsdenkmäler stehen in Italien und seine Sprache, die zu schreien weiß, weiß auch zu singen. Aber es wird doch einmal sein müssen, daß diese liebe, eifervolle, von der Dichtkunst geküßte Jugendlichkeit mit den vererbten Funken im Blut ein paar Jahre zur Schule geht und lernt. Nötiges und Wichtiges und daß die Wurzeln tief und tiefer greifen müssen, ehe die Krone sich maßlos breitet. Es wird sein müssen und vielleicht schon heute beginnt die erste schwere Schulstunde. Mögen sie da ohne allzuvieles Kopfzerbrechen erfahren, daß das Mitspielendürfen eine trübe Freude ist und daß Heroismus und Schwung sich bessere Ziele zu stecken vermag, als ein Mittun bei Gewaltüben, Hassen und dankfremder Ueberhebung . . . . . .

Stolz und Größe eines Volkes kann sich im Kriege nur durch die Besten des Volkes bekunden, durch sie, deren zielender Wille niemals dem Kriege gilt, im Kriege aber über allen Krieg hinaus zu fördernder Arbeit vordringt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Der Siegeszug der Schwerverwundeten

Von Hubert Marti

ann und wann darf auch die Schweiz, das blutumspülte Eiland, an dessen Küsten sich die Wogen des Kanonendonners brechen, und den die roten Wolken des brennenden Europa erhöhten Glanz des Lebens verleihen, dann und wann darf auch sie ihrem so lange komprimierten Impuls und ihrer Erlebnislust die Schleusen öffnen, wenn die auswärtigen Regierungen auf dem schmalen, einzigen Pfad, der nicht mit dem Stacheldraht des Hasses versperrt ist: dem Tod und seinen Kreuzwegen, sich zu treffen versuchen. Und da erfüllt die neutrale Schweiz ihre ganze Bestimmung, da verwandelt sich ihre Nationalfahne: Rot und Weißkreuz, in die Menschheitsfahne: Weiß und Rotkreuz und wird zum Symbol ihres tiefsten Bewußtseins. Von Monat zu Monat tauschen Frankreich und Deutschland ihre Schwerverwundeten und Unheilbaren gegeneinander ein, und lange Züge wandern von Lyon durch das ganze Gebiet der Schweiz, zwischen Abend und Morgen, und geleiten die vom Krieg Gezeichneten in ihre Heimat zurück.

Es gibt einen Punkt auf der Strecke, an dem sich beide Züge begegnen. Die Lokomotiven pfeifen sich an, nervös, hastig. Es ist tief in dunklem Gebirg. Die Schluchten rauschen. Die weißen Dörfer schlafen. Aber ein Mann am Wärterhaus bewegt eine Fahne.

Es gibt einen Punkt, da fauchen die beiden Züge sich an, blicken sich in die blutigen Augen, mischen in kurzem Windkampf schwarzen und hellen Rauch .... ist es ein Kampf, ist es ein Kuß? Und die hellen, schlaflosen Fenster der Wagen greifen ineinander ein wie die Zahnräder einer Maschine, laufen aneinander ab wie die Eimer eines Baggerschiffs. Mit langsamen Fingern fühlen sich die beiden Züge an, und manchmal blitzt eine weiße Bahre vorbei, ein rotes Käppi, ein deutscher Bart, Dunkelheit, Geschrei, eine Hand, Offiziere, eine Klage. Wissen die beiden Nachtwandler voneinander, wie zwei Vogelschatten, die sich einen Augenblick lang auf der Erde mit den Flügeln berühren? Verstehen sich diese zwei Meteore, die aus der großen Welt des Kriegs herausgeschleudert, im Fall durch eine windstille Schicht sich anbrausen?

Wer weiß? Und gleich darauf scheuchen sie sich gegeneinander in die Nacht hinaus, und nach ihrem Lärm und Hallo erzittern die Schluchten unten noch lange, die Berge frösteln, die Bäche rumoren ....

*

Manchmal landen die Züge an Bahnhöfen. Große Feuergarben schießen aus den Hallen. Und die Fremden, die Schweizer, stehen da, gerammt Kopf



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an Kopf, die düsteren Wunden des Krieges zu sehen. Sie verhehlen es sich, aber sie auch gieren nach Blut. Abgeschlossen von dem großen Erlebnis, das die Menschheit durchzittert, wittern sie wie angekettete Hunde den Geruch der Schlachten. Kein Schlaf, keine Müdigkeit. Nasse Nächte lang lauern sie auf den tumultvollen Vorgang, der zehn Minuten dauern wird.

Und siehe: die Menschen erinnern sich: da sind M e n s c h e n!

Einen Augenblick erstaunen die Gesichter beiderseits, die beweglichen in den Portieren, die starren auf den Bahnsteig. Ist d a s Freiheit? Friede? Ist d a s Knechtschaft? Krieg? Hände, blasse, knochige, winken hinaus, neigen sich, lodern auf, danken, pressen, sind außer sich. Und die andern Hände fliegen empor, heben sich, geben, schenken, füllen, danken auch, danken auch! Wer erzählt eine einzige Geschichte? Wer fragt? Es ist ein wortloses Gejauchze, ein lauter, sinnloser, einziger Kuß!

Die dunklen Landschaften der Gefangenschaft sind schon weit, weit entrückt. Der Ernst der Heimat lodert fern. Hier ist Freiheitland, Schweizerland! Hier ist der Taumel ohne Ende. Hier ist der S i e g e s z u g der Gestraften.

*

Es ist ein Kriegskorso. Blumen, bunte Sommerblumen sprühen, fliegen, flattern gegen den Zug. Karten. Zigaretten. Schokolade. O empfangen, von glücklichem Herzen empfangen! Aus betenden Händen empfangen! Ist so das Leben? Der Nachtzug hält wie ein Trauerzug. Wie halten die Einarmigen all die Sträuße? Wie wollen die Blinden alle danken? Wie können die Tauben das Flirren verstehen? Helle Kürassierbrüste strotzen aus den Portieren, und unten klappern die Holzbeine. Von den Bahren winken magere Arme wie Wachskerzen. Kindliche Gesichter versuchen zu lächeln. Manchmal nur eine Hand mit einer Rose: der Schmerz ist zu groß und die Lippen beißen ins Tuch.

Offiziere. Edle Bärte. Stolzer Dank. Glänzende Kostüme. Einer hüpft hinten im Coupé und schwenkt einen Käfig mit einem gelben Vogel. Er ist verrückt. Er zeigt seinen Phönix der Menge. Und ohne diesen Goldvogel, der Asche seines Gehirns entstiegen, gibt es auch keine Heimat mehr für ihn.

Elend des Krieges! Ruhm des Krieges!

Man schneidet den Soldaten die Knöpfe, die Achselklappen ab. Ein Talisman für die schwülen Tage der Ruhe. Diese aber werden zu Hause anlangen, Helden, ohne Nummer des Regiments, ohne Uniform, einfache, schlichte Männer des Vaterlands, die schweigend abtreten, bereit, neu zu kämpfen, neu den schwereren Seelenkampf zu bestehen.

Geheiligt, geadelt ziehen die Wundengekrönten durch die Siegespforte der Schweiz in das Land ihrer Söhne.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Der fremde Soldat

## Von Ret Marut

In das Lazarett E. L. 14, das so dicht hinter der Front lag, daß man das dumpfe Grollen der Geschütze ununterbrochen hören konnte, kamen nur die ganz schwer Verletzten, die gar keine Beförderung vertrugen. Naturgemäß war hier die Arbeit für Aerzte und Schwestern ungeheuer groß. Und nur das allerbeste Menschenmaterial an Aerzten, Sanitätsmannschaften und Schwestern wurde hier verwandt, weil nur das allerbeste Material hier brauchbar war.

Galten den verwundeten Soldaten die Aerzte als die notwendigen, die nur helfenden Mitmenschen, so waren die Schwestern mehr die beliebten und die geliebten Mitmenschen. Monatelang oft hatten die Soldaten kaum eine Frau zu Gesicht bekommen und wenn ihnen doch eine ganz unerwartet und unverhofft in den Weg lief, so war es ein altes, verschrumpftes, immer aber ein unglaublich verdrecktes und verlumptes Weib, das dem Wesen, das sich die Soldaten unter einer Frau vorstellten, so ähnlich sah, wie etwa eine Kellerassel einem farbenfrohen Schmetterling. Denn je länger die Soldaten im Felde waren, je weiter sie von ihrer Heimat und ihrer gewohnten Kultur waren, umso mehr erschienen ihre Frauen, Schwestern, Bräute und Freundinnen ihnen wie blütenweiße, zarte Lichtgestalten. Und wenn sie dann infolge ihrer Verwundung ins Lazarett kamen und sahen sich von den erträumten, hellgekleideten, immer freundlichen Frauengestalten umgeben, wurden sie wie die Kinder. Die anfängliche scheue Ehrfurcht, mit der sie die Schwestern bei ihrem Erwachen aus der Bewußtlosigkeit betrachteten, ging nach und nach in eine so unendlich rührende Vertraulichkeit über, wie sie kaum ein anderes menschliches Verhältnis aufzuweisen hat.

Eines Abends wurde in E. L. 14 ein Soldat eingeliefert, an dem der untersuchende Arzt zwei Lungenschüsse, einen Bauch-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schuß und einen, jedenfalls durch Granatschuß verursachten komplizierten Schenkelbruch feststellte.

Es war ein sehr schwerer Fall. Und der Mann lag ohne Bewußtsein.

Leute, die wochenlang da draußen gelegen haben, sind nicht mehr voneinander zu unterscheiden. Im Gesicht, an den Händen und in der Kleidung sehen sie alle egal aus. Alle gleich verwildert. Und auch ihre Sprache ist meist völlig gleich. Rauh, kurz und zerhackt, ohne diese feinen Unterschiede, durch die sich der gebildete von dem weniger gebildeten Menschen abhebt. Und erst nach Tagen, wenn sie mehrfach gewaschen, gebadet, rasiert und mit reiner Wäsche versehen sind, kommen so langsam die im Laufe der Jahre oder gar der Generationen angewachsenen Schichten der bürgerlichen Vergangenheit hervor.

Von dem, der jetzt eingeliefert worden war, wußte man auch nicht das Geringste. Man hatte keinen Anhaltspunkt nach irgend einer Richtung. Der Mann hatte sich infolge des quälenden Schmerzes beinahe völlig entkleidet und dabei war die Erkennungsmarke verloren gegangen. Waffen, bei denen man aus der Nummer einen Anhaltspunkt hätte gewinnen können, hatten die Sanitätsleute nicht mitgebracht und in den Kleidungsstücken war, weil vielleicht gewechselt worden war, kein Name eingenäht.

So lag er Tage lang da. Mit geschlossenen Augen. Daß er noch lebte, hörte man nur am Klopfen des Herzens und in langen Zwischenräumen stöhnte er tief auf. Der Schenkel war geschient. Und die Bauch- und Lungenschüsse überließ man sich vorläufig selbst. Transportfähig war er keinesfalls, schon des Bauchschusses wegen nicht.

Der leitende Arzt gab die Anordnung, daß man ihm keinerlei Mittel, weder zur Betäubung des Schmerzes noch für ein Erwachen, reichen solle, nur die Ernährung wurde ihm künstlich in vorgeschriebener Weise zugeführt.

Die Gruppe, zu der er gehörte, wurde von Schwester Malve versorgt. Sie war das schönste Mädel in E. L. 14 und statt zu



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verdunkeln, erhöhte die schlichte Tracht noch ihren Liebreiz. Sie war jung. Zudem kam sie aus sehr gutem Hause, war in englischen und französischen Pensionen gewesen und wußte viel. Ihr Vater stand als Stabsoffizier an einer der beiden Hauptfronten. Aber sie war die tüchtigste, die aufmerksamste und die unermüdlichste aller Schwestern, die hier tätig waren.

Und sie stand gerade eines Morgens am Bett des fremden Soldaten und strich ihm zart über die Stirn als er aufwachte. Er sah sie mit großen Augen, deren Glanz aus einer längst verlorenen Welt zu kommen schien, verwundert an. Dann schloß er die Augen wieder und öffnete sie auf's neue. Und tat es voll unsäglicher Ungläubigkeit.

Nach einer Weile beugte er langsam den Kopf zurück, so daß die auf seiner Stirn ruhende Hand leise liebkosend über das Gesicht gleiten mußte. Da fühlte Schwester Malve, wonach er sich sehnte und sie streichelte ihm Gesicht und Hände wie einem Kinde.

Sie wollte gehen, um ihm etwas zu trinken zu reichen. Aber er mochte es nicht verstehen. Seine Augen wurden voll grauenhafter Angst. Schwester Malve blieb stehen. Da faßte er zaghaft nach ihrer Hand, hielt sie fest und sagte sehr leise: „Bist Du eine Schwester?"

„Ja," sagte sie.

„Du heißt Malve, Schwester Malve!"

„Woher wissen Sie das?"

„Ich habe es immer gehört, jahrelang, viele, viele Jahre lange. In einem Lande, weit, sehr, sehr weit von hier, wo ich wieder hingehen werde, von wo mich jemand ruft. Hast Du das nicht gehört?"

„Nein, ich hörte nichts."

„Aber Deinen Namen hörte ich. Malve! Malve!" Seine Stimme wurde immer leiser. „Malve ist ein wunderschöner Name. So weich und schön und singend und jubelnd wie Du bist, Malve."

Da kam ihr der Gedanke, daß er ihren Namen in seiner Bewußtlosigkeit von Aerzten und Kameraden gehört haben mußte.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie strich wieder über sein Gesicht, unschlüssig ob sie den Arzt rufen oder ob sie lieber warten sollte, bis der Kranke sich wieder beruhigt hatte.

„Du bist schön, Malve. Wunderschön. So sah ich noch keine Frau, so schön wie Du."

„Haben Sie keine Braut? Oder Eltern? Oder vielleicht eine liebe Frau, der ich ein paar Worte von Ihnen schreiben darf?"

„Malve, sei nicht hart zu mir, ich muß Dir sagen, wie schön Du bist. Ich liebe Dich, weil Du einen so singenden und jubelnden Namen hast und mehr, weil Du schön bist."

„Sie dürfen sich nicht so aufregen, Sie bekommen sonst noch das Fieber. Sprechen Sie jetzt nicht so viel."

„Weil Du es willst, Schwester Malve."

Er legte ihre Hand an seine Backe und kuschelte sein Gesicht hinein.

Dann began er wieder, leiser noch als vorhin, beinahe nur hauchend: „Ich werde nie eine Frau haben, Malve."

„Doch, doch, wir machen Sie wieder ganz gesund."

Nein, ich weiß das. Ich möchte eine Braut haben. Schwester Malve, sei Du meine Braut. Ich liebe Dich, weißt Du das nicht?"

„Ja, ich glaube es Ihnen!"

„Sei meine Braut, Malve. Einmal. Ich bin gleich tot und werde nie eine Frau haben. Sage es schnell, sage „ja", ehe ich weit fort muß. Willst Du meine Braut sein?"

Malve wurde rot und sagte leise, in dem sie sich zu ihm hinunterbeugte: „Ja, mein armer Freund!"

„Hast Du mich lieb, Malve?"

Schwester Malve traten die Tränen in die Augen: „Ja, ich habe Dich lieb, mein armer, lieber Freund."

Und die großen Augen mit dem Glanz der verlorenen Welt, voll weher Angst und voll zitternder Hoffnung sagte er flüsternd: „Malve, meine liebe, liebe Malve, küsse mich."

Sie drückte ihre Lippen auf seinen brennenden Mund. Er



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hob die Arme, schlang sie um ihren Hals und sagte dicht vor ihrem Ohr: „Meine liebste Frau Malve."

Dann fühlte sie, wie seine Arme nachließen. Sie machte sich sanft frei.

Aber er war schon tot.

In dem Augenblick kam der Oberarzt mit einem der übrigen Aerzte zu dem Bett, um die übliche Morgenuntersuchung vorzunehmen. Er sah den Soldaten, hob die Augendeckel und sagte zu seinem Hilfsarzt: „Schade, gestern glaubte ich noch, daß ich ihn durchkriege. Und niemand weiß, wer er ist, was er ist, woher er stammt, welcher Truppenteil, ob er Gemeiner war oder Offizier, Arbeiter oder Gelehrter oder Künstler. Ein Vermißter, auf den ein halbes Jahrhundert lang womöglich jemand wartet."

Dann ging er weiter zu dem nächsten Bett.

Schwester Malve stand an die Wand gelehnt und weinte.

# Zwei Gedichte

Von Albert Ehrenstein

## Verwaist

Ich habe viel Unglück genossen,
einsamer treibt schon mein Schiff.
Mir stirbt selbst der Entfernte . . .

Stets auch ist Trauer um sie, die Tränenumhüllte,
der oft ein Bruder dahinschwand,
nun folgte den Knaben der gütige Vater.
Immer verfolgt mich ihr Antlitz,
leidgestirnt und fahl
wie die verblichene Witwe des toten Kriegers,
Tränen blutend ins Tuch.
Ihr löste ein minderer Gatte den Gurt, den tiefen;
nachtbeschmierte Fratzen nahm er gern in den Arm.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zu viel des Bades im Meere der Schmerzen!
Einkreisen uns die Kirchhofswege,
aufhält noch Gesang der Grabvögel auf kahleren Bäumen,
dann geht es
zur Zypresse hinab.

Besinnen
Ich bin der Sturm,
ich bin der Regen,
ich bin die Sonne,
ich bin der Segen.

Doch über alle Landschaft weiß ich,
Traum ist Weg,
Raum der Tod.

(Aus „Der Mensch schreit", Verlag von Kurt Wolff, Leipzig.)

## Heeresgruppen

Unsere östlichen Kämpfer sind in Heeresgruppen geordnet. Eine solche Gruppe gliedert sich in verschiedene Armeen, die hinwiederum aus Korps und dergleichen bestehen. Franzosen und Russen besitzen dieselben Einteilungen, die Armeegruppen bezw. Sektionen genannt werden. Bei alldem handelt es sich um das höchste der Feldherrnkunst sowie um die höchste Ausübung der Heerführung. In Deutschland gehört dies zur sogenannten „Imperatorik", die der Strategie übergeordnet ist wie letztere der Taktik. Beiläufig hat die Imperatorik auch ununterbrochen den gesamten Kriegszweck im Auge zu behalten, sie muß ferner diesen mit der Staatspolitik in Einklang bringen, soll überdies die Bewegungen und Leistungen derjenigen Armeen sicherstellen, die den Heeresgruppen nicht unterstellt sind. Die Imperatorik vereinigt alle Fäden der Strategik und der Staatskunst in ihrer Hand. —

In den Heeren, die Bonaparte 1796 und 1797 durch Oberitalien führte, stellte die Division einen zu selbständigen Operationen befähigten Heereskörper dar. Sie war für den Heerführer die höchste Befehlseinheit. Die Armee des französischen Obergenerals bestand damals aus vier bis sechs derartigen Einheiten. Auch noch anno 1800 ist für den genialen Korsen die Division der oberste Verband gewesen, über den er verfügte. Aber bereits fünf Jahre darauf, bei Ulm und Austerlitz, sind Korps auf dem Plan erschienen. Die Heere waren derweilen größer geworden. Später faßte Napoleon mehrere Korps zu Armeen zusammen; denn er vermochte nicht gleichzeitig an drei und mehr Fronten geistig zugegen sein. Indessen standen seine Generale als Armeeführer nicht auf der Höhe ihrer Aufgaben, sie ver-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sagten. Sie sind bloß gute Korpsführer gewesen. Abgesehen von der kurzen Episode Solferino (1859) erschienen moderne Armeen zum erstenmal 1866 auf preußischer Seite auf der Bildfläche. Auch 1870 vereinigte die deutsche Heeresleitung mehrere Armeekorps zu Armeen, deren Führer zumeist nur allgemeine Weisungen vom großen Hauptquartier erhielten, das auf diese Weise von strategischen Einzelheiten entlastet wurde. Seitdem galt die Armee als höchste Einheit. Allein in dem gegenwärtigen Kriege war es an der Riesenfront zwischen Ostsee und der bessarabischen Grenze für die Verbündeten nicht ratsam, alle Armeen von einem Zentrum aus zu leiten; daher ward die Heeresgruppe als höhere Einheit eingeschaltet.

Im allgemeinen bewilligt man den Heeresgruppen ein hohes Maß von strategischer Selbständigkeit, gewährt ihnen große Bewegungsfreiheit. Sie können auf diese Weise auf die richtige Bahn gelangen. Die Oberleitung macht Geist und Gedächtnis von jenen Einzelheiten der Ereignisse frei, die am besten von der unmittelbaren Führung zu behandeln sind. Nur solchermaßen vermag das harmonische Zusammenwirken des gewaltigen modernen Heeresmechanismus gewährleistet zu werden. Lediglich die großen und entscheidenden Gesichtspunkte behält die Oberleitung im Auge, alles Weitere überläßt sie den Unterfeldherren, denen sie mitunter Weisungen für einen größeren Zeitraum gibt. Aufgabe und Ziele sind hierbei allgemein gefaßt. Bindende Befehle werden nur dann erlassen, falls dies die Lage zu erfordern scheint. Auch die persönlichen Eigenschaften der Unterfeldherrn verlangen Berücksichtigung. Dem einen kann man getrost größere Freiheit lassen, während man andern ausführlichere Direktiven geben muß. All das verlangt vom Oberfeldherrn Blick für weite Distanzen, Menschenkenntnis, Kühnheit, Energie, hohen Sinn, Zähigkeit, strategischen Mut, Seelengröße und Großzügigkeit seiner Pläne. Diese Eigenschaften sind es überwiegend, die der unwandelbare Genius des Krieges von denjenigen seiner Jünger verlangt, denen er einen Platz in seinem Ruhmessaale anweisen will.

Schließlich und endlich: auch für das künstlerische Wirken der Heeresgruppenführung sowie inbezug auf die wissenschaftliche Vorbereitung hierauf hat Wort für Wort der Lehrbrief Wilhelm Meisters Geltung: „Die Kunst ist lang, das Leben kurz, das Urteil schwierig, die Gelegenheit flüchtig. Handeln ist leicht, Denken schwer, nach dem Gedanken handeln unbequem . . . Die Nachahmung ist uns angeboren; der Nachzuahmende wird nicht leicht erkannt. Selten wird das Treffliche gefunden, seltener geschätzt. Die Höhe reizt uns, nicht die Stufen . . . Wer die Kunst halb kennt, ist nimmer irre und redet viel . . wer sie ganz besitzt, mag nur tun und redet selten oder spät . . . Das Beste wird nicht deutlich durch Worte. Der Geist, aus dem wir handeln, ist das höchste . . . Des echten Künstlers Lehre schließt den Sinn auf; denn wo die Worte fehlen, spricht die Tat. Der echte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert sich dem Meister."

Walter Achilles Korn

## Russischer Volksimperialismus

Trotz einiger Jahrzehnte positivistischer Geschichtsbetrachtung gibt es immer noch primitive Gemüter, die ein halb Dutzend Machthaber und Würdenträger für den Weltkrieg verantwortlich machen und zur Sühne



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

getränkten Moralgefühls das Hängen oder sonstige Abschlachten der Herren Grey und Iswolski fordern. Die Unbelehrbaren zu belehren erscheint eine kleine Schrift von Karl Leuthner geeignet, die sich durch Wissen und Urteilsreife, Klarheit und Sprache unverwechselbar von sonstigen Erzeugnissen des Federkriegs gegen die „Die Moskowiter" unterscheidet. Schon der glücklich gewählte Titel: „Russischer Volksimperialismus" läßt Thema und Tendenz eindeutig erkennen; Leuthner betrachtet die seelischen und geistigen Wurzeln des russischen Nationalismus, er kennzeichnet Slawophilie und Panslawismus in ihrer Bedeutung für die vor dem Kriege herrschende Strömung. Wir verstehen, wie die Gedankentrias: Zar, großrussisches Volk, Orthodoxie sich der Gehirne der widerstrebenden „Westler" bemächtigte. Die Beteiligung Rußlands am Krieg gegen die Zentralmächte ist nicht die Laune eines machthungrigen Großfürsten, das Ergebnis von Kabinettsintriguen oder ein verzweifeltes Abmehrmittel gegen die revolutionäre Gefahr, sondern vielmehr die konsequente Erfüllung der Machtträume des russischen Volkes. Nicht nur der Zarismus, auch die russische Demokratie, die wir gebannt von der Sehnsucht nach freiheitlichen Institutionen zur Entfaltung einer großzügigen Eroberpolitik untauglich wähnten, ist unser Feind. Die Duma war zaristischer als der Zar und kein europäisches Parlament war so bewilligungsfreudig wie das russische Volkshaus.

Schade nur, daß das Buch des österreichischen Politikers lediglich eine großangelegte Skizze darstellt, aus der die Wissensdurstigen viel, aber längst nicht genug von den Triebkräften des russischen Volkstums erfahren. Besonders bedürfte das Kapitel: „Nationalisierung aus dem Geist der Literatur" mannigfacher Ergänzung. Schon ein Zeitgenosse der Kaiserin Katharina II., der Lyriker Gabriel Romanowitsch Dershawin, wagte das vermessene Wort: „O Rußland, wage nur einen Schritt und die Welt ist dein". Die im 19. Jahrhundert bewußt betonte Einheit zwischen russischem Volkstum und rechtgläubiger Religion, diese seit den Tagen des alten Testamentes kaum jemals wieder erlebte nationale Theokratie erscheint als eine zunächst unerschöpfliche Machtquelle des osteuropäischen Reiches. Gogol hat in dem ersten russischen Roman, der zum Besitz der Westeuropäer geworden ist, in einer berühmten, auch von Dostojewski zitierten Stelle der „Tote Seelen" das nationalistische Programm in eine wundervolle Dithyrambe verwandelt: „Jagst nicht Du, Rußland, so dahin, wie ein keckes unerreichbares Dreigespann? Rauchend dampft unter Dir der Boden; es dröhnen die Stege. Und alles bleibt zurück, weit hinter Dir zurück. Rußland, wohin jagst Du, gib Antwort! Du bleibst stumm. Wundersam ertönt der Gesang des Glöckchens. Wie von Winden zerfetzt, braust und erstarrt die Luft; alles, was auf Erden lebt und webt, fließt vorüber; und es weichen vor Dir, treten zur Seite, und geben Dir Raum alle anderen Staaten und Völker."

Paul Mayer

## Emanuel Geibel

Am 17. Oktober waren es hundert Jahre her, daß Geibel geboren wurde. Ihm zu diesem Gedenktage ein Erinnerungsblatt zu weihen, ist eine Ehrenpflicht. Er, der begeisterte Deutsche, hat ja die Hoffnung ausgesprochen, daß die Welt noch einmal am deutschen Wesen genesen möge.





Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und in wohlverstandenem Sinne, in dem Sinne, daß die Welt endlich den Universalismus des deutschen Volkes verstehn und zu übernehmen trachte, hat er mit seinem stolzen Worte wohl recht. Denn dieser durch und durch Deutsche hat die antike und die romanische Welt sich restlos erobert. Seine Uebersetzungen allein würden ihm in unserem Schrifttum eine dauernde Stelle sichern. Aber er ist lange nicht der „überwundene" Dichter, als den man ihn hinstellen wollte. Seine fabelhafte Formgewandtheit und Improvisationsgabe, von der so schön Paul Heyse in seinen Erinnerungen erzählt, hat ihn ja gewiß dazu verleitet, viel zu schreiben. Und vieles ist mehr flüssig als bedeutend. Aber in der Zeit nach seiner Jugend hat er mit Ernst nach Konzentration gerungen. Die Kritik hat sich insbesondere gegen seine Jugenddichtung sehr unfreundlich gekehrt. Er durfte ihr mit Recht zurufen, da sie auch später immer wieder ihn nach seinen Erstlingen beurteilte: Ihr klopft noch immer die Kleider, die ich vor zwanzig Jahren trug. Er wird im literarischen Leben Deutschlands fortleben und wäre es nur durch eine Anzahl wunderschöner Gedichte, die aus vollem Herzen strömen und dem deutschen Gemüte so trautverwandt sind. Oder wird man je aufhören „Der Mai ist gekommen" zu singen?

Vielleicht gewöhnen wir uns überhaupt ab, so geringschätzig von unserer sog. literarischen Epigonenzeit zu sprechen. Sie hat ganz große hervorgebracht, wie Gottfried Keller, aber auch den Kleineren ist manches gelungen, das des Aufhebens wert ist. Und so wollen wir auch unseren Geibel nicht vergessen. Hesse & Becker in Leipzig haben eine von Dr. R. Schacht besorgte, sehr billige Auswahl seiner Werke veranstaltet. In der Insel-bücherei sind seine „Heroldsrufe" (aus der Zeit von 1849 bis 1866) erschienen.

E. Pernerstorfer

## Londoner Spaziergänge

Jetzt auch nur im Geiste durch London zu schlendern, ist für jeden Deutschen ein Wagnis. Die Versuchung, im Zentrum der sensualistischen Weltanschauung statt mit den Sinnen mit dem beleidigten Rechtsgefühl wahrzunehmen, ist beinahe zu groß. Vor Downingstreet lenkt man unwillkürlich ins Gegenwärtige, Kritische über. Aber es mag sein, daß wir gerade deshalb dieses London heute mit schärferen Augen sehen als damals, da wir als unbefangene, frohwillkommene Gäste kamen.

Sil-Varas „Londoner Spaziergänge", die dieser Tage bei Georg Müller-München erschienen sind, geleiten uns durch das London *vor* dem Kriege. Und da diese Aufzeichnungen uns so übermittelt werden, wie sie damals, in der Friedenszeit, entstanden sind, so geben sie uns die seltene Gelegenheit zu einer von den Einstellungen des Hasses wie des allzu bereiten Sichverlierens gleicherweise entfernten Urteilsrevision; denn es ist noch immer dasselbe London, das wir damals erlebten, — nur: wir haben es mittlerweile, als Abwesende, besser, tiefer kennen gelernt.

Dieses Buch leistet uns in seiner objektiven Gegenständlichkeit die Dienste eines neutralen Fremdenführers. Wir bekommen in dem starken Skizzenbande ungemein viel zu *sehen*, Typisches wird wohl auch gelegentlich unterstrichen, aber das kulturkritische Raisonnement drängt sich nirgends vor. Wenn uns in der Eingangsstudie „Anatol über London", der „tame robin" vorgestellt wird, der zahme Vogel, den sich jede bessere



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verheiratete Frau in London hält — er kommt eben aus Cambridge, ist zwanzig Jahre alt, mäßig dumm, hat gute Manieren und die ehrenvolle Aufgabe, seine Gönnerin auf ihren schiefsitzenden Hut oder auf Mängel der Lippenschminke aufmerksam zu machen — so erübrigt sich die ausdrückliche Feststellung, daß die Londoner upper ten Heuchler und Snobs sind. Und ebenso liefern Sil-Varas Momentaufnahmen vom Hydepark oder von Whitechapel, Soho und Leicester Square die Anschauungsbelege für die politische Erkenntnis, daß britische Liberalität und raffiniertester Macchiavellismus schließlich ein und dasselbe sind. In London gibt es keine Meldepflicht. Und wer im Hydepark revolutionäre Reden halten will, darf es ohne weiters tun. Man läßt die Leute wohnen, wo sie wollen, weil man weiß, wie schwierig es wäre, all die dunklen Existenzen, die hier Unterschlupf finden, zu kontrollieren und in menschenwürdigen Verhältnissen unterzubringen. Und man läßt die Leute reden, was und wieviel sie wollen, weil man genau weiß, was eine Rede im Hydepark wert ist. Gelegentlich werfen wir auch einen Blick in die geheimnisvollen unterirdischen Kanäle der Riesenstadt, die nur zuweilen ein Blitz, ein Schrei der übrigen Welt enthüllt. Oder wir machen einen Besuch in „Wonderland", der hohen Halle, wo die Londoner Preisboxkämpfe ausgetragen werden, der Volksschule für Krieg und Turf, Kriminal und tollkühnen Sport. Kopf an Kopf sitzen hier die Kerntruppen von Englands Armeen. Hier sind die Arme, die seine Schiffe heizen und seine Kohlen schaufeln. Aber es ist zugleich das Material, das die Rennplätze mit Jockeys und Spielern und die Variétés der Welt mit Knockabouts versorgt.

Hogarthisch ist das Bild, wie an den vier Bankfeiertagen die gewaltsam zurückgedämmte Lebenslust der Massen, in krampfartigen Explosionen sich Luft schaffend, ihren weltstädtisch verpesteten Atem gegen den Sternenhimmel dampft. Und pathologisch muten die Straßentänze an, die zur Wahlzeit (und wahrscheinlich auch jetzt, während des Krieges, nach gelegentlicher Auftischung von Reutersiegen) die demokratischen Illusionen des geschundenen Mobs farbig zu symbolisieren berufen sind. Diese im Grunde so unfreie Puritanerstadt braucht zuweilen ihre „Crace" und „Rage", ihre Ekstasen und Modeverrücktheiten, um nicht völlig in Nüchternheit zu verkommen: darum war noch im Jahr vor dem Kriege der wahnsinnige Lumpentakt, die Musik der übergeschnappten Synkope, Rag-Time genannt, in London so ungemein beliebt.

Bildhaft und lebendig wirken einige politische Porträts: der wohlgenährte, gesundfarbige Alderman Asquith neben dem blassen und blutleeren „Winnie", dem noch jugendlichen ersten Lord der Admiralität; der kürzlich verstorbene extreme Sozialist Keir Hardie, ein kleiner Mann mit einem weißlockigen Fanatikerkopf, neben dem opportunistischen Volksliebling, Lordhasser und Minister John Burns; Sir Edward Carson, der ungekrönte König von Ulster, mit der glattrasierten Nestroyvisage und sein katholischer Gegenpol, der behaglich-selbstgefällige Mr. Redmond, und Arthur James Balfour, der nonchalante Chef der Opposition.

Dazwischen wirbelt ein Pandämonium von sonstigen Berühmtheiten: kriminellen, sportlichen, erotischen, mammonistischen oder mit irgend einem andern Tick behafteten. Aufstieg und Niedergang der Existenzen wirken in ihrer Sinnlosigkeit gleich bedrückend,



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und über den grauen Tönen des Verfalls herrscht grell und siegreich die bunteste Exzentrizität: Fäulnis, die im Dunkeln leuchtet . . . . . .

Max Adler

## Jans Heimweh*)

Der Häusler Jan von Skrolycka hat ziemlich spät seine vierzigjährige Katrine geheiratet und nur auf Anraten und weil er endlich seine Füße unter den eigenen Tisch setzen wollte. In der Geburtsstunde seines Töchterchens kam ihm schon die Reue und hielt so lange an, bis er das Neugeborene in den Armen hielt. Da schlug die große Liebe ein in sein Herz — und diese große abgöttische Liebe zu seinem Kind verließ ihn nicht mehr durch all die Tage seines Lebens. Und wie er jedes Ereignis in der Entwicklung des Kindes liebevoll miterlebt, die Taufe, Weihnachten, die Schulprüfung, erfüllt übergroße Sehnsucht sein Vaterherz nach der erwachsenen Tochter, die in der fernen Großstadt weilt, weil es sie dorthin getrieben, einmal um dort zu sein und dann auch, um dort die zweihundert Reichstaler zu erraffen, die zur Erhaltung der väterlichen Hütte nötig geworden sind. Dort wird sie schlecht — wir erfahren nicht, ob auf einmal — sie geht in Seide, und der alte Jan, der in seiner väterlichen Allgüte nur an das Gute und Große an und in ihr glauben kann, fühlt und weiß sie durch diese Seide erhöht zur Kaiserin und sich, als den Vater der Kaiserin, erhöht zum Kaiser — von Portugallien. Er, der von der gänzlich Verschollenen Häßliches nicht annehmen kann, rettet seine hehre Vaterliebe in diesen schönen Wahn und harrt in Demut seiner Tochter-Kaiserin achtzehn Jahre lang. Und als sie dann endlich zurückkommt, ältlich, dick und aufgedunsen, um ihre alten Eltern mit fortzunehmen in das Haus, das sie ihnen mit den Ersparnissen, die sie als Schiffsköchin gemacht hat, eingerichtet hat, erkennt sie in ihm nichts als den alten Narren, den zurückzulassen sie für besser hält. Sie überredet ihre Mutter, allein mitzukommen, beide sind schon auf dem abfahrenden Dampfer, da kommt der alte Jan, den sein Wahn hellseherisch gemacht hat, auf den Landungssteg gerannt und wirft sich ins Meer, um durch seinen Tod das Mädchen von allem Bösen zu erretten, das sie umgibt, von Hochmut, Härte, Laster und Begierde. Sein Tod sollte sie zurückfinden lassen zu sich selbst. —

Nur eine Dichterin kann uns eine so große Seele eines so „kleinen Mannes" enthüllen, nur eine Frau uns eine so große Sehnsucht zeichnen. Märchenhaft einfach und echt erleben wir Abschnitt um Abschnitt. Das Böse kann nicht bestehn und geht unter, das Gute leidet — und siegt. Und die große innere Religiosität, die dem Buch entströmt, läßt uns die Wahrheit dieses Satzes glauben. Auch das ist eine Aufgabe, würdig einer Dichterin: rührende Väter zeichnen. Daß das „kleine" Mädchen dabei ein wenig schlecht wegkommt, hat wohl so sollen sein . . . Hier kommt es nur auf Jan an und seine Sehnsucht (— für die der Uebersetzer merkwürdigerweise immer das Wort Heimweh gebraucht).

Dr. Siegfried Berberich

*) „Jans Heimweh", eine Geschichte aus dem Wärmland von Selma Lagerlöf. (Albert Langen, München.)

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Ziele und Aussichten der Kriegsbeschädigten-Fürsorge

Von Regierungsassessor Dr. Cl. Heiß, Berlin-Treptow.

Staat und Gesellschaft, Arbeitgeber, Arbeiter und Angestellte sowie ihre Organisationen sind darüber einig, daß unseren im Krieg verstümmelten oder sonst invalid gewordenen heldenhaften Vaterlandsverteidigern nicht durch eine Rente allein geholfen werden kann. Vielmehr will man sie wieder zu vollgültigen Gliedern unseres Wirtschaftskörpers machen, soweit dies immer möglich ist, und sie so von dem niederdrückenden Bewußtsein eines untätigen Rentnerdaseins befreien.

Es ist nun aber keineswegs leicht, in unserer auf dem Grundsatz des freien Wettbewerbes aufgebauten Volkswirtschaft mit verstümmelten Gliedern einen Arbeitsplatz auszufüllen. Die größte Autorität auf dem Gebiete der Krüppelfürsorge Prof. Dr. Biesalski meint sogar, alle Versuche an Erwachsenen seien bisher gescheitert. Als Unfallrentenempfänger haben sie nach ihm in den weitaus meisten Fällen garnicht den Wunsch, ihr Krüppelleiden, da es die Voraussetzung für den Bezug der Rente ist, zu verlieren. Gar viele gehen in Vagabundentum und Bettelei zugrunde. Eine objektive Untersuchung der Tatsachen liefert aber glücklicherweise doch keineswegs ganz so ungünstige Ergebnisse, als sie hier ein erfahrener Praktiker zu einem Gesamtbilde zusammengefaßt hat, wenn auch die großen Züge dieses Gesamtbildes wiederkehren. Dr. Siegfried Kraus hat sich der mühsamen verdienstlichen Aufgabe unterzogen, die Schicksale von 772 Unfallrentnern der Bauberufsgenossenschaft und der chemischen Berufsgenossenschaft, die in den 5 Jahren 1902—1905 eine Unfallrente erlangt haben, durch eine Reihe von Jahren zu verfolgen. Er hat dabei nach der sozialen Stellung, nicht nach dem Einkommen, vier große Gruppen gebildet und für Rentner, deren Schicksale durch mindestens 6 Jahre hindurch verfolgt werden konnten, folgende Tatsachen festgestellt.

Es entfielen auf bei den:

| | | Bauleuten | Arbeitern der chem. Industrie |
|---|---|---|---|
| Deklassierung | rund | 40% | 40% |
| leichteren Abstieg | „ | 40% | 18½% |
| Anpassung | „ | 16½% | 37% |
| Aufstieg | „ | 3½% | 4½% |



Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Gesamtergebnis ist recht ungünstig. Es ist um so überraschender, wenn man beachtet, daß Biesalski in seinem Buche über „Kriegskrüppelfürsorge" (Ein Aufklärungswort zum Troste und zur Mahnung. Leipzig und Hamburg 1915, Leopold Voß, 44 S. gr. 8° mit 84 Figuren, Preis geheftet 35 Pfg., von 10 000 Exempl. ab 15 Pfg.) durch anschauliche Photographien den Beweis erbracht hat, daß es eigentlich keine Verstümmelung mehr gibt, bei der es unserer orthopädischen Kunst nicht möglich wäre, den guten Willen und die Energie des Krüppels vorausgesetzt, die Erwerbsfähigkeit im alten Beruf wieder herzustellen. Je je früherem Lebensalter die Verstümmelung erworben wird, um so größer sind die Anpassungs-Aussichten. Am glücklichsten ist der Krüppel daran, der gleich wie Unthan ohne Arme geboren worden ist. Von der frühesten Kindheit an ausschließlich auf seine Füße angewiesen, lernte Unthan diese wie Hände und seine Zehen wie Finger benutzen und entwickelte eine so große Kunstfertigkeit darin, daß er seinen Unterhalt als Variété-Künstler verdienen kann. Der Lehrer Riemenschneider, der im Knabenalter beide Unterarme verlor, hat mit den bloßen Stümpfen ohne irgend ein mechanisches Hilfsmittel wie Prothese oder Arbeitsklaue schreiben und alle Verrichtungen des täglichen Lebens wie An- und Auskleiden ohne fremde Hilfe ausführen gelernt. In der Werkstätte Biesalskis arbeitet ein Mann an der Drehbank, der beide Unterschenkel und beide Unterarme verloren hat.

Daß trotz dieser glänzenden Erfolge der orthopädischen Kunst das Gesamtergebnis so deprimierend ungünstig ausfällt bei Unfallverletzten, die erst im erwerbsfähigen Alter verkrüppelt worden sind, hat seinen Grund in den überaus großen Uebergangs- und Anpassungsschwierigkeiten. Nach Beendigung des Heilverfahrens erhält der Unfallrentner bekanntlich je nach dem Grade der Beeinträchtigung seiner Erwerbsfähigkeit eine Rente, bei deren Bemessung $^2/_3$ seines bisherigen Arbeitsverdienstes zugrunde gelegt sind. Nehmen wir z. B. an, es würde für den Verlust des Unterarmes eine Rente von 40% der Vollrente bewilligt, da die noch verbliebene Erwerbsfähigkeit auf $^3/_5$ geschätzt wird, so erhält z. B. ein Schlosser, der vor dem Unfall einen durchschnittlichen Arbeitsverdienst von Mk. 6.— erhalten hatte, von Mk. 4.— 40% oder 1.60 Mk. täglich als Unfallrente. Setzen wir nun sogar den Fall, sein bisheriger Arbeitgeber gewähre ihm die Möglichkeit im Betriebe weiter zu arbeiten. Es wird nunmehr Wochen oder Monate dauern, bis sich der Mann an seine neuen körperlichen Arbeitsbedingungen so angepaßt hat, daß er die Differenz zwischen Mk. 1.60 und Mk. 6.— durch seine Berufsarbeit wieder verdienen kann. Am besten dürfte sich bei einem nicht zu alten Arbeiter die Akkordarbeit dazu eignen, die Anpassung möglichst zu beschleunigen, weil sie einen stetigen Antrieb zu ihrer Vervollkommnung enthält. Durch die Uebertragung besonders für ihn geeigneter Arbeiten könnte ein solcher Arbeiter natürlich in seinen Bemühungen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unterstützt werden. Daß viele, denen solche günstigen Bedingungen, wie wir sie hier angenommen haben, nicht zu Gebote stehen, durch die fortwährende Abweisung ihrer Bemühungen, sich wieder Arbeit zu verschaffen, entmutigt auf der sozialen Stufenleiter immer tiefer sinken, ist nicht überraschend. Die Bemühungen, Arbeit zu finden, machen erhöhte Ausgaben notwendig, und unser Unfallrentner ist in seinem Einkommen an das er sich in seiner ganzen Lebenshaltung gewöhnt hat, empfindlich geschmälert. Wenn man alle diese Umstände erwägt, wird man die Rentenpsychose in der großen Zahl der Fälle nicht auf Simulation zurückführen, sondern auf die großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten ,denen sich ein solcher Unfallverletzter ohne fremde Hilfe gegenübergestellt sieht.

Auch der Präsident des Reichs-Versicherungsamts Dr. Kaufmann hat die Behauptung mancher Aerzte und Versicherungspraktiker, die Rentenpsychose sei als eine gefährliche Volksseuche aufgetreten, als maßlose Uebertreibung zurückgewiesen. Er zitiert nämlich aus einer Festrede von Dr. Otto Hintze zustimmend folgende Worte: „Ein Polster für die Trägheit ist durch die Sozialversicherung sicherlich nicht geschaffen; und wenn die viel gescholtene Rentensucht manchmal auch in recht ungesunden Formen auftritt, so ist es doch eine ungeheuerliche Uebertreibung, von einer Erschlaffung der Selbstverantwortlichkeit und der Arbeitsenergie in den Massen unseres Volkes zu reden."

Aber gerade diese angesehene Autorität weist darauf hin, daß gerade Großbetriebe sich besonders um die Beschäftigung durch Unfall verkrüppelter Arbeiter bemüht und damit auch nennenswerte Erfolge erzielt haben. Dr. Kraus bezeichnet die Arbeitsvermittlung für minderwertige Arbeitskräfte als eine hoffnungslose Sache und weist insbesondere auf die Gepflogenheit der Großbetriebe hin, über 40jährige Arbeiter nicht mehr in ihre Betriebe einzustellen und die vorhandenen abzuschieben. Kaufmann dagegen ist der Ansicht, daß die Untersuchungen der Gewerbeaufsichtsbeamten über das Alter der Fabrikarbeiter die hierüber von der Wissenschaft geäußerten Befürchtungen nicht bestätigt haben. „Aber auch nach ihren Feststellungen ist trotz mancher Wandlung zum Besseren noch ein weit verbreitetes Streben nach jungen frischen Arbeitskräften erkennbar. Auch die unverhältnismäßige Invalidenrentenhäufigkeit in ländlichen Bezirken und dementsprechend die hinter dem Reichsdurchschnitte zurückbleibende Zahl der Invalidenrenten bei der gewerblichen Bevölkerung erklären sich durch starkes Zuströmen junger Arbeiter in die Städte und Rückfluten der verbrauchten Arbeiter auf das Land." Nach Kaufmann sind die Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft und die Brauerei- und Mälzereiberufsgenossenschaft, in der Rösickes sozialer Sinn segensreich fortwirkt, bestrebt, „mit den Verletzten fortgesetzt in vertrauensvoller Fühlung zu bleiben". Diese Berufsgenossenschaften suchen nun den Verletzten bei ihrem



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

früheren Arbeitgeber wieder Beschäftigung zu verschaffen, und es gelingt ihnen häufig die Bedenken der Verletzten durch den praktischen Versuch zu beseitigen. Die Bremer Wollkämmerei zu Blumenthal in Hannover beschäftigt jeden noch irgend wie verwendbaren Unfallverletzten unter ihren mehr als dreitausend Arbeitern im Betriebe fort und gewährt ihm den um die Rente gekürzten vollen Lohn. Fried. Krupp A.-G. in Essen handelt von altersher nach dem Grundsatz, daß jeder durch Unfall verletzte Arbeiter, der sich gut führt und noch eine im Betriebe sich bietende Arbeit verrichten kann und will, unter keinen Umständen entlassen wird. Die Zahl der in den Krupp'schen Werken tätigen verletzten Arbeiter ist deshalb groß. Wenn eben möglich, werden sie zur Wiederaufnahme ihrer früheren Tätigkeit veranlaßt, wobei eine Beschränkung der Erwerbsfähigkeit durch Unterstützung der Mitarbeiter, nach Bedarf auch durch Befreiung von Ueberstunden oder Nachtarbeit und durch wohlwollende Bemessung des Lohnes berücksichtigt wird. Kann der Verletzte die gewöhnliche Betriebsarbeit nicht mehr leisten, so erhält er Invalidenbeschäftigung.

In den schwierigen Fällen, die einen Berufswechsel notwendig machen, gewährt die Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft höhere Uebergangsrenten und Beihilfen zum Besuch von Handels- und ähnlichen Schulen zur Erlernung besonderer Fertigkeiten oder zur Teilnahme an Schreibkursen.

Wenn wir die oben angeführten Zahlen über die Schicksale der Unfallrentner noch näher betrachten und miteinander vergleichen, ergeben sich auffallende Tatsachen, die darauf hinweisen, daß die Unfallverletzten im Großbetriebe leichter wieder ein Unterkommen finden können als im Klein- und Mittelbetrieb. Wir finden nämlich, daß die Aussichten sowohl für die Anpassung als für den Aufstieg in der chemischen Industrie wesentlich günstiger sind als im Baugewerbe. Im Baugewerbe herrscht aber noch im großen Umfange der Klein- und Mittelbetrieb vor, und namentlich die Arbeitsteilung ist lange nicht so weit entwickelt wie in der Groß-Industrie. In der chemischen Industrie überwiegt dagegen der Großbetrieb. Man kann also die hier vorliegenden Resultate auch so fassen, daß man sagt, die Aussichten, sich anzupassen oder gar aufzusteigen, sind im Großbetrieb günstiger als im Klein- und Mittelbetrieb.

Der Grund dafür ist nicht schwer in der hochentwickelten Arbeitsteilung des Großbetriebes zu finden, die der Klein- und Mittelbetrieb nicht anwenden kann. Es hat, um ein Beispiel aus der feinmechanischen Optik anzuführen, für einen Betrieb mit 80 Arbeitern keinen Sinn, den Spalt eines Sacharimotors, der regelmäßig als Ganzes im Akkord angefertigt wird, in weitere 12 Teilakkorde zu zerlegen, wie sie in den elektrischen Großbetrieben ausnahmslos üblich sind, weil der Klein- und Mittelbetrieb keine so großen Massen herzustellen hat, daß sich eine solche weit getriebene Arbeitsteilung lohnen würde. Wenn von einem solchen Akkorde nur 12 Stücke herzustellen sind, erreicht der Arbeiter keine grö-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ßere Uebung dadurch, daß man den Gesamtakkord in weitere 12 Teilakkorde zerlegt, weil eben gerade dann, wenn sich der Arbeiter eingeübt hätte, keine Arbeit mehr vorhanden ist.

Die Arbeitsteilung geht z. B. im Wernerwerk der Siemensbetriebe so weit, daß für das Bohren von großen und kleinen Löchern besondere Säle eingerichtet sind, daß Akkorde, die nur aus drei sehr einfachen Arbeitsoperationen bestehen, wie das Einziehen von Röhrchen in die Telephonklinken, das Umbiegen der Nasen und das Einstecken der Stöpsel in drei einzelne Akkorde zerlegt worden sind und dadurch die Produktivität der Arbeit wesentlich gesteigert und die Herstellungskosten dieses Massenartikels verbilligt worden sind.

Eine so weit getriebene Arbeitsteilung hat die Arbeit so sehr vereinfacht, daß eine große Anzahl gelernter Arbeiter durch ungelernte Arbeiter und Frauen ersetzt werden konnte, und daß auch der Betriebs- und Berufswechsel für die Arbeiter wesentlich erleichtert wurde. Bei meinen Untersuchungen, die ich in Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich (Bd. 37, H. 1, S. 119—153) über „Die Arbeitsteilung und die Beschäftigung minderwertiger Arbeitskräfte in der modernen Groß-Industrie" veröffentlicht habe, fand ich denn auch für die Berliner Feinmechanik und die elektrische Schwachstromindustrie bestätigt, daß der Betriebs- und Berufswechsel der Mechaniker, Uhrmacher, Dreher und Schlosser sehr häufig ist, und daß sogar die an ihrem Beruf sehr anhänglichen Werkzeugmacher und Werkzeugschlosser doch zuweilen wieder zur Schlosserei oder Dreherei zurückgekehrt sind. Uhrmacher und Mechaniker z. B., die sehr gern reisen und deshalb den Betrieb sehr häufig wechseln, finden nacheinander Stellung in optischen, elektrischen Großbetrieben, beim Taxameterbau, in Phonographen-Fabriken, ja sogar in allgemeinen Maschinenfabriken. Ein Holzdrechsler ist zur Metalldreherei übergegangen. Unter den angelernten Arbeitern finden wir aber alle jene volkswirtschaftlich minderwertigen Arbeitskräfte, deren Gewerbe zurückgeht oder übersetzt ist, oder die den technischen Anforderungen ihres Berufes nicht genügen, wie frühere Hutmacher, Schuhmacher, Friseure, Bauarbeiter, Schlächter usw. Dabei haben alle diese Arbeiter trotz meist mehr als ein dutzendmal unternommenen Berufs- oder Betriebswechsels einen Lohn verdient, der hinter dem durchschnittlichen Lohn keineswegs zurücksteht.

Der Grund liegt, wie schon erwähnt, in der hoch entwickelten Arbeitsteilung, die von den modernen Arbeitern nur mehr einseitige technische Fähigkeiten, diese allerdings in sehr hohem Grade verlangt. Ein handwerksmäßig vorgebildeter Arbeiter erlangt die zur Erzielung des üblichen Lohnes notwendige Uebung nach einer kurzen Uebergangszeit von 3—4 Wochen und auch ein ungelernter Arbeiter braucht kaum länger, bis er zu der ihm ganz neuen Arbeit angelernt ist.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diese Arbeitsbedingungen erleichtern aber auch den Kriegsbeschädigten den Uebergang zu einem neuen Beruf. So kann z. B. ein Bauarbeiter, der wegen Verlustes eines Beines als solcher nicht mehr verwendbar ist, nicht allzuschwer Hobler, Stanzer, Schleifer oder Wickler in der elektrischen Industrie werden.

Einem Einwand, der mir, trotzdem er ganz offenbar nicht zutrifft, gerade von einem Techniker gemacht worden ist, muß ich hier noch begegnen, daß man nämlich nach der Analogie des Verhaltens der Unfallverletzten nicht auf die Kriegsbeschädigten schließen dürfe. Dabei wurde denn allerdings auf einen Herzkranken verwiesen. Selbstverständlich gilt der Analogieschluß nur, soweit es sich um gleichartige Verletzungen handelt. Wenn sich, wie wir oben gesehen haben, ein Mann ohne Beine und Unterarme, der seine Verletzungen durch einen Unfall erworben hat, als Dreher bewährt hat, so ist zu erwarten, daß auch ein kriegsbeschädigter Dreher, der den Unterschenkel oder einen Unterarm verloren hat, den gleichen Erwartungen entsprechen wird, vorausgesetzt immer, daß ihm der Uebergang zur Berufsarbeit erleichtert wird. Dagegen einzuwenden, daß von Kriegsbeschädigten nicht das Gleiche gelte wie von Unfallbeschädigten, weil ein Herzkranker den Anforderungen des Fabrikbetriebs nicht zu genügen vermochte, ist natürlich töricht.

In der optischen und elektrischen Großindustrie im besonderen werden in großen Massen Arbeitsgegenstände bearbeitet, die leicht von Gewicht und klein von Gestalt sind. Solche Arbeiten eignen sich also ganz besonders für Unfallbeschädigte und Kriegsverletzte, denen das Heben schwerer Lasten besondere Beschwerden macht.

Wenn Orthopäden und Werkstattspraktiker zusammenarbieten, dürfte es nicht schwer fallen, regelmäßig wiederkehrende Massenarbeiten auch in anderen Industrien zu ermitteln, die sich für die Unfallverletzten und Kriegsbeschädigten ganz besonders eignen, und sie dann für sie vorzubehalten.

Humanity and six percent ist ein guter und wirksamer Grundsatz der Wohlfahrtspflege. Er läßt sich auch hier anwenden. Die Berufsgenossenschaften haben ein ganz besonderes Interesse, die gegenwärtige der Beschäftigung von Unfallverletzten günstige Stimmung der ganzen Bevölkerung auszunutzen und dabei nach Erledigung des Heilverfahrens den Hauptwert auf die Arbeitsvermittlung zu legen. Sie gehört zu den schwierigsten Fragen auf diesem Gebiet. Die Kriegsbeschädigten haben den Geist der Kameradschaft in gemeinsamer Gefahr schätzen gelernt. Es wird nur in ihrem Sinne sein, wenn sie nicht besonders bevorzugt werden, sondern die für sie ermittelten Erwerbsmöglichkeiten allen Unfallverletzten nutzbar gemacht werden. Wird aber dies erreicht, so hat die Industrie für die Kriegsbeschädigten nicht bloß Opfer zu bringen, sondern sie zieht aus diesen Opfern wieder Nutzen für sich und für die ganze



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Volkswirtschaft durch geringere Kosten der Berufsgenossenschaften und größere Konsumkraft der mit Arbeit versorgten Unfallverletzten.

So wirkt die alleinseligmachende Kraft der Arbeit, wie sich Hans Würtz in seinem Buche „Der Wille siegt" (Berlin 1915, Otto Elsner) vortrefflich ausgedrückt hat, zum Segen der Kriegsbeschädigten und aller Unfallverletzten und nützt so der ganzen Volkswirtschaft und der ganzen Gesellschaft.

# Auf den polnischen Landstraßen

## Von Alfons Paquet

Hier sind die Russen aufmarschiert, hier haben sie mit den Unsrigen im Gefecht gelegen, sie waren über das Land ausgebreitet wie ein staubig gelber Schleier. Dann aber rafften die Feldherren den Schleier zusammen, es kamen die grauen Scharen mit den verhüllten Pickelhauben und nahmen das Land. In den Hütten der Bauern haben sie ausgeschlafen, vielleicht nur ein paar Stunden der Erschöpfung. Dazu das Atemholen und stumme Aufblicken der Wachtposten zu den Sommersternen. Früh marschierten alle weiter. Nicht viele von den langgezogenen Dörfern sind ohne Schaden geblieben. Manches Haus ist nur noch ein offenes Viereck von Mauerresten und schwarzer Asche; versengte Obstbäume stehen grau und spröde wie Eisen in den Gärten; das grüne Unkraut klettert lebendig umher und verwandelt das zerstörte Dorf in ein Gebüsch. Die Mauern tragen schräg gestellte Striche, vom Platzregen der Maschinengewehre. Sie tragen diese Narben wie ein Mensch, der die Pocken überstand. In den Kornfeldern, auf den Kartoffeläckern stehen kleine hölzerne Kreuze, Grabhügel liegen mitten in den Aeckern, über die der Pflug wieder gehen muß. Ueber einige Anhöhen und Bodenfalten ziehen sich lange Riegel, schmale Massengräber unter einem einzigen Kreuz. Ach, der Schmerz und Groll und erstickte Hader der Mütter in der Ferne! Auf die Gräber am Rand der Wege legen frühmorgens, ehe sie zur Arbeit gehen, die Bauernfrauen und Kinder dieses Landes kleine Sträuße



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Feldblumen nieder. Kämpfe waren im ganzen Land, an den Teichen, an den Erlenbrüchen am Bach, am Rand der Wälder und drinnen im Dickicht. Jeder Fußbreit war verteidigt. Nun füllen sich die verlassenen Gräben mitten im Getreide mit blauen Kornblumen. Aus den Schlupflöchern in der Erde, wo die Soldaten gewohnt haben, sprossen Nesseln, Nachtschatten und Kamillen. Manche Grabenreihen lagen einander nahe gegenüber, in monatelangem Gleichgewicht. Die Schüsse fielen und verhallten einzeln, wie auf einem Schießstand. Die Menschen, die sich verbargen, traten unwillkürlich in eine magische Beziehung zu denen gegenüber, in eine Gewohnheit des aneinander Denkens ohne Worte. Das waren die lebendigen Grenzen der Reiche, und die Gewehre waren wie die Schlüssel der Zollwächter. Es gab Feldwege zwischen diesen Grenzen, alte Wagenspuren durch das Kieferngehölz, auf denen erschien kein Wagen mehr, kein Wanderer und kein Wild. Die Schützen schritten geduckt durch die Zugangsgräben im leis klirrenden Kornfeld bis zu den Schießständen vorn und zum Wallspiegel, in dem die feindliche Linie drüben im Acker wie die Arbeit von Maulwürfen erschien. Plötzlich erdonnerten dann die mit Laub umhüllten Kanonen, es folgte das Getrommel und heisere Geschrei des Sturmangriffs. Oder die Unterlegenen verließen unbemerkt ihre Stellung und marschierten im Dunkel einer Nacht davon. Der Krieg zog weiter. Nur die frisch begrabenen Toten lagen fest in der Erde. Gräben und Höhlen genug waren geblieben in ihrer unverständlichen Linienführung. Auch lagen in den Dörfern Besatzungen, die die Bauern zusammenforderten. Da begann unter der Führung bärtiger Aufseher ein gewaltiges Steineklopfen und Sandschaufeln; man machte die Landstraßen breit und glatt. Dampfwalzen kamen vom westlichen Horizont und preßten den Straßenbogen eben wie eine Tenne. Bald glitten mit ihrem aufregenden starken Zwitschern und ihrem Wirbelwind die grauen Automobile darüber hin; der alte Bauer griff an seine Mütze und senkte die Stirn, wenn er die Offiziere in diesen Fahrzeugen sah.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die aber darinnen saßen, atmeten wie ein Labsal die stillgewordene Luft und die eintönige Schönheit des Landes, diese grünen, unendlich weiten Wiesenwellen unter dem warmen Himmel. Gewaltige schwarze Wolkentafeln schweben silbern gerändert über tief dunklen Forsten. Die Heide liegt da in einer Ruhe, daß dreißigtausend Soldaten in ihr verschwinden wie Krätze auf einer gesunden Haut. Man betrachtet im Fahren die Karte mit ihren feinen Strichen, Netzen, Punkten und Namen; man weiß alles über die grünen Wälder in der Nähe und über die grauen in der Ferne. Das scharfe und mißtrauische Auge lernt wie ein Merkmal den einzelnen Busch erfassen, ehe es ihn wieder fallen läßt. Zuweilen ein Dorf, staubige und ausgefahrene Straße, Storchnester auf den Dächern, starker Duft der Linden. Dann in grünen Flächen die rötlich blühenden Buchweizenfelder, Wiesen wie ungepflückte gewaltige Blumensträuße mit vielen hellblauen Kräuterblumen, Roggen mit hellbraun glänzendem Stroh, Haferfelder von einem zarten weißen Grün, gelbe Stoppeläcker mit kleinen schwarzen Windmühlen darauf, auf den Weiden das weiß und schwarz gescheckte Vieh. Und an den Grenzmarken die schlanken, dreimannhohen Feldkreuze.

Im Getreide waten die Bauern wie Badende in den Wogen. Man sieht schwarze, weiße und rote Flecke im Getreide; schwarze sind wenige, denn nicht viel Männerhüte werden mehr im Land getragen; die Frauen aber tragen beim Garbenbinden die weißen und roten Kopftücher. Zuweilen sieht man diese Bauernfrauen wie wandelnde Kardinäle am Rand der Feldwege mit den nackten starken Füßen im Gras. Andere tragen gelbrote Röcke und roten Umhang oder das weiße Hemd mit roter Korallenkette und veilchenfarbenes Mieder. Zwischen verwilderten Beerensträuchern und hohen Feuerlilien schreiten diese bunten schweren Frauen, es ist als verbreiteten sie die heitere Glut einer ewigen Mütterlichkeit. Bei den Scharwerken an den halbvollendeten Straßen lachen frische stämmige, buntgekleidete Mädchen zu den Vorüberfahrenden herauf, und die kräftigen Burschen in ihren großen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schwarzen Hüten und weinroten Pumphosen blicken stumpf und mißtrauisch. Das Landvolk hat hier eine unnachahmliche und märchenhafte Sitte des Schlafes um die Mittagsstunde. Da liegen sie am Wegrand unter dem Birnbaum oder auch unter freiem Himmel, mitten in der Sonne. Die Männer haben den Hut übers Gesicht gezogen, den jungen Weibern rötet der gesunde Schlummer die vollen Wangen. Was träumt das Land in der Stunde der Mittagsgöttin? Allen Stürmen des Geistes zum Trotz herrscht die Mittagsgöttin in unveränderlichem Gang der Jahreszeiten.

Die aus neuen Bohlen festgebaute Brücke, die Schranke und selbst der Wegweiser hier an den Landstraßen sind jetzt mit den preußischen Farben Schwarz und Weiß bemalt. Die grauen Kriegsautomobile, die ostwärts zur fernen Schützengrenze sausen, oder westwärts in die großen grauen Städte zurück, tragen das Wappen mit dem schwarzen Adler. Dieses Geisteszeichen ist auch eingeprägt auf ein Buch der Geschichte, in das viele Taten des Krieges geschrieben werden, wie Urkunden des Gerichts. Wenn der Richter es will, dann wird dereinst dem gebieterischen Zeichen die Seele dieses Landes sich zuwenden.

# Zur Lage

**Von Konrad Haußmann**

Einem politischen Bericht an den württembergischen Landesausschuß der Fortschrittlichen Volkspartei lagen die folgenden Ausführungen zu Grunde:

Die Weltlage gewährt im Oktober 1915 einen etwas freieren Ausblick als in all den vorangegangenen Abschnitten, wie strategisch, so politisch. Noch mitten in dem unerhörten Völkerringen heben sich gewisse Erscheinungen und Entwicklungen mit wachsender Klarheit ab. Wir können die Dinge bald schon geschichtlich und von einem allgemeineren Standpunkt zu überschauen versuchen.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Parteistandpunkt ist in allen Ländern mit Recht und mit Notwendigkeit weit zurückgetreten. Das Bedürfnis der einheitlichen Willensbildung der Nationen wächst naturgemäß im Krieg, und es wird von allen Völkern empfunden, von den stärksten am stärksten. Die Schwächung der ausführenden Gewalt durch öffentliche Kritik, und zwar gerade auch wenn sie zutrifft, ist meist ein größerer Schaden als der wirkliche oder vermeintliche Mißstand, den sie verhüten will. Das Ergebnis des politischen Urteils und der eigenen Beobachtung kann und soll auf einem anderen, als auf dem im Frieden üblichen und zweckmäßigen Weg an die verantwortlichen Stellen gebracht werden.

Jetzt ist auch keine Zeit für öffentliche Retrospektiven über die Kriegsursachen und über die Politik, die in Europa zu der ungeheuren und opferreichen Explosion geführt hat. Uns, die wir im klaren Hinblick auf die Entsetzlichkeit des Weltkriegs eine Politik gegenseitiger Annäherung als einziges Mittel der Abwendung erkannt und empfohlen haben, braucht dies so wenig zu reuen wie den Reichskanzler die Versuche einer ehrlichen Verständigung mit England. Den Anteil an dem schmerzlichen und folgenschweren Mißerfolg der Friedensbemühungen wird die Geschichte gerecht feststellen. Sie wird dahin entscheiden: Wir Deutsche müssen und mußten in der Haltung unserer Gegner vor dem Krieg und im Krieg die Lebensgefährlichkeit des Einkreisungskomplotts erkennen, an dem nicht alle Bürger der gegnerischen Staaten vor dem Krieg beteiligt waren, dem sie sich aber im kritischen Augenblick, sei's aktiv, sei's passiv, unterworfen haben.

In Deutschland haben alle Parteien, auch die Parteien der Linken, die Konsequenzen dieser politischen Lage und Erkenntnis und der Gefahr des Vaterlandes gezogen; sie haben dadurch die Kraft einer vollkommenen inneren Einheit zum Zug kommen lassen, die der feste Grund der siegreichen Erhebung ist und die alles Mißtrauen rückschrittlicher Politiker durch die Tat widerlegt hat.

Eine Neuorientierung vollzieht sich in der Welt, in Europa, in Deutschland und im Parteileben. Wir sind in eine neue Geschichte eingetreten und in veränderte Verhältnisse. Neue und alte Aufgaben müssen mit neugewonnenen und mit altbewährten Erfahrungen der Lösung entgegengeführt werden. Die auswärtige und die innere Politik hat mit den gewaltig vermehrten Aufgaben einen neuen Inhalt erhalten.

Deshalb muß das Programm aller Parteien, wenn sie im Leben der Nation stehen und auch der Zukunft gewachsen sein wollen — und das wollen wir — grundsätzlich revidiert und mit offenem Blick erweitert und entlastet werden.

Das Vertrauen zum deutschen Volk hat sich in diesen „Fährten und Nöten" glänzend bewährt. Die politischen Folgerungen daraus sind von selbst gegeben.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Unerläßlichkeit der Wehrhaftigkeit steht auch nach diesen Erschütterungen außer Diskussion; das Maß ihrer Anspannung richtet sich nach den internationalen Verhältnissen, d. h. jeweils nach der Feindseligkeit oder der Einsicht der Nachbarvölker und auch nach der Finanzlage von Europa nach dem Krieg.

Die Gestaltung der Handelspolitik nach den wirtschaftlichen Bedürfnissen des eigenen Volkes, ohne Verkennung der Lebensinteressen derer, die ihm verbündet sind oder nahe stehen wollen, schreibt sich von selbst vor. Die Veränderungen und Entwicklungen müssen allseitig mit klarem, weitem Blick erfaßt werden. Der große soziale und wirtschaftliche Anschauungsunterricht der Kriegszeit mit seinen erfolgreichen und seinen unwillkommenen Erscheinungen muß fruchtbar gemacht werden. Politische Verfolgungen und Angriffe wegen „nationaler Gesinnung" sind auszuschalten. Gesellschaftliche Aechtung und soziale Zurücksetzung werden nicht mehr ertragen von dem Volksbewußtsein, das gestärkt aus diesem Krieg hervorgeht. Die Staatsformerörterungen der äußersten Linken werden vor den Lehren der Geschichte von selbst zurücktreten. Das Interesse an einer guten, auswärtigen Politik und das Verständnis für deren Zusammenhang wird von den Männern des Schützengrabens ausgebreitet und fortgepflanzt werden. Der Respekt vor der Tüchtigkeit hat sich mächtig gehoben. Er fordert die unparteiische Auslese für alle Staatsämter nach der Leistung, vermittelst sichererer Methoden als bisher, im Heer, in der Verwaltung und in der Diplomatie. Der öffentliche Geist in Deutschland wird nach dem Krieg nicht gelähmt, sondern geweckt sein, und dies wird eine der wichtigsten Bürgschaften der Zukunft werden.

Wir haben in der Reichstagsfraktion offen ausgesprochen, daß die Partei die Regierung Bethmann Hollwegs unterstützt.

Es geschah dies nicht blindlings und nicht aus Gefälligkeit oder bloßer Taktik. Auch in weitesten Volkskreisen hat sich das persönliche Vertrauen zu dem leitenden Staatsmann befestigt und gehoben. Klares Handeln, leidenschaftsloser Weitblick und einsichtige Ehrlichkeit sind als ein Unterpfand solider Erfolge erkannt worden. Scharfmacherische Vorstöße gegen Bethmann Hollweg sind deplaciert. Auf dem politischen Festland und gegen die eigene Regierung ist kein Raum für Tauchboottaktik. Es hat vorübergehend in gewissen Momenten und in gewissen Parteien solche Versuche und Strömungen gegeben. Unsere Partei ist ihnen aus objektiven und taktischen Gründen bestimmt entgegengetreten. Manche solche Angriffe muß man der Nervosität des Weltkriegs zugute halten. Aber da der Deutsche Kaiser Recht hat mit seinem Ausspruch: „Wer die besten Nerven habe, werde siegen," scheint es auch richtig, das Urteil über die leitenden Persönlichkeiten nicht durch Nervosität beeinträchtigen zu lassen.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie anerkanntermaßen und unbestreitbar die deutsche Heeresverwaltung im Großen und in den meisten Einzelheiten Vorbildliches leistet, so verdient und bedarf auch die Politik des Kanzlers, der mit seinen Mitarbeitern außerordentliche sachliche Schwierigkeiten überwindet, die entschlossene Unterstützung der Parteien bis zum vollen Erfolg eines starken Friedens.

Das Auswärtige Amt, das Ressort des Herrn Delbrück und des Herrn Helfferich haben staatsmännische Sicherheit bewiesen, für deren Wert wir nicht blind sein dürfen, auch wenn naturgemäß in den völlig neuen Verhältnissen nicht alles einzelne fehlerlos sein konnte.

Das Attest der deutschen Politik während des Kriegs wird überraschend günstig durch den Vergleich mit den symptomatischen Erscheinungen in den gegnerischen Ländern. Der Sturz des russischen Diktators Nikolaijewitsch, die Ausbootung des englischen Marineministers Churchill, die Flucht des Kriegsfabrikanten Delcassé, der Grey immer und nun auch im Fallen einen Schritt voraus war, sind Zeichen des politischen Niedergangs in Petersburg, in London und in Paris. Schon die Ausschaltung des parlamentarischen Regierungssystems in England durch die Verquickung von Regierung und Opposition, wie die amerikanische Geldaufnahme hat die Lage beleuchtet und jene ruhmredige Kurzsichtigkeit Lügen gestraft, die sich gebrüstet hatte, Großbritannien könne den Krieg ruhig beginnen, weil es durch ihn nicht mehr leide, als wenn es ihm fern bliebe.

Die unreifen Stegreifexpeditionen an den Dardanellen und in Saloniki zeigen die Spuren der Planlosigkeit, Vielköpfigkeit und demagogischer Stimmungsmache.

Vom Feldzug selbst wollen wir nicht reden, wenngleich er alle Gedanken erfüllt. Wir wollen uns nur das Ergebnis dieses Herbstes vergegenwärtigen: Dank der Leistungen der Truppen, die so groß sind, daß sie uns stumm machen, ist die Lage auf allen Kriegsschauplätzen günstig; sie hat die politische Entwicklung auf dem Balkan fühlbar beeinflußt und hoffnungsvoll gestaltet. Zum Triumph ist der Moment nicht gekommen, und die vorzeitigen Kundgebungen liegen auch nicht der schönen Gelassenheit unserer feldgrauen Nation.

Aber einige Momente sind schon heute reif und wert, ausgesprochen zu werden. Keine Spur eines Gegensatzes besteht zwischen Heer und Volk in dem angeblich militärischen Deutschland. Das Feldgrau hat das „zweierlei Tuch" verdrängt, und Sigmund Schott hätte letzter Tage an dem ausgezeichneten Uniformerlaß des deutschen Heeres eine ehrliche Freude gehabt. Die Leistungen der Reserve, der Landwehr, des Landsturms stellen sich bei Mannschaft und Offizierkorps der Linie würdig zur Seite.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch das Volk daheim ist über das Lob erhaben. Die Art, wie die Lücken in der Landwirtschaft, im Gewerbe und in den anderen Berufen ausgefüllt wurden, wie das Wirtschaftsleben planvoll weitergeht, Ersatz für Menschen und an Stoffen schafft, und die gewaltigen, für den Erfolg unerläßlichen Leistungen und Erfindungen zeitigt, das ist ein gewaltiger Anblick.

Die Beziehungen von Nord- und Süddeutschland im Krieg sind ausgezeichnet und vertrauensvoll. Auch im Preußenbund wird die Gleichwertigkeit der Süddeutschen wohl rückhaltslos anerkannt, ebenso wie der Süden alle gewaltigen Leistungen von Norddeutschland dankbar anerkennt — ein Grund mehr die föderalistischen Grundlagen des Reichs unberührt zu lassen.

Kriegsziele hat nur ein Eroberungskrieg, den Deutschland nicht geführt hat. Ein Verteidigungskrieg hat das Bedürfnis einer möglichst starken Grenzsicherung.

Kriegsergebnisse sind vor Kriegsende nicht festzulegen. Das Kriegsende ist noch nicht erreicht. Die Stellung Deutschlands im Zeitpunkt einer etwaigen Selbsterkenntnis der Gegner hat die zu wenig beachtete Proklamation des Kaisers vom 1. August 1915 richtig gekennzeichnet: „In heroischen Taten und Leiden harren wir ohne Wanken aus, bis der Friede kommt, ein Friede, der uns die notwendigen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Sicherheiten für die Zukunft bietet und die Bedingungen zu ungehemmter Entfaltung unserer schaffenden Kräfte in der Heimat und auf dem freien Meer."

Deutschland hat die außerordentliche Kraft des Widerstandes aus seiner nationalen Geschlossenheit geschöpft. Diese Quelle muß deshalb möglichst erhalten werden. Dies ist bei der staatsmännischen Erwägung des Problems der Eingliederung fremdstaatlicher Volksteile voranzustellen. In Kurland sind wertvolle und führende Elemente deutsch seit siebenhundert Jahren.

An Problemen fehlt es nicht. Das baltische, das polnische, das belgische Problem hat viele Seiten und deshalb keine einfache Lösungsformeln, so wenig wie vor hundert Jahren auf dem endlosen Wiener Kongreß.

Unser Verhältnis zu unseren treuen und starken Verbündeten in Oesterreich-Ungarn, deren Kraft unentbehrlich war und ist, wird unser freundschaftlichstes Interesse in Anspruch nehmen.

Der große Ausblick des Feldzugs und der Zukunft ist der Bund mit der Türkei und die Verbindung mit Vorderasien. Der Beitritt Bulgariens festigt militärisch, politisch und wirtschaftlich die in schwersten Zeiten erwachsene internationale Gemeinschaft, die der Präsident des türkischen Parlaments letzter Tage auch über die Zeit des Kriegs hinaus proklamiert hat mit einer Wärme, die der Gegenseitigkeit sicher ist.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Ziel der Einkreisung ist gescheitert, deshalb ist Delcassé vom Schauplatz getragen und die anderen werden folgen.

Deutschland, meine ich, wird nicht das falsche Einkreisungsprogramm aufnehmen. Die Konstellation von 1913 wird 1916 nicht überleben, und das wird ein Grund zur Genugtuung für Deutschland und genau betrachtet für Europa sein. Deutschland und seine bewährten Verbündeten werden wie im Feldzug, so nach demselben auf der errungenen Grundlage in Ruhe und Kraft die Neuorientierung der Gegner abwarten, parieren oder sekundieren können, entschlossen, das Gegenseitigkeitsprinzip fest und scharf zur Anwendung zu bringen.

Die geschichtliche Entwicklung, wie sie schon heute sich abhebt, zeigte im Krieg eine Tendenz der Zentralmächte zu einer Politik und einer politischen Willensgemeinschaft, die frei von dem Bedürfnis eines Friedenskommandos ist, weil sie den Wert der Freiheit der Nationen viel zu hoch einschätzen gelernt hat.

In dem Weltkrieg, der die unerhörteste Kraftprobe ist, neigt sich die Wagschale zugunsten unseres Vaterlandes. Die Erfahrungen dieses nie erlebten Völkerzusammenpralls ehrlich und weitblickend zu verwerten, nach außen und im Innern, die Wunden zu lindern, dem Volk zu danken — das wird die gewaltige Aufgabe dieser und der nächsten Generation sein. Auch die deutsche Demokratie wird daran mitarbeiten; sie war und ist der Ansicht, das Vertrauen zum eigenen Volk, zu seiner Tüchtigkeit, Intelligenz und Vaterlandsliebe sei das tragkräftigste und beste Fundament des Staatswesens und der edelste Gegenbeweis unseres Barbarentums.

# Soldatengräber und Kriegsdenkmale

## Von Otto Zoff

Die Denkmale an den Krieg, die wir jetzt an allen Orten errichten, werden mit jenen, die man nach dem siebziger Krieg gebaut, keine Verbindung haben. Dieser Krieg ist aus allen seinen Quellen heraus ein andrer Krieg. Diese Generation ist eine andre Generation; und so ist auch ihre Kunst eine andre. Wir werden keine zu Stein gewordenen Sentimentalitäten errichten. Damals — es waren die Jahrzehnte, die die Anekdote liebten — sollte jedes Grabmal wenn möglich die Geschichte des hier bestatteten Menschen erzählen.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Damit wurde er gleichsam aus der Masse gehoben und als Einzelner hingestellt. Sein Schicksal wurde dem allgemeinen Schicksal entrückt und zu einer persönlichen Tat gewandelt. Das Grabmal sollte eine Verherrlichung seines Todes sein, die Erzählung seiner Abenteuer, das Lob für seine Vaterlandsliebe. Nun liegen zwischen dieser Anschauung und der unsrigen nicht nur Jahrzehnte: es liegt die Entwicklung der Reiches dazwischen, das den Einzelmenschen immer stärker in die Gesamtheit gestellt hat. Die Soldatengräber, die wir errichten wollen, werden weniger die vielen Taten der Menschen, als vielmehr die einzige Tat des Gesamtwillens verherrlichen. Sie werden bildhafter Ausdruck sein für einen einzigen Begriff: Soldat.

Dieser Entwicklung der Anschauungen kommt auch die Entwicklung der Denkmalplastik in den letzten Jahrzehnten entgegen. Um 1870 war die Plastik durchaus subjektiv und selbstherrlich; sie stellte nicht nur dar, was sie wollte, sondern auch: wie sie wollte. Sie erzählte. Sie erzählte, wie Maler erzählen, sie war in einem gewissen Sinn Genreplastik geworden, wie es eine Genremalerei gibt; sie kam also der romantischen Anekdote entgegen. Heute aber ist das Denkmal wieder ein Teil der Architektur. Es ist nicht mehr malerisch, sondern tektonisch. Es gibt nicht mehr naturalistische, sondern synthetische Darstellungen. Es ist nicht mehr selbstherrlich, sondern nur durch die Verbindung mit der Architektur denkbar, der es sich, gleichsam als ein organisches Glied ein- und unterordnet.

Das ist keineswegs etwas Neues. Vielmehr ist es die Fortsetzung einer alten Tradition, die nur auf Jahrzehnte unterbrochen worden war. Man braucht gar nicht erst der mittelalterlichen Grabmäler erinnern, die, in die Wände der Kathedrale eingelassen, Stückwerk dieser Wände selbst waren. Man braucht nur der Grabmäler denken, die in allen neuzeitlichen Kriegen errichtet wurden. Ihnen eignete immer gemeinsam: der tektonische Aufbau, die Geschlossenheit des Gebildes, die Primitivität des Eindrucks, die strenge Stilhaltung. Das Kriegerdenkmal des Generals Desaix



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bei Straßburg, und jenes des Generals von Scharnhorst auf dem Invalidenfriedhof zu Berlin, von Schinkel und Rauch geschaffen, mögen als hervorstechendste Beispiele genannt werden. Erst die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, die alle Vermächtnisse der Vergangenheit auflöste, die in dem Subjektivismus eines Richard Wagner ihren eigenmächtigsten Ausdruck fand, hat die Denkmalplastik aus ihrem architektonischen Gefüge herausgerissen.

Nun aber nimmt man die Tradition wieder auf. Von instruktivem Interesse erscheinen hier in erster Linie die Entwürfe, welche in dem soeben erschienenen Band „Soldatengräber und Kriegsdenkmale" (herausgegeben vom k. k. Gewerbeförderungsamt, bei Anton Schroll & Co., Wien. Preis 12 Kr.) vereinigt sind. Entwürfe der besten Meister, von denen nur Josef Hoffman, Anton Hanak, Michael Povolny, Franz Barwig, Oskar Strnad genannt seien. Alle gehen gemeinsam bei der Schaffung des Denkmales von den primitivsten architektonischen Gesetzen aus, von den Gesetzen der Schwere, des Materials, vom Zweck, von der Einstellung in die Natur. Beim Grabmal betonen sie den Zusammenhang mit der Erde, mit dem Lasten und Vergehen, — beim Denkmal betonen sie das Hochstrebende, den befreienden Gedanken. Weil die Denkmale Erinnerungen an die Idee, die Grabmale aber Erinnerungen an Menschen sein sollen, muß den einen der Ausdruck des Hinunterstrebenden, den andern der Ausdruck des Emporstrebenden eignen.

Vergleicht man diese Entwürfe von durchwegs österreichischen Meistern mit jenen, die aus dem Reich gekommen sind, etwa aus München oder den Rheinlanden, so unterscheiden sie sich wesentlich von ihnen. Sie haben mehr Last. Sie haben größere Traurigkeit. Es sei nur zu Vergleichszwecken auf die Entwürfe des Architekten Richard Berndl aus München hingewiesen, die man jetzt allseits zu sehen bekommen hat: da wird der Unterschied klar. Bei den reichsdeutschen Denkmälern zeigt sich immer wieder eine Anlehnung an die Antike, die zwar beschwert wird, aber doch Antike bleibt, das heißt: Harmonie und Gleichklang. Die öster-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reichischen aber haben mit der Antike nichts zu tun. Hier ist der Stein ganz bildhafter Ausdruck einer unharmonischen, einer melancholischen, schwermütigen, an Erinnerung geketteten Seele geworden. Alles ist hier Schwere: Granit ist dem Sandstein bevorzugt, Eichenholz dem Fichtenholz, die Pyramide dem Prisma. Beinahe erinnern diese Denkmale an vorgeschichtliche Zeiten. Das Naturalistische der Dinge ist ganz aufgehoben. Nur Typisches ist gestaltet, und damit das übersinnliche Moment gegeben.

# Allerseelen 1915

An Allerseelen
Wird er dir fehlen
Mehr noch als je.
Nachts und bei Tage
Weckt dich der Frage
Rätsel und Weh:

„Warum der Meine?" —
Frag nur und weine
Traurig und treu;
Ohne zu quälen
Schwebt Allerseelen
Traulich und scheu.

Haben die Gnaden
All seiner Taten
Nicht sich erprobt?
„Er soll mich stählen!"
An Allerseelen
Hast du's gelobt.

Und Allerseelen
Wird dir erzählen
Schön wie ein Lied:
„Dir und uns allen
Ist er gefallen
Groß, als er schied!"

Sieh, Allerseelen
Kann auch vermählen
Und du bist reich!
Zeig deinem Sohne
Leuchte und Krone,
Bis er ihm gleich.

Heinrich Hutter



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## Saloniki

Bestritten soll keineswegs werden, daß die Dardanellenfrage für Rußland, ebenso wie die Behinderung der Zentralmächte, sich den oft erörterten türkischen Landweg zu öffnen, für England — von weltpolitischer Bedeutung sind. Aber darum bleibt der Versuch, den mitten im Krieg vier der stärksten Großmächte plötzlich unternehmen, abseits der Hauptkriegsschauplätze eine Entscheidung zu suchen, eine Schwergewichtsverlegung auf den Balkan zu probieren — militärisch und wohl auch politisch — absonderlich genug. Denn es liegt ein Schwächeeingeständnis schwersten Kalibers darin. Das Ammenmärchen, es gelte der Rettung des schwächsten Verbündeten, Serbien, vermag nicht einmal ein Russe mehr ernstlich zu behaupten. Und England, Frankreich, denen Serbien vollends Hekuba ist, noch weniger. Auf dem englischen Kontor mag tatsächlich ein politischer Rechenfehler den Antrieb zu der Saloniker Expedition abgegeben haben. Man behandelte dort eine Viertelmillion Griechen, eine halbe Rumänen als eigene Aktivposten. Diese drei Viertel Millionen sollten die Arbeit für englische Rechnung leisten. Und Frankreich, das sich von England durch die islamitische Frage u. dgl. bange machen ließ, soll nun — da sich die Rechnung mit den Balkanstaaten als Kontorfehler herausstellt — die Kosten von Salonik fast allein bestreiten.

Schon der Fuß, auf dem die Expedition, die durch die Neutralität Griechenlands aller Basis ermangelt, unternommen wurde, die geringen Bestände, die Langsamkeit, die ein Zuspätkommen für die Entscheidungen der Bulgaren, Deutschen, Oesterreicher gegen Serbien voraussehn läßt, zeigen, daß es dem Vierverband für diese Operation entschieden an entsprechender Organisation fehle. Die einzige Bahnlinie Saloniki-Nisch, die für den Entsatz der serbischen Not in Betracht kommt, besaß nicht nur von Haus aus sehr geringe Beförderungsmittel, sondern war auch nach wenigen Tagen in bulgarischer Hand.

Wenn man Aeußerungen von Staatsmännern des gegnerischen Lagers zu hören bekommt, daß die vorgesehene und angeblich von der Entente erwartete Sperrung des Vorrückens der deutsch-österreichischen Kräfte durch Serbien nach der Türkei, durch das Saloniker Hilfskorps — mit der Erreichung dieses Zieles, den ganzen Krieg für die Zentralmächte als verloren gestalten werde, muß man wirklich über die Ungeheuerlichkeit der Fehlschlüsse unserer Gegner staunen. Oder über deren Geringschätzung des Publikums, das solchen Unsinn aufnehmen soll.

Die Saloniker Expedition nur als Ersatz für die Dardanellenniederlage aufzufassen, als gesuchten Abgang von der dortigen Bühne, geht nicht recht an. Sie scheint sich zu einer zweiten Balkanblamage für sich — auszuwachsen.

Rußland kann zurzeit keine schlagfertige Armee senden, Italien windet sich um die Unterstützung des Saloniker Abenteuers, vielleicht noch mehr um die Hilfe für den albanischen Konkurrenten herum, den Serbien neben Griechenland vorstellt, England bringt seine Expeditionen, wie es auf Theaterschmieren heißt, wenn die Darsteller fehlen, zumeist im „Brief", so bleibt nur Frankreich übrig, das sich nun für Serbien opfern soll.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es gehört eine gute Dosis an Optimismus dazu, an diese erfolgreiche Rettung zu glauben . . . v. S.

## Der russische Feldzug 1812

Heute führt Deutschland in Verbindung mit Oesterreich einen opfer- und bisher erfolgreichen Krieg mit Rußland, der ein wahrer Verteidigungskrieg ist. Die Zeitlage fordert die Erinnerung an Ereignisse vor hundert Jahren heraus, die deutsche Menschenverluste auf den Eisfeldern Rußlands erheischte, die in ihrer Schrecklichkeit noch viele Jahre nachher auf dem deutschen Volke lasteten. Das waren Opfer, die, dem Eroberdrange eines Einzelnen dargebracht, keinen Sinn für Deutschland selbst hatten, während der heutige Krieg die Sicherung deutschen Bodens zum Zwecke hat. Napoleons Herrschgier hatte sich Deutschland unterworfen und es mußte ihm für seinen russischen Feldzug Kontingente von 200 000 Mann stellen, von denen nur verhältnismäßig wenige in die Heimat zurückgekommen sind. In Fritz Reuters „Franzosentid" fragt der Amtshauptmann den „Möller Voß" nach seinem Sohne Karl. „Korlen hewwen die Franzosen mitnamen nach Rußland", erwidert der alte Müller, „un hei's nich wedder kamen." Und so sind viele nicht wiedergekommen.

Jene Zeit hat Paul Holzhausen in einem Erinnerungsbuche*) wieder lebendig gemacht. Besonders dadurch, daß er nicht allein die Ereignisse jener Zeit wiedererzählt, sondern besonders dadurch, daß er jene Gewährsmänner zu Worte kommen läßt, die aus eigener Anschauung von dem grauenhaften Winter berichten. Das reichhaltige Quellenverzeichnis (besonders der deutschen Aufzeichnungen) gibt einen gültigen Beweis für das rege Interesse, das der Gegenstand sowie bei den Teilnehmern als auch bei der Oeffentlichkeit hervorrief. Der Wert dieser Denkwürdigkeiten ist nicht hoch genug anzuschlagen. Es sind darunter solche von literarischem Range, aber kaum eine dieser Erzählungen möchte man missen. Es erforderte viel Mühe, dieses Material durchzuarbeiten und es in einem lesbaren und immer fesselnden Bande auszuwählen und zusammenzustellen. Dem Verfasser ist diese Aufgabe wohl gelungen. Er hat es verstanden, das Mosaik zu einem harmonischen Gesamtbilde zu gestalten. Nur der Sonderforscher wird auf die Quellen selbst zurückgehen müssen, für die große Masse der deutschen Oeffentlichkeit wird dieser Band eine gleichsam kanonische Geltung behalten, die bleiben wird über den heutigen Krieg hinaus, der natürlich das Interesse für dieses Buch augenblicklich erhöht.

E. Pernerstorfer

*) Die Deutschen in Rußland 1812. Leben und Leiden auf der Moskauer Heerfahrt. Berlin. Morawe u. Scheffelt. 1912. Geb. 8 M. 50 Pf.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Der Wirtschaftskrieg und Italien

Von Franz Lipp

he war with the arms is considered to be only a matter of third importance.

Dieser Ausspruch, daß der Krieg mit den Waffen für Großbritannien erst an dritter Stelle komme, stammt aus dem Munde eines Beamten im Handelsministerium (Board of Trade) zu London, welcher als erster zu Wintersanfang 1914 im damals noch neutralen Lande Italien den Spaten ansetzte, um vom Süden her den zentralen Kaiserreichen die Bezugsquellen seiner Kriegs- und Lebensbedürfnisse planmäßig abzugraben. Das also gehörte zu den zwei ersten und hauptsächlichen Aufgaben der britischen Kriegführung. Dagegen kam das Schaufeln von Laufgräben, das Wachestehn, Schießen und Stechen, kurzum das Handwerk der Söldner mit den Waffen, erst an dritter Stelle.

Diese befremdende Maxime, durch schriftliche Aufzeichnung augenblicklich in ihrer originellen Spontaneität festgehalten, wurde durch die späteren Ereignisse bewahrheitet: Auf dem westlichen Kriegstheater besetzte die französische Armee die Laufgräben in einer Ausdehnung von 873 687 Metern, das belgische Heer mit seinem Rückhalt von zwei Divisionen Marineinfanterie eine Front von 27 353 Metern und endlich die Armeekorps des Sir John French in tiefer Staffelung das Mittelstück zwischen den Belgiern und Franzosen mit 49 879 Metern. Der englische Anteil macht genau ein Neunzehntel der langen Strecke von Newport und Westende bis Pfetterhausen. Der Krieg mit den Waffen kam für Englands Staatsmänner wirklich erst an dritter Stelle. Daran änderten auch die namhaften Verstärkungen nichts, die im letzten halben Jahre aufs Festland geworfen worden sind. Nach genauen Ermittelungen stehn nämlich zum Schutz des belgischen Nordendes 6,1 Kombattanten für den laufenden Meter bereit; in den französischen Laufgräben kauern von Meter zu Meter 2,3 Mann, und für das britische Mittelstück kommen neuerdings nicht weniger als 15,3 Soldaten mit dreimaliger Schichten-Ablösung zur Verfügung. Hinter der fünfzig Kilometer-Front lauern nämlich über 750 000 Engländer in tatenloser Defensive. Diese Ziffern mögen sich in der letzten Zeit etwas verschoben haben. Der Waffentanz kommt aber tatsächlich auch heute noch für den Briten erst an dritter Stelle. Was aber steht an erster und zweiter Stelle? Darüber wurde ein authentischer Ausspruch nie bekannt, und die Oeffentliche



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Meinung der Angegriffenen und Neutralen verlegte sich aufs Raten und Deuten; aber es blieb ein nie ganz aufzuhellendes Dunkel übrig.

In dieses Dunkel versuchte ein in Genua lebender Deutscher einiges Licht zu bringen. In dem großen Vorsorgungshafen für ganz Norditalien und die Schweiz stieg der Wirrwarr genau in dem Maße als das englische General-, konsulat sein Personal an Beamten und Bediensteten, Hilfsarbeitern, Informatoren und Zuträgern vermehrte. Brotgetreide und Kohle wurden vorenthalten, Wochen lang. Die politische Erziehungsmethode, welche das italienische Volk durchzukosten hatte, kam in einer Notiz aus einem lombardischen Städtchen zu Tage: dort stiegen der Preis des Kilo Brotes innerhalb sieben Wochen von 32 Cent. auf 60 und der für einen Doppelzentner Anthracit, als des „Nordwinds scharfer Zahn die armen Leute biß" von 5 Lire 25 Cent. auf 10. Schlimmeres erduldete die Staatsverwaltung Italiens: ein Fünftel der Eisenbahnzüge mußte wegen andauernden Mangels an Heizungsmaterial ausfallen. Die Sorge um rasche Beschaffung des Brotgetreides und um ausreichende Beifuhr von Kohlen für die Industrie wuchs den Herren Salandra und Sonnino über den Kopf. Der Affenfelsen im Westen von Gibraltar erwies sich als der sagenhafte Magnetberg aus 1001 Nacht, an dem Dutzende von Getreideschiffen aus Amerika hängen blieben. Die Konossements und Schiffspapiere wurden nicht in Ordnung befunden. Vergebens sind aus den Römischen Ministerien zahlreiche Delegierte mit außerordentlichen Vollmachten nach Gibraltar geschickt worden; sie richteten wenig aus. Nur in dem Maße als die Zahl der Kontrebande-Gegenstände wuchs, die Italien aus der englischen Liste in seine eigene aufnahm, um sie den ehemaligen Verbündeten streng vorzuenthalten, wuchs langsam auch die Zahl der mit amerikanischem Weizen beladenen Schiffe, die endlich von jenem verwunschenen Felsen los kamen. Diese Erscheinungen standen unter einander im intimsten Konnex.

André Tardieu gab dazu schon vor Jahren die Erklärung: Großbritannien legt das Beuterecht, die Blockadevorschriften, die Prisengerichtsbarkeit, den Umfang, die Regeln und den Inhalt der Kriegskontrebande stets so aus, wie es ihm gerade gefällt und nützt. Je nachdem ob neutrale oder kriegführende Macht ändert es seine Doktrin. Wenn es Krieg führende Macht ist, so dehnt es die Definition der Kriegskontrebande ins Unendliche aus. Wenn es dagegen neutrale Macht ist und mit den kämpfenden Parteien Geschäfte machen will, so schränkt es (wie das im Krieg gegen die Buren der Fall war) den Begriff der Kriegskontrebande ein, so weit das irgend geht. Dann verlieren sogar Pulver und Patronen und Pferde den Charakter der Bannware. Soweit der Franzose Tardieu. Im Winter 1914 stieg die Liste der verbotenen Gegenstände rasch auf 28, achtundzwanzig Hauptsachen mit allen ihren Derivaten, Pertinenzen und Unterarten, — eine Ziffer ohne Präjudiz; Italien akzeptierte



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie zögernd und stillschweigend; dafür durften dann seine Bürger wiederum ein etwas billigeres Brot essen. Noch viel schlimmer aber lags mit der Steinkohle; denn Italien ist für die Deckung seines Bedarfs von mineralischem Brennstoff aufs Ausland angewiesen; es bezieht in Friedenszeiten von seinem Kohlenbedarf von 11 bis 12 Millionen Tonnen rund neun Zehntel aus Großbritannien. Trotz ausgiebiger Verwendung der norditalienischen Wasserkräfte für gewerbliche Zwecke ist Italien wegen seines Kohlenbedarfs für die junge Industrie, für seine Eisenbahnen und Kauffahrteischiffahrt, für die Gaserzeugung und die Kriegsmarine in eine so weitgehende wirtschaftliche Abhängigkeit von England geraten, daß es seine Freiheit der Entschließung in politischen Dingen in Frage gestellt sah. Während der ersten zehn Kriegsmonate lieferte Großbritannien genau zwei Millionen Tonnen weniger nach Italien als im Vorjahr. Für diesen gewaltigen Ausfall vermochte Deutschland nicht herangezogen werden. Anno 1913 hatte Deutschland 1,2 Millionen Tonnen Kohlen nach Italien geliefert, davon allerdings zwei Drittel auf dem Seeweg (nach Genua). Dieser war jedoch seit dem 4. August 1914 gesperrt. Für den Eisenbahnversand kam nur die Gotthardbahn in Betracht; in den fünf letzten Monaten des Jahres 1914 belief sich der Ausfall an deutscher Kohle auf 324 000 Tonnen gegen das Vorjahr. Erst mit Neujahr 1915 konnte auch die Lötschbergbahn für den Kohlenversand südwärts herangezogen werden. Allein die deutsche Einfuhr im Januar 64 000 Tonnen und im Februar 95 000 Tonnen konnten das Minus englischer Kohle — 321 000 und — 290 000 Tonnen in denselben Monaten auch nicht im Entferntesten ausgleichen. Bald setzten außerordentliche Erschwerungen ein, so wurde Kupfer an die neutrale Schweiz in Livorno und Genua von jeder Beförderung ausgeschlossen. Also befahlen die großbritannischen Konsulate. Rohstoffe und Halbfabrikate, für die junge Industrie Oberitaliens so notwendig wie das liebe Brot, blieben über Nacht aus, gingen unter den Bergen aufgestapelter Ballen und Kisten in den Häfen von Genua und Savona, Spezia und Livorno zu Grunde, wurden in den Bahnschuppen von Sampierdarena, Voltri, Ronco, Ovada, Voghera, Pavia und Mailand verfahren und vergessen. Alle Welt erging sich in moralischen Redensarten und heftigen Anklagen über das fürchterliche Chaos, über die kolossale Stauung, über die verwerfliche Obstruktion der Lichtermänner, über die mutwilligen Streiks der Hafen- und Bahnarbeiter und über die Indolenz der oberen Beamtungen des souveränen Hafens und des staatlichen Eisenbahnbetriebs in der ligurischen Hauptstadt; nur ein Eingeweihter schüttelte dazu den Kopf und murrte: „Es darf von den als Kriegskontrebande erklärten Gegenständen nur so wenig in das neutrale Land Italien gelangen, daß dieser mit alten Freundschaftsbanden an Großbritannien gefesselte Staat von all' den gefährlichen Dingen auch nicht ein Gramm zum Ueberfluß erhält. Durch diese



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Politik kärglichster Zufuhren soll Italiens „heiliger Egoismus" derart gefestigt werden, daß sein Transit und seine Ausfuhr in die Schweiz notwenigerweise auf einen ärmlichen Rest vermindert werden muß. So müssen die zwei Neutralen, Italien und die Schweiz, auf immer größer werdenden Gebieten und in steigender Progression selber notleidend werden. Zu welchem Zweck? Diese neutralen Staaten sollen durch die Unmöglichkeit der vollen Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse an Lebensmitteln, Rohstoffen und Halbfabrikaten daran gehindert werden, in legalem Austauschverfahren den zentralen Kaiserreichen gegenüber die gleich wohlwollende Neutralität zu wahren wie gegenüber der englisch-französisch-russischen Mächtegruppe."

Dem Eintreten Italiens in den großen Krieg ging eine außerordentlich heftige Krisis voraus. Die Auffassung deutscher Blätter, wonach das Gesamtministerium Salandra voll Niedertracht seit dem 1. August 1914 Tag und Nacht darauf gesonnen habe, wann und wie es dem ehemaligen Verbündeten in den Rücken fallen könne, muß als unhistorische Darstellung abgelehnt werden. Noch ist die Zeit zu einem endgültigen Urteil nicht reif. Für die kriegerische Intervention Italiens stimmten von Anfang an nur die Herren Fernando Martini und Sidney Sonnino. Gleichwohl bleibt in den Berichten des k. k. österr. Botschafters Macchio die nie abreißende Klage des Eigenbrödlers Sonnino über den „schweren Druck Englands". Auch Diplomaten von Beruf sagen hin und wieder die Wahrheit; der Abgeordnete von San Casciano aber gehörte niemals zur Zunft der Diplomaten, sondern zur Gilde der nationalökonomischen und finanzpolitischen Schriftsteller. Der „schwere Druck" ist beim Kapitel der Steinkohle sonnenklar zu erweisen. Auf den Hilferuf nach mehr Heizungsmaterial hatte Italien in den Monaten März und April 1915 genau 153 000 und 132 000 Tonnen deutscher Kohle d. h. 84 000 Tonnen mehr erhalten, als es in denselben Monaten des Vorjahres auf dem See- und Eisenbahnweg zusammen bekommen hatte. Aber die Strafe britischerseits erfolgte augenblicklich. Die großbritannische Kohlenzufuhr stürzte von 715 000 Tonnen im März auf 462 000 im April und anstatt 849 000 auf 447 000 im Mai. Der Ausfall gegen das Vorjahr betrug allein in diesen zwei Monaten 599 000 Tonnen. Der deutsche Versuch, Italien durch Minderung des auf ihm lastenden wirtschaftlichen Drucks bei der Neutralität zu halten, mußte scheitern; denn Großbritannien hatte seine Drohung, bei weiterem Beharren des italienischen Freundes in der Neutralität seine Kohlenlieferungen noch mehr zu vermindern, prompt ausgeführt: der Mai-Ausfall betrug 402 000 Tonnen, nachdem der im Januar mit 321 000 Tonnen die erste schon recht eindringliche Warnung vorgestellt hatte.

Das Losschlagen Italiens fiel zeitlich mit der Verbilligung seines importierten Brotgetreides auf 33 Lire und der besten Kohle Englands auf 45 franco loco Genua zusammen. Es war Italien gelungen, amerikanische Kohlen in



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

größeren Mengen heranzuziehen, die in den zehn Monaten vom August 1914 bis April 1915 auf insgesamt 960 000 Tonnen gestiegen waren; aber sie vermochten den Ausfall an englischen mit 2,26 Millionen Tonnen nicht zu ersetzen. Für die endgültige Lossprengung Italiens vom alten Dreibund setzte sofort die reichlichere Kohlenversorgung aus britischen Bergwerken als Belohnung ein, — ob sie vorhalten wird? Heute schon (Ende August) ist der Preis derselben Kohle, die Ende Mai mit 44 Lire 50 bezahlt wurde auf 77 Lire gestiegen. Ueberstürzt und unfrei mußten schon Ende Mai die Feindseligkeiten Italiens gegen Oesterreich beginnen; denn damals war das italienische Millionenheer zum augenblicklichen Einbruch in Tirol, in Kärnthen, in Krain, in Görz und Gradisca und zur Einschiffung einer Expedition gegen die Dardanellen tatsächlich nicht bereit.

Am Pfingstmontag 1915 ist Italien aus einem handelspolitisch schwer bedrückten Neutralen zum Partner und Bundesgenossen des englischen Handelskrieges gegen Oesterreich und Deutschland geworden. Von dieser Wandlung bekam die Schweiz als der nächste Nachbar augenblicklich allerhand Bitternisse zu kosten; diese Widerwärtigkeiten wurden gleich hohen Potentaten durch literarische Herolde angekündigt. Die aus Mailand bedienten Organe der Herren Emilio Bossi in Lugano und Dr. Ferrari in Bellinzona erzählten ihren Tessiner Lesern, daß die politischen und moralischen Ehrenmänner südlich des Gotthard als richtige Lateiner ihr Leben in Züchten und mit Bescheidenheit führen, desgleichen die welschen Schweizer längs der Rhone und des Jura, während alle Deutschschweizer nördlich des Gotthard als alamannische Bösewichter und Bannwaren-Schmuggler für die „Dütschen" allzu viele Millionen verdienten. Gleichzeitig versuchte ein Monsieur Dhur in der französischen Presse mit allerhand statistischem Material die tatsächlich erfolgte Massenausfuhr der bundesratlich festgelegten Kriegskontrebande nach Deutschland zu erweisen. Gegen dieses nichtsnutzige Unterfangen muß mancherlei und mit nachdrücklichem Ernste gesagt werden. Die bösartige Unwahrhaftigkeit, die in willkürlich aufgebauten Zahlenkolonnen liegen kann, hat schon der Philosoph und Soziologe Herbert Spencer erkannt und mit den trefflichen Sätzen abgetan: „Es gibt Lügen. Es gibt sogar gemeine Lügen. Und außerdem existiert die Statistik."



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Amerikanische Reporter

Von N. Hansen

Anläßlich eines Vortrages über die Kriegszensur unserer Feinde, den der bekannte amerikanische Kriegsberichterstatter Oberst Edwin Emerson vor kurzem in Berlin hielt, erzählte der Vortragende 2 Geschichtchen über die amerikanische Kriegsberichterstattung, die für die amerikanische Presse bezeichnend sind.

Was ein amerikanischer Durchschnittsreporter bisher über die Schlacht von Tannenberg und unseren Volkshelden Hindenburg weiß, zeigt folgende Episode, die Emerson in der Stadt Ohio in Cleveland erlebte, als er dort einen Vortrag über Deutschland hielt: Kurz vor Beginn des Vortrages, so berichtete Emerson, besuchte mich ein junger Herr, der sich mir als der Star-Reporter des „Cleveland Plain Dealer" vorstellte. Er wünschte ein Interview. Ich stellte mich ihm zur Verfügung.

„Erzählen Sie mir etwas von der deutschen Kriegsführung" begann er, „welches war bisher die wichtigste deutsche Schlacht?"

„Tannenberg", antwortete ich.

„Wie wird das geschrieben?" frug er.

Ich buchstabierte es ihm langsam vor.

„Und wo liegt dieser Ort?"

Ich erklärte ihm, er läge in Ostpreußen. Da er etwas verständnislos dreinschaute, zeigte ich ihm auf einer kleinen Handkarte, wo Ostpreußen eigentlich liegt.

„Und wer beteiligte sich an dieser Schlacht?" frug er dann.

Ich sagte kurz: „Die Deutschen und die Russen!"

„Und wer gewann?" frug er weiter.

„Die Deutschen," sagte ich.

„Wie hieß der deutsche Führer?"

„Hindenburg."

„Wie wird das geschrieben?"

Ich buchstabierte ihm den Namen langsam vor.

„Wie ist sein Vorname?"

„Ach was!" sagte ich, „der Vorname tut nichts zur Sache. Jedermann hat von Hindenburg gehört, mit oder ohne Vornamen."



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Sie irren sich," wandte mein Kollege ein, „ich z. B. habe noch nie von ihm gehört. Obendrein ist es eine strenge Regel unserer Zeitung, daß wir in der Erwähnung von Namen alle Vornamen genau angeben müssen. Sonst werden wir vielleicht in Verleumdungsprozesse verwickelt."

„Muß es wirklich der ganze Vorname sein?" frug ich.

„Gewiß, der ganze Namen."

„Nun also; schreiben Sie: Paul von Benekendorf von Hindenburg!"

„Ja, das ist zu lang," sagte er mir mit abwehrender Bewegung. Sie können sich denken, wie das Interview mit einem so famosen Star Reporter nachher ausfiel.

Noch interessanter ist folgende wahre Begebenheit, deren Zeuge Emerson zu Anfang des Krieges in London war, und die kennzeichnet, mit welchem Leichtsinn die Berichterstatter aus London nach den Vereinigten Staaten gekabelt haben:

Ich war in London, als Lüttich fiel, sowie während der darauf folgenden Tage. Damals brachte keine englische Zeitung die Nachricht von der Eroberung Lüttichs, im Gegenteil, es wurde steif und fest noch zwei Wochen lang behauptet, Lüttich hätte den deutschen Angriff siegreich abgewiesen. So mußte es auch nach Amerika gekabelt werden, anders ging es ja nicht wegen der Zensur. Wir haben sogar jetzt noch in Amerika einige Zeitungen, darunter große Weltblätter, welche die Eroberung Lüttichs, sowie die Namurs und Maubeuges ihren Lesern vollständig vorenthalten haben.

Damals funktionierte eben der deutsche Funkspruch von Nauen nach Long Island noch nicht; d. h. er funktionierte zwar, aber die deutschen Berichte wurden von der amerikanischen Kriegszensur, auch eine Neuerung in unserer Kulturgeschichte, nicht zugelassen.

Es ist wirklich unglaublich, was für eine Entartung der Berichterstattung die englische Kriegszensur hervorgerufen hat. Ich saß einmal mit mehreren englischen und amerikanischen Herren der Presse zusammen in der Bar des Hotels Savoy in London. Darunter waren einige sehr bekannte Persönlichkeiten, deren Namen ich aus Kollegialität lieber nicht erwähnen werde.

„Was gibts Neues?" frug einer.

„Garnichts!" sagte der andere, „die verfluchte Zensur läßt nichts durch."

„Aber etwas müssen wir doch schreiben!"

„Da müssen wir halt wieder etwas erfinden," sagte ein anderer.

„Ja, aber in dem Falle müssen wir alle zusammenhalten, damit die verschiedenen Berichte übereinstimmen!"

„Also was depeschieren wir?" wandte ein Amerikaner ein. „Ich habe heute noch garnichts depeschiert und es ist höchste Zeit, sonst wirds zu spät für das Morgenblatt."



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Das beste ist, wir schreiben wieder etwas von dem Heldenmut der Belgier und der wunderbaren Verteidigung Lüttichs."

„Ich habs", rief einer hoch erfreut, während er sich noch ein Glas Whisky bestellte, „das wird wirken! Wir berichten, daß General v. Emmich, der Führer der deutschen Hunnen, vor Lüttich gefallen sei."

„Tip top. All right" sagten die anderen und stürzten sich auf die Telegramm-Formulare, die auf den Schreibtischen lagen.

Nachher vertraute mir ein amerikanischer Kollege mit triumphierendem Lächeln an: „Ich habe die anderen doch übertrumpft, und zwar mit einer Sensation erster Güte. Anstatt zu sagen, General von Emmich sei einfach gefallen, depeschiere ich, er sei vom deutschen Kaiser aus Zorn darüber, weil er Lüttich nicht einnehmen konnte, im Hauptquartier mit eigner Hand niedergeschossen worden!"

Als ich später in Holland einen dieser Herren wiedertraf, sagte ich zu ihm: „Sie werden gehört haben, daß General von Emmich noch lebt?" „Ach was", sagte mein Kollege: „Ich habe ihn totgemacht, und jetzt muß er tot bleiben. Unsere Leser werden nie wieder von ihm hören."

Man möchte glauben, daß eine solche Vergewaltigung der Wahrheit auf die Dauer nicht durchzuführen wäre, es ist aber, infolge der Kabelunterbindung und der dadurch in Amerika hervorgerufenen blinden Voreingenommenheit, doch gelungen, sie durchzusetzen. Das Endergebnis ist, daß die Zeitungsleser im Auslande gänzlich betört werden, und leider betört bleiben. Drüben in Amerika herrscht sogar jetzt die Ansicht, daß die einzigen Feldherrngenies, die aus diesem Kriege hervorgegangen seien, der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch und Cadorna sind. So ist es von den großen englischen Zeitungen dargestellt worden und so erscheint es jetzt sogar verständigeren Leuten.

# Der Säbelkorb des Großfürsten

## Von Hermann Horn (München)

Die Bremsen drückten sich eine um die andere kreischend gegen die eisernen Räder, dann standen in nimmer endenden Reihen Zug auf Zug, und Wagen auf Wagen still auf den Geleisen. Dafür zogen die Landstraße daneben aus grauen Staubwolken die wandelnden Gewehrmündungen der rastlos marschierenden russischen Regimenter dahin, das Ganze ein müder, schwerer Strom.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Irgendwo vorne hatten deutsche Luftfahrzeuge die Bahnlinie zerstört, das hielt jetzt den Rückzug auf.

Der russische Großfürst war in seinem Wagen auf und ab gegangen, über die letzten Meldungen brütend, um sie in seinen Plan einzufügen und für ihn umzuschmelzen.

Dabei setzte er sich an's Fenster in einen Sessel und sah auf die ziehenden Soldatenmassen. Neben der Straße gab es noch eine Völkerwanderung von Bauern, die seine Soldaten mit sich trieben. Sie hatten auf den Aeckern einen Pfad ausgetreten, zogen ihr Vieh an Stricken, und Weib und Kind, Männer und Greise schleppten mit, was sie konnten.

Im Hintergrund erhoben sich langsam aufwallend dunkle Rauchwolken, aus denen zuweilen gelbe Flammen züngelten. Die Ernte brannte auf den Feldern und die verlassenen Dörfer äscherten ein.

Da sah der Großfürst dicht neben seinem Wagen und doch, als sei es in weiter Ferne, einen Vorgang sich abspielen.

Lanzen führende Kosaken standen mit ihren Pferden seinem Zuge entlang, daß die Soldaten im Bogen daran vorbei mußten, und wie durch ein Wunder stand auf dem dadurch gebildeten freien Platz der weißstaubigen Landstraße ein kleines Bauernwägelchen, mit einem zerbrochenen Rad. Ein Mann flickte daran umher, eine Frau und Kinder guckten dabei unter dem Plantuche hervor.

Das war nur ein Augenblick, dann griffen zahllose Soldaten den kleinen Wagen, hoben ihn hoch und trugen ihn samt den Insassen quer hin bis zum Acker, wo sie alles in's Kornfeld warfen. Sie lachten und schrien dabei.

Mitten auf der Straße aber stand der Bauer wie erstarrt neben einem kleinen Mädchen von fünf Jahren und begann unverhofft zu schreien und die Fäuste gegen den Zug des Großfürsten zu schütteln.

Und auf einmal legte ein Kosake die Lanze ein, sprengte auf den Mann zu und durchbohrte seine Brust, daß die Spitze auf



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der andern Seite herausstand. Der Schaft entfiel der Hand des Reiters und starrte aus dem Leibe des Unglücklichen, der sterbend auf die Landstraße fiel.

Das kleine Mädchen schrie laut auf und wurde, während es entsetzt mit Händen und Füßen um sich schlug, von einer Hand in die andere irgendwo in die Menschenmasse gereicht, wo es den Augen des Großfürsten entschwand. Nur der Bauer lag still auf der Straße, und als auch er fortgeschafft war, stand allein noch auf dem Grau des Staubes eine dunkle Lache von Blut.

Dann trieb wieder gleichgültig der Menschenstrom dahin.

Der Großfürst erhob sich mit einem finsteren Lächeln. Sein Hirn war voll mit Plänen und hatte keine Zeit, solchen Bildern Raum zu lassen, und es entsprach in diesem Augenblick den Anschauungen von seiner Bedeutung, daß seiner Ruhe wegen ein oder mehrere Menschen getötet wurden.

Er wandte sich nach der andern Seite des Wagens und drückte die Stirne an die Scheibe.

Hier grenzte das Korn ganz dicht an den Bahndamm. Endlos, leicht vom Winde bewegt, dehnten sich die Halme eine riesige Ebene entlang zum dunkelnden Horizont, an dem feurig rot die Sonne unterging.

Dieser Anblick zog des Großfürsten aufgeregte Sinne mit sanften Fingern an sich, entführten sie die langen Wellen des Aehrenfeldes entlang und entfernte ihn so seinem Willen, daß die Müdigkeit aus seinem Innern quoll, Herrschaft über ihn gewann und ihn im nächsten Sessel entschlummern ließ.

Nach einer Weile war es ihm, als erwache er voll zorniger Kraft.

Er erhob sich aus seinem Sessel und schritt durch einen langen, steinernen Gang in einen hohen Saal.

Da war ein Thron errichtet, der von Gold und Geschmeide glänzte, aber er war leer. An seinem Fuße war eine lange Tafel und vor der standen mit gekrümmten Rücken zahlreiche Generäle und berieten über Karten gebeugt. Und er fühlte wohl, daß



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie alle anders wollten, als sein geheimes Begehren war, obwohl sie sich tief vor ihm verbeugten.

Da trat er mitten unter sie und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Karten in die Höhe flogen, und beschrieb mit der Hand einen Kreis in der Luft und deutete vorwärts und schrie sie heiß und zornig an.

Und sie redeten alle mit gesenkter Stimme, den Blick auf dem Boden, und einer wimmerte: „O, kaiserliche Hoheit," und führte ihn an ein hohes Fenster und ließ ihn hinaussehen.

Da war eine endlose Ebene voll marschierender Toten. Welche hatten keine Beine und marschierten doch, welche hatten eine blutende Masse statt des Kopfes und schwankten doch vorüber — stille und furchtbare Erscheinungen des Krieges — mit all den andern, die ihre Gedärme mit sich schleiften, oder durch ihren offenen Rücken auf die still gewordenen, schlaffen Lungen einen fürchterlichen Blick tun ließen.

Aber den Schauenden ergriff nur eine bittere und fürchterliche Verachtung, daß man solches seinen Absichten entgegensetzte.

Er spie dem General, der noch den Vorhang hielt, in's Gesicht und deutete wieder mit der Hand vorwärts.

Alle beugten sich vor ihm und verließen still den Saal.

Da trat er an den goldenen Thron heran, legte seine beiden Hände darauf, betrachtete ihn still und lächelte stolz und schloß für einen Augenblick die Augen.

Er hörte die Krönungsglocken läuten und war der mächtigste Mann der Welt und alles in ihm ruhte für eine Weile im schauernden Triumph der Macht.

Aber dann mußte er plötzlich fort, und es war ein furchtbares Krachen von tausend und tausend schweren Geschützen in der Luft. Er wurde gejagt und sein Kraftwagen raste über Stock und Stein dahin.

Er hörte sich selbst mit tiefer Stimme beruhigend sagen: „Es ist ein Rückzug — was tut das dem unerschöpflichen Rußland — alle müssen einmal sterben."



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dann ging der Wagen nicht mehr weiter und stand still.

Als er ausstieg, schien der Mond und er war am Rande eines endlosen Kornfeldes, drüben weit von ihm im Dunkel auf der andern Seite marschierte das Heer und brannten Felder und Wälder.

Er war auf einmal ganz allein mit seinem Wagen, der nicht mehr gehen wollte und da jemand kam, sprang er rasch in das Kornfeld. Und wie er die rauschenden Halme zerteilte, sah er im Mondschein einen deutschen Soldaten eilig heran laufen. Er trug ein Gewehr in der Hand und sah sich nach einem Ziele um, als er jetzt stehen blieb.

Der Großfürst sah, während er sich tiefer in's Korn drückte, daß der Deutsche ungewiß war, ob er schießen solle oder nicht — schließlich hörte er ihn sagen: „Pah, wegen einem Schuß Pulver — und wer es ist und was es ist, sterben muß er doch einmal." Da krachte der Schuß, der Großfürst fühlte einen schrecklichen Schmerz in der Seite und der Soldat war fort.

Aber da er noch mehr Menschen zu hören glaubte, erhob er sich und ging weiter in's Kornfeld. Es rauschte leise und auf einmal sah er weit und breit, wie ein Meer nur schwarze, flüsternde Halme, auf denen der stille Mondschein gleichgültig glänzte.

Darüber ergriff ihn eine furchtbare Bangnis und er fiel zurück und konnte nicht mehr weiter.

„Was ist mit mir — was ist mit mir —", jammerte er verzweifelt und fühlte wieder seine Wunde und mußte denken, daß es auch bei ihm an's Sterben gehen könnte.

„O," rief er, „das ist der Tod, das ist der Tod — ein erbärmlicher Soldat überlegte, ob er feuern oder nicht feuern sollte — nun muß ich sterben. Nichts wird von mir übrig bleiben, als als eine Lache Blutes — wenn sie mich weggetragen haben."

Da versuchte er in furchtbarer Todesqual seine Hand unter sich zu bringen, ob sein Blut sich dort schon gesammelt habe, und brachte sie nicht mehr hervor und war wie gelähmt an allen Glie-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dern, und wollte schreien und öffnete verzweifelt den Mund und brachte keinen Laut hervor.

Und in diesem Bemühen machte er die Augen auf, und gewahrte einen polierten Schreibtisch und einen Stoß weißen Papiers darauf, und merkte langsam, daß er geträumt hatte.

Aber das hatte nichts Befreiendes für ihn. Der Speichel war aus seinem Munde geflossen, der noch geöffnet stand, und alle Kraft war von ihm genommen.

Elend und zerschlagen fühlte er sich.

Und das alles, dachte er mit einem Grausen, das nicht von ihm weichen wollte, weil im Traum ein deutscher Soldat nach einigem Zweifeln das Gewehr nach ihm abgeschossen hatte.

Aber als er sich rührte, merkte er, daß seine Wunde nichts anderes gewesen war, als sein Säbelkorb, auf dem im Schlafe seine Seite zu liegen gekommen war. Und das war noch grauenhafter zu denken.

Er hatte nur einige Minuten geschlafen, draußen zog noch klirrend und stampfend der Strom seines geschlagenen Heeres vorüber.

Diese ganze Nacht fand er nicht mehr die Kraft, an seine Pläne und Aufgaben zu denken.

Vielleicht war der Säbelkorb daran schuld, vielleicht viel anderes.

# Vorwurf an die Engel

Von Otto Zoff

I.

Diese, die an seines Thrones Stufen
Müßiggängrisch ihre Lauten schlagen,
Manchmal seinen Namen rufen,
Manchmal einzuschlummern wagen.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dieſe Engel, dieſe Ausgeſuchten,
Die einſt ſo von Liebe brannten,
Daß ſie ihn, als alle Höllen fluchten,
Atemlos erkannten:

Was, vermögen ſie ſich nicht zu trennen
Von den leckern Herrlichkeiten,
Warum ſiehſt du ſie nicht niederrennen
Zu der Erde Finſterheiten?

Warum zögern ſie, die Ueberhellen?
Geizen ſie mit ihren Strahlen?
Bangen ſie, ſich zu zerſchellen
In dem Abgrund unſrer Qualen?

Keiner will ſich mehr vergeben
Dieſer Welt, daß ſie ſich lichte.
Selbſt die Himmel ſorgen für ihr Leben,
Daß nicht nochmals ſich ein Kreuz errichte.

II.

Fiel von ihres Herzens Ueberfluſſe
Nur ein Tropfen auf der Erde Schwelle,
Flammte jedes Dach im Strahlenguſſe,
Säheſt jede Stube in der Helle.

Niemand wollte mehr den Bruder kränken,
Jeder wollte fürder Diener ſein;
Und es ſuchte Jeder, ſich zu ſchenken:
Seines Herzens Brot und Wein.

Käm der Abend über Berg und Tale,
Labte man ſich von den gleichen Tiſchen.
Wie beim letzten Abendmahle
Säheſt du ſie ihre Seelen miſchen.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## „Sachverständige" oder „Hindenburg"?

Die gelehrte Kommission Johannes II. von Portugal und die Universität von Salamanca erklärten die Pläne des Columbus für eitel Traumerei, sie waren die „Sachverständigsten" ihrer Zeit. Das Kopernikanische Weltsystem ward von „Sachverständigen"kollegien verurteilt. Dem Papin zerschlugen die höchst „sachverständigen" Fuldaschiffer sein Raddampfboot. Liebig wurde anfänglich von den meisten „sachverständigen" Landwirten mit Hohn überschüttet, als er für künstliche Düngung eintrat. Als die erste preußische Eisenbahn von Berlin nach Potsdam gebaut werden sollte, traten dem Plane solche Autoritäten wie der Leiter des Pionierwesens, General Aster, Postmeister Nagler und Minister Rother mit offener Feindseligkeit entgegen und das bayerische Obermedizinalkollegium sagte beim Bau der Bahn Nürnberg—Fürth „schwere Gehirnerkrankungen für Reisende und Zuschauer" voraus. Der Physikus von Wollstein stieß mit seiner Bakterienentdeckung auf heftigen Widerspruch vieler „Sachverständiger" und dem lenkbaren Luftschiff stellten die meisten „Sachverständigen" das trübste Horoskop. Als das Zeitalter der Sozialpolitik begann, sagten alle zünftigen Wirtschaftspolitiker den Ruin des Staates, der Gewerbe und der menschlichen Charaktertüchtigkeit voraus, bei jedem neuen sozialpolitischen Gesetz erklären noch heute alle „Sachverständigen" die Unmöglichkeit für die Unternehmerschaft, noch weitere Lasten zu tragen usw. usw. Die noch ungeschriebene Geschichte der sachverständigen Torheit und der törichten Sachverständigkeit würde Brehms Tierleben bei weitem an Umfang übertreffen und eine geschickte Feder könnte keinen dankbareren Stoff für eine Satire finden.

Mit dieser Feststellung ist der Wert der Fachbildung, des Fachwissens, der Sachverständigkeit in keiner Weise herabgesetzt, soweit sie in ihrem eigentlichen Gebiet bleibt. Wenn jemand elektrische Beleuchtung für seine Wohnung einführt, wenn er ein Automobil kaufen, wenn er ein Stück Land bewirtschaftet haben will, so beauftragt er damit einen sachlich Geschulten, einen Techniker des Faches. Ebenso, wenn er eine sachliche Feststellung, eine Auskunft, eine Berechnung usw. verlangt. Die „Sachverständigkeit" erstreckt sich also auf das Gewesene, das Geschichtliche, und auf das Seiende, die Gegenwart, in ihren *Daten* und allenfalls auf die Therapie, die Wege des Vorgehens, der Abhilfe in *normalen* Fällen und Fragen. Die Sachverständigkeit mag noch zu Rate gezogen werden, wenn es sich im langsamen Strom der Friedenszeiten um die Erwägung aller Bedingungen, Möglichkeiten und Aussichten für ein Unterfangen handelt. Obgleich dabei bereits immer der „reaktionäre" Zug aller Sachverständigkeit beachtet werden muß. Gewöhnung, Schwerfälligkeit, Hochmut des fachlichen Könnens und der fachlichen Unfehlbarkeit, herrschsüchtige Behauptung einer errungenen Machtstellung und nicht zu guterletzt auch materielle „Interessiertheit" oder zu Deutsch, der Wunsch emporzukommen oder Geld zu verdienen. Das sind nur einige wichtige Gründe für die notwendige Befangenheit der fachlichen Sachverständigkeit. Man kann wohl behaupten, daß die *großen* Fortschritte, die großen Anstöße auf sehr vielen Gebieten von „Nichtsachverständigen", von „Außenseitern", *trotz* des Kopfschüttelns des Fach-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mandarinentums errungen sind. Es ist eben bisweilen ein großer Vorteil „unbefangen", d. h. ohne Kenntnis der Fachmethoden, ohne das Festgeschnürtsein an die Bahnen des sachverständigen Denkens, an die Probleme und Aufgaben heranzutreten. Beobachtungsschulung innerhalb eines bestimmten Tatsachengebietes ist technisch unbezahlbar, aber oft teuer erkauft. Die fachliche Befangenheit, die fachtechnische Zwangsläufigkeit, ist damit nicht verurteilt, sie ist notwendig und fruchtbar und die Vorbedingung einer zuverlässigen Maschinerie. Aber große Zeiten und Fragen fordern Anderes als Gutachten von Gewerbe-, Handels- und Landwirtschaftskammern, von Kleinhändler- und Kartoffelgroßhändlervereinigungen. Wer auf die fürchterliche Dissonanz dieser „sachverständigen" Kundgebungen hört, wer es allen Berufsschichten recht zu machen sucht und alle hört, bevor er handelt, der verpaßt die rechte Stunde und die rechte Tat, der wird gelähmt. Zur energischen und erfolgreichen Tat ist kluge Einsicht als Vorbedingung gewiß gut, aber dann ist stahlharter Wille alles. Wer die Forderung der Stunde erkannt hat, wer das Schiff im Sturme durch Klippen steuert, der muß das Ruder festhalten, sich wie Odysseus die Ohren verstopfen gegen den Gesang aller weichmäuligen und hinterhältigen Fachsirenen. — Im Frühjahr dieses Jahres gab die Kartoffelgroßhändlertagung in Düsseldorf ein besonderes und jetzt doch fast typisch gewordenes Bild einer „Sachverständigen"konferenz. Da wurde nach Zeitungsberichten ausgesprochen: „die großen Kartoffelernten hätten uns zeitweise der niedrigen Preise wegen in Verlegenheit gebracht" .... „Die Höhe des Preises spiele jetzt keinerlei Rolle. Es dürfe niemand wegen Ueberschreitung der Höchstpreise bestraft werden, sonst müßten fast alle Händler und fast alle Landwirte in Deutschland bestraft werden, denn sie übertreten alle" (Dr. Schade) usw.

Inzwischen hat die lange Kriegsdauer auch auf dem Gebiete der „Sachverständigen"-Kundgebungen ein Artistentum (l'art pour l'art?) großgezogen. Die Landwirte demonstrieren gegen Futter- und andere Händler, die Großhändler gegen Agrarier und Kleinhändler, die Kleinhändler gegen Produzenten, Großhändler und Publikum; nur das Publikum schimpft (leise, nur leise!) und — — zahlt! Der Wortlaut jeder solchen „Resolution" von Detailhändlern, Handelskammern, Großhändlertagen, Landwirteorganisationen 2c. ist fast genau vorauszusagen: „Schwere Zeit; Bereitschaft Opfer zu bringen, aber schwere Lasten, vermehrte Arbeit, deshalb auch erhöhte Preise; entrüstete Ablehnung des Gedankens sich bereichern zu wollen, alles fürs Vaterland! Es wäre zwar wünschenswert, daß etwas geschähe: aber, aber, die Schwierigkeiten, die unüberwindlichen!" So bleibt am Schlusse nur übrig, damit doch ein Ventil gezogen wird, auf die Unverständigkeit des Konsumenten zu schelten: Er „verschwendet" Milch, Kartoffeln, Fleisch usw., er „soll" statt Butter Marmelade, statt Fleisch Brot, statt Brot Kartoffeln, statt Kartoffeln Quark, statt Quark Magermilch genießen und die letztere — kriegt er nicht! Für manchen, der vor einem Jahre mit ganzem Herzen für „Streckung" und „Surrogatverwendung" eintrat, ist das längst eine oft sinnlose Kreisbewegung geworden, die dazu führte, daß sich die Spekulation nun der anempfohlenen „Ersatznahrungsmittel" bemächtigte und



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie noch mehr verteuerte als die normalen.

Solche „Sachverständigen"konferenzen werfen ihr Votum „schwerwiegend" in die Beratung der Behörden. Ist das jetzt erhört, jetzt, wo das deutsche Volk um sein Dasein kämpft, wo die Profite einer Händlerschaft das allerletzte „Interesse" des deutschen Volkes sind?

Die „Sachverständigkeit" in ihrer durch den Krieg großgezogenen, absurden Verzerrung ist ein Hindernis für die in kritischen Zeiten einzig angebrachte Politik der geraden Linie. Der Staatsmann, der den Staat, das Volk, die Quellen der nationalen Stärke und die dürren Bezirke kennen muß, soll wägen, gründlich erwägen, dann aber zugreifen, das Steuerruder feststellen und das Schiff sicher durch den Wogendrang in den Hafen führen. Opfer müssen gebracht werden und das deutsche Volk wird sie weiter bringen, wenn es im Innern, zumal im Generalstabe der Nahrungsmittelversorgung, dieselbe feste Hand sieht, wie sie Hindenburg im Russenkampfe zeigte. Ostpreußens Trümmer rauchten, aber Hindenburg hat gesiegt, weil er — schweren Herzens — so manchen Sachverständigengewimmers nicht achtete. Wir haben nun felsenfestes Vertrauen zu seinen Plänen und seiner Entscheidung. Wo ist aber im krausen Geschwanke der Nahrungsmittelversorgungsmaßnahmen der feste Plan?

Wie sehr der krasse Widerspruch zwischen der sicheren Entschiedenheit des stragischen Vorgehens und dem immer wiederholten mutigen Zurückweichen innerstaatlicher Instanzen gegenüber dem abgestimmten Männerchor der Interessenten auch im Volke empfunden wird und wie sehr er die Wünsche in die vorher genannte Richtung lenkt, wie sehr schließlich sogar jetzt schon ein Appell an die „äußere" Instanz auf die „innere" einwirkt, das zeigt uns ein vor kurzem errungener Erfolg. Die Beratungen über die Kartoffelversorgung, die in Düsseldorf und im Reichsamt des Innern stattfanden, waren dem energischen Drängen der westdeutschen katholischen Arbeitervereine zu verdanken. Auch diesmal wurde dies über „Erwägungen" hinausgehende organisierende Einschreiten erst erreicht, nachdem der Weg über Hindenburg—Großes Hauptquartier eingeschlagen worden war.

Die Sachverständigen-„Demokratie", die in auffälligstem und unerfreulichstem Gegensatze zu der sonst in allen öffentlichen Fragen dieser Zeit geforderten „Vertrauens"politik steht, ist nur bei schärfster, jetzt aber nicht gestatteter, öffentlicher Kontrolle und Kritik am Platze. Jetzt errichtet sie nur Schützengräben und Drahtverhaue auf allen Straßen, welche zur ausreichenden und billigen Ernährung der Massen begangen werden könnten. Die Spezialinteressen, die durch die Zaghaftigkeit des Eingreifens zu einem schon fast unentwirrbaren Weichselzopf verfilzt sind, haben nachzustehen! Blut darf nicht billiger sein als Milch, Butter und Kartoffeln. Also m e h r H i n d e n b u r g (womöglich, ohne den Vielbeschäftigten selber zu behelligen!) im Generalstabe der nationalen Verproviantierung! — Oder freie Diskussion und Organisation, damit das Volk in wahrer „Demokratie" sich selber helfen könne!

Paul Oestreich

## Kriegsbilderausstellung in Wien

Die Ausstellungen im Wiener Künstlerhaus waren schon seit langer Zeit mehr eine Angelegenheit des gesellschaftlichen Lebens als des wirklichen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kunstinteresses. Ein Bildnis Sr. Exzellenz des Herrn X oder der Frau von Y, gemalt von dem beliebten Herrn A oder Z, erregte dort stets größere Aufmerksamkeit als irgend ein nicht durch den Gegenstand der Darstellung, aber wegen seiner Qualität beachtenswertes Werk. Ein Publikum, dessen Sinn vor allem auf das Objekt, nicht auf die künstlerische Anschauung gerichtet ist, wird seine Schaulust diesmal von fast 500 Darbietungen reich befriedigt finden. Ein Stück Weltgeschichte, das wir in steter Anspannung, oft in atemloser Beklommenheit erlebt haben, rollt sich von neuem auf, Worte, die in zahllosen Berichten immer und immer wieder gelesen, der Phantasie doch nur unklare Begriffe zu geben vermochten, erhalten durch eine flüchtig umrissene Bleistiftskizze festgefügten Inhalt. Und vieles, was wir durch die unbestechlich getreue Photographie schon zu kennen meinten, erscheint verändert: merkwürdig glaubhafter, verständlicher, überzeugender, weil der Blick des Künstlers Wichtiges aus dem Zufälligen herausgehoben hat, weil aus der Fülle des Nebeneinander nur das Wesentliche erfaßt und festgehalten ist. Nicht phantastische Bilder von Handgemenge und Nahkampf — wie einst die „Schlachtenmaler" den Krieg darzustellen liebten — sind in dieser Ausstellung vereinigt; aber in den Notizen und Studien spiegelt sich die ungeheure Leistung als Summe ungezählter Einzelheiten, wird der ganze Mechanismus erkennbar, der hinter der Front in ruheloser Tätigkeit wirkt, und da und dort mahnt eine Skizze, an das unfaßbare Elend zu denken, das auch über freudevolle Siegesnachricht seinen düsteren Schatten wirft.

Die geschriebenen Berichte durch Mittel bildlicher Darstellung zu ergänzen, war die Absicht, die zur Einrichtung einer Künstlergruppe beim k. k. Kriegspressequartier geführt hat, und in diesem Sinne, als Dokumente des Weltkriegs, gewertet werden die meisten der ausgestellten Skizzen und Gemälde uneingeschränkte Anerkennung finden müssen. Dann aber — nach gebührendem Dank für die Menge des sachlich Interessanten und Lehrreichen — liegt kein Grund mehr vor, diese K u n s t ausstellung anders anzusehen als irgend eine andere.

In bunter Reihe hängen hier Werke von Malern und Zeichne n, die im Frieden den gegensätzlichsten „Richtungen" angehören, durch Kunstwollen und Ueberzeugung hart von einander geschieden sind, fein durchgearbeitete, delikate Bleistiftstudien, die ein gründlichst geschultes, freudig gepflegtes Können bezeugen, und genialisch hingewirbelte Aquarellskizzen voll Temperament, zwingend durch die Unmittelbarkeit und Frische des Sehens und Gestaltens. Jeder von diesen Künstlern hat eben, als er hinauszog, mitgenommen, was an Eigenem und Erlerntem, Echtem und Gemaltem, an Ursprünglichkeit, bewußtem Wollen oder auch Manier in ihm war, bisher an seiner Art, die Welt zu sehen und das Geschaute zu bilden, geformt hatte. Die Motive sind andere, aber die optischen und künstlerischen Voraussetzungen sind sich gleich geblieben. Ein achtbares Niveau hat fast jedes der ausgestellten Werke, manches wohl nur, weil es Skizze geblieben ist, weil kein zögerndes, bedächtig überlegendes „Verbessern" die reizvolle Wirkung des ersten raschen Zugreifens zerstört hat. Was bei dem einen durch Gewandtheit erreicht ist, hat ein anderer Künstler seinem sympathischen Temperament zu verdanken; und da und dort scheint wirklich eine Fähigkeit durch außerordent-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liches Erlebnis gesteigert. Aber es wäre übereilt, aus dem hier Gebotenen auf die Möglichkeit von Entwicklungen schließen zu wollen, die vielleicht der bildenden Kunst durch den Krieg gegeben wurden.

Aus dem schätzbaren Gleichmaß künstlerischer Leistung, das einen guten Gesamteindruck der Ausstellung anerkennen läßt, heben sich scharf und selbständig zwei Malerindividualitäten hervor, deren Arbeiten — von allem Gegenständlichen abgesehen — überall höchsten Interesses gewiß wären: der Ungar Johann Vaszary, dessen Aquarelle und Bleistiftzeichnungen eine ganz ungewöhnliche, von solidestem Können gestützte Ausdrucksfähigkeit bekunden, das viel umstrittene Wort „Expressionismus" als die Bezeichnung etwas wirklich Wertvollen verständlich machen, und Ladislaus Baron Mednyanszky, der von den jüngsten Experimenten der nach Neuem strebenden Malkunst unberührt, ein paar wundersam zarte und farbig feine landschaftliche Aquarelle geschaffen hat, Bilder von einer Art, die nie unmodern sein kann, weil sich in ihr echtes Empfinden und starke Persönlichkeit ausspricht.

Victor Fleischer

## Kriegsliteratur

Man hört aus dem Felde die Bitten: Sendet uns Bücher: Unterhaltendes, Belehrendes. Aber sendet uns keine Kriegsromane und Schützengrabenpoesieen. Der Krieg, den wir hier aus erster Hand empfangen, unterhält uns ohnedies täglich eifriger, als manchem lieb ist. Schickt uns den schmatzigsten Liebesroman, und wir werden Euch dankbar sein! Die Verleger und Redaktionen meinen hingegen — und Ausnahmen bestätigen die Regel — ohne Trommel-Feuer und Minen-Sprengungen sei heutzutage des guten Vaterlandsfreundes geistige Nahrung ungemessen. Der Schriftsteller, der verdienen muß, fügt sich dem Machtworte. —

Wir wollen nach dem Besten forschen, was die papierene Welle mit sich brachte. Ein umfängliches blaues Geschichtenbuch trägt den Verfassernamen Kurt Küchlers: „Feuertaufe" (Hesse & Becker, Leipzig). Dieses Werk ist neben Münzers „Der graue Tod" den besten unserer Kriegsnovellenbüchern beizuzählen. Küchler vermeidet die Wahl alltäglicher Stoffe, ohne doch auf sensationelle Gewaltsamkeiten lüstern zu sein. Seine Erzählungen haben den Reiz zierlicher Gestaltung. Aus einer (mit guten Mitteln gegebenen) Stimmung löst sich, in eindringlichen Zügen gezeichnet, das Bild erhebenden Menschentums oder eines erschütternden Schicksals. Küchlers Novellen sind in bestem Sinne volkstümlich; niemals banal, niemals sentimental. —

Ein Kriegsbuch, das eigentlich nur ein „Buch aus der Kriegszeit" ist, schuf Max Dauthendey mit seiner Versammlung „Des großen Krieges Not". (Albert Langen, München). Auf einer Tropenreise wurde der Dichter vom Kriegsausbruch überrascht. Er fand Zuflucht in einer Kolonie der (neutralen) Niederlande. Aber seine Sehnsucht, die das Land der Heimat mit der Seele suchte, blieb ungestillt. Krieg in Deutschland und er — in der Fremde. Viele von den Empfindungen der taurischen Priesterin Iphigenie wurden in dem Dichter wach und wurden Kristall in einer großen Anzahl feiner, fast schüchtern-zarter Verse. Inniger fühlt das Ferne die Heimat. All die Verse, die von dem großen Gefühle ihres Schöpfers glühen, werden auch dem Leser zu großem Erlebnis des Mitfühlens.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht weniger üppig als die Kriegsbelletristik gedeiht in unseren Tagen auch die Literatur der Kriegsbroschüren. Der Drang des Lesepublikums in diesen, jedem Menschen nahe angehenden Zeiten von irgend einem Wissen her Stütze, Aufklärung und Trost zu gewinnen, ist so selbstverständlich und natürlich, daß die Unternehmungslust des Verlages den unterrichtenden, betrachtenden, prophetischen und kritischen politischen Aufsätzen gegenüber ungemein groß ist. Es erschienen auch eine Anzahl von Büchern, die über die Stimmung unserer Feinde berichteten. „Augenzeugen", die als Staatsangehörige neutraler Länder in Frankreich und England reisen durften, berichten darin über ihre Eindrücke. Zuerst kam der Luxemburger Norbert Jaques mit seinen hübsch geschriebenen Feuilletons, die freilich oft recht subjektiv erschienen. Ein Herr Zimmerli folgte, und nun liegt uns ein Buch von dem Schweizer Eduard Behrens vor, der unter dem Titel „Das kriegerische Frankreich" bei Rosenlani in München seine Erlebnisse und Betrachtungen veröffentlichte. Sehr sympathisch wirkt der Hauch von objektiver Ehrlichkeit, den man von den Kapiteln dieses Buchs her spürt. Sympathisch auch das bemerkenswerte Feingefühl des Verfassers, der sich vor jeder sensationellen Aufmachung hütet und frei gesteht, daß er bei all seiner („für den Deutschschweizer selbstverständlichen deutschfreundlichen Gesinnung") keine innere Feindseligkeit gegen Frankreich verspüre. Behrens geht erfreulicherweise bei seinen Betrachtungen in die Tiefe und erforscht geschichtliche Entwicklung und Motiv dieses Krieges. Er gibt anschauliche Bilder von der politischen Vorgeschichte, dem französischen „Kampf gegen die deutsche Idee" und den sozialen und wirtschaftlichen Zuständen, die den Krieg notwendig machten. Sein Buch ist anregend, belehrend und — ehrlich! —

* * *

Wenn dieser Krieg ausgekämpft sein wird, erblüht uns sicherlich ein neuer Zweig „Kriegsliteratur", der tausend mehr oder minder reife Früchte tragen wird: die „Kriegserinnerungen und Feldzugsmemoiren". Jetzt schon erschienen einige Werke von Mitkämpfern, die ihre Erlebnisse aufzeichneten. Carl Hagemann veröffentlichte bei Georg Müller die Eindrücke, die er als Batterieführer auf den Kriegsschauplätzen in Russisch-Polen, Nordfrankreich und in den Karpathen gewann. Seine Darstellung ist bewegt und doch plastisch und findet bisweilen die Ruhe zu Einzelschilderungen von feinem novellistischen Reiz. Ihm gelingt es besonders gut, Menschen eindrucksvoll zu schildern. Auch Dr. Artur Kutscher, ein Münchener Privatdozent, veröffentlicht sein „Kriegstagebuch" (C. H. Beck, München). Die Aufzeichnungen, die den Zeitraum vom Kriegsbeginn bis nach der Winterschlacht in der Champagne umspannen, sind ihrer starken persönlichen Färbung wegen von Interesse.

Richard Riess (München)

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Der Todeskampf eines Volkes

Von Spiridion Gopcevic.

Nachdruck verboten.

Man braucht nicht Serbe zu sein, es genügt menschlich zu fühlen, um dem Todeskampf Serbiens Mitgefühl entgegenzubringen. Denn das Volk als solches ist lediglich Opfer seiner Regierungen und Dynastien, die es seit 1868 physisch und moralisch zugrunde richteten. Unter der glänzenden aber leider nur sehr kurzen Regierung des Fürsten Michail hatte Serbien einen derartigen Aufschwung genommen, daß es selbst im Auslande als „Leuchtturm des Ostens" und als „Piemont des Balkans" bezeichnet wurde. Dies änderte sich mit einem Schlage, als die unselige erste Regentschaft mit der treibenden Seele Ristitsch zur Regierung kam. Dieser trägt einen guten Teil an der Schuld, daß der an sich schon mit bösen Keimen behaftete 14jährige Fürst Milan gerade zur Zeit seiner wichtigsten Entwicklung zu dem Hauptlumpen wurde, als der er sich Zeit seines Lebens erwiesen hat. Milan regierte derart, daß ein mir befreundeter Staatsmann einst ausrief: „Es hat allen Anschein, als ob der König Land und Volk innerlich hasse, weil er alles tut, es systematisch zugrunde zu richten!" as er in dieser Beziehung trieb, ist der Welt nur zu gut bekannt. Aber wenigstens war seine Auswärtige Politik, nämlich jene zwischen 1880 und 1889 gesund. Denn nachdem er sich gelegentlich der Friedensschlüsse von San Stefano und Berlin überzeugt hatte, daß Ristitsch in großem Irrtum befangen gewesen war, als er seine Karten auf Rußland setzte und Oesterreich in der verhängnisvollsten Weise vor den Kopf stieß, übergab er die Zügel der Leitung drei wirklichen Staatsmännern: Pirotschanatz, Garaschanin und Franassowitsch, die hintereinander die Politik der



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fortschrittspartei vertraten, welche darin bestand, Rußland und seinen falschen Vorspiegelungen den Rücken zu kehren und sich an Oesterreich anzuschließen, weil man da immer noch besser fuhr und mehr gewinnen konnte, als durch blinden Anschluß an Rußland, dem Serbien immer nur Vorspann war und das zu opfern es jederzeit bereit war, wenn es das eigene Interesse erheischte.

Die unglückliche Ehescheidungsgeschichte veranlaßte Milan gegen seine Ueberzeugung die Politik zu ändern, d. h. seinen eigenen bittersten Feinden, den Radikalen, die Regierung auszuliefern, bloß weil diese sich sofort bereit erklärten, den König in allen seinen unlauteren Absichten zu unterstützen, während die ehrlichen Fortschrittler lieber auf die Herrschaft verzichteten, als daß sie ihre Hand zu Dingen geboten hätten, von denen sie wußten, daß sie den Niedergang Serbiens herbeiführen müßten. Unbekümmert darum setzte Milan sein Treiben fort, indem er sich erst von Rußland die Thronverzichtung und Selbstverbannung für 2 Millionen Rubel gegen Ehrenwort (das er später brach!) abkaufen ließ und dann die zweite Regentschaft einsetzte, welche aus Ristitsch, Belimarkowitsch und Protitsch zusammengesetzt war, also den ausgesucht schlimmsten und verächtlichsten Gesellen, die in Serbien zu finden waren!

Die Folgen zeigten sich darin, daß der junge König ebenso moralisch und physisch verdorben wurde, wie früher Milan selbst und die weitere Folge davon war sein wahnsinniges Gebahren um die Jahreswende herum, das seine gewaltsame Beseitigung unerläßlich machte, wenn das Land nicht völlig zugrunde gehen sollte. Weil aber die neue Dynastie nur durch ein Verbrechen auf den Thron gekommen war und der König Petro nicht die moralische Kraft hatte, mit all den erbärmlichen Elementen aufzuräumen, die in Serbien die Herrschaft besaßen und diese zu ihrem persönlichen Vorteil ausnützten, kam, was kommen mußte: auch fernerhin blieb das unglückliche Land in den Händen der Radikalen und ihres Oberhäuptlings Paschitsch, dem es



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bei seinen Leuten nicht geschadet hatte, daß er durch sein hochverräterisches Gebahren die Niederlage Serbiens im bulgarischen Krieg hervorgerufen hatte. Denn nur seinen hochverräterischen Umtrieben in Sofija (wo er als bulgarischer Söldner lebte) war es zu verdanken, daß Milan, mehr besorgt um seinen Thron als um das Land, es nicht wagte, das Volksheer zu bewaffnen, sondern im Gegenteil noch den größten Teil des Linienheeres im Innern des Landes zu seinem Schutz gegen das Volksheer zurückbehielt, so daß tatsächlich 43 366 Mann allein den Strauß mit den Bulgaren auszufechten hatten, die eine vierfache Uebermacht aufgeboten hatten.

Kann man sich wundern, wenn ein so übel beleumundetes Subjekt wie dieser Paschitsch sich den Teufel um Serbiens Wohl und Wehe scherte, sondern nur das tat, was in seinem persönlichen Interesse und in jenem der radikalen Partei lag, deren Schild er war?

So lange die Fortschrittler am Ruder waren, sich also die Radikalen in Opposition befanden, war deren Feldgeschrei natürlich jenem der Fortschrittler entgegengesetzt und weil diese alles Heil von Oesterreich erwarteten, erwarteten die Radikalen es von Rußland, dem sie sich blind in die Arme warfen. Schon deshalb, weil die Radikalen stets ein sehr weites Gewissen hatten und Rußland in solchen Fällen sehr freigebig zu sein pflegte. So wie die italienischen Staatsmänner und Schreier, die Pariser Presse und Revanchards und die Irredentisten reichliche Geldspenden aus Rußland bezogen, ebenso die serbischen Radikalen mit Paschitsch an der Spitze. Und für diese Verderbtheit muß heute das serbische Volk zahlen!

Jahrzehntelang hat die gekaufte radikale Presse das serbische Volk gegen Oesterreich aufgestachelt und für Rußland Propaganda gemacht, so daß schließlich die Wirkung nicht ausblieb, besonders, weil die österreichische Presse bald in gleicher Weise antwortete und die Wiener Regierung nichts anderes wußte,



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als kleine Nadelstiche zu versetzen und sich selbst berechtigten, für Oesterreich ganz gleichgiltigen Interessen Serbiens feindselig entgegenzustellen. Vergebens war es, dagegen anzukämpfen. Als ich es 1906*) und 1907 versuchte, beschuldigte man mich, durch Oesterreich gewonnen zu sein; als mir 1912 die Leitung einer serbischen Zeitung angeboten wurde und ich mich zu deren Uebernahme nur unter der Bedingung bereit erklärte, daß es mir erlaubt sein müßte, auf Aussöhnung zwischen Serbien und Oesterreich hinzuwirken, sagte mir der Herausgeber wörtlich: „Auch ich teile vollkommen Ihre diesbezüglichen Anschauungen, aber unser Volk ist bereits so verhetzt, daß es nicht auf die Stimme der Vernunft hören will. Statt von Ihren Ausführungen überzeugt zu werden, würden die Leser schreien: „Auch ein Schwabe, der sich an Oesterreich verkauft hat!" Und sie würden das Blatt nicht mehr halten, es wäre mithin ruiniert."

Ich glaube, derlei spricht ganze Bände!

Noch wenige Monate vor Ausbruch des Weltkrieges sagte ich in meinen Werken „Das Fürstentum Albanien" und „Geschichte

*) Damals machte ich dem Grafen Goluchowski den Vorschlag auf eigene Kosten, ohne die geringste Geldunterstützung durch die Regierung, ein serbisches Blatt in Triest herauszugeben, dessen Aufgabe es gewesen wäre, mit Gründen der Vernunft und auf Grund unanfechtbarer Tatsachen nachzuweisen, daß die russenfreundliche Politik der serbischen Regierung und ihre beständige Anfeindung Oesterreichs Serbien schließlich in das größte Unglück stürzen müsse und daß man bedeutend mehr gewinnen, bezw. besser Serbiens Interessen schützen könnte, wenn man sich mit Oesterreich auf guten Fuß stellte und eine Politik aufrichtiger Freundschaft zwischen beiden Reichen befolge. Nur machte ich die selbstverständliche Bedingung, daß dann auch Oesterreich bereit sein müsse, die Hand zu einer solchen Versöhnung zu reichen und sich zu einer wohlwollenden Politik gegenüber Serbien zu entschließen, weil es doch im Interesse der Monarchie selbst sein müßte, im Süden einen Freund zum Nachbar zu haben statt einen Feind, der bei einem Kriege gegen Italien oder Rußland wesentlich ins Gewicht falle. Bezeichnend ist, daß der Minister meinen Vorschlag in der hochmütigen Weise ablehnte und seine serbenfeindliche Politik der Nadelstiche ebenso unentwegt fortsetzte, wie die serbische Regierung ihre russenfreundliche und auf Zerstörung Oesterreichs gerichtete! Zwei mit Blindheit geschlagene Regierungen!



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Montenegro und Albanien", sowie in Zeitschriftenartikeln, daß der Weltkrieg unvermeidlich sei, wenn diese gegenseitige Verhetzung so weiter gehe und nicht bald von beiden Seiten Schritte getan würden, eine Verständigung herbeizuführen. Ich sagte dabei der serbischen Regierung ebenso deutliche Dinge wie der Wiener, aber mit dem Erfolg, daß mir ein Freund aus Wien schrieb: „man rede davon, daß ich antiösterreichische Politik treibe!" Und doch hätte die von mir befürwortete Verständigung, die möglich war, den Weltkrieg verhindert — wenigstens für den Augenblick, und die Grey und Konsorten hätten sich um einen anderen Vorwand umsehen müssen, der vielleicht nicht so leicht zu finden gewesen wäre.

Schon der Beginn des Krieges hätte denkenden Leuten in Serbien die Augen öffnen und ihnen klar machen müssen, daß von einem Sieg des Vierverbandes über die Mittelmächte keine Rede sein könne. Der Einfall des österreichischen Heeres in Serbien und die dort ausbrechenden Seuchen, all das Elend, das sich über das unglückliche Land ergoß, konnten das Volk zur Vernunft bringen und ihm klar machen, daß seine Sache verloren war und es sich nur für fremde Interessen opferte, wenn es den Krieg fortsetzte, daß es hingegen vermutlich auf unerwartet günstige Friedensbedingungen rechnen könnte, falls es Frieden schlösse, der den Mittelmächten die Möglichkeit bot, den Krieg an anderer Stellen desto früher zu beendigen. Aber da wurde ein anscheinend günstiges Ereignis den Serben zum Verhängnis. Durch die Ungeschicklichkeit des Generals Potiorek (der ja dafür auch abgesetzt wurde) ging für die Oesterreicher die fünftägige Schlacht von Arandschelowatz verloren und sie mußten Serbien räumen. Dieser Triumph stieg den Serben in den Kopf und sie bildeten sich ein, nunmehr sei jede Gefahr beseitigt und man könne ruhig das Weitere abwarten. Statt jetzt erst recht unter günstigen Bedingungen mit Oesterreich Frieden zu schließen und mit einem blauen Auge davonzukommen, verharrte man trotzig in Feindschaft und blieb selbst dann noch das Werkzeug Rußland



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lands, als dieses den Serben zumutete, sie sollten das — wie ich in meinem Werke „Makedonien und Altserbien" unter Zustimmung des Bulgaren Petrov nachwies — von Serben bewohnte Makedonien ihren Todfeinden, den Bulgaren, übergeben.

So naht denn die Stunde, wo sich Serbiens Schicksal entscheiden wird. Jedem klar und unbefangen Denkenden und mit militärischem Verständnis Begabten muß es klar sein, daß Serbien jetzt verloren ist. Sein Heer kann nicht stärker sein als das bulgarische, was also jetzt von deutschen und österreichischen Truppen einrückt, ist Uebermacht und bei dem Umstand, daß ein Feldherr wie Mackensen auf der einen Seite den Oberbefehl führt, auf der anderen höchstens ein mittelmäßiger General, daß ferner heute ein anderes Operationsziel vorhanden ist als im Vorjahr, somit die Angriffslinie nicht mehr über das Gebirge, sondern durch das breite und sehr schlecht zu verteidigende Morawa-Tal (nur zwischen Nisch und Slivnitza ist sehr böses gebirgiges Gelände) führt, die verbündeten Heere mithin lange nicht den Widerstand finden können, den die Oesterreicher im Vorjahr fanden, hauptsächlich aber, weil jetzt auch eine der serbischen ebenbürtige bulgarische Heeresmacht die Serben im Rücken angreifen wird, scheint es nach menschlicher Berechnung völlig ausgeschlossen, daß Serbien imstande sein sollte, den Verbündeten den Durchzug nach Sofija und weiter nach Konstantinopel zu verwehren. (Die vielbesprochene Unterstützung Serbiens durch ein anglo-französisches Heer ist nicht einen Pfifferling wert!) Weil dem aber so ist, so muß man schon geradezu verrückt sein, um noch an nutzlosen Widerstand zu denken, der doch kein anderes Ende haben kann, als das vollständige Verbluten Serbiens für anglo-russische Interessen und den Todeskampf eines Volkes, dem alle Kenner hervorragende Eigenschaften zuerkannt haben, das also ein besseres Schicksal verdient hätte als jenes, welches ihm jetzt durch gewissenlose Gesellen bereitet wird, denen der Untergang eines ganzen Volkes gleichgiltig ist, wenn nur sie selbst dabei ihre Kassen füllen!



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Unglück will es, daß in Serbien die Zahl der Analphabeten so erheblich groß ist, das Volk also in der größten Unwissenheit dahinlebt. Deshalb glaubt es alles, was ihm die radikalen Blätter vorschwindeln und es tappt vollständig im Dunkeln. Denn könnte es so unbefangen sehen, wie ich und andere wenige, die sich klaren Kopf bewahrt und von Chauvinismus freigehalten haben, so würde es einsehen, daß seine einzige Rettung im sofortigen Friedensschluß besteht. Hat mir doch einer, der es wissen kann, gesagt, daß in diesem Falle vermutlich die Mittelmächte zu Zugeständnissen bereit wären. Aber da die Leute, welche gegenwärtig leider Serbiens Geschick in den Händen halten, für ihren Kopf fürchten müssen, sobald das Volk zur Einsicht kommt, welches Verbrechen von jenen an ihm begangen wurde, fürchte ich sehr, daß jene es darauf ankommen lassen werden, die Sachen bis aufs äußerste zu treiben. Schon der wahnsinnige Straßenkampf in Belgrad — die verrückteste Idee vom militärischen Standpunkt aus! — spricht dafür!

(Geschrieben nach der Einnasme von Belgrad.)

# Ein Brief aus Paris

Wir geben hier als Stimmungsbild im Auszug den Brief eines in Paris wohnenden Neutralen, dessen Verfasser einem der bekanntesten Finanzpolitiker Frankreichs sehr nahe steht.

Vor 4 Tagen kam ich von Minorka zurück und seit gestern bin ich wieder hier in Paris. Ich fand Deinen Brief vor, ..... Du willst hören, welches der Politische Kurs ist, nach dem man hier steuere. Du weißt wie jeder hier, daß die Gruppe, welcher ich nahe stehe, seit der Häuptling zwar nicht nach Cayenne, aber nach den A. B. C.-Staaten geschickt wurde, vom Steuer verdrängt ist und nun untätig auf dem Hinterdeck liegt. Aus dem Schaum des Steuers konstatiert sie, daß man den einmal eurem Bülow vorgeworfenen Zick-Zack-Kurs angenommen hat. Kurz: es handelt sich nur darum, daß man von den Ereignissen hin- und hergeworfen wird. Ich bin fest überzeugt, daß die Armeeoberleitung nur einen Gedanken hat und hatte, nichts zu unternehmen, nur die Stellung zu halten. Das Volk fordert, des Wartens müde, die Ren-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tiers, um endlich einmal zu erfahren, was sein Stoß Papiere noch wert ist, aktives Vorgehen. Man wird diesem Druck eine Hekatombe opfern müssen. Mit Erfolg? Wissen will man nur das eine, welche Offensive wird Erfolg haben, die französische oder die deutsche. Beide werden eine versuchen.

Zur Bilanz von Gut und Blut Frankreichs kann man sagen: Für Blut ist sie abgeschlossen; bis auf den Kopf des letzten Embousqué weiß man die Ziffern. Für Gut schätzt man die Ausgaben auf 9 Milliarden Francs für Munition und Materialankauf im Ausland. Diese Milliarden kehren nur langsam, vielleicht nie zurück. Geld ist im Inlande noch vorhanden. So Caillaux nebst Anhang hinter dem Finanzminister stehen würde, könnten auch wir hier die 10 Milliarden Anleihen roulieren lassen, selbst wenn bei jedesmaligem Wiedererscheinen eine Milliarde nach Amerika abgebröckelt wäre. Aber bei der Clique dieser internationalen Banquiers ist das Vertrauen an der ganzen Sache bis auf ein Minimum geschwunden, zudem haben sie ja alle die Portefeuilles voll von Exoten. Das Geld in Rußland gibt man meist verloren. Der Geprellte ist dabei der „petit rentier", dem die Macher allmählich die Papiere aufhalsten; jene selbst haben den ihnen gebliebenen Rest längst abgeschrieben, was in Anbetracht der ihnen gegen einen Schluck Wutki verliehenen Bergwerks- und Schürfrechte, als Gratifikation für das Unterbringen der Anleihen — nicht schwer fiel. Nachdem es für diese Gruben auch kein Berggesetz gibt, war ihnen auch die Mühe und das Geld geschenkt, Grubenholz in die Minen zu schlagen, und da auch ihre Industriekonzessionen auf ewige Zeiten frei von Rauch- und Gasbelästigungsporteln der Lokalbehörden waren, stehen alle diese Anlagen heute mit dem den Aktionären so wohlgefälligen nominellen 1 Franc zu Buch.

Der französische Staat schuldet heute ca. 18 Milliarden Francs den Banken. War vor dem Kriege das Land dem Kapitalismus verschrieben, so ist es heute tatsächlich in seiner Hand. Politisch ist Frankreich in der Hand der Gruppe Delcassé und verkauft an die Entente. Nur der homme enchainé und unser ..... können, so jener nicht allein, sondern mit seinem gesamten Anhang verschwindet, die Lage ändern. Die kreditierten Milliarden, welche im Lande geblieben, sind wahrscheinlich von den mittleren zu den oberen Klassen abgewandert, denn der Arbeiter hat sich nichts erspart und der Mittelstand, der weniges besaß, hat auch dies verloren. Die Masse der petits rentiers sind wahrscheinlich nach dem Kriege gezwungen, wieder zu arbeiten. Das Fürchterlichste für ihn wie Du weißt. Glaubst Du, daß diese Geldabwanderung ohne politische Folgen ist? Die sozialistische Partei hat allerorten versagt und war der Regierung, wie man heute weiß, ob Despotismus, Monarchismus oder Republik, wenig gefährlich, da selbst die wenigen Aufrechten überall von der eigenen Partei als Vaterlandsverräter betrachtet werden. Gefährlicher halte ich diese Verarmung des Mittelstandes. So die Regie-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rungen nicht allerorten in Europa verstehen, diesen Mittelstand zu besänftigen und zu retten, wird man noch mancherorts „la machine brevété en France" nur mehr als Serienmaschine bauen. Fast scheint es, als ob der Sozialdemokratie, welche bei euch bereits einmal das Vaterland rettete, als sie sich mit den bürgerlichen Parteien solidarisch erklärte, auch nach dem Kriege indirekt diese Rolle zufallen würde. Euere Regierung hat sich ihr Programm zu Eigen gemacht und die Partei vollends entwaffnet. Nun stehen die Führer da wie jenes Tier, dem man die Löwenhaut genommen. Euere Regierung hat den sozialistischen Staat in die Tat umgesetzt, nicht nur den Agrar-Sozialismus, den ein Rodbertus und Lassalle predigten, sondern selbst die Träume von Marx und Engels über den cooperativen des modernen Industriestaates. Aus dem Preußen-Deutschland der Schulen und Kasernen ist die Insel Utopia geworden. Der Staat teilt heute die Arbeit zu und entschädigt jeden einzelnen nach seinen Leistungen. Nicht nur die Arbeit und den Lohn bestimmt er, nein auch das Brot. Ihr habt von unserem dekorativen Wahlspruch Fraternité und égalité verwirklicht — von euerer liberté wollte ich bekanntlich und will auch heute noch nichts wissen. Euer Land glich, sagte mir D.... letzthin, Griechenland zur Zeit Solons mit dem Wahlspruch: „Als was der Mann geboren ist, das gilt er." Der gewonnene Krieg gab den Boden zur Industrie und in dessen Gefolge den Reichtum. Euere Plutokraten erwarben mit dem Verkauf von marchandise des camelots die Milliarden, welche sich heute in ihren Kassen in Gestalt der Kriegsanleihe verdoppelten. Sie wagten es, eueren Aristokraten braune Scheine unter die Serviette zu legen, um damit aus der Rebeka du marchand d'un louvre eine Duchesse zu machen. Hier jubelte man und im Großfürstenpalais in der avenue de Grand' armée glaubten alle Intimen der großen Verbrüderung, daß aus solchen Plutokraten-Embryonen, die halb Kurfürstendamm, halb Ostpreußen wären, ein degeneriertes Geschlecht entstünde, vor dem sich die Dekadenten an der Seine nicht mehr zu schämen und die Krämer an der Themse weniger zu fürchten brauchten. Doch man täuschte sich. Der August 1914 zeigte, daß in Deutschland scheinbar weder die Geburt noch das Bankkonto maßgebend war, sondern es hieß einzig, „was der Mann leistet, das soll er sein im Staate." Der isolierte Staat, allerdings etwas anders, als ihn der Johann Heinrich Thünen sich vorgestellt hat, um seine Weisheit über Arbeitslohn aus Kostenaufwand und Produkt der Arbeit in die Formel von a. p. zu pressen — hat euren Reichskanzler zum Augustin gemacht, indem er den Anspruch: „Superflua divitum necessaria sunt pauperum" zum Leitmotiv machte. Kannst Du beweisen, daß aber beide keine Hintergedanken hatten? Doch Du willst von mir etwas von hier wissen und ich will nicht mehr unsere gemeinsamen Studienerinnerungen aus dem nationalökonomischen Seminar in ..... auffrischen.....



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich bin in den letzten Tagen unsere alten Wege gegangen. Madame K.... in der rue St. Honoré läßt Dich grüßen. Sie ist voll des Zornes über den Krieg. 180—200 000 Francs Reinverdienst in den guten alten Zeiten, heute kaum 30 000 während des ganzen Krieges. Wenn das so weiter geht, wird sie sich noch den Tod in einer rosa Badewanne, gefüllt mit Aether, geben. Das Aetherfläschchen und die Zuckerstücke sind noch immer ihre ständigen Begleiter, Tröster und Besänftiger in jeder Aufregung, gleich ob diese durch Monsieur Coque oder die Ungeschicklichkeit der Midinettes verursacht wird. Was braucht man noch Mannequins und wer kann sie noch bezahlen, sagte sie, so es keine Rennen mehr gibt, keine Amerikanerinnen für die Toiletten und splendide Amerikaner für die Ergänzung des Salärs. Die Damen von Paris können das Geschäft nicht bringen und die Provinz denkt nicht mehr sehr an Elegance. Triste, très triste. Auch bei ihr wie in ganz Frankreich die Quintessenz der ganzen Philosophie.

Der alte P.... in Argenteuil fährt Gemüse auf der Seine herauf mit seiner Dampfjacht. Ich traf ihn — den intimsten Klubgenossen von Rothschild — in alten Leltuchkleidern, abgemagert — er verträgt nur mehr Eier und haché de veau — auf seinem Besitz neben den Gnomwerken. Er liebt la France, la patrie, und es tat mir um den in allen Wassern gewaschenen, mit allen Hunden gehetzten und in allen Sätteln gerechten — um Deine Worte zu gebrauchen — garçon weh, daß er dieses Leid erleben und darin wahrscheinlich sterben muß. Daß ihm ernst ist, beweist, daß er sein Konto bei der H.....sBank in Basel angriff, um zu helfen. D..... hat 4 Millionen den Banken der Schweiz als diebs- und kriegssichere Depots anvertraut. Er hat sicher noch keinen Sous erhoben. Man könnte es fast als eine nationale Tat bezeichnen, wenn man das Verzeichnis der schweizer Bankdepots und die Chiffreschlüssel dem Minister der hart bedrängten Finanzen übermitteln würde. Ein Sequestre, der niemand schadet und mit einer halben Milliarde zu gering geschätzt wäre.

..... Das gesellschaftliche Leben ist hier gleich Null. Die haute Finance liebt die Hauptstadt nicht mehr, wo man sie auf Schritt und Tritt an unangenehme Pflichten erinnert. Jene sind überhaupt zu bedauern. Wenig Geschäfte und diese Kriegslieferungen mit ewigen Kontrollen und Anzapfungen jeder Art. Sie müssen Ihr Geld sauer verdienen und sind zugleich wie ein gehetztes Wild. An der See wars im Sommer nichts, und im Winter wird Nice und die ganze Méditerranée ein unangenehmer kontrollierter Aufenthalt und Aegypten ist vollends unmöglich. Bleibt einzig Spanien, Balearen und Azoren. Hast Du keine Lust! zu einer société zur Pachtung aller Hotels auf Minorka und Inszenierung eines Conglomerates von Carneval de Nice, Magic City et grande Hotel rue de..... vre pour la mondaine avec une dose demi des nations de l'Entente. Gute Sache. .....



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Kampf

## Von Curt Moreck

Borges war ein junger Gelehrter, den es aus den Wiesen- und Waldländern Europas nach dem stärker besonnten Osten geführt hatte, wo der Erde reicher die Kraft stieg und Frucht wuchs. Da er seit einigen Jahren mit den am feinsten organisierten Geschöpfen lebte — er erforschte das Seelenleben der Pflanzen — war das Band, das ihn Menschen verknüpfte, erschlafft und eine seltsame Entfremdung gegen die Wesen seiner Art hatte sich in ihm ausgebreitet. Seine Nerven schienen so zu Schwingungsempfängern der zartesten Strahlungen verfeint zu sein, daß die festeren stärkeren Strömungen, wie sie von Menschen ausgingen, darüber hinwegzitterten, ohne sie beben zu machen.

Frühjahr und Sommer hatte Borges an den Hängen des Chingan zugebracht, wo die chinesischen Landleute wie stille Tiere um ihn lebten und mit Einsamkeit umgaben. Ende Juli kehrte er mit Instrumenten, Sammlungen und Manuskripten an die Küste zurück und er fand Tsingtau im Fieber. Schon die Bahn entlang, die wie ein stählerner Nerv von der Festung in den ungeheuren Körper des Landes dringt, hatten dunkle Gerüchte die Atmosphäre chinesischer Dumpfheit durchfressen und fieberten in den Stationen. Als er dann die Stadt betrat, zerflog seine Ungewißheit. Seine Landsleute gingen mit lodernden Augen; Erwartung spannte übermäßig die Gesichter, Schicksalsungewißheit überschien sie mit Bleichheit. Die Gelben schlichen wie Tiere, die Unheil wittern, und drückten die Augen in die Winkel, wenn sie die Wege der Weißen kreuzten; sie rochen schon den Kadaver in ihnen, an dem sich in diesen Straßen vielleicht ihre hungrigen Hunde mästen mochten.

Ueber Stadt und Hafen stand Schwüle. Der Himmel bog sein gelbes Metall zur Linie des Horizonts. Das Steinerne der weißen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Häuser verlor seine harten Umrisse; verascht zerfiel das Grün und die Gärten schlafften wie sinnlos geworden hinter hellen Gehegen. Nur das dunkle Ragen der Felsen, an denen Sonne klebte und die oben die Befestigungen trugen, behielt seine Geltung, wie in dieser Stunde allein das sinnvoll schien, was dem Kriege diente, der nun wirklich werden wollte.

Borges stand und sah am zerzackten Gestein hoch, und er fühlte, wie hier Kraft aus der Erde aufstrahlend in festen Linien zum Gipfel zielte und sich zusammenschloß in geduckten Türmen, die Instrumente der Gewalt und des Tötens bargen. Eine Frage durchriß ihn: ob der Krieg ein naturgewolltes Ereignis sei? Aber ohne daß er Antwort fand, durchschritt er die Stadt und wußte sich plötzlich von ihr aufgesogen, von ihren Erregungen durchglüht, in seinem Blute ihr Fieber. Die Esse des Kriegs löste alle fremden Stoffe ineinander auf und verschmolz sie. Alles, was Borges bisher gegolten, hatte jetzt seinen Sinn verloren und er war übertäubt vom Geschehen. Er war nie ein Kämpfer gewesen und es war auch nicht kriegerischer Instinkt, was ihn nun trieb, daß er hinging und Freiwilliger wurde. Er hatte nur das Bedürfnis, in einer Notwendigkeit aufzugehen und in einer Handlung Halt zu finden, nachdem das Ereignis des Krieges sein bisheriges Sein wie eine nutzlose Haltung zerbrochen hatte. Er begriff sich nicht, aber er verlangte auch nichts von sich, als jene strenge Einordnung in den kriegerischen Mechanismus, der alle Handlungen in straffe Handgriffe auflöste.

So erlebte er die Einschließung der Festung, die ersten Beschießungen, sah die ersten Toten mit offenen Augen und zersetztem Fleische rücklings liegen, Gefangene zwischen Bajonetten durch die Straßen geführt. Die Nächte wurden vom Brüllen der Geschütze zerrissen. Scheinwerfer standen auf den Felsen und spritzten albinoweißes Licht gegen die Sterne, sausten stumm wie Sensen über das versunkene Gelände, in dem Feinde verwühlt oder im Ansprung lagen. Die Atmosphäre zersprang vom Schlage der Explosionen. Als Borges eines Tages den schneiden-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Flug einer Granate wie den eines Vogels voll kühler Neugier blickverfolgte, wußte er, daß auch ihm das neue Geschehen nun in Selbstverständlichkeit aufgegangen sei und seine Nerven sich zu höherer Spannung gestählt hatten. Und er fürchtete keine Schwäche mehr.

Das Hämmern der Geschütze verschweißte mit Fugen dunkler Nächte die grellen Tage zum schweren Ring der Wochen. Borges lag mit andern, hinter dem bergenden Geschichte von Sandsäcken und Erdschollen bei einem Paß. Er sah von hier die blutigen Wellen feindlicher Anstürme zerspritzen und die tödlichen Dünen kaltblinkender Drahthindernisse rot überschäumen. Er schoß und sah gelbe Gesichter flackern und auslöschen, Haufen fremder Männer stumm zerschleudern, und er wußte, daß sein Finger, während er mechanisch den Abzug des Gewehrs drückte, an diesem Geschehen teil hatte. Aber nicht begreifen konnte er, daß ein Handgriff, von dem die Seele nichts wußte, genügte, um in das Weltschicksal handelnd einzugreifen, das Tausende sterben ließ um der Idee des Krieges willen; und er empfand Schuldbewußtsein über ein Tun, zu dem nicht sein ganzes Wesen mit Bereitwilligkeit aufgestählt und von Notwendigkeit durchnervt war. Er sehnte sich zurück in die zartgefügtere Welt der Pflanzen, da er den Menschen innerlich sich maßlos entfremdet wähnte. Doch er war an Pflicht gebunden; er war ein Stein in der Mauer der Abwehr und erkannt Ohnmacht des Willens. Ein fremdes Hirn lenkte ihn, während das eigene Auflehnendes dachte. Doch lag es ihm fern, Widerspruch zu wollen; nur fand er den Ausgleich des Verstehens nicht, der Unterordnung erträglich macht. So war er zweifelzerrissen und litt an dieser gewaltsamen Haltung.

Da kam es, daß man eines Nachts ihn auf Vorposten schickte. Es war nach den Tagen, wo feindliche Geschütze endlich die eigenen überbrüllt hatten und die Befestigungen auf den Felsen zerbröckelt lagen. Die Stadt erwartete ihr Schicksal, aber noch einmal ballte sich letzte Kraft in den Kämpfenden. Am Abend erhob Borges sich aus der lockeren Verschüttung des Schlafs, trat zur



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Minute an den leergelassenen Platz in einer Reihe Männer; sie stiegen empor zum Paß. Borges bedachte die Frage: Warum bin ich ein Stoff, der sich nicht auflösen will in dieser Masse? Warum durchdringen nicht die Schmelzfeuer auch meine Härten? — Er fühlte sich außer Zusammenhang mit den andern Männern und tat doch wie sie.

Stumm vollendeten sie den Aufstieg. Geschützlärm splitterte. Nacht umfinsterte die Tsingtauberge. Die verblaute Bucht lag jetzt schwarz vom Ufer umarmt. Ein Graben schluckte die Männer. Eine Böschung überkrochen sie, rochen Erde, standen auf, schritten hinter Brustwehren. Schließlich lag Borges in seinem Erdloch allein. Erwartung durchstraffte ihn; wenn Scheinwerfer die Nacht zerrissen, stürzten jähe Bilder in seine geweiteten Augen. Leuchtraketen zogen steigend feurige Linien ins Schwarze und zerfielen in ungeheure Helligkeit, verblätterten mild scheinend wie jäher Tag. Die Nacht gurgelte um den schweren Bogenwurf der Geschosse wie schwarzes Wasser; das Dröhnen der Sprengungen durchlief die Erde und durchschwang auch ihn, der mit ihr Brust an Brust lag.

Wenn flammend das Rad eines Scheinwerfers über ihn hinrollte, war ihm, als schrumpfe sein Gesicht unter sengendem Anhauch zusammen, als schmelzen die Lider über der wunden Pupille. Kälte durchdrang den hüllenden Mantel und Tau überschleimte seine Hände. Aber er nahm die Marter endlosen Wartens unwidersprochen hin, weil er Notwendigkeit sah in dieser Vorsicht. Er lag hier und war spähendes Auge für Tausende; und in diesem Bewußtsein riß er alle Energie, die seine Bereitwilligkeit hergab, in die Pupille. Er überwachte das Dunkel, in dem Feindschaft lauerte; er behorchte die Ferne und sog jeden Laut abwägend in sein Gehör. Sein Gehirn arbeitete mit einemmale voll neuer Spannkraft und fing alle Schwingungen auf wie eine Antenne. In dunklen Wellen wogte das Land auf ihn zu und er empfand, daß die Atmosphäre von Feindschaft durchtränkt war; zum erstenmal erkannte er in Widerströmendem



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Feindseligkeit des andern Elements und stemmte sich ihm entgegen. Er stand hier für alle, nicht mehr ein Einzelner, dessen losgelöstes Schicksal an besonnten Oberflächen trieb; ein vorgestreckter Fühler der mächtigen Masse hinter ihm. Und drüben, getrennt durch schmale Streifen Bodens, Gräben, Hecken aus Eisendorn, stand eine andere Masse, kriegerisch geballt und von Wucht geschwellt, um vernichtend vorzustoßen. Und während er dies übersah, fühlte er den Anprall voraus. Ganz stark und riesig wuchs er selbst in seine Pflicht hinein, spürte die Fäden, die von dem einen Hirn, das für sie alle lenkend dachte, zu ihm gingen; und sein Wollen empfing von jenem Richtung und Ziel. So ging Veränderung in ihm vor, während er alle Sinne zusammenriß, um seine Aufgabe zu erfüllen, die Wachsamkeit war.

Da sah er Dunkles lautlos auf bleicher Straße, auf kiefernüberbuschtem Gelände anschleichen. Der Feind erhob sich, stieß erste Wellen vor, rollte an, — mächtige, tödliche Flut. Zögernd kam ein Haß heran, duckte sich unter Nacht, kauerte im Ansprung. Da fühlte Borges sich stark genug, den Tod in die Hand zu nehmen; und wenn er bis heute blind ins Ungefähr geschossen, so wußte er nun, daß er blicksicher zielen und dem verschleuderten Tode Bahn geben würde. Der Feind war nicht mehr eine Menge mitlebender Menschen, er nicht mehr Hirn, Fleisch, Blut, Gestalt: zwei Gewalten wuchteten hier gegeneinander, in deren eine seine Existenz ganz sich aufgelöst hatte.

Er sprang auf und lief zurück, meldete feindlichen Anmarsch und nahm seinen Platz ein. Kalt an die Wange geworfen lag der Gewehrkolben, erwartungsgespannt krümmte der Finger am Drücker. Kampf war Wille geworden in ihm. So stand er, neben ihm die andern; ein Herzschlag ging durch sie hin. Ueber ihnen ward die Nacht feurig aufgerissen von rauschenden Granaten. Erde und Stein übersprühte sie aus fallenden Fontänen. Scheinwerfersensen mähten wucherndes Dunkel. Feuerschein zerriß die Spannung ihrer Gesichter. Und wie von einer nutzlosen Haltung erlöst, schoß Borges in das erste Japanergesicht, das vor ihm



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auffuhr. Er sog im Atem Dunst von Haß, der mit frischem Blute aufdampfte, und die letzte Hemmung zerbrach. Der Krieger, der in jedem seiner Rasse schlummerte, erstand in ihm und zerriß das feine zähe Gewebe seines Wesens, ihn aufstählend zum höchsten Spiel gesammelter Kraft.

Der Feind wogte heran, stieg ungeheuer wie Meer. In der Vermischung der Gegner klirrte Eisen, klang Schrei, brach Geröchel. Und während Borges einen Fetzen geeister Luft in die heiße schlagende Lunge riß, stieß er sein Bajonett in weiches Fleisch, sah ein Menschengesicht zerfallen und Blut quillen wie neue Morgenröte. Kampf umhallte ihn und aus dem Getümmel stieg strahlende Vision: blaue Bucht in Sonne, weiße Häuser in Gärten versunken, Mittagshimmel und flammendes Meer, Heimat und Friedlichkeit, Strom und Wald, Lächeln von Frauen und Spiel der Kinder . . .

# Der neue Richard Strauß

Von Paul Zschorlich (Berlin)

Das ging diesmal wieder wochenlang vorher los. Die Blätter brachten zuerst ganz kleine Notizchen über die „Alpensinfonie", zaghafte Andeutungen, gönnerhafte Mitteilungen, dann, dann vor der Generalprobe, der Urprobe der Uraufführung, ausgewachsene Artikel mit Motiven im Notendruck. Und zwar taten das dieselben Blätter, die früher gegen den Reklamekult bei Richard Strauß gewettert haben. Vielleicht läßt sich der krasse Widerspruch zwischen Wort und Tat dadurch erklären, daß die Herren Redakteure von dazumal inzwischen zum Militär eingezogen sind. Im Grunde hat die Reklame für die „Alpensinfonie" schon vor vier Jahren eingesetzt. Gleich nachdem der „Rosenkavalier" erschienen war. Damals hieß es zum ersten Mal in Notizchen, deren Herkunft ewig rätselhaft bleiben wird: Strauß arbeitet jetzt an einer „Alpensinfonie". Ach, wenn doch für einen neuen, noch unbekannten Mann, der es dringend nötig hat, so vorgearbeitet würde wie für Richard Strauß, der längst über alle Berge war, bevor er die „Alpensinfonie" schrieb! Er selber hat in früheren Jahren einmal öffentlich erklärt, die Reklame gehe ihn persönlich gar nichts an, das sei Sache seines Verlegers. Merkwürdiger-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weise gab man sich mit Berichtigung zufrieden, anstatt zu bedenken, daß der Verleger doch entschieden Sache von Richard Strauß ist.

So war auch diesmal planmäßig vorgearbeitet worden. Jeder wußte e t w a s über das neue Werk, aber nichts Rechtes. Das erhöhte die Spannung. So muß es sein. Man muß die Leute zappeln lassen. Und dann kam die denkwürdige Generalprobe. Mittags um 1 Uhr, zu einer Stunde, da der Bürger zu Mittag essen will. Das Orchester: die Dresdener Hofkapelle in corpore. Zum ersten Mal in Berlin. Also wieder ein Grund zu Unruhe und Meinungsverschiedenheiten: ist's nicht eine Beleidigung für die Philharmoniker? Und gar für die Kapelle der Königlichen Oper zu Berlin? Warum vertraut Strauß die Uraufführung seines Werkes nicht dem Orchester an, das er seit Jahr und Tag dirigiert? Es gab besorgte Spießer, die so fragten. Und doch war die Sache so einfach: seit Jahren haben die Uraufführungen der Straußschen Bühnenwerke in Dresden, nicht in Berlin stattgefunden. (Der „Rosenkavalier" hat sogar an sehr hoher Stelle sehr heftiges Bedenken hervorgerufen und die Leverszene der Marschallin hat das ganze königliche Regiekollegium schwitzen gemacht). Warum sollte das große Orchesterwerk nicht denselben Leuten anvertraut werden? Zumal wenn sich so zwanglos eine Gelegenheit ergab, die Dresdener Hofkapelle einmal in Berlin zu hören? Strauß stattete ihr auf diese Weise gleich einem König seinen Dank ab. So muß man es doch wohl sehen. Freilich: das hätte ein andrer riskieren sollen!

Aber Strauß ist eben Strauß und inkommensurabel. Hätte man das Werk gespielt, ohne den Komponisten zu nennen, so würde jeder, der auch nur eine Ahnung von Strauß hat, gesagt haben: das ist von Richard Strauß. Ein Musikkritiker, der vorbeigeraten hätte, müßte Prügel haben. Sein Stil, seine melodische Sprache, die Faktur des Aufbaus wie des Orchesters, die Tonmalerei: alles unverfälschter Strauß. Auch der geniale, viel zu wenig beachtete Nicodé hat eine einstündige Sinfonie („Gloria") für ein Riesenorchester geschrieben. Aeußerlich betrachtet, ähneln sich die beiden Werke. Aber nie würde man Nicodés Tonsprache mit Straußens Namen in Verbindung bringen. Der alte Raff schrieb eine Sinfonie „Im Walde", die leider nur noch wenig gespielt wird, empfindungswarme, eindringliche Musik, in der es auch an Tonschilderungen nicht fehlt, Liszt schrieb seine innige, so versöhnlich anmutende sinfonische Dichtung „Ce qu'on entend sur la montagne", von dem Schweizer Hans Huber haben wir eine „Tell"-Sinfonie, aber wie verblaßt das alles vor dem gigantischen Werk von Richard Strauß! Mag man im Einzelnen darüber denken, wie man will (selbst der Ausdruck „Greisenhaftigkeit" fiel in einer Berliner Kritik), es ist und bleibt doch wieder eine monumentale Leistung. Gewiß: man kann gut monumental sein, wenn man 105 Mann Orchester zur Verfügung hat. Daß 8 Hörner, 4 Posaunen, 4 Trompeten und 2 Baßtuben mehr Lärm



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

machen als ein Mozartsches Orchester, kann man sich denken. Aber das ist wirklich nicht das Entscheidende. Ja, ich muß sagen, das Straußsche Gewitter ist nicht einmal so schlimm, wie man hätte erwarten dürfen (die Donnermaschine schien überhaupt zu fehlen, wenigstens wirkte sie längst nicht so wie im Theater). Wenn Tschaikowski mit seinen Bläsern loslegt, ist der Lärm relativ größer und die Wirkung im Rahmen des Ganzen mindestens eben so stark. Aber die kontrapunktische Arbeit und die Beteiligung der einzelnen Instrumente oder Instrumentalgruppen an ihr ist eben straußisch und fast unnachahmlich. Dabei ist das kühne und wüste Durcheinander, das sich im „Don Quixote", im „Heldenleben" und in der „Sinfonia domestica" findet, viel seltener und an seine Stelle sind Partien getreten, deren Kontrapunkt klarer und durchsichtiger ist als je zuvor. Es hat Strauß nie an großgeschwungenen, weitbogigen Melodien gemangelt. Man denke nur an den Schluß der „Feuersnot" oder der „Salome" oder an das Terzett im „Rosenkavalier". Der lange Atem, der ein untrügliches Zeichen von Größe ist, das Sich-Zeit-Lassen bei Steigerungen und besonders bei Abschwellungen, das bei Beethoven und Wagner oft viele Takte beansprucht, ist auch Strauß eigen. Wenn er die Empfindungen beim Anblick des Gletschers oder oben auf dem Gipfel schildert, wird er breit und pastos, feierlich und schwärmerisch. Er versenkt sich ganz und spinnt sein Bild in die Höhe und in die Tiefe, ohne doch irgendwie zu ermüden.

Man kann den Tonzauber auf sich wirken lassen, ohne im Einzelnen zu wissen, was gemeint ist. Und doch hat Strauß diesmal wieder bewußt Programmmusik geschrieben. Er selber gibt folgenden Anhalt: „Nacht. Sonnenaufgang. Der Anstieg. Eintritt in den Wald. Wanderung neben dem Bache. Am Wasserfall. Erscheinung. Auf blumigen Wiesen. Auf der Alm. Durch Dickicht und Gestrüpp auf Irrwegen. Auf dem Gletscher. Gefahrvolle Augenblicke. Auf dem Gipfel. Vision. Elegie. Stille vor dem Sturm. Gewitter und Sturm. Abstieg. Sonnenuntergang. Ausklang. Nacht." So subjektiv diese Zusammenstellung auch sein mag, sie gibt ohne Zweifel das Wesentliche einer Wanderung in den Alpen. Wie sich Strauß allerdings den Unterschied zwischen einer Vision und einer Erscheinung gedacht hat, ist mir rätselhaft. Beide Begriffe sind doch identisch. Unter den Tonmalereien überragt der Wasserfall alles Gewohnte. Wie Strauß das Wasserplätschern mit vier Harfen und Flöten schildert, ist ein Meisterstückchen für sich. Ueberwältigend schön ist auch seine Sonne, mag sie nun aufgehen oder die liebe Gotteslandschaft bestrahlen. Das Sonnenthema kehrt öfters wieder und bildet eine Art Bindeglied in der Sinfonie. Auch die Wanderung am Bache übertrifft an Stimmungsmalerei alles Aehnliche, bereits Vorhandene.

Andrerseits kann ich nicht verschweigen, daß manches in der Erfindung merkwürdig billig und durchaus nicht wählerisch ist. Strauß versteht ja kraft seiner



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

starken kontrapunktischen Phantasie und seiner angebornen Befähigung zu Witz und Geistesblitzen aus dem unscheinbarsten Thema etwas zu machen, aber einige Themen selber sind diesmal erstaunlich wenig originell und beinahe schon banal. Das Sonnenthema selber, seines instrumentalen Glanzes entkleidet, stellt nicht viel vor. Aber was will das besagen im Rahmen des ganzen großen Werkes? Man mag Einzelnes bemängeln, dem überwältigenden Eindruck des musikalischen Kolossalbildes kann man schwerlich widerstehen. Aehnlich verhält es sich mit der Harmonik. Schillings hat eben noch in seiner „Mona Lisa" einen Nonenakkord im Orchester aufeinandergestülpt, der von sich behaupten darf neu zu sein (was heutzutage wahrlich viel sagen will). Bei Strauß hat man, bis zum „Rosenkavalier", immer sein Ohr auf neue Verbindungen und aparte harmonische Wendungen einstellen müssen. In dieser Hinsicht ist Strauß nicht weitergegangen. Er hat sich vor allem dem Debussysmus nicht genähert, wie viele annahmen. Wir wollen uns aber um Gotteswillen hüten, deshalb gleich von einem Stillstand zu reden. Im Gegenteil: diese Reserviertheit entspricht der ganzen Haltung, die Strauß in seiner „Alpensinfonie" einnimmt und die vielleicht dem Thema gegenüber erforderlich ist.

Alles in allem haben wir Grund, auch auf diesen neuesten Strauß stolz zu sein. Schwer zu sagen nach einmaligem Hören, wie weit unsere Herzen bei dieser grandiosen Naturschilderung auf ihre Rechnung kommen, durch die unsere Ohren jedenfalls aufs reizvollste beschäftigt werden. Eindringliche Wärme, ergreifende Schönheit der Melodik, kurzum: die Inbrunst des Naturschauens möchte ich dem Werk nicht ohne weiteres nachrühmen. Und doch steckt hinter der Schilderung „Auf dem Gipfel" vielleicht mehr, als sich beim ersten Mal erfassen läßt. Wir haben das schon oft gerade bei Strauß erlebt, daß wir an etwas vorbeihörten, was bei öfterem und intensiverem Hören sich immer deutlicher als wertvoll herausstellte. Kein Mensch, und sei es der routinierteste Kapellmeister, ist im Stande, in einer kurzen Stunde all das völlig aufzufassen und geistig zu beherrschen, was in einem solchen Riesenwerk an Werten niedergelegt ist. Wäre das so einfach, dann hätte Strauß niemals Anfeindungen erlebt, dann wäre Wagner glatt seinen Weg gegangen. Heute sieht ein jeder bei Strauß über das Un- oder Mißverständliche hinweg, denn der Meister ist mittlerweile fünfzig geworden und besitzt Weltruhm. Früher war das nicht so. Der kleinlichen und hämischen Kritik früherer Jahre ist eine löbliche Unterwerfung gefolgt. Ob die „Alpensinfonie" Dauerwert besitzt oder nicht, läßt sich heute schwerlich sagen. Aber noch erfüllt von dem gewaltigen Eindruck, den sie soeben auf uns gemacht hat, möchte man es von Herzen wünschen. Denn letzten Endes manifestiert sich hier deutsche Kunst.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## Im Schützengraben

Da sagt man immer, der Krieg verändere die Leute. Aber wie es mir damals ging, als ich vor manchen Monaten Martin Lang's „Feldgrau" las, genau so geht es mir jetzt mit dem neuen kleinen Kriegsbuch „Im Schützengraben" von Albert Leopold (erschienen in Thienemanns Verlag, Stuttgart). Ich finde da einen feinen, liebenswerten, ganz und gar schwäbischen Menschen, der Monate und Monate den Krieg mitmacht, und stramm und tüchtig mitmacht, und der dennoch, sobald er denkt, sobald er schreibt, so bald er sinnt und dichtet, ganz der ist, der er immer war. Nicht ein weichmütiger Pazifist, der in Gottes Namen mitgegangen ist, weil er eben mußte, sondern durchaus ein froher, aufrichtiger, überzeugter Soldat — und doch ein lieber, zarter Mann mit innigen Gedanken und Seelenbedürfnissen, mit einer herzlichen, edlen Art zu erleben und zu sehen. Das ist so tröstlich, zumal wenn unsereiner immer wieder von Kriegsgurgeln (die aber nicht an der Front sind) gesagt kriegt, man habe ja keine Ahnung vom Denken und Sein des Soldaten, und man möge sich überhaupt mit seiner Humanitätsduselei heimbegeben! Nein, wir wollen dieser Duselei vielmehr treu bleiben, und wollen uns namentlich über jedes Anzeichen freuen, das uns zeigt, daß unsre Brüder und Freunde von den Fronten nicht als abgebrühte Materialisten zurückkommen werden.

Leopolds liebes Buch erzählt hauptsächlich vom alltäglichen Kleinleben im langen polnischen Stellungskrieg. Keine Theaterkünste, nicht viel Blutgeruch, aber dafür gerade das, was wir immer am liebsten hatten erfahren wollen: wie es eigentlich so den Tag und die Nacht über zugeht, was unsre Leute draußen zu tun und zu leisten haben, in was sie Mangel und an was sie Ueberfluß haben, wie sie sich ihre Wohnlöcher einrichten und wie sie ihren etwaigen Feierabend hinbringen. Von dem allem berichtet Albert Leopold mit einer fast behaglichen Anschaulichkeit und Frische, und zwischendrein, wenn dann plötzlich der Ernst der Sache laut wird und der Tod hereinschaut, dann sieht das viel wahrer aus als in den Novellen, wo man es schon so lang hat kommen sehen.

Besonders für uns Schwaben sind die beiden Bücher, „Feldgrau" von Lang und der „Schützengraben" von Leopold, die allerbesten volkstümlichen Kriegsbücher, jenes aus der atemlosen, herzklopfenden Zeit der allerersten Kriegswochen, dieses aus dem langen, festgefahrenen, endlosen Stellungskrieg. Wer Einen draußen stehen hat, wird dafür dankbar sein.

Hermann Hesse

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Frankreichs Psychose

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Fürst Bülow hat in Luzern geäußert: „Man sei allgemein entschlossen, den Krieg bis zum Ende mit den Waffen durchzufechten. Deutschland sei einig und verfüge über alle Hilfsmittel."

Es wird richtig, wenn sich Deutschland in amtlichen und privaten Aeußerungen zu Gehör des Auslands auf diesen Standpunkt stellt, der objektiv richtig und richtig auch wegen der Psychose ist, in der sich Frankreich befindet. In diesem Zustand verkennt der Patient die Wirklichkeit und hascht nach jedem Selbstbelebungsstoff. Deutschland, dem ein höherer Grad von Gelassenheit und Zuversicht eine ruhige Betrachtung gestattet, wäre eben deshalb wohl in der Lage, gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt Erwartungen auszusprechen, wie sie sich auch jedem wirklich neutralen und objektiven Nichtdeutschen nach dem Verlauf der militärischen und politischen Dinge aufdrängen. Frankreich aber ist, gerade weil sich die Dinge nicht nach seinem Wunsch gestaltet haben, in seinen, zur Zeit tonangebenden Wortführern entschlossen, in jeder offenen und vernünftigen deutschen Aeußerung nur deutsche Kriegsmüdigkeit zu erspähen und diese Fälschung des Beweggrunds zur Aufpeitschung der ermattenden, französischen Siegesgier zu benützen. Das schreibt Deutschland seine Haltung und Handlung vor. Die französische Politik und die französische Mentalität kommen in einen fast krankhaften Zustand, der eine andere Leitung der Geschicke Frankreichs auch den weitestblickenden Franzosen zur Zeit schwer oder unmöglich zu machen scheint.

Man hat in Paris Delcassé sanglos, bedrückt und doch erleichtert ziehen lassen. Man fühlt auch dort die Fehler, die er gemacht hat, aber man hat nur den Mut, sie in



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einzelheiten zu suchen und nicht die Stärke, sie im Grundgedanken der Delcassé-Politik zu finden.

Es ist merkwürdig und tragisch: Die klügsten Franzosen haben dem Tun Delcassé's seit Jahren keine Sympathie, sondern Mißtrauen entgegengebracht und den Geist Delcassé's nicht für den Geist Frankreichs erklärt. Man ist ihm nicht aus Ueberzeugung gefolgt, aber man ist — was für die Wirkung, aber nicht für die Gesinnung aufs gleiche hinausläuft — im Widerstand gegen seine echauffierende Komplottmacherei erlahmt. Delcassé nahm die Zügel in die Hand, weil sie ihm kein anderer herausriß und weil man den Elementen, die von einem verschwörerartigen Haß erfüllt waren, erlaubt hatte, Jean Jaurès durch einen Meuchelmord auf die Seite zu bringen, der demjenigen von Serajewo in einem Abstand von nur einem Monat folgte.

Delcassé lenkte die Politik von August 1914 bis Oktober 1915. Auch seine Methode war merkwürdig und imperialistisch. Er verkehrte auch mit den Politikern des Ministeriums so gut wie gar nicht. Ein menschenverachtender Zug hatte ihn isoliert. Er sprach sich nur mit Poincaré aus und allenfalls noch mit Viviani, der nicht wagen durfte, ihm dreinzureden. Von den Diplomaten seines Ressorts hatte er eine sehr geringe Meinung, namentlich von seinen Balkandiplomaten. Nur die französischen Botschafter von Rom, London und Washington ließ er gelten.

Es ist klar, daß die Frucht am Giftbaum der Revanche faulen muß, sobald schlechtes Wetter eintrat. Delcassé's Politik, der seine Methode entsprach, mußte, so wie das Temperament der Franzosen ist, in der Person ihres Trägers zusammenbrechen, wenn der Erfolg länger als ein Jahr ausblieb. Er hatte im August 1915 noch eine Gnadenfrist bis zur französischen Offensive und zum Balkanfeldzug. Beide scheiterten und Delcassé war rettungslos verloren. Die im September einsetzenden Preß- und Parlamentsangriffe waren der schwache Widerschein der Nervosi-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tät und Erbitterung der Franzosen über die Sackgassen, in die sie Delcassé hineingeritten hatte.

Das Verhängnis ist, daß der französische Patriotismus nicht die Höhe erreicht hat, außer der Person Delcassé's, auch der Erbsünde seiner Politik zu entsagen. Aber es liegt im Naturell des Franzosen, den Akt der Umkehr unter den Blicken der ganzen Welt für eine unedle Geste zu halten. Außerdem hat die gezüchtete Stimmung Frankreichs einen kompakten Charakter, so daß sie die Staatslenker, wenn nicht beherrscht, so doch fesselt. Der Sanguinismus der Franzosen hat etwas von religiöser Gläubigkeit und daraus entspringt die mystische Hoffnung auf irgend ein Wunder, heiße es Jeane d'Arc, Hellas oder Rumänien.

Aber dennoch hat der sprungbereite Kritizismus von Paris noch andere Konzessionen als nur die Person Delcassé's gefordert. Mit ihm hatte der Ministerpräsident Viviani abgewirtschaftet und besaß kein Vertrauen mehr. Nur um dem Ausland nicht den Einblick in die Größe des Fiaskos des Ministeriums vom August 1914 zu gönnen, brachte man Viviani im Altenteil des Justizministeriums unter und griff gleichzeitig zum Zweck einer Unterbindung der in Paris eng verschlungenen journalistischen und parlamentarischen Kritik zu einem neuen Beruhigungsmittel. Man kreierte so viel neue Ministersitze, daß jede politische Gruppe ihren alten Premier delegieren konnte und nahm auch den Klerikalismus in einer homöopathischen Dosis ins Ministerium. Damit hatte man auch die zu den Gruppen ressortierenden Journale wieder auf die rücksichtsvolle Linie der optimistischen und nicht pessimistischen Leitartikel herübergebracht und das Talent Briands garantierte eine Antrittsrede in bestem, französischem Tonfall.

Das sind aber doch nur künstliche Mittel zur äußerlichen und vorübergehenden Disziplinierung der Kritik in Parlament und Presse. Der gute Wille, keinen inneren Streit zu entfachen, hat mit dem guten Willen, Schlachten zu gewinnen, das gemeinsam,



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß gleichzeitig ihre tatsächlichen Voraussetzungen geschaffen sein müssen.

Daran aber fehlt es im Westen, im Osten und im Süden. Man schickt Kitchener über Saloniki nach Aegypten und verschafft durch diesen Abgang Joffre die alleinige Oberleitung. Dadurch wird weder an den Ufern des Mittelmeers, noch im Westen etwas wesentliches geändert werden. Auf dem Balkan war der Oktober 1915 der kritische Monat. Deutschland und Bulgarien haben ihn ausgenützt. Ihre Erfolge sind nicht rückgängig zu machen. Die Salonikiexpedition wird mit jedem Tag eine größere Verlegenheit, genau wie die Dardanellenaktion. Die Dardanellen-Forcierung war nur auf türkischen Munitionsmangel kalkuliert und ist mit der freien Durchfahrt auf der Donau und durch Bulgarien endgültig erledigt. Serbien aber ist wie Belgien nutzlos geopfert.

Es ist zu viel Kritizismus auch in den Köpfen zu Paris, als daß man nicht, und wäre es auch nur auf Stunden, die gewaltige Wendung erkennen würde, die der europäische Krieg dadurch erhalten hat, daß nach der Türkei nun auch Bulgarien sich zu den Zentralmächten gezogen fühlte und daß sie ihre Heere vereinigt haben. Der Anziehungskraft, die dieser Zentralkörper und die der Erfolg ausübt, kann sich weder Griechenland noch Rumänien entziehen. Die Hegemonie Rußlands über den Balkan ist ausgeschaltet.

Es gibt vermutlich auch im reparierten französischen Ministerium Leute, welche den völligen Fehlschlag der Politik Delcassé's erkennen und ihren Namen für zu gut halten, um ihn in der Weltgeschichte durch die Fortsetzung einer verfehlten Politik kompromittieren zu wollen. Aber freilich andere haben sich durch ihre Fehler präjudiziert und Briand meint schon, ein großer Politiker zu sein, wenn er in die Zeitung setzen läßt, daß er bereits im Januar 1915 gegen die Dardanellen- und für die Saloniki-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Expedition gewesen sei, was heute kaum einen intellektuellen, aber jedenfalls keinen praktischen Wert hat.

In Wahrheit wird in Mazedonien, an den Dardanellen und in Aegypten für Englands Seeherrschaft und für kein unmittelbares französisches Interesse gekämpft. Das mittelbare Interesse, Deutschland dort zu schlagen, hat nach dem Gang der militärischen und politischen Ereignisse verflucht wenig Aussicht auf Erfolg und so steht das neue, oder ein weiter umzugestaltendes französisches Ministerium vor der täglich dringender werdenden Entscheidung, ob es die Person und die Politik Delcassé's fallen lassen oder den Widersinn begehen will, die erkannten Sünden Delcassé's fortzusetzen. Zu diesen Sünden gehört auch der Vertrag vom 4. September 1914, vom dem ich am 12. September 1914 geschrieben habe:

„In diesem Fall läge eine grausame Erpressung Englands auf Kosten des armen Frankreichs vor, das bis ans Verbluten gebracht werden soll, um die Chancen des englischen Friedensschlusses zu verbessern. Dann wäre Frankreich der verwundete Gefangene Englands." Heute müßte man hinzufügen „und der Gefangenen seiner Psychose."

# Charakterzüge der gegenwärtig kriegführenden Nationen.

Von Gunnar Gont

Bei keiner Gelegenheit tritt der Charakter eines Volkes in seinen Grundzügen so deutlich hervor wie im Kriege. Im Schmelztiegel der Leidenschaften zerfällt die Legierung eines Nationalcharakters in seine ursprünglichen Bestandteile und es zeigt sich, welche von diesen Bestandteilen die dominierenden sind: die Vernunft oder die Leidenschaft, die Klugheit oder die Schlauheit, die Gradsinnigkeit und Aufrichtigkeit oder die Verstellungskunst und Heuchelei, die Liebe zur Sachlichkeit und Gerechtigkeit oder zum augenblicklichen persönlichen Nutzen,



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zur soliden Wahrheit oder zum ephemeren Schein. Zu keiner früheren Zeit hat die Menschheit solche Gelegenheit gehabt, die Charaktereigenschaften der gegenwärtig kriegführenden Nationen näher kennen zu lernen und sie mit einander zu vergleichen als jetzt. Das Verhalten der verschiedenen Regierungen beim Beginn und während des Krieges, das Verhalten der Deutschen, Russen, Franzosen, Engländer, Belgier, Serben, Türken, Italiener, läßt die Charaktergrundzüge dieser Nationen und den Stand ihrer ethischen Kultur deutlich erkennen. So zum Beispiel die zynische Gleichgültigkeit der russischen Regierung gegen Wahrheit und Sittlichkeit und gegen die Vernichtung unzähliger Menschenleben aus despotischer Eitelkeit und barbarischer Gewohnheit, ihre Untertanen als rechtlose Sklaven zu betrachten, die nur dazu auf der Welt da sind, um sich für die Befriedigung ihres Machtkitzels und ihrer schrankenlosen Herrschsucht zu opfern. Der gute, menschliche Kern des armen vielgeplagten russischen Volkes, seine primitive Kernigkeit und Einfachheit, seine Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und Gutmütigkeit, seine passive Leidens- und Aufopferungsfähigkeit und im Gegensatz zu ihm die seelische Zwiespältigkeit der regierenden Klasse und der Beamtenschaft, das seltsame Gemisch von Barbarei und Dekadenz: von Offenherzigkeit und Verschmitztheit, von Aufrichtigkeit und Heuchelei, von Demut und Hochmut, von Weichherzigkeit und Grausamkeit, von anachoretischer Genügsamkeit und schrankenloser Genußsucht. Der Stamm und die Wurzeln des russischen Volksbaumes sind gesund, aber seine Krone ist wurmstichig, und darum ist sein Wachstum kein gleichmäßiges Gedeihen in Höhe und Breite, sondern ein wildes Wuchern von Seitentrieben. Viel Strauchwerk, aber wenig Nutzholz. Was das Volk gut macht, das machen Regierung und Beamtenschaft wieder schlecht. Das Volk möchte friedlich mit seinen Nachbarn leben, von ihnen Gutes und Nützliches lernen und am großen Bau der Menschlichkeitskultur mit frischen jugendlichen Kräften fleißig mithelfen; aber die Regierung stößt es immer wieder zurück in den Sumpf der Barbarei und der Unwissenheit. Mit väterlicher und mütterlicher Sorgfalt achten Zar und Beamtenschaft streng darauf, daß das liebe Volk in seiner frommen Einfalt erhalten und möglichst lange noch verschont bleibe von den Bildungsbazillen Westeuropas. Zwar hat die Unwissenheit auch ihre empfindlichen Nachteile, indem das Volk dabei arm bleibt und keine gehörigen Steuern zahlen kann. Aber solange der Revanchekoller der Franzosen noch soviel Milliarden dem Staate einbringt, ist die Armut des Volkes immerhin der verdammten Bildung vorzuziehen.

Einheitlicher, willensstärker und aktiver ist der Charakter der Serben. Unter den Slaven das kriegerischste Volk, hat es dementsprechend die Tugenden und die Fehler eines solchen halbzivilisierten Volkes: es ist tapfer, zähe, ausdauernd, aber unvernünftig, tollkühn und leicht zu abenteuerlichen Extravaganzen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu verleiten. Diese cholerische Veranlagung des serbischen Volkes ohne Regulativ der Vernunft und der höheren Gesittung wurde genährt und gestärkt durch seine unglücklichen Regierungsverhältnisse, durch den Zwist der zwei mit einander rivalisierenden Prätendentenfamilien, der Obrenowitsch und der Karageorgewitsch, der auf den Charakter des Volkes sehr demoralisierend gewirkt und seine negativen Eigenschaften noch bedeutend gesteigert hat.

Dieses machte sich die russische Regierung zunutze, indem sie es für ihre Zwecke ausbeutete. Sie mischte sich in den Zwist der beiden Prätendentenfamilien, bald die eine, bald die andere Partei unterstützend oder fallenlassend, je nach dem Stand der Dinge, und brachte es schließlich so weit, daß sie den jungen König aus der Familie Obrenowitsch, der sich für ihre Zwecke nicht gefügig genug erwies, beseitigen ließ, und statt seiner den Prätendenten aus der Familie Karageorgewitsch auf den serbischen Thron setzte. Dieser war jetzt nur ein Werkzeug in den Händen der russischen Regierung, und was ihr früher trotz der größten Anstrengungen und ungeheuren Opfer an Menschenleben nicht gelungen war, nämlich die slavischen „Brüder" auf dem Balkan vom „Joche der heidnischen Türken zu befreien", das ist ihr jetzt mit Hilfe des neuen serbischen Königs, ihres Schützlings, geglückt, aber nicht ganz. Nun, da ihr das große edle Ziel, das sich die russische Regierung gesetzt — und sie hat ja bekanntlich nur große edle Ziele im Auge, nur wollen es die durch die „faule" westeuropäische Kultur verblendeten Menschen und leider auch das russische Volk selbst nicht immer einsehen — da ihr also das große edle Ziel zu erreichen, nicht gelungen war, — nicht nur die slavischen Brüder auf dem Balkan vom türkischen Joche zu befreien, sondern auch Konstantinopel den heidnischen Händen zu entreißen, damit nicht in der schönen großen Stadt mit ihrer herrlichen Lage und ihren strategisch so wertvollen Dardanellen das Christentum noch ferner schmachte und das Heidentum triumphiere, so inszenierte sie mit Hilfe des giftigen Handelsneides der englischen Regierung und des künstlich gezüchteten Revanchekollers der Franzosen einen neuen „heiligen Krieg". Dieser war diesmal nicht direkt gegen die gottverdammten Heiden, sondern gegen die noch schlimmeren Feinde der Menschheit, gegen die Vernichter ihrer höchsten und heiligsten Güter, gegen die Unterdrücker der Kultur — die Oesterreicher und Deutschen gerichtet. Zwar hat das arme, geknechtete, vielgeplagte russische Volk für die Verherrlichung des Christentums und für die „Beschützung" und „Verbreitung" der Kultur in seiner Weise schon genug getan, schon viel Blut vergossen und unzählige Menschenleben zum Opfer gebracht in den Kämpfen gegen Tataren, Perser, Kalmücken, Tscherkessen, Bucharen, Türken, Japaner, und es wäre Zeit, daß es auch für seine eigene Kultur etwas täte und sich endlich selbst aus dem Elend befreite. Doch so denken vielleicht nur Menschen, die kein tieferes Verständnis für die hohen, idealen Lebensziele einer



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

frommen gottergebenen Regierung haben. Aber für das arme russische Volk, das auf den frommen Wunsch seiner Regierung schon so viel für die Verbreitung der Kultur getan hat, ohne sich selbst von diesem edlen Gute das Nötige anzueignen und vielleicht auch für die anderen Völker, die bereits das Glück hatten, den Segen der frommen Knutenkultur der russischen Regierung reichlich zu genießen, wäre es imgrunde doch besser, wenn es keine solche frommen Regierungen mit so hohen Lebenszielen auf der Welt mehr gäbe. Dann könnten die europäischen Völker endlich zur Ruhe und zu einem friedlich gedeihlichen Leben mit einander kommen. Denn die Regierung eines so großen europäischen Volkes, die ihrem biologischen Charakter nach ihren Nährboden in moralischer Fäulnis hat, kann nur destruktiv und hemmend auf die friedliche und gedeihliche Kulturentwicklung der europäischen Völker wirken und bildet durch ihre Infektionsfähigkeit eine beständige Gefahr für die gesamte Menschheit. Das konnte man jetzt bei der Entstehung des großen Krieges wieder einmal deutlich sehen. Eine soziale Institution wie die russische Regierung braucht zu ihrer Existenz fortwährend Kriege und Völkerkonflikte, um ihre antikulturelle Daseinsform mit ihrer willkürlichen Satrapenwirtschaft, ihrer bestechlichen Beamtenschaft, ihrer barbarischen Tyrannei und wirtschaftlichen Schlamperei auf Kosten von Millionen von Menschenleben fortsetzen zu können. Sie wird infolgedessen auch stets darauf ausgehen, jede Gelegenheit zu benutzen, um eingeschlafene Feindschaften und veraltete Rivalitäten der europäischen Regierungen gegeneinander wachzurufen und aufzufrischen, den Habgierigen Gewinn, den Rachsüchtigen Revanche und den Neidischen Schadenfreude versprechend und so die Völker gegeneinander zu verhetzen und in Kriege zu verwickeln. Und da es an pfiffigen, aber unklugen, kurzsichtigen Staatsmännern, die stets bereit sind, ihrem Vaterlande mit ihren schlechten Ratschlägen und hohlen Phrasen zu helfen, niemals fehlt, weder bei den Engländern noch bei den Franzosen und noch weniger bei den Völkern vom Schlage der Italiener und der Serben, so ist es begreiflich, daß ein so ungeheures Unglück wie der gegenwärtige große Krieg plötzlich zum Ausbruch kommen konnte, ohne daß die Menschheit ihn zu verhindern vermocht hätte. Allerdings, hätten die Serben nicht ihren unglücklichen dynastischen Familienzwist, die Franzosen nicht ihre alte Kratzwunde der Revanche und die Engländer nicht ihren grünspangiftigen Handelsneid, so hätte die russische Regierung keine so günstige Gelegenheit, solch gute Zahler und Tauschkunden für ihre edle Freundschaft zu finden. Aber wer einmal ein lebhaftes Interesse daran hat, nach solchen alten Kratzwunden und ungestillten Leidenschaften bei seinen lieben Nachbarn zu suchen, um sie freundlichst noch mehr aufzukratzen, der wird auch stets solche finden.

Wie die Politik der russischen Regierung ihrem Wesen nach auf die Politik der anderen Nationen nur demoralisierend und zersetzend einwirken kann, so



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

enthält auch der ungestillte Handelsneid der Engländer ein das solidarische Zusammenleben der Völker störendes Element in sich. Denn der Neid ist von allen Leidenschaften die giftigste und gefährlichste. Zorn, Rachsucht, Haß können sich mit der Zeit nach und nach abkühlen und ihre Explosivkraft verlieren. Aber der Neid, namentlich der stets wache Handelsneid, reizt fortwährend die Seele wie ein festsitzender Stachel und macht den Neider mißlaunig, sauertöpfisch, spleenig, heimtückisch und schadenfroh.

Der Handelsberuf, wenn er in anderweitigen Interessen — in Kunst, Wissenschaft, sozialer Wohltätigkeit — kein seelisches Gegengewicht hat, enthält in sich überhaupt manche auf den Charakter eines Volkes schädlich wirkende Momente, indem er einen günstigen Boden für die Züchtung gewisser amoralischer Eigenschaften abgibt. So zum Beispiel für die Züchtung der Unaufrichtigkeit, der oberflächlichen Höflichkeit, der Scheinheiligkeit, der Verstellungskunst und der Heuchelei, für die philisterhafte Ueberschätzung des ephemeren Wertes der Phrase, der würdevollen Pose, der geschickten Prahlerei und Wichtigtuerei und des augenblicklichen Erfolges gegenüber dem Werte der schlichten Tat, der genialen vornehmen Natürlichkeit und Sachlichkeit und des soliden Dauererfolges.

Dementsprechend finden wir auch nirgends die philisterhafte, nüchterne, aufs Materielle gerichtete Weltanschauung des einseitigen Geschäftsmannes so verbreitet wie im englischen Volke. Dazu kommt noch der Einfluß der raffinierten Diplomatenränke, in denen die englischen Staatsmänner im Interesse ihres Welthandels reichlich Gelegenheit fanden, sich zu üben, sowie die maßlose Verwöhnung eines großen Teils des englischen Volkes durch Reichtum und Wohlleben, die Gewohnheit zu faulenzen und andere für sich arbeiten zu lassen. Zur Entwicklung der philisterhaften Eigenschaften in diesem Volke hat zum Teil auch seine insulare Lage beigetragen. Durch diese Abgeschlossenheit erhielt sein Charakter eine besondere Prägung. Er wurde einseitig, kauzig, und in sittlichen Fragen intolerant, und bekam den Zug des ungebildeten, hochmütigen Provinzlers und Kleinstädters, der seinen und seinesgleichen Geschmack, seine Weltanschauung, seine Interessen und seine Gewohnheiten für die allein maßgebenden hält.

Sehr treffend ist die Charakteristik des englischen Wesens von Heinrich von Gauß in seinem Artikel „Englische Politik" (Süddeutsche Monatshefte, Januar 1915): „Das Gegenstück zu der ungründlichen, dilettantischen, um nicht zu sagen spielerischen Art, wie die hohe und niedere Politik, die Beschäftigung mit den Aufgaben der Verwaltung des Staates und der anderen öffentlichen Körperschaften betrieben wird, ist der Sport. Sport und Politik bilden die beiden Interessen und womöglich auch Beschäftigungen des Engländers, wenn



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er keinen bürgerlichen Beruf hat, und sie bilden diese, wenn er einen solchen hat, neben diesem."

„Der Sport aber ist nicht eine private Angelegenheit, ein Spiel der Unterhaltung und Erholung, worum sich niemand kümmert und was niemand etwas anginge, sondern er ist ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, an dem die ganze Nation Anteil nimmt wie an den Schicksalen und Erfolgen des Staates und dem die Menge mit atemloser Spannung folgt. Darin erzielte Erfolge dienen zur Gewinnung persönlicher Geltung und zur Befriedigung persönlicher und nationaler Eitelkeit. Ihm ist ein großer und als wichtig behandelter Teil der Zeitungen gewidmet, die in Extrablättern darüber berichten. Es ist eine nationale Angelegenheit, die keiner anderen nachgesetzt wird. Der Wert einer Sportsleistung wird dem eines Erfolges geistiger Arbeit mindestens gleichgestellt. So sehr fehlt jedes Augenmaß für die Bedeutung des einen und des andern."

„Diese Ueberschätzung des Spiels gibt zwar keine Erklärung für den Mangel an ernsthafter, geistiger Arbeit, wie er in der englischen Politik zutage tritt, sie wirft aber ein Licht auf die Sinnesart und Denkweise der Nation und namentlich der Kreise, in deren Hand vorwiegend die englische Politik ruht. Als Lord Rosebery an die Spitze der englischen Regierung trat, ging die Mitteilung durch die Blätter (die vermutlich eine Empfehlung Roseberys bilden sollte), er habe schon auf der Schule in Eton als seine drei Lebensziele — die er dann sämtlich erreichte — bezeichnet: die reichste Erbin von England zu heiraten, Englands Premierminister zu werden und das Derbyrennen zu gewinnen. Diese Kombinierung von Streberei, insbesondere die Zusammenstellung des höchsten staatsmännischen und sportlichen Erfolgs, für einen normal denkenden Menschen töricht und lächerlich, hat für den Durchschnittsengländer nichts Ueberraschendes oder gar Befremdendes. Er wertet Erfolge auf den beiden Gebieten nicht wesentlich verschieden."

Zum Glück für das englische Volk hat es noch eine reiche Industrie und einen Gelehrtenstand, die dem auf den Nationalcharakter ethisch und intellektuell ungünstig wirkenden Einfluß des Handels, des Reichtums, des Sports und der kniffigen Diplomatie bis zu einem gewissen Grade entgegenwirken, sonst hätte sich der Charakter der englischen Nation noch viel engherziger und materialistischer gestaltet, als er schon ist. Ein Volk mit so einseitig überwiegenden Handelsinteressen bedarf zu seiner Staatsleitung außergewöhnlicher Männer, Männer mit scharfem Blick, weitem Horizont und klarem Verständnis für den Wert eines guten Namens, eines soliden Rufes und anständiger, ehrenhafter Bündnisse. Es bedarf solcher ethisch und intellektuell hochstehender Männer, wie sie England in früheren Zeiten schon öfters gehabt hat. Aber schlaue, stru-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pellose Diplomatenränke kurzsichtiger Staatsmänner, die nur an heute und nicht an morgen denken, die die ökonomische und kulturelle Solidarität der Völker außer acht lassend, in ihrer Politik sich hauptsächlich von ihrer Leidenschaft, von Neid und Mißgunst leiten lassen, müssen früher oder später Fiasko erleiden.

All die unwürdigen Mittelchen, die der kleinliche Geschäftsneid aufbringt, um den Konkurrenten zu schädigen wie: Verleumdung, Verhetzung, Heimtücke und Hinterlist, verwehen wie Staub, wenn ihnen einmal wahre Tüchtigkeit und wahre Gediegenheit entgegentreten. Solchen Fall erleben wir jetzt in der schweren Zeit des Weltkrieges, der durch die skrupellose, schlaue aber unkluge Politik der Männer, die gegenwärtig den englischen Staat leiten, zum großen Teile verursacht wurde. Diese Männer haben in ihrer Kurzsichtigkeit es auch für gut befunden, sich mit der russischen Regierung zu verbinden, um Persien zu zerreißen und es unter sich zu verteilen; und dann sollte dieses unwürdige Bündnis noch dazu dienen, mit Hilfe Frankreichs ihren gefährlichsten Konkurrenten, Deutschland, niederzuwerfen. Schon daß diese Männer sich mit der russischen Regierung zu solchen Zwecken verbinden konnten, beweist, wie beschränkt ihr politischer Horizont, wie oberflächlich und schablonenhaft ihr Verständnis für die übrige Menschheit, und wie herzlich wenig ihnen im Grunde an der wichtigsten heiligsten Angelegenheit der Menschheit, an dem Fortschritt der Kultur und Humanität gelegen ist. Jahrzehntelang schien es, als wenn kein anderes Volk auf der Welt über die mannigfachen Greuel, namentlich über die bestialischen Pogrome, welche die russische Regierung gegen ihre eigenen Untertanen verüben ließ, so entrüstet war als das englische. Und siehe da — jetzt versteht auch die englische Regierung dieses schöne Kunststück ganz genau ihrem russischen Muster nachzuahmen, nämlich vermittelst der Presse und des Mobs Pogrome zu inspirieren, allerdings nicht gegen ihre eigenen Untertanen, aber gegen unschuldige Deutsche und Oesterreicher. Ja, von guten, gleichgesinnten Freunden kann man viel lernen. Dieser würdelose, hysterische Wutausbruch der Rachsucht, dieser Mangel an Gerechtigkeit und Menschlichkeit hat der englischen Nation mehr geschadet, als der Verlust ihrer Schiffe und ihres Heeres.

Einem ähnlichen Mangel an fähigen, weitsichtigen Staatsmännern begegnen wir zur Zeit auch in Frankreich. Um ein so suggerierbares, leicht zu erregendes Volk wie die Franzosen, richtig zu leiten, es nicht nur finanziell auszubeuten und zu diesem Zwecke durch Phrasen zu benebeln und in Abenteuer hineinzureißen, bedürfte es wahrer Patrioten, wahrer Staatsheilkünstler, und keiner Pfuscher, die, um eine äußerst reizbare Volksseele zu beruhigen und zu stärken, kein besseres Mittel kennen, als die Nation noch mehr aufzureizen und sie in



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

waghalsige kriegerische Unternehmungen zu stürzen. Das sympathische, fähige, künstlerisch hochveranlagte Volk der Franzosen mit dem heiteren gefälligen Temperament könnte bei friedlicher Entfaltung seiner Fähigkeiten zur Freude der gesamten Menschheit gereichen, wenn es nicht durch kleine pfiffige Geister, die durch hohle Phrase es fertig bringen, sich bis zur Spitze der Staatsleitung hinaufzuschwingen, von dem geraden sicheren Weg des Gedeihens abgelenkt und in dunkle Sackgassen hineingetrieben wurde.

Auch das italienische Volk läßt sich durch hohle Phrasen leicht hinreißen; aber während die Suggerierbarkeit der Franzosen von ihrer Nervosität herrührt, kommt die Suggerierbarkeit der Italiener zum großen Teil von ihrer Unbildung und Unwissenheit. Nur auf diese Weise ist es zu erklären, daß ein so merkwürdiges geschichtliches Ereignis wie der barbarische Treubruch der italienischen Regierung gegen ihre Verbündeten so schamlos offen vor der ganzen Welt geschehen konnte, ohne daß Volk und Parlament es zu verhindern vermochten. Durch die mit Hilfe von Abenteurern und einer bestochenen Presse künstlich erzeugten Volksdemonstrationen — ganz nach russischem Muster — brachte es die italienische Regierung zustande, gegen ihr eigenes Volk ein solches Verbrechen zu begehen, indem sie ohne irgend welche Aussicht auf zu erlangende größere Vorteile als die, die ihr in Ehren die Neutralität bot, Tausende von armen, unschuldigen Menschen ins Elend und Verderben des Krieges stürzte. Ja, dieser Treubruch ist nicht nur ein Verbrechen, er ist obendrein noch eine ungeheure politische Dummheit. Denn wer wird in Zukunft einem Volke trauen, das so brigantenmäßig schamlos seine eigenen Verbündeten verraten kann. Der moralische Schaden, den die italienische Regierung ihrem Volke durch diesen groben Treubruch zugefügt hat, ist unendlich größer als der materielle. Anläßlich dieses kopflosen Banditenstreichs sagt der italienische Reichsratsabgeordnete Bugatto: Italien bedecke den Namen des italienischen Volkstums mit unauslöschlicher Schande. Verblendet und wahnsinnig, ziehe Italien das Verbrechen des Treubruchs vor, die Gefahr eines verheerenden Krieges, den Ruin der italienischen Bürger und Länder.

Auch hier kann man sehen, wie in Kriegszeiten die dominierenden Charaktereigenschaften eines Volkes am deutlichsten zutage treten. Die von früher her im italienischen Volke tief eingewurzelte Condottieri-Moral der mittelalterlichen italienischen Kleinstaaten, die alte Lust an Verrat und Treubruch, die das moderne Kulturleben und der internationale Verkehr nicht ganz zu unterdrücken vermochten, gewannen jetzt in den Köpfen einiger italienischer Staatsmänner das Uebergewicht, setzte sie über die Bedenken der Ehre, des Anstands und der Sittlichkeit hinweg, und ließ sie das Dümmste, Gemeinste und zugleich Unvorteilhafteste begehen, was sie jetzt überhaupt begehen konnten.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inbezug auf das, was man gewöhnlich Kulturfortschritt nennt, herrscht noch immer der Irrtum, daß man die Erzeugnisse der Kultur mit der Kultur selbst, d. h. Manufaktur mit Menschennatur verwechselt. Wahre Kultur besteht nicht allein in der Erlangung technischer und industrieller Fertigkeiten, sondern vor allem in der Entwicklung der positiven Eigenschaften der Menschennatur, in der gleichmäßigen Entwicklung der Intelligenz und des Gemüts, des Fleißes und des Ordnungssinnes, der Treue und der Gewissenhaftigkeit, der Liebe zur Wahrheit und zur Sachlichkeit. Das sind die Eigenschaften, die den wahren Kulturfortschritt eines Volkes bedeuten, weil sie allein geeignet sind, zu einem gesunden, gedeihlichen Zusammenleben der Menschen am meisten beizutragen. Mit diesem Maßstab gemessen, wird es leicht, den echten biologischen vom unechten, äußerlichen, technisch industriellen Kulturfortschritt zu unterscheiden. Zu den positiven und wichtigsten Eigenschaften der Menschennatur gehört also in erster Linie die ethische Gediegenheit, denn ohne diese hat der Kulturfortschritt nach jeder anderen Richtung hin keinen Bestand. Eine solche Kultur gleicht einem Baum, dessen Wurzeln zum Teil zerstört sind. Mancher Ast kann hie und da noch schöne Blüten und Früchte tragen; aber der Baum im Ganzen ist von nicht langer Lebensdauer.

Auf den ersten Blick wird man geneigt sein, zu glauben, daß die Türken in der Kultur weit hinter den Italienern stehen; bei näherer Bekanntschaft mit dem Charakter dieser beiden Völker aber wird man einsehen, daß es durchaus nicht der Fall ist. In ethischer Hinsicht stehen die Türken höher als ein großer Teil der Italiener. Denn erstere haben viele positive und wertvolle Eigenschaften eines kerngesunden Herrenvolkes. Sie sind tapfer, ehrlich, gradsinnig und zuverlässig. In solch ethisch gesunden Charaktereigenschaften sind die besten Bedingungen zu einer soliden gedeihlichen Kulturentwicklung enthalten. Das Material ist gut, es bedarf nur der Meisterhand, die ihm die richtige Form zu geben imstande ist.

Wie ephemer und unsicher die kulturellen Errungenschaften der Völker sind, wenn ihnen die solide ethische Basis fehlt, das konnten wir jetzt gerade bei der Entstehung und dem Verlaufe des großen Krieges sehen. Schrankenlose brutale Herrschsucht, Mißgunst und Handelsneid, hysterische Rachsucht und gemeine Habgier unterwühlten jahrelang den Boden der sozialökonomischen Solidarität der europäischen Völker und machten es möglich, daß es einem Dutzend skrupelloser russischer, französischer und englischer Diplomaten gelungen ist, unter den Völkern Europas den schrecklichsten Krieg zu entfachen, den je die Menschheit gesehen hat.

Wie es immer der Fall ist, wenn kopflose Leidenschaften die Direktive menschlicher Handlungen bilden, wo anstatt Vernunft und klarer Einsicht — gemeiner Neid, Mißgunst und Rachsucht herrschen, so war es auch diesmal: das Solide



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Tüchtige mußten über das Unsolide und Untüchtige die Oberhand gewinnen. Blinde Leidenschaft ist niemals eine gute Beraterin in ernsten Dingen, umso weniger, wenn sie von kleinen Geistern ausgeht. Und so ist es gekommen, daß die Waffenbrüderschaft des Neides, der Rachsucht und der Habgier sich diesmal gewaltig verrechnet hat, indem sie ihre eigene Macht prahlerisch aufbauschte, während sie die des Gegners verständnislos unterschätzte.

# Moscherosch und Grimmelshausen im Schützengraben

Von Edmund Kreusch (Offenburg)

Sie hießen eigentlich nicht so, sondern Blum und Schriever, und waren Professoren, der erstere am Gymnasium, der zweite an der Realschule.

Schriever, der „Realmolch", stammte jedoch von Christoph von Grimmelshausen ab, der im dreißigjährigen Kriege Regimentsschreiber zu Offenburg gewesen.

Und Blum, der Germanist, behauptete wenigstens, daß er von Michel Moscherosch aus dem benachbarten Willstädt abstamme, der auch sein Vorfahr als lateinischer Schulmeister zu Offenburg gewesen. Beweisen konnte er's allerdings nicht, obschon er oft in dieser Sache die Hände erhoben zum Gott der Germanisten, dem dreimal heiligen Tüpferl auf dem i.

Schriever dagegen wußte ganz genau, wer sein Ahn gewesen. Und wenn auch der lustige Grimmelshausen im Simplizissimus den Schauplatz seiner Streiche von Offenburg nach Hanau verlegt hatte, die Akten vom Regiment des Obrist Ascanio aus Offenburg sprachen wahr.

„Wenn Moscherosch solch einen behaglichen Unterstand gehabt hätte", meinte Blum und lehnte sich, behaglich rauchend, in die bequemste Ecke der Sitzbank, die mehrere seiner ehemaligen Primaner gezimmert hatten.

Sie hielten Wache vor dem Unterstand im Schützengraben, der Grüninger, der Walz und etliche mehr: lauter prächtige Burschen. Durch die Schießlöcher schauten sie in die Gegend hinunter, wo Moscherosch als Amtmann von Vinstingen, mit dem Feuerrohr in der Faust die pflügenden Knechte gegen die raubenden Schweden beschützt hatte.

Und heute führten deutsche Soldaten den Pflug in Feindesland.

„Wer spricht noch", fragte Schriever geringschätzig, „von Philander von Sittenwald und seinen Gesichten?"

„Ich!" gab Blum ihm groß zur Antwort.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Pedant."

„Realmolch."

Dann schwiegen sich beide aus und lasen; der eine Philander von Sittenwalds Gesichte, der andere Christoph von Grimmelshausens Simplizissimus.

War das damals ein Krieg!

Dreißig Jahre lang . . .

Und beide Männer hatten ihn mitgemacht, der Moscherosch und der Grimmelshausen. Beide hatten ihre Erlebnisse der Nachwelt hinterlassen und sich einen unsterblichen Namen geschaffen.

„Wenn ich heute beim Sturm fallen sollte", sprach Schriever, „so schick mein Tagebuch — nach Offenburg."

Er hatte sagen wollen: „meiner Frau . . ." Aber — sie waren jung verheiratet — hatten zwei kleine Kinderchen — er brachte das Wort nicht über die Lippen.

„Dein Ahn Grimmelshausen hat sieben lebendige Kinder hinterlassen", entgegnete Blum, „und meiner sogar etliche zwanzig; hoffen wir das beste auch für uns."

Sie schwiegen wieder und lasen . . .

Draußen sprach in die Stille hinein Grüninger zu Walz:

„Du hast in deinem Bericht einen Fehler."

„Welchen?"

„Statt regiert nicht den Dativ, sondern den Genitiv."

„Meinetwegen."

„Verbesser's."

„Nein."

„Warum nicht?"

„Ich mag nicht."

Die Professoren im Unterstand horchten vergnügt auf.

„Dickschädel!" schalt Grüninger.

„Laß du nur stehen", erwiderte Walz ungerührt.

„Ja, was hast du denn dabei?"

„Ha! den Grammatikhengst, den Moscherosch, möcht' ich nochmal ärgern."

Schriever-Grimmelshausen platzte los, so recht von Herz und Leber weg . . .

Die Primaner drückten sich in den lehmigen Schützengraben, und Walz band verlegen einen Wickel am rechten Bein fester.

Bum — bum —

Die Vorbereitung zum Sturmangriff begann. Die Franzosen blieben die Antwort nicht schuldig . . .

Kanonendonner ohne Rast und Ruhe . . .



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Walz drückte die Nase über sein Gewehr, als wollt' er noch Mikroben suchen; denn er wußte wohl, daß Blum-Moscherosch sich heute gründlich ärgerte . . .

Die gelehrten Menschen von früher waren überall zu Hause, in allen Fächern beschlagen; die von heute sind nur noch in dem einen oder anderen Winkel ihres Faches zuhause. Und darin verkrümeln sie sich so tief, daß sie kaum mehr sichtbar sind. Wenigstens nicht mehr für das Leben.

Da waren der alte Moscherosch, alias Philander von Sittenwald, und der Christoph von Grimmelshausen, zuletzt Schultheiß von Renchen, doch andere Gesellen gewesen. In allen Sätteln gerecht; zu gebrauchen sowohl für Feder und Feuerrohr, als auch für Pflug und Egge . . .

Lehmhaufen spritzten vor und hinter ihnen auf . . . Wassergarben klatschten ihnen um die Kniee . . .

Walz bückte sich und zog auch den Wickel am linken Bein fester an.

Moscherosch und Grimmelshausen schlichen hinter ihm und den anderen her, die letzten Anordnungen treffend, die Handgranaten verteilend . . .

Die Uhr in der Hand warteten sie —

„Zwölf Uhr schlägt's, die Räuber kommen nicht," summte Grüninger fiebernd ein Sprüchlein, das die Kinder daheim sangen, wenn sie „Fangerles" machten.

Da rollte der Kanonendonner ab —

Sie kletterten aus dem Graben und rannten über den Hang . . .

Grüninger stürzte hin, andere fielen mit ihm . . .

Walz sprang als erster zu den Franzosen hinab in deren Schützengraben und trieb sie mit Handgranaten vor sich her . . . sechzig Meter weit . . .

Verdammter Wickel! Der rechte hatte sich wieder gelöst und ihn zu Fall gebracht. Flugs wälzte er sich auf den Rücken, streckte das Bein in die Höhe und band den Ausreißer fest.

Ein schwarzer französischer Knebelbart wandte sich nach ihm um.

Hoc habet! triumphierten haßfunkelnde Augen.

Der Franzmann hielt ihn für erledigt und hob das Gewehr, um den nächsten zu treffen.

Der war Professor Schriever . . . Mit einer Kugel in der Stirne stürzte Grimmelshausen hin . . .

Walz entriß ihm die Granate, die seine Hände noch umkrallten, sprang auf und schleuderte sie dem rothosigen Gegner an die Beine . . .

Denn vorwärts . . . Vorwärts . . .

Und Sieg! Sieg! Der letzte Grimmelshausen hatte mitgetan.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## Memoirenwerke

In den letzten Jahren ist der deutsche Buchverlag eifrig daran gewesen, ältere Memoirenwerke herauszugeben. Darunter waren viele deutsche, die z. T. gar nicht mehr im Buchhandel zu haben waren. Diese Unternehmungen waren sehr verdienstlich, denn Denkwürdigkeiten berühmter und auch oft unberühmter Menschen gewähren häufig einen besseren Einblick in eine bestimmte Zeit als hochgelehrte Werke. Man denke z. B. an die Selbstbiographie des Magisters Laukhard oder des Ritters von Lang, die der Verlag Lutz in Stuttgart in seiner Memoirenbibliothek, die reich an interessanten Bänden ist, herausgegeben hat. Wie lebendig wird uns in Laukhards Buch das Universitätsleben des 18. Jahrhunderts, wie plastisch steht uns in Langs Buch das partikularistische Staatsleben jener Zeit vor Augen. Auch die Memoirenwerke des Verlages G. Müller in München haben diese Vorzüge. Insbesondere solche aus der österreichischen Vergangenheit sind da mehrfach vorhanden. Wer sie aufmerksam liest, wird aus ihnen manches Verständnis für Oesterreich, das schwerverständliche Land, gewinnen, das er in Geschichtswerken oft vergeblich sucht. Ich will nur einige dieser Bücher nennen. Da sind die Denkwürdigkeiten der Wienerin Karoline Pichler, die antiquarisch nur mehr sehr schwer zu erhalten waren, jene Frau, die Anfang des 19. Jahrhunderts in Wien einen „Salon" hielt, in dem alle Berühmtheiten jener Zeit verkehrten. Wenn sie sich auch mit den Frauen der Berliner Salons jener Zeit an Feinheit des Geistes nicht messen konnte, so war sie doch als beliebte Schriftstellerin über die Grenzen Oesterreichs hinaus bekannt und gefeiert. Sie war eine kluge und gebildete Frau und ihre Memoiren werden noch lange leben. Da ist die Selbstbiographie Castellis, des Schwätzers und Reimeschmieds, dessen Leben gewisse Seiten des österreichischen Lebens, nicht gerade die besten, deutlich erkennen läßt. Ebenso sind die Gräfin Lulu von Thürheim und Friedrich Anton von Schönholz interessante Persönlichkeiten, die aus ihrem Leben vieles zu erzählen wissen, das Licht über Zustände und Menschen ihrer Zeit verbreitet.

Wir werden uns mehr und mehr mit der deutschen Geschichte und den deutschen Menschen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschäftigen müssen, weil wir aus ihrem Studium manches für den deutschen Menschen der Zukunft lernen können. Es müssen das nicht immer gerade bedeutende Menschen sein. So hat H. H. Houben im Inselverlag den Lebensroman des Abenteurers Wit von Döring, nach seinen Memoiren bearbeitet, herausgegeben. Eine zweideutige schillernde Figur, die in subalternen Stellungen doch in die Weltbegebenheiten mit eingegriffen hat. In letzter Zeit ist es Ulrich Rauscher gelungen, einen seltsamen Fund zu machen. Ein altes Buch, das er nun bei Fleischel in Berlin in drei ziemlich dicken Bänden unter dem Titel „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten" herausgegeben hat. Drei Bände mit zusammen 1303 Seiten! Man schreckt zurück — und doch hat man erst angefangen zu lesen, wird man dauernd gefesselt. Der Name des Verfassers, der sich auch anderweitig schriftstellerisch betätigt hat, Fröhlich, ist sozusagen literarisch verschollen. Gleich die ersten Kapitel, die von Frankfurt a. M., der Vaterstadt des Verfassers erzählen, zeigen ihn als einen guten Beobachter und gewandten Darsteller. Ueber die Enge und Philiströsität der sogen. Gesellschaft erhebt





Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich der Ungebärdige schon in jungen Jahren. Er tritt in die französische Armee und bringt seine Militärzeit in Frankreich, Italien und Spanien zu. Er ist ein Frauenjäger und eine Art Casanova, nur daß er seine tausend Liebesabenteuer etwas dezenter erzählt als dieser. Mag manches in seinen Darstellungen übertrieben sein, im ganzen hat er gewiß richtig gesehen und berichtet. Er muß ein hervorragender Charmeur gewesen sein, jedenfalls ein Lebenskünstler vollendeter Art. Er scheint die Kunst des Gesanges trefflich verstanden zu haben (er wollte anfangs Schauspieler werden) und war gewiß ein hübscher Kerl. Er gefiel auch den Männern, trotzdem er ein blutjunger Offizier war. Von den Zuständen Italiens zu Anfang des 19. Jahrhunderts erhält man ein überraschend klares Bild. Seine Begabung, Dinge aufzufassen, ist bei seiner Jugend erstaunlich. Die Belagerung von Saragossa hat er mitgemacht und er versteht es meisterhaft, sie zu schildern. Nach Napoleons Vertreibung tritt er in preußische Militärdienste und wir erhalten wenig erfreuliche Einblicke in damalige preußische Verhältnisse. Von deutscher Gesinnung ist bei ihm keine Spur. Aus dem Militär ausgetreten, beteiligt er sich sogar an Plänen, die auf eine Befreiung Napoleons ausgingen. Er ist aber auch nicht etwa ein enthusiastischer Verehrer Napoleons, dem er öfter eine bittere Kritik widmet. Er ist wohl immer ein Skeptiker gewesen, dem die Genüsse des Lebens die Hauptsache waren. Dabei bewahrt er aber eine gewisse Noblesse. Nach seiner Militärzeit treibt er sich als Journalist in Mitteldeutschland und am Rhein herum. Die Memoiren schließen, da er ungefähr dreißig Jahre alt ist. Rauscher wird gewiß noch mehr von ihm wissen und es auch wohl noch erzählen. Fröhlich war ein Typus jener innerlich haltlosen Naturen, die weder Vaterland, noch Frauenliebe, noch wahre Ehre kennen und die das Leben als eine Kette von mehr oder weniger vergänglichen Sensationen schätzen, ein „lieber Kerl" in des Wortes bösester Bedeutung.

E. Pernerstorfer

## Kalendergeschichten

Wer eine Jugend auf dem Land oder in der kleinen Stadt hinter sich hat, kennt noch den alten guten Kalender, der weder künstlerische noch literarische Ehrgeize besaß, wie seine landschaftlichen Nachfahren von heute, noch den gleichgültig gequälten Charakter der Massenartikel, die heute den kleinen Zeitungen beigelegt werden. Das beste Muster dieser alten Kalender war der „Rheinische Hausfreund" Hebels und dieser unerreichte Erzähler auch der Meister jener knappen Art von „Geschichte", die er geschaffen hat. Hebel ist ja denn auch allmählich wieder in Ehrenstellungen der Literatur eingerückt und die Zahl derer ist nicht mehr gering, die ihn für einen der feinsten und gepflegtesten Prosaisten der deutschen Sprache halten.

Aber auch neben Hebel wucherte die Gattung, von Namenlos aus Volksscherzen in Wort und Satz gefügt, heute teilweise in alten Heften vergilbt oder durch den Volksmund weitergegeben. Köstliche kleine Geschichten, meist derb und behäbig, mit einem stillen Witz, Standeshumor, keine Zoten, aber auch keine Traktätchen der Sonntagsschule.

Es war ein glücklicher Gedanke von Walter Jerven, aus solch alten Bändchen ein Schock von Anekdoten und



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geschichten aufzustöbern und sie in einem Bändchen zu vereinigen, das Reuß & Itta in Konstanz unter seinen „Zeitbüchern" aufnahm (50 S). Das Buch ist mehr denn andere als Feldpostsendung gedacht und auch mehr als die meisten Sachen dafür geeignet. Ich glaube, daß das Büchlein in jeden Schützengraben und Unterstand, in den es gelangt, innere Wärme, Behagen und Fröhlichkeit tragen wird und daß man es um deswillen lieben wird, weil es nicht einmal gelesen wird und dann wo verschwindet, sondern weil es, welche Seite man gerade auch aufschlägt, immer mit frischen Augen den Leser anschaut.

Theodor Heuss

## Das Leiblhaus zu Kutterling

Der Rheinländer Wilhelm Leibl war in seiner Hauptepoche der Maler der bayerischen Bauern. Aus Paris zurückgekehrt, konnte er sich im Trubel des Münchner Kunstlebens nicht mehr zurechtfinden. Von großer Schaffensfreude getrieben, entdeckte er in der Münchner Umgebung einsame Nester von nicht gewaltiger aber behaglicher Naturschönheit. Zuerst zog er nach Graßlfing bei Dachau, dann nach Unterschondorf am Ammersee, später nach Berbling b. Aibling und zuletzt nach Kutterling.

Versteckt, fast unauffindbar, lag damals das kleine, aus 9 Häusern bestehende Dörfchen, abseits von der Straße, und doch erreichbar in einer kleinen halben Stunde von Feilnbach aus. Heute ist Feilnbach die Endstation der Elektrischen, die von Bad Aibling ausgeht.

Nach seinem eigenen Bekenntnis hat Leibl die zwölf schönsten Jahre seines Lebens in Kutterling verbracht, sein Freund und Weggenosse Sperl aber hat noch weitere 12 Jahre nach dem Tode Leibls Kutterling als seine künstlerische Heimat betrachtet. Beide haben das Kutterlinger Bauernhaus, sein Inneres, die Natur, die das Haus umgibt, diesen Wald von Apfelbäumen unzählige Male im Bilde festzuhalten versucht.

Mit dem Gedächtnis an Leibl und Sperl hat somit der Name des Dörfchens „Kutterling" einen schon vertrauten Klang gewonnen.

Leicht kenntlich gemacht durch das große Atelierfenster nach Norden erscheint das Leiblhaus hinter Obstbäumen als Erstes, das dem Wanderer, der von Feilnbach aus seine Spuren aufsucht, auffällt. So wie es Sperl 1912 hinterlassen hat, unverändert steht es da, heute schon wie ein historisches Denkmal wirkend. Alles an Ort und Stelle. Die Bank vor dem Hause, der Klapptisch, der zwischen den Sitzen herunterfällt, an dem sie beide, Leibl und Sperl nach der Arbeit, schweigend, rauchend, in die Natur starrend, Siesta hielten. Die leere Hundehütte, deren Bewohner sich zu ihnen als Dritter im Bunde gesellte. An der Hauswand die Obstleiter aufgehängt. Hinter dem Hause führt es aufwärts zu einer freien Station, die den Blick über die Ebene hin zum fernliegenden Kaisergebirge leitet.

Das nächstliegende Haus gehört Georg Kolb, von dem Leibl gepachtet hatte. Kolb ist im Kriege, seine junge Frau, nach der ich fragte, mit der Obsternte beschäftigt. Die die Auskunft gab, steht im — Torrahmen. Die Mutter Kolben lebt weiter als ein gut konserviertes Leiblmodell. Heute 75jährig taub, zahnlos und noch verrunzelter als damals, da der Maler in der Dienerin das Modell fand, das für ihn geboren zu sein



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schien. Das Haus Leibls ist verschlossen, der Schlüssel in München. Zum wenigsten sind die Atelierfenster nicht verhängt. Auch hier noch Alles am alten Platz. Die Wandbänke, der braune Kachelofen mit der Ofenbank, der Holztisch und die hochlehnigen Stühle, die Balkendecke und die zwei historisch gewordenen Strohhüte hängen noch an der Balkendecke. Man kennt die Abbildung dieses Innenraums aus Photographien. Auch die Küche, oft gemalt, mit dem großen eisernen Herd, an dem Leibl hantierte, denn er war nicht nur ein Hüne an körperlicher Kraft, sondern auch Koch und Kellermeister; besonders, wenn es galt, Gäste zu bewirten. Kurz nach dem Tode Sperls hat der bekannte Musikverleger Schittler (wie man hört aus nur idealistischen Gründen) das Haus zu erwerben gesucht.

Schittler zog in den Krieg, er ist gefallen. Aber mit ihm empfanden wohl viele deutschen Kunstfreunde, daß das Haus, in dem einer der größten, vielleicht der größte, Maler des 19. Jahrhunderts, glücklich war, eine deutsche Kunststätte ist, die erhalten werden sollte.

Die Zukunft des Kutterlinger Hauses als „Denkmal" zu sichern, erscheint naheliegende Pflicht, eine, die nach Beendigung dieses Krieges hoffentlich eingelöst werden wird.

Alfred Mayer

## Aus der Vergangenheit für die Zukunft

Das war eine schwere Zeit vor hundert Jahren in Deutschland. Zuerst eine große Erhebung und daneben ein rascher Fall, wie so oft in der deutschen Geschichte. Diese Zeit und die Menschen dieser Zeit schildert uns Max Dreyer in seinem Roman „Der deutsche Morgen". Seine Helden sind die Bürger der deutschen Universitäten, die mit vollem Herzen und todbereitem Opfermut hinauszogen, das Vaterland vom fremdem Joch zu befreien, die aus dem siegreichen Krieg zurückkehrten, die Brust geschwellt durch die Hoffnung auf ein freies und einiges Vaterland und die schließlich in dumpfer Verzweiflung all ihre Sehnsucht begraben mußten. Wieder legt sich wie Mehltau die geistesleere Reaktion auf die deutschen Lande. War je ein Land so von namenlosem Unglück gepeinigt wie das deutsche? Zwei Menschenalter mußten vergehen, bis wieder Hoffnungskeime aufsprießten und endlich das Reich neugegründet wurde. Doch noch immer war nicht die ganze Erfüllung da. Wird sie nach dem jetzigen Kriege kommen? Die Kriegszeit war bisher nicht sonderlich reich an bedeutenden künstlerischen Hervorbringungen. Dreyers Roman ist eine solche. Indem er lebendige Menschen der Zeit vor hundert Jahren in reicher Mannigfaltigkeit und schärfster individueller Charakteristik uns vorführt und den Ernst der einen und die Niedertracht der andern stark und scharf zeichnet, leitet er unsere Gedanken aus der Vergangenheit in die unmittelbare Zukunft, stählt er unseren Willen und gibt uns Ziele. Nicht pädagogisch, sondern künstlerisch wirkt er. Aber schließlich — jedes echte Kunstwerk erzieht, weil es erhebt.

E. Pernerstorfer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Die Stärkung des Reichsgedankens

Von Theodor Heuß

Als die sozialdemokratische Fraktion des Reichstags in den ersten Augusttagen 1914 über ihre Stellungnahme zu den Kriegskrediten sich besprach, hat Kautsky den Vorschlag gemacht, die Zustimmung von formulierten innerpolitischen Forderungen und Bedingungen abhängig zu machen. Wie David mitteilte, hat dies Ansinnen einhellige Ablehnung erfahren.

Dieser Vorgang ist der dauerhafteste Beweis, daß hinter der Tatsache des staatlichen Daseinskampf die parteipolitischen Sonderwünsche in die Tiefe versanken. Daß damals schon und in den sechzehn Monaten seitdem viele Leute bei sich überlegten, wie das Deutschland nachher, und nicht nur an seiner Grenzführung aussehen wird, das ist selbstverständlich. Eine gewaltige Auseinandersetzung zwischen den Völkern kann nicht ohne vielfache Rückwirkungen auf das innerstaatliche Leben bleiben — das gilt für alle Beteiligten. Die politische Publizistik sucht vorsichtig, da und dort, dem Kommenden die Wege zu ebnen. Die Erörterung über das spätere wirtschaftliche und staatliche Verhälnis zu Oesterreich-Ungarn geht jetzt in breitem Fluß. Die Sammelarbeit von Timme und Legien über „Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland" (Verlag Hirzel-Leipzig) ist der wertvolle Anfang, stimmungsmäßig und sachlich eine festere Einordnung des Industrieproletariats in den deutschen Staat vorzubereiten. Aber all dies hat noch notwendiger Weise etwas Ungestaltetes. Die Einzelwünsche bleiben unausgesprochen. Man begnügt sich mit der Zuversicht, daß eine Zeit, ein Volk, das sich jetzt so stark, schöpferisch, sicher und kraftvoll erwies, eine gute, dauerhafte Schlußrechnung zu



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

machen verstünde, daß sich nicht die Leere wiederholte, die 1815 folgte; man weiß auch, daß innerhalb der Regierung die Einsicht kräftig ist, die künftige Politik dürfe nicht einfach an der Stelle weitermachen, wo die Kriegstatsache den Gang der Dinge zerschnitten hat.

Daß man über solche Fragen jetzt öffentlich nicht schreibt und redet, wird nur von leidenschaftlichen Köpfen sehr schwer empfunden; die Zurückhaltung ist wohltätig. Denn trotzdem die Unterschiede im gemeinsamen Erleben teilweise verwischt sind, hier wäre Einigkeit nicht herzustellen. Möglich aber ist, darüber Einigkeit zu schaffen, *was nicht kommen soll*.

Dieser Krieg ist die erste überragende weltpolitische Leistung *des geeinten Reiches*. Die innere Einheit der deutschen Stämme war schon in den letzten Jahrzehnten dichter gewachsen durch die ganze Wirtschafts- und Rechtsgesetzgebung. Der Aufgabenkreis des Reiches dehnte sich von Jahr zu Jahr, der Reichstag hob sich über alle anderen Parlamente. Nur der geradezu kindische Mangel in der Kenntnis der gemeindeutschen Entwicklung konnte bei einem Teil unserer Gegner die märchenhafte Hoffnung gedeihen lassen, Stammesgegnerschaft innerhalb des deutschen Volkes werde sich als eine Hemmung der geordneten Geschlossenheit sperren.

Der Krieg wird diese Einheitstendenzen psychologisch noch außerordentlich stärken. Man kämpft draußen nicht als Schwabe oder als Oldenburger, aber auch nicht als Bayer oder Preuße, sondern als Deutscher. Der Reichsgedanke wächst über die Idee und Ueberlieferung des einzelnen Bundesstaaten. Das mag der oder jener bedauern, denn es versinkt damit ein Stück deutscher Geschichte, aber diese Entwicklung muß erkannt werden. Denn auch sachlich steigt das Gewicht des Reiches, schon um der schweren Erbschaft willen, die aus dem Krieg übernimmt. Der Finanzbedarf des Reiches wird nach dem Krieg eine so außerordentliche Aufgabe bringen, daß der Wille und Zwang des Reiches überwältigend sein werden.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es kann heute noch nicht gesagt werden, ob und in welcher Weise diese Entwicklung auf den staatsrechtlichen Bau des Reiches Einfluß haben wird. Professor Anschütz hat in der Legien-Timmeschen Schrift davon in sehr freimütiger und fruchtbarer Weise gehandelt. Er sieht den Zentralismus kommen und sieht ihn in der Erhebung der Reichsämtern zu selbständigen verantwortlichen Reichsministerien sich kräftige Organe schaffen, die den immer möglichen und immer vorhandenen partikularistischen Beeinflussungen innerhalb des Bundesrats entrückt sind.

Der Föderativ-Charakter des Reiches wird dadurch nicht zerbrochen — er wird aber um Reibungen ärmer. Das liegt im Sinne dieses Krieges.

Deshalb wehrt sich die nationale Empfindung gegen alle Gedanken, daß dieser Krieg verbunden werden könne mit einer Stärkung partikularer Tendenzen, daß die große Abrechnung mit dem Gegner begleitet werden könne durch Aufrechnungen einzelner Stämme, einzelner Dynastieen. Daß Partikularrechte und diese oder jene Hausmacht verstärkt werden könnten in einer Zeit, da über dem ganzen Volk und seinen Regierungen die Verantwortung für die Kraft des Reiches in die Höhe gestiegen ist.

Das sind vielleicht nur noch (oder nicht mehr?) theoretische Erwägungen. Sie berühren aber einen empfindlichen Punkt. Das starke und blühende gesamtdeutsche Stimmungsleben darf nicht erkältet werden dadurch, daß Regierungen oder Fürsten innerdeutsche Ansprüche mit diesem Krieg gegen die Welt vermischen. Der Kampf um den Sieg gilt der Zukunft des Reiches und des Volkes, diesen allein. Sie sind der höchsten Opfer wert. Die Kraft der deutschen Monarchieen und Dynastien aber wächst in dem Maße, in dem sie sich mit diesem Ziele völlig zu vereinen wissen und nur in der Gemeinsamkeit, nicht im Sonderstreben den Geist der Zukunft erkennen.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# In Udine

(Reise-Eindrücke)

Von Dalkar

November 1915

Wer eine Odyssee von Belästigungen und Schindereien erleben will, braucht nur auf der Eisenbahn von Venedig nach Udine zu fahren. Im Kriegsgebiet reist man bei verdunkelten Fenstern, was mich allerdings nicht gehindert hat, durch die Spalten zu beobachten, daß der ganzen Linie entlang überall Militärposten stehen. Alle zehn Minuten schärft ein Gendarm oder Polizist in Zivil den Reisenden nachdrücklich ein, die Fenstervorhänge und Läden des Abteils geschlossen zu lassen. Jeder Reisende wird dazu noch von allen Mitreisenden mißtrauisch überwacht und wenn irgendetwas Auffallendes an ihm bemerkt wird, wenn er etwa anhaltend schweigt, wenn er öfter durch die Spalten guckt, ein ungewöhnliches Gepäckstück mitführt oder einen fremdartigen Rock trägt, so entstehen auch Zwischenfälle, ein Gendarm wird gerufen und unterwirft den Verdächtigen einem peinlichen Verhör. Die Gesellschaft besteht hauptsächlich aus Leuten, die verwundete Angehörige aufsuchen.

Die Station Udine ist militärisch besetzt; Landwehrleute mit dichten Schnurrbärten und schweren (alten?) Gewehren bewachen alle Ausgänge und lassen niemand in bürgerlicher Kleidung durch, wenn er nicht einen Passierschein vorzeigen kann, Aus- und Eingang stehen unter strenger Ueberwachung des Militärkommandos, die mit unglaublichen Scherereien arbeitet. Einer hinter dem andern mit den Ausweispapieren in der Hand muß sich durch einen jedes Möbels beraubten Warteraum langsam hindurchdrängen, wo zwei Offiziere alles mit Argusaugen durchforschen. Die Stunden verrinnen unter fortwährendem Fluchen auf die italienische Bureaukratie. Wer nach zahllosen Fragen über seine Persönlichkeit, Zwecke usw. nicht ausreichend berechtigt erscheint, nach Udine hineinzukommen, wird in einen besondern Raum gesperrt, wo die zur Rückbeförderung Verdammten gesammelt werden. Hier herrscht allgemeine Trostlosigkeit und dem General Cadorna müssen die Ohren klingen von all den Ausbrüchen des Ingrimms, die hier gegen seine Anordnungen laut werden.

In Udine sind wir etwa 30 Kilometer hinter der Front, aber schon im Kriegsgebiet. Straßen und Wirtshäuser wimmeln nur so von Soldaten aller Waffen in ganz frischer Ausrüstung; sie führen einstweilen Krieg, indem sie die Zeitungen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lesen und die Bewegungen besprechen, wie alle andern Bürger, bis der Befehl zum Vormarsch kommt. Um den Bahnhof ist ein Wagenpark aufgefahren, der die Verpflegungs- und Geschoßvorräte weiter zu schaffen hat; in Udine hat die Militär-Intendantur ihren Sitz, die täglich für die Bedürfnisse mehrerer Armeekorps zu sorgen hat. Alles, was zum Unterhalt der Truppen, zur Sicherung der Verbindungen, zum Schutz gegen Ausspäher, zur Verwundetenpflege, zum Feldpost- und Telegraphendienst usw. gehört, ist hier zusammengehäuft. Wo man hinblickt, sind Feldbäckereien in Tätigkeit, fahren Kraftwagen, Lastkarren, Fahrräder hin und her, Staubwolken steigen unaufhörlich empor. Viehherden werden brüllend vorbeigetrieben, Heu- und Strohmassen sind am Wege aufgehäuft, Scharen von Pferden werden zur Tränke geführt, die sonst stillen Straßen der Provinzialhauptstadt sind von fieberhaftem, lärmendem Treiben erfüllt. Zwischen den Kraftlastwagen häufen sich Gruppen der mannigfaltigsten kleinern Fuhrwerke für den Dienst nach der Front an, man sieht sogar die eigenartigen zweirädrigen Kärrchen Neapels und Siziliens. Den Landwehrtruppen, die hier zu den verschiedensten Dienstleistungen als Wagenführer, Bäcker, Metzger, Pioniere verwandt werden, hat der Volkswitz den Spottnamen i terribili (die Schrecklichen) gegeben und sie führen ihn insofern mit Recht, als sie mit dem Ausschuß der Kleiderkammern ausgestattet sind, mit dem buntscheckigsten alten Zeug, das aus einem Trödlerladen stammen könnte. Wenn sie in den längst vergessenen Uniformen und mit dem ellenlangen alten Bajonett am Gewehr die Wache beziehen, erregen die „Schrecklichen" viel Heiterkeit. Aber sie selber lachen nicht; sie denken mit Schmerz an ihre Lieben daheim, von denen sie keine Nachricht haben, denn die Feldpost arbeitet schlecht; sie denken an das im Stich gelassene Geschäft, das mittlerweile zurückgeht, während sie dem Vaterland dienen und die Unsicherheit der eigenen Lage erstickt die Kriegsbegeisterung.

Die besten Häuser und alten Adelspaläste von Udine sind alle für den Heeresdienst in Beschlag genommen, das Kriegsgericht hat zwei Schritte vom Marktplatz seinen Sitz in einem Kientopp, der auf rosa angestrichener Front mit Liberty-Ornamenten die Aufschrift Eden-Theater zeigt; der Tisch des Gerichtshofs ist umgeben von einem Berg übereinandergehäuften Sitzreihen. Das städtische Theater ist in ein Lazarett verwandelt, vor dem Vorhang mit seinen Blumengewinden und grinsenden Masken stehen im Parterre Reihen von Betten, desgleichen längs der Galerien. Nur Schwerverwundete liegen hier; durch ein großes Fenster schauen wir auf den Hof, wo einige Genesende Kegel spielen, schwatzen und rauchen. Der Verein vom Blauen Kreuz hat in Udine ein Pferde- und Maultierspital eingerichtet, welches 250—300 Tiere aufnehmen kann. Die Verletzten und Kranken werden hinter der Front gemustert; wo noch Hoffnung auf Heilung ist, werden die Tiere nach Udine gebracht. Stumm und trübselig stehen sie in ihrem Lazarett; viele darunter sind nicht durch Geschosse verletzt,



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sondern durch die Ueberanstrengung im Gebirgsdienst elend heruntergekommen; man sieht hier Jammergestalten, die an Don Quixotes Rosinante erinnern, die meisten leiden an akuter Drüsenentzündung.

Die Einwohner von Udine verfolgen mit ängstlicher Spannung die Wechselfälle des gewaltigen Kampfes am Isonzo, der seit vielen Wochen mit unerschöpflicher Zähigkeit geführt wird. Manche Bürger verbringen ganze Tage auf den Dächern und selbst einen Teil der Nacht, um dem Kanonendonner zu lauschen und die Schüsse zu zählen. Oben am Rande der alten Burg, im Mittelpunkt der Stadt, drängt sich immer eine dichte Masse von Menschen, die mit vor Erregung feuchten Augen das weite Panorama des Kriegsschauplatzes durchforscht. Hinter der grünen Friauler Ebene sieht man die Vorhöhen der Alpen mit ihren Dörfern und Städtchen, dahinter den Kranz von mächtigen Gipfeln, an deren Abhängen der Kampf tobt. Weiße Rauchwolken steigen unaufhörlich vor ihnen empor, von rotem Feuerschein durchleuchtet und ein ewiger Donner durchtobt die Lüfte, ein Chor von Höllenstimmen. Die fieberhaft erregte Menge der Zuschauer sucht zu begreifen und zu deuten, man vermutet und errät, man möchte mehr wissen, als die amtlichen Berichte sagen. Wenn staubbedeckt, sonnverbrannt und schweißtriefend Offiziere und Soldaten von der Front herkommen, werden sie von allen Seiten mit Fragen bestürmt, und gierige Augen hängen an ihren Lippen, alle wollen etwas Neues hören. Aber die Nachrichten sind immer unsicher und schwankend, denn die Mitkämpfer wissen ja selbst nur wenig, sie kennen nur einen kleinen Ausschnitt der ausgedehnten Front und dieser Ausschnitt nimmt ihre Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, daß sie nicht sehen können, was in ihrer Nachbarschaft vorgeht. Die Enttäuschung der Einwohner über die mangelhaften Auskünfte steigert ihre Erregung und begünstigt das Emporwuchern von phantastischen Gerüchten; diese erwecken neue Hoffnungen, die zu raschem Ende verurteilt sind. Wer mit großen Schwierigkeiten bis an die Front gelangt ist, und einige Tage dort zubringen und in Fühlung mit Augenzeugen der Ereignisse treten konnte, der weiß, daß die Schwere des Kampfes jegliche Begeisterung erkältet und eine große Enttäuschung hervorgerufen hat. Die Truppen, die mit Jugendmut und italienischem Feuereifer herangeeilt waren, hatten auf ein Vordringen ohne Aufenthalt gerechnet. Aber nach und nach ist der Enthusiasmus geschwunden und sie haben sich überzeugt, daß das verschanzte Lager von Görz und die Hochebene des Karsts eine uneinnehmbare Einheit bilden. Ein höherer Genieoffizier sagte mir: „Man muß vor diesem System von natürlichen und künstlichen Befestigungen gestanden haben, das sich wie eine uneinnehmbare Mauer dem erprobtesten Mut und der zähesten Hartnäckigkeit entgegenstellt. Wer die Linie anschaut, die das linke Isonzoufer schützt, empfängt den Eindruck, daß alles vorbedacht ist, um die Verteidigung ebenso leicht wie den Angriff schwer zu machen. Die Gestaltung des Gebirges



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selbst, die Richtung seiner Linien, die Vorhöhen und Verzweigungen, die Natur des Gesteins, seine Vorsprünge und Einschnitte, die tückische Nähe des reißenden und tiefen Flusses, alles scheint mit Bewußtsein vereinigt zu sein, um den Durchbruch zu verhindern. Zu der feindlichen Natur muß man die unübertreffliche Vollkommenheit der von Menschenhand erbauten Werke fügen. Die von den Oesterreichern monatelang vor der Kriegserklärung sorgfältig angelegten Verschanzungen stellen das vollständigste und modernste Erzeugnis der Technik dar: festen Bau, sichere Deckungen, ungeahnte Hinterhalte. Die österreichischen Batterien stehen in sorgsam ausgewählten Verstecken unter Ausnutzung natürlicher Schlupfwinkel und Ausstattung mit aller Kunst, sodaß man sie unmöglich bemerken kann, auch wenn man nur wenige Schritte davon entfernt ist."

Das kleine Dorf Plawa am Abhang des Gebirges auf dem Kamm eines niedern Hügels ist so dem italienischen wie dem österreichischen Feuer ausgesetzt gewesen. Sein Besitz bedeutete für die Italiener den Uebergang über den Isonzo. Die von der Front zurückkehrenden Soldaten erzählen, daß die Oesterreicher die gegnerischen Stellungen mit solcher Heftigkeit beschossen, daß die Italiener nicht widerstehen konnten. Da gab es Offiziere, die das Bewußtsein verloren, andere, die verrückt wurden infolge des entsetzlichen Getöses und der andauernden Wut des konzentrierten Artilleriefeuers. Die österreichischen Granaten platzten in solcher Zahl und so rasch aufeinander, als würden sie von Maschinengewehren abgefeuert. Der Lärm der Geschütze machte es nach dem Zeugnis der Soldaten unmöglich, Befehle zu verstehen. Einige hundert Mann arbeiten am Transport der Verwundeten zum Feldlazarett; und nur mit Mühe konnten die Leute bewogen werden, an die Front zurückzukehren, viele wurden, obgleich unverletzt, ohnmächtig und mußten weggebracht werden. Fünf Stunden währte der fürchterliche Geschützkampf. Wieviel tausend Mann die Italiener verloren haben, ist unbekannt, ihre Stellungen sind in einen Friedhof verwandelt worden. Die Schützengräben waren so voll von Leichen und Verwundeten, daß der Anblick einfach nicht zu ertragen war. Das einzige Ergebnis des Kampfes für die Italiener war, daß sie die feindliche Stellung für wenige Stunden gewannen, um sie bald darauf von neuem zu verlieren. Die Höhe über dem Dorf Plawa wechselt ihren Besitzer so oft, daß die von der Front zurückkehrenden Truppen nie wissen, wer sie im Augenblick hält. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß man bei verschiedenen Abteilungen der Infanterie verdächtige Verwundungen findet; es scheint sich um Selbstverstümmlung zu handeln, zu dem Zweck, aus der Front herauszukommen.

Ohne alle nicht kontrollierbaren Nachrichten sammeln zu wollen, kann man doch aus dem Briefwechsel der kämpfenden Truppen mit ihren Familien gewisse zutreffende Schlüsse ziehen. Zahlreiche Briefe bezeugen, daß die Ange-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hörigen die am Isonzo kämpfenden Soldaten als dem sichern Tod geweiht betrachten. Anderseits kann man aus einigen Vorschriften und vertraulichen Befehlen der Militärbehörden ersehen, mit welchen Mitteln man den Kampfmut der Truppen aufrecht zu halten sucht. So heißt es in einem Tagesbefehl: „Ihr werdet sehen, daß um den Besitz einer Stellung der Feind mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen hat, wie ihr selber. Darüber müßt ihr nachdenken, denn die eigenen Mühen, Anstrengungen und Verluste lassen oft die des Gegners vergessen." Ein anderer Tagesbefehl hebt hervor, daß „es von der größten Wichtigkeit ist, die Tätigkeit auf der ganzen Front zu verdoppeln. Die bisher entfaltete Tätigkeit läßt nach dem Urteil der Divisionsgenerale zu wünschen übrig; es muß ein lebhafterer Angriffsgeist gezeigt werden." Aus einer Anweisung des Großen Hauptquartiers entnehme ich folgende Sätze: „Das Generalkommando stellt fest, daß die Gefechtstätigkeit während der Nacht sich ausschließlich auf eine zähe Verteidigung beschränkt, während die Oesterreicher mit gleichen Verlusten wie wir unaufhörlich ihre Angriffe erneuern und durch Teilerfolge ermutigt werden. Man erwartet allzu passiv den feindlichen Angriff. Dieser Zustand muß unbedingt aufhören. Allen Bataillonskommandeuren und Hauptleuten wird befohlen, jede Nacht ihre Leute in den vordern Gräben zu besuchen und bei ihren Untergebenen den Angriffsgeist zu beleben." Der Schlußsatz der vertraulichen Weisung lautet: „Die Italiener müssen den Oesterreichern das Gesetz vorschreiben!" Ein anderer heftiger Tagesbefehl Cadornas bezieht sich auf die Gefangennahme und warnt: „Jeder unverwundete Mann, der dem Feind in die Hände fällt, wird nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft vor eine Untersuchung gestellt."

Ich habe erfahren, daß zahlreiche Briefe von Soldaten, die ihren Verwandten die Leiden des Krieges schildern, auf Befehl des Oberkommandos den Empfängern nicht zugestellt werden. Und die Zensur hat den Abdruck von Soldatenbriefen in der Presse verboten. Das hat in der Bevölkerung eine lebhafte Unzufriedenheit erzeugt.

Bei Nacht ist Udine natürlich mit allen Sicherheitsvorkehrungen umgeben und in völliges Dunkel gehüllt. Auch die Kaffeehäuser und Wirtschaften sind finster, sodaß man lange dort sitzen kann, bis ein Kellner den Gast mit Hilfe eines Streichholzes entdeckt. Vom Kastell aus wird unaufhörlich nach feindlichen Flugzeugen ebenso wie nach vorlauten Lichtern in den Häusern ausgeschaut, und oft kommt einem harmlosen Einwohner durchs Telephon der Befehl zu, seine Lampen auszulöschen. Neulich abends gegen 10 Uhr gabs große Aufregung. Die Feuerwehr auf dem Burg meldete das Nahen österreichischer Flieger. Kanonenschüsse ertönten und die Sturmglocke wurde geläutet. Im Nu waren die Straßen leer, die Häuser geschlossen, alle Lichter verlöscht. Aber es kam nichts, es war nur eine Alarmprobe gewesen. Die österreichischen Flieger



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sind sehr rührig. Täglich durchforschen sie das Gebiet von Friaul und beschießen irgend einen Platz in der Nähe von Udine. Für Cormons, San Giovani di Manzano, Cervignano und San Giorgia di Nogaro haben sie eine besondere Vorliebe und ihre bevorzugten Ziele sind die Brücken und Eisenbahnstationen, sowie die Gebäude, in denen Kommandostellen der Italiener untergebracht sind. Die italienischen Offiziere und die bürgerliche Bevölkerung sind darin einig, daß die österreichischen Flieger mit beachtenswertem Mut und viel Schneid arbeiten.

# Skizzen von draußen

## Von Oskar Wöhrle

### Angriff

Hast du noch Kaffee? Nein, aber Schnaps! Viel? Zehn Schluck schon! Her damit! Es wird heruntergeschwenkt, in einer Viertelstunde kann es zwölf geschlagen haben! Her damit! Im Angesicht des Todes ist dieses gebrannte Wasser die Quintessenz des Lebens.

Die Artillerie schreit sich heiser. Ein raschgegebener Befehl reißt uns aus dem Graben heraus. Vorwärts! Vorwärts! Ich sehe nichts, ich höre nichts. Brausen füllt meine Ohren aus. Unbekannte Gewalten stoßen mich vorwärts. Neben mir laufen die Schatten meiner Kameraden. Auf mein Genick fällt der keuchende Atem meines Hintermannes. Hinliegen! Feuern, nichts als feuern! Wie elektrische Funken von einem Pol zum andern springen die Schüsse von uns weg, auf uns zu. Der Tod hat sich zu Licht und Feuer gewandelt.

Noch einen Schluck in der Flasche? Her damit und wenn's der letzte ist! Was schmift und pfeift da so? Eine Granate. Was ist das, eine Granate? Ich weiß es nicht. Ich habe alle menschlichen Ausmaße vergessen. Sie fällt nieder. Krach, sie zerreißt! Ein Wirbel springt auf, ein Springbrunn aus Erde und Splittern. Sprengstücke, schlimmer als Messer. O der fürchterlichen Schreie!

Neuer Befehl! Vorwärts, vorwärts! Der Helm ist mir vom Kopf geschlagen. Blut läuft eilig wie ein Metzgerhund in mein



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

linkes Auge. Eine fürchterliche Gestalt steht vor mir. Bajonett, tu deine Arbeit! Nein, verdammt, das ist kein Feind, das ist ein Deutscher, der mir in der Aufregung den Hieb über den Schädel versetzt hat. Vorwärts, vorwärts! Löcher im Boden, gierig nach unserem Fleische schluckend. Stacheldraht, spanische Reiter, von deutschem Eisen auseinandergerissen. Ich bleibe mit meiner Montur in der Schlangenwirrnis hängen. Trompetenstoß! Vorwärts, vorwärts! Losgerissen! Die Fetzen bleiben hängen. Warm kriecht es mir über Schenkel und Waden. Was macht's! Ich lebe noch! Vorwärts! Das Blinken meines Bajonetts zieht mich nach. Vor mir eine kleine Anhöhe, in speiendes Feuer gehüllt. Lebe ich noch? Führ ich einen Gespensterkampf? Dunkle Gestalten rennen im Laufschritt davon. Vereinzelte breite Klumpen halten Stand. Bajonett! Bajonett! Kratsch! Kratsch! Stahl gegen Stahl! Stoß gegen Stoß, erbittert weitausgeholt! Merkwürdiger Dampf kommt. Verflucht, das war schnell entschieden! Jetzt den Sprung hinunter! Links und rechts den Graben entlang! Tummelt euch, tummelt euch, sonst kommen die Handgranaten! Unfähig, die Welt als Mensch zu erkennen, wird die Arbeit getan. Heraus, heraus, den letzten Anlauf! Herz, hämmere weiter! Wütende Schreie holen mich ein! Drauf! Drauf! Drauf! Drauf! Das Weiße glitzert in den Augen der Feinde. Tierisch erbärmlich, sonderbar hell gellen die Todesschreie. Die Durchstochenen machen merkwürdige Verbeugungen. Auch ihr seid Menschen, unsre Brüder. Menschen! Brüder? Was sind das für Worte? Menschen? Brüder? Hoch der Soldat! Und lägen jetzt Vater und Mutter vor uns, wir würden sie töten, zertreten! Halt! Nicht weiter! Flankenfeuer von links! Flankenfeuer? Hast du noch Schnaps in der Flasche? Was? Noch Schnaps in der Flasche? Nein, alles leer! Hol dich der Teufel!

### Nach gewonnener Schlacht

Die Schlacht war geschlagen. Der Sieg hatte sich nach langem, aufregendem Zaudern endlich auf unsere Seite geworfen. Der Feind befand sich allenthalben im Rückzug.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir lehnten halbtot an den Kanonen, Gesicht und Hände schwarz vom Pulverdampf, die Augen entzündet und von giftigen Gasen gebeizt.

Rundum das Chaos: zerschmetterte Leichen, tote Pferde, verwundete Infanteristen, die ihre Schmerzen durch laute Schreie abzuschütteln suchten, furchtbarer Qualm brennender Häuser, Gestank hunderter seit Tagen nicht beerdigter Kadaver.

Von der Beobachtung her brachten zwei Fernsprecher auf einer Baumbahre einen Hauptmann geschleppt. Er war tödlich verwundet, von Gott und der Granate gezeichnet. Der blutige Dreck quoll aus seinem offenen Leibe und wie getretene Schlangen wanden sich die Gedärme dazwischen. Seine Arme hoben und senkten sich im Krampf wie die Flügelschläge eines sterbenden Vogels. Auf der Stirne stand der Todesschweiß in dicken Tropfen und die räuberischen Fliegen kamen und saugten davon.

Wir sammelten uns in einem großen Haufen und weinten alle, als wir zu unseren Füßen dieses Jammerbild der Vernichtung sahen.

Aber mitten in unseren Tränen legte sich eine bissige Hand auf unsere Schultern und eine klare, schneidende Stimme sprach laut und vernehmlich: „Kinder! Sieg! Sieg! Was weint ihr? Jetzt hängt man in Deutschland die Fahnen heraus!“

## Nur ein Ruß'

Beim Rückzug von Warschau war's eine Zeit lang eine böse Geschichte. Ständig die feindliche Artillerie in der Weiche und trotz dem starken Drucke doch kein schnelles Vom-Weg-Kommen, weil die dichten, eigenen Kolonnen alle Straßenadern verstopften.

Wir, in der Nachhut, dachten nicht mehr an Essen, nicht mehr an Trinken, und das will viel heißen bei Soldaten, die keinen schärferen Herrn über sich haben, als den eigenen Magen, sondern achteten lediglich darauf, daß von den Russen, die wir gefangen mitführten, keiner entschlüpfte. Denn das hätte eine böse Sauerei geben können.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In einer Nacht, als wir eine halbe Stunde zu lange gerastet hatten, gelang es feindlicher Artillerie, unsere Abmarschwege unter Feuer zu nehmen. Gottlob lagen die Sprengpunkte der Schrapnelle durchweg zu hoch. Ein einziges nur sauste mitten in einen Trupp hinein. Wir blieben wie angewachsen auf dem Flecke stehen, so steif machte uns der Schreck. „Vorwärts, Affen! Was steht ihr und gafft?" rief ein roter Sergeant, „es ist nichts passiert, nur ein Russ'."

Hei, wie lieblich das den Ohren klang! Und wenn es Dostojewski gewesen wäre, oder Tolstoi, den da das Schrapnell zerriß, was wäre gewesen? Roll weiter, Weltgeschichte! Was sagt der rote Sergeant? Weiter! Weiter! Nur ein Russ'!

## Damals

Damals, vor Nowo-Georgiosk liegend, auf der Südseite, wenn die Russen gewußt hätten, wie wenig wir waren, dreitausend gegen dreißigtausend, sie hätten uns mit Mützen totgeschlagen, sie hätten uns zerdrückt in der flachen Hand.

Nacht und Tag brüllten unsere Geschütze. Vorn die Infanterie, Mann für Mann fünfzig Schritt Abstand, unverdrossen feuernd. öfters die Stellung wechselnd, daß man am Platz wohl auf gefüllte Regimenter vermutete.

Und der Russe merkte nichts. In seine Mauern eingeschlossen, von der Angst bedrückt, wagte er keinen Ausfall, und wir setzten ihm zu, daß er sich ehrlos ergab.

Damals, achthundert Gefangene lagen in einem Fort, von keinem anderen Menschen als mir bewacht, zwei Tage ohne Speise, ohne Trank, ungeduldig, hungrig harrend des Abtransports, ich, nur mit hundert Patronen bewaffnet, fest die Faust um den Gewehrschaft, mittendrin unter den Bestien, des Augenblicks wartend, da mein Blick versagte, da sie mich brüllend zerrissen.

Damals, in Angst und Grausen lernte ich ihn kennen, den launischsten Gott.

Blind ist er, täppisch, faulgliedrig und boshaft, heißt Zufall.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## Merkblatt

Es ist gut Hurra schreien, wenn man in Deutschland hinterm vollen Humpen sitzt und einem das Fett in der Pfanne nie ausgeht.

Es ist gut Siege feiern, wenn man noch kein anderes Prasseln gehört hat, als das Prasseln des Feuerwerks und platzende Schrapnells und Granaten nur aus der Zeitung kennt.

Es ist gut vom Durchhalten sprechen, wenn man nachts bei seiner Frau im Nest liegt und sich die warme Decke übern Kopf ziehen kann.

Es ist aber schwer, ein Soldat zu sein; denn der Regen näßt, die Kälte zwickt, die Sonne sticht, der Hunger tut weh, der Durst brennt den Hals aus und die feuchte Erde macht Rheumatismus.

Es ist aber schwer, ein Soldat zu sein; denn man ist kein Mensch mehr für sich; man muß seinen Willen einem andern Willen unterwerfen; man sieht nie weiter, als die eigenen Augen gehen; man muß jede Sauerei mitmachen und weiß nie, wann der Greuel ein Ende hat.

Es ist aber schwer, ein Soldat zu sein, denn man muß nicht nur marschieren und wieder marschieren, man muß auch töten. Da heißt es, dem Herrgott ins Gesicht schauen und die Verantwortung dafür übernehmen sein Leben lang. Die nimmt einem kein Befehlshaber ab. Auch der höchste nicht. Keiner.

Wundert euch darum nicht, daß wir so still sind. Kommt heraus zu uns fürchterlichen Gesellen, und ihr werdet begreifen, daß wir die deutsche Erde heißer lieben als ihr. Weil wir ihr soviel ferner sind. Weil wir stündlich dafür sterben müssen. Weil wir erst an der Fremde messen konnten, was deutsche Erde eigentlich ist. Da werdet ihr begreifen, daß wir gegen unsere Feinde keine großen Worte gebrauchen, sondern an den Helm greifen in Hochachtung. Und doch, wenn er kommt, dann zögern wir keinen Augenblick, dann drücken wir los und schießen ihm in die breite Brust hinein!

Amen!



Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Der See

Von Hermann Weick (Karlsruhe i. B.)

Am Bodensee hat Deutschlands größte Dichterin ihre Vollendung gefunden. Annette von Droste-Hülshoff. Das kleine, stille Altjungfräulein, in dessen kränklichem Körper eine feurige, sturmhafte Seele glühte. Auf der von reichen Erinnerungen umsponnenen Meersburg reifte ihre Dichterkraft zu köstlichen Früchten. Sie, die aus dem Norden gekommen war, fühlte sich mächtig angezogen von der seltsamen, herben Schönheit des Bodensees und dem Zauber seiner Uferlande.

Zu allen Zeiten haben die Dichter diese Schönheit besungen. Die Erinnerungen, die am Bodensee weben, sind reich. Bis in die fernste Vergangenheit gehen sie zurück; Namen wie Reichenau, St. Gallen, Konstanz, Ueberlingen 2c. sind die Zeugen. Nicht selten schaute eine halbe Welt auf dieses Stück Erde, der Schritt der Geschichte ging klirrend über diese Stätten. Und ist es nicht ein seltsames Geschehen, daß gerade von dort das Sinnbild unserer Tage geschaffen wurde — das Luftschiff?

Eine eigenstarke, bodenständige Kraft, erzeugt durch die Nähe der Natur, gesättigt aus der Geschichte, offenbart sich in der Dichtung des Bodensees, die Wilhelm v. Scholz in einer trefflichen, bei Reuß & Itta in Konstanz erschienenen Anthologie „Der See, ein Jahrtausend deutscher Dichtung vom Bodensee" (5 M) herausgegeben hat.

Die Mönche des St. Gallener und Reichenauer Klosters beginnen den Reigen; unter ihnen die markantesten: Notker und Ekkehard, der Sänger des Walthariliedes. Von einer verhaltenen Kraft sind die Dichtungen, schlicht, anspruchslos in der Form, die Gedanken einfach, aber von einer tiefen Innerlichkeit. Die Lieder der Minnesinger, die in stattlicher Zahl auf einsamen Burgen und Schlössern am See hausten, hat Wilhelm v. Scholz in fein fühlender Nachdichtung uns neu geschenkt. Einer seltsamen Gestalt begegnen wir im Dominikanerkloster zu Konstanz, dem heutigen Inselhotel; dort hatte der einsame Mönch Heinrich Suso seine seltsamen Visionen, von denen er in sprachschönen, gedankentiefen Dichtungen und Predigten redete. In die Zeit des Konstanzer Konzils führte der nächste Abschnitt. Zwei Namen glühen erinnerungsschwer auf: Huß und Hieronymus von Prag. Die Märtyrer. Von ihrem fröhlich-heldischen Todesgang geben zwei Prosastücke anschauliche, erschütternde Schilderungen.



Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Von nun an wird die Schar der Dichter, die ihr Lied dem See weihten, ständig größer. Die Zeit der Klassiker und Romantiker bringt reiche Ausbeute und manches Kunstwerk von unvergänglichem Wert. Auch der Rheinfall von Schaffhausen, den v. Scholz erfreulicherweise in diese Sammlung einbezog, findet viele dichtende Bewunderer: Lavater, Stäudlin, Zacharias Werner, Strachwitz, Mörike, Scheffel und Dehmel. Goethes Tagebuchnotizen lassen den tiefen Eindruck erkennen, den er von dem gigantischen Naturspiel empfangen hat. Mit besonderem Interesse liest man, was Graf Moltke in schlichter Sprache zu diesem Naturspiel sagt. Auch aus Wilhelm Heinses Tagebüchern sind die Aufzeichnungen über den Schaffhausener Fall angeführt.

Neben den Großen im Reiche der Dichtkunst, Goethe, Schiller, Hölderlin, Herder, erscheinen nun die schwäbischen Sänger auf dem Plan: Uhland, Kerner, Gustav Schwab (mit seinem „Appenzeller Krieg" und dem wohlbekannten „Reiter und der Bodensee"), sowie Eduard Mörike; des letzteren herrliche „Idylle vom Bodensee", dieses sinnige, farbenfrohe, von köstlichem Humor erfüllte Gemälde vom Leben und Treiben in einem Bodenseedorf, liest man mit Entzücken. Gutzkow huldigt Huß und Hieronymus, Emanuel Geibel steht mit einigen prächtigen, feinbeweglichen Gedichten in der Sammlung. Der Badener Joseph Viktor von Scheffel weilt gerne hier und singt in seiner frohmütigen, oft derben Weise. Und die Schweiz läßt ihre Besten in diesem Kreis erscheinen: Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer.

Die Gegenwart — klangvolle Namen. Hesse, Finkh, von Bodman. Diese spezifisch süddeutschen Dichter, die dauernd oder vorübergehend ihre Behausung am Bodensee aufgeschlagen haben, künden die Schönheit der Heimat in stillen, formvollendeten Gedichten, aus denen ein Widerschein des Zaubers dieser Stätten leuchtet. Richard Dehmels Leidenschaftlichkeit weht aus ein paar kurzen, inhaltschweren Gedichten. Lissauer, Ferdinand Vetter, Franz Joh. Wilhelm sind beredte Schilderer des Seelandes. Wilhelm von Scholz zeigt in einer erzählenden Dichtung „Abt Mangold und der Reichenauer Fischer" seine bedeutende Gestaltungskraft; von feiner Stimmung ist sein „Rheinübergang" erfüllt. Mit Prosastücken sind Hermann Bahr (ein Abschnitt aus seiner Dalmatinischen Reise) und der stille, grüblerische Fritz Mauthner vertreten; eine erhebende Fröhlichkeit leuchtet aus dem, Mauthners sinnreichen Totengesprächen entnommenen Kapitel „Gottfried Keller".

*

Es ist nicht entfernt möglich, alle Dichter und ihre Erzeugnisse, die in diesem Buch zusammengeschlossen sind, zu nennen. Ein reckenhafter Bau dünkt das Werk, zu dem in tausend Jahren die Steine zugetragen wurden. Es bedurfte einer kundigen Hand und tiefer Liebe zur heimatlichen Dichtung, sollte aus



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Menge der Beiträge eine geschlossene, künstlerischen Anforderungen entsprechende Sammlung entstehen. Wilhelm v. Scholz war in erster Linie zu dieser Aufgabe berufen. Sein Leben und Schaffen ist aufs Engste mit dem Bodensee verknüpft. An ihm verbrachte er einen großen Teil seines Lebens; in manchem Werk hat er schon für seine Schönheit und Eigenart gezeugt. Aber auch der Vergangenheit hat sich dieser ernste, suchende Künstler von je zugewandt. Sein Studium der Geschichte und Dichtung des Bodensees hat schon manches Dunkel gelichtet; viele längst vergessene Lieder, die einst am See erklangen, wurden durch ihn zu neuem Dasein erweckt.

Eine große Linie zieht sich durch das Buch. Es ist nicht ein loses Aneinanderreihen von Dichtungen; ein innerer Rhythmus offenbart sich im Aufbau der Sammlung, der sie zu einem geschlossenen Kunstwerk macht. Mit gutem Bedacht steht Prosa mit Gedichten im Wechsel; zwischen ernsten Werken sind Perlen froher Laune verstreut, sodaß das Bild bunt und anregend wird.

Der Gedanke zur Schaffung dieses Werkes wird wohl vor dem Krieg entstanden sein. Erscheinen mußte es jetzt; denn es gehört in unsere Zeit. In ihm offenbart sich deutscher Geist und die Liebe zur deutschen Heimat in ihren schönsten Blüten. Ein leuchtendes Band zieht sich von den fernen Tagen, die hier von Dichtern besungen, herüber in unsere Kriegszeit. Und wir erkennen, daß alles Vergangene nur Anfang und Werden von dem war, was wir heute sind und wollen! So springen Funken aus den Seiten des Buches und entzünden in unseren Herzen Freude am Gestern und eine frohe, stolze Hoffnung für das Morgen.

*

Noch ein literarisches Erzeugnis, für das der Bodensee das Grundmotiv abgibt, soll hier erwähnt werden: „Das Bodenseebuch 1916. Ein Buch für Land und Leute" ist im dritten Jahrgang erschienen. (Preis 2 M). Es war ein glücklicher und vielbegrüßter Gedanke des Verlags Reuß & Itta, Konstanz, süddeutsches Leben und Dichtung, speziell des Bodenseegebietes, in diesen zu sammeln. Der neueste Band, durch den natürlich der heiße Atem des Krieges weht, steht auf bedeutender künstlerischer Höhe. Ausstattung und Inhalt ehren den Verlag und den Herausgeber, Walter Jerven. Tote und Lebendige sind in buntem Reigen. Joh. Peter Hebel, A. von Droste-Hülshoff, Geibel, Mörike, Scheffel, Uhland stehen neben den Lebenden, von denen Hermann Hesse eine Reihe stimmungsreicher, formschöner Gedichte beisteuerte; ebenso von Bodman, Finckh, Schussen, Huggenberger, A. Sexauer, um nur einige davon zu nennen. Von Walter Jerven liest man eine gedankentiefe, in ihrer Form und Entwicklung eigenartige Erzählung „Die erste Sonne." Die beste Gabe des Buches ist wohl Emil Straussens Erzählung „Der Laufen";



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine psychologisch packende, sprachlich vollkommene Arbeit von starker Wirkungskraft.

Es ist nicht möglich, hier alle Beiträge zu nennen. Ein erstaunlicher Reichtum von Geist und Gemüt offenbart sich in diesem echt süddeutschen Buch, das mit einigen prächtigen Bildern geschmückt ist.

## China auf dem Weg zum Kaiserreich

Schanghai, 29. August 1915.

„Möge Seine Majestät zehntausend Generationen leben! Möge Eure Exzellenz zehntausend Generationen leben!"

Im September 1908 war's. Der allmächtige Ex-Vizekönig und Minister Juan-Schikkai feierte in Peking seinen fünfzigsten Geburtstag. Die Kaiserin-Witwe überhäufte ihn mit kostbaren Geschenken. Und das gesamte Mandarinat beeilte sich, dem hohen Vorgang zu folgen. Vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht drängte sich der Zug der Gratulanten. Einer bloß fehlte: Prinz Tschun, der Bruder Kaiser Kwangsü's. Der hatte sich „Krankenurlaub" genommen, kurz, wenige Tage, vor dem Fest. — —

Im Hause Juan-Schikkais war die Menge der Geschenke zur Schau gestellt: prächtige Porzellanarbeiten, Seidensachen, Lack-, Silber-, Elfenbeinwaren. Und, auf kostbarer Seide, ein chinesisches Rollbild, das aber statt des Gemäldes die oben zitierte Inschrift trug . . . . .

Ein harmloser Glückwunsch in den Augen ahnungsloser Europäer; dem Chinesen sofort als ein vergifteter Dolchstoß erkennbar. Denn der Huldigungsruf „Zehntausend Generationen" („Wan-Sui"; japanisch „Ban-Sai") gebührt nur Einem im weiten Reich der Mitte: dem Huang-Ti, dem Kaiser. Auf einen Untertanen angewendet konnte die „Huldigung" nur eine einzige Bedeutung haben: du strebst nach dem Drachenthron! . . . . .

Pekings öffentliche Meinung hielt von allem Anfang an Prinz Tschun, den Kaiserbruder, für den Spender des Bildes . . . . .

War der Vorwurf berechtigt? Damals, vor sieben Jahren, kaum. Denn damals, zu Lebzeiten der allgewaltigen Kaiserinwitwe, konnte kein Vernunftbegabter sich Hoffnungen machen auf den goldenen Reif. Und die Entwicklung der Ereignisse im kommenden Jahrzehnt konnte auch ein Mann vom Geiste Juan-Schikkais unmöglich vorausahnen.

Und doch: unwiderstehlich rufen die politischen Ereignisse der letzten Monate jene Episode von 1908 in unser Gedächtnis zurück.

Wie gut hat Prinz Tschun den Minister beurteilt, wie klar seine geheimsten Herzensregungen durchschaut!

Denn heute, kurze sieben Jahre nach jener Geburtstagsfeier, schickt Juan-Schikkai sich an, den Drachenthron zu besteigen . . . . .

Ein bewegtes Leben hat dieser Mann hinter sich. In raschem Aufstieg brachte er es zu den höchsten Stufen des Mandarinats, wurde Generalresident in Soeul, Vizekönig der hauptstädtischen Provinz Tschi-Li, Minister und allmächtiger Vertrauter der Kaiserinwitwe. Nichts hielt ihn auf in seinem Siegeslauf. Selbst der Vor-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurf nicht, er habe durch unrichtige Meldung aus Soeul die Katastrophe des chinesisch-japanischen Krieges mit heraufbeschworen. Was andere unfehlbar gestürzt hätte, ihm schadete es nicht, ihn trug das Glück. Selbst daß er sich, als Gouverneur in Schantung, energisch gegen die Boxerbewegung aussprach — andern hat's den Kopf gekostet, ihm schadete es nicht . . . . . .

Denn er hatte im verhängnisvollen Jahre 1898 der Kaiserinwitwe einen Dienst geleistet, den sie ihm nicht vergaß. Das war damals die Zeit, in der Macht und Freiheit der Kaiserinwitwe an einem Haar hingen. Kang-Yu-Weh, der liberale Ratgeber Kwang-sü's, leitete Chinas Politik. Und so groß war sein Einfluß geworden, daß er es wagen durfte, dem Kaiser die Verhaftung der Kaiserinwitwe, die Ermordung ihres Vertrauensmannes Yung-Lu (damals Vizekönig von Tschi-Li) vorzuschlagen. Der Kaiser nahm an. Doch wer sollte den Plan ausführen? — Kein anderer als Juan-Schikkai, dem der Kaiser blind vertraute. Und so kam der Morgen des 13. September 1898. Dämmerstunde war's. Noch lag der pomphafte Thronsaal der Verbotenen Stadt in düsterem Halbdunkel. Auf dem Drachenthron saß der Kaiser, vor ihm kniete Juan-Schikkai. Im Begriffe, aus der Hand seines Monarchen einen Pfeil zu empfangen, als Zeichen unumschränkter Macht. Mit dem Frühzuge sollte Juan nach Tientsin fahren und den Vizekönig Yung-Lu dort ermorden lassen. Noch einmal schwor der Vertraute unverbrüchliche Treue in die Hand seines Herrn und Kaisers, — dann ging er. Und fuhr hinab nach Tientsin und suchte den Vizekönig in seinem Yamen auf und verriet ihm, haarklein und bis in alle Details, den Plan des Kaisers . . . . .

Entthront wurde Kwang-sü am nächsten Tage, gefangen genommen von den Palastwachen und eingekerkert im Seepalast, westlich von der Verbotenen Stadt . . . . . .

Nie hat der unglückliche Himmelssohn dem Minister den Verrat vergessen; nie hat er wieder ein Wort zu ihm gesprochen, nie wieder seinen Namen genannt. Erst im kaiserlichen Testament, wenige Stunden vor dem Tode (14. November 1908) abgefaßt, erscheint der verhaßte Name wieder: „Wenn die Zeit gekommen ist, sollt ihr Juan-Schikkai das Haupt abschlagen, denn er allein trägt Schuld an meinem Leid" . . . . . .

Solange die Kaiserinwitwe lebte, war freilich keine Aussicht vorhanden, daß „die Zeit je kommen würde".

Nach dem Tode der großen Herrscherin aber, wenige Wochen später, fiel Juan-Schikkai plötzlich in Ungnade: der Regent Prinz Tschun, Kwang-sü's Bruder, vollzog die Rache, die der Kaiser ihm testamentarisch vermacht hatte.

Jahrelang lebte Juan nun als Privatmann, fern von allen Staatsgeschäften. Ein lebensfroher, sinnlicher, ziemlich brutaler Chinese. Man erzählt sich von ihm, daß er einst, — er war damals noch Truppenkommandant, — dazu kam, wie ein Arzt den verletzten Arm eines Soldaten amputieren wollte. „Wozu den Mann amputieren?" fragte Juan. „Weil er sonst sterben muß, Exzellenz!" — „Dann laßt ihn sterben; ohne Arm ist er zum Krieger ja doch untauglich . . . . ."

Dann kam, 1911, die Revolution. Und mit ihr Juan-Schikkais meteorgleicher Aufstieg. In ihrer höchsten Not rief die Mandschu-Dynastie den Gehaßten, den Gefürchteten zu Hilfe. Wallenstein nach Regensburg . . . . . Dem schwer Gekränkten vertraute sie



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die besten Truppen an, dem tödlich Beleidigten gab sie sich in die Hand. Das christliche Dogma von der Feindesliebe hat dem Chinesen keine Geltung. „Vergilt Gutes mit Gutem, Böses aber mit — Gerechtigkeit," sagt Konfuzius. Und Juan-Schikkai hatte des Bösen genug zu vergelten.

Die Dynastie der Tsching fiel, Juan-Schikkai ergriff das Ruder des Staats. Dem Namen nach als Präsident, in Wahrheit von allem Anfang an als autokratischer Monarch.

Denn dieser Mann ist nicht geschaffen, seine Macht mit anderen zu teilen, sie dem blinden Zufall souveränen Volksvotums anzuvertrauen. Aus dem Lande jagte er die republikanischen Schwärmer vom Schlage Sun-Jat-Sen's, in Atome zersprengte er die radikale Partei der Kno-Min-Tang, und herrschte mit einer Schrankenlosigkeit, wie sie die alten Kaiser vergangener Jahrtausende in reicherem Maße nicht besaßen.

Nur noch der Titel fehlte ihm zum Kaiser; nur noch der gelbseidene Ornat des Himmelssohnes. Und auch nach Dem greift er jetzt mit starker Hand. Eine Gesellschaft wurde in Peking ins Leben gerufen, die aus Juans vertrautesten Räten besteht. „Friedensgesellschaft" nennt sie sich, — „Tschu-An-Hui". Und ihr ausgesprochener Zweck ist, China den inneren Frieden zu geben, indem sie dem Reiche der Mitte zu einer monarchischen Verfassung verhilft . . . . .

Wie verhält sich das Volk? Wie stellt sich die Presse zu dieser katastrophalen Umwälzung? Oh, dafür ward natürlich längst gesorgt; gegen Ueberraschungen von dieser Seite hat man sich gesichert. Schon längst ist der Boden vorbereitet für die Saat, und die Kaiserproklamation wird eine jubelnde Nation vorfinden . . . . .

Die nach Japan und Amerika geflohenen radikalen Führer? Ob sie dem neuen Himmelssohn den Goldreif streitig machen, die geheimen Gesellschaften, von denen China immer wimmelt, gegen den Kaiser in Bewegung setzen werden? In offener Revolte kaum; ob durch die Waffe des Meuchelmörders? — — —

In Lebensgefahr schwebt Juan-Schikkai zweifellos. Und doch, die Macht, der goldne Zauberreif, sie locken und winken; hier, im alten Asien, viel mehr noch als im Lande der Weißen, wo sie fast zum blutlosen Schemen geworden sind. Hier ist sie noch vollblütig, die Macht, hier strahlt sie noch in überirdischem Glanze, hier lockt und zieht sie noch mit dem ganzen Zauber von ehedem . . . . .

Des Mörders Dolch schwebt über Juan-Schikkai.

Doch hellauf glüht das Diadem . . .

Er wagt's . . . . .

Gerhart

## Grey

Sir Roger Casement, der bekannte Vorkämpfer irischer Interessen gegen die imperialistische, englische Politik, hat unlängst den Versuch gemacht, eine sogenannte „Rettung" seines Hauptgegners, Sir Edward Grey, in der Münchener Presse durchzuführen. Eine Berichtigung, die auch uns Deutsche in hohem Grad berührte, weil Grey hier als die Verkörperung der Absicht, Deutschland mit allen Mitteln zu vernichten, angesehen wird. In System und Person.

Nun hätten wir neben posthum weißgewaschenen römischen Tyrannen und gallischen Kurtisanen auch einen im Ruf geretteten britischen Gegenwartspolitiker. Der Retter ist dabei



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ausgesprochen der politische und persönliche Gegner Sir Edwards.

Nun — die Rettung ist auch darnach.

Nach Casement, der wohl Gelegenheit hatte, tief in den Charakter Grey's zu schauen, ist Grey Wachs in den Händen einer Klique, die seit Langem ohne der verantwortlichen Regierung anzugehören, im klassisch parlamentarischen England, die äußere Politik ohne Einspruch und Kontrolle beherrscht. Ist Grey ein politisch ganz mittelmäßiger Kopf, persönlich anständig und ehrenhaft, jedoch in bezug auf Kenntnis von Außenwelt und Ausland ein vollständiger Ignorant, dem man einreden konnte, Deutschland strebe nach unbedingter Weltherrschaft und es sei eine große, politische Mission, dieses Streben zu durchkreuzen. Und daran habe Grey geglaubt und darnach gehandelt.

Nun sind aber diese Eigenschaften, nämlich jenes souveräne, absichtliche Nichtkennenwollen der wahren Absichten und Ziele des Auslandes, jene typische Beschränktheit, die jede fremde Entwicklung, jeden fremden Fortschritt, als Schädigung britischer Interessen ansehen, tatsächlich kein Sondergut einiger englischer Politiker, also eines Grey's, sondern Gemeinbesitz der meisten Engländer. Solcher Grey's gibt es eben Legionen.

Grey ist nur ein Muster aus der reichen Sammlung.

Insofern hätte ja Casement recht, daß der Rücktritt Sir Edward Grey's keine Aenderung im englischen Kriegskurs nach sich ziehen würde, weil Grey nicht der Träger des Systems ist. Dennoch hat die Korrektur des Grey'schen Bildes durch seinen erbitterten Feind auch einen Haken. Casement wollte zweifellos das Niveau seines persönlichen Gegners herabschrauben und andrerseits die Gegnerschaft des Gegenparts, auf den Engländer im Allgemeinen, ausdehnen und damit seinem Kampf eine weit erhöhte Bedeutung geben, als wenn es nur gegen den Einen, den kleinen Grey, ginge. Es soll vielmehr gegen eine ganze Welt von Grey's gehen. Und das ist eben — England.

v. S.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Das Brot Europas

Von Carl Jentsch

Seit Ausbruch des Krieges wird uns eine neue Religion des Willens zu heroischer Selbstopferung und zu rücksichtsloser Kraftbetätigung verkündigt. Die erhabenen Lehren ihrer Apostel gehen über mein Verständnis hinaus. Nach meinem altmodischen Christenglauben ist dieser Krieg eine durch menschliche Torheit und Leidenschaft verschuldete, von Gott zugelassene furchtbare Heimsuchung, die auf unser sittlich-religiöses Leben tiefgehende wohltätige Wirkungen ausübt und die Völker zur Erforschung des öffentlichen Gewissens verpflichtet.

Dabei ergibt sich nun zunächst die ungeheuerlichste Verletzung des fünften Gebotes durch eine Massenvernichtung von Menschenleben, deren Urheber und Förderer sich die schwerste Verantwortung vor Gott aufladen. Das fünfte ist das Zentralgebot des Dekalogs; denn dem Menschen ist die Aufgabe gestellt, das Werk des Schöpfers weiter zu führen durch Zeugung, Erhaltung und Vervollkommnung von Menschenleben und so die Schöpfung zu vollenden; darin besteht das, was gewöhnlich Sittlichkeit genannt wird, und Lebensvernichtung ist also, wenn sie nicht als Notwehr oder Kulturverbreitung dem Zweck der Lebenerhaltung oder der Neuschöpfung von Leben dient, das Urböse. Wer die Verantwortung für den Krieg höchst „wissenschaftlich" auf den angeblich unabänderlichen Verlauf der Naturkausalität abschiebt, der macht die Leiter gewisser Staaten noch leichtsinniger, gewissenloser und dümmer, als sie schon sind, und bereitet frevelnd neue Kriege vor.

Die Brotkarten aber und die übrigen Beschränkungen unserer Beköstigung erinnern uns an das Gebot 1. Mose 1: „erfüllet die



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erde und machet sie euch untertan.“ In einer Beziehung hat das neunzehnte Jahrhundert die Unterwerfung unsers Planeten unter den Willen und zum Dienste des Menschen ein gutes Stück vorwärts gebracht: es hat bisher unbekannte Naturkräfte entdeckt und die längst bekannten besser nützen gelehrt, aber gerade die Erde selbst, den Erdboden, schmählich vernachlässigt. Nicht in Deutschland, die deutsche Landwirtschaft hat ihre Schuldigkeit getan; desto schlimmer steht es in Rußland, und das ist nicht eine russische, sondern eine europäische Angelegenheit. Die russische Schwarzerde ist der beste Weizenboden Europas, und auf dieser Schwarzerde, die außer der dünnen russischen Bevölkerung unsere überschüssige deutsche und die ganze englische ernähren könnte, hungern die Russen. Mit Recht halten sich die Europäer für verpflichtet, die Naturschätze der Tropen zu heben, aber wichtiger als Kakao, Kaffee, Palmfett und Kautschuk ist das Brotgetreide. Seit dreißig Jahren mahne ich (zuletzt in dem bei Emil Felber in Berlin erschienenen Büchlein „Der Weltkrieg und die Zukunft des deutschen Volkes“): das deutsche Volk hat die Pflicht, um seiner eignen Zukunft, um Europas willen, das verdummende, entmenschende und lähmende Zarenjoch zu brechen, die Fremdvölker zu befreien, den Großrussen eine gerechte und vernünftige Verwaltung zu bringen, der Verwüstung der Wälder Einhalt zu tun, für rationelle Bewirtschaftung des osteuropäischen und des westasiatischen Bodens zu sorgen.

Nicht weniger oft habe ich auf den unsinnigen Raubbau hingewiesen, der in Nordamerika die Wälder vernichtet und den Weizenboden aussaugt. Diese abscheuliche Wirtschaft ist noch weit ärger, als ich sie mir vorgestellt hatte, wie ich aus der Darstellung der dortigen Zustände von Gustavus Myers im Oktoberhefte der Neuen Rundschau erfahre: so ziemlich das ganze Nationalvermögen der ausbeutenden und aussaugenden Herrschaft der Milliardärtrusts ausgeliefert, die Arbeiter wirklicher Sklaverei verfallen, samt Weibern und Kindern zu rasender aufreibender Arbeithetze bei Hungerlohn verurteilt, die Farmer teils zu elenden Päch-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tern hinabgedrückt, teils zur Auswanderung nach Kanada gezwungen, gezwungen zur Flucht aus einem ungeheuren fruchtbaren Lande, das bei intensiver Bebauung neunmal soviel Menschen zu ernähren vermöchte, als jetzt darin wohnen. Bald, sagt Myers, werde Nordamerika Nahrungsmittel ein zuführen genötigt sein. Und schon streckt der Oktopus, das nordamerikanische Kapital, seine Polypenarme nach Argentinien aus, und läßt man ihn gewähren, dann wird er nicht ruhen, bis seine Saugnäpfe alle Fruchtböden der Erde erfaßt und alle menschliche Nahrung in „Kapital" verwandelt haben, wo er dann freilich auf den Leichen, die er aufgehäuft hat, selbst sterben muß. Diese Perspektive ins Auge zu fassen, liegt niemandem näher als den Engländern, die vier Fünftel, sowie den Italienern und den Belgiern, die einen bedeutenden Teil ihres Brotes und Fleisches aus Agrarländern beziehen. Aus Luft Düngemittel, freilich recht teuere, herzustellen, ist der Chemie ja gelungen, aber aus Luft bereitetes Brot wird sie uns sobald nicht liefern, der Mutter Erde können wir nicht entraten, und daß jedes Volk auch noch aus andern Gründen, auf die ich hier nicht eingehe, einer Bodenfläche bedarf, die im richtigen Verhältnisse zu seiner Kopfzahl und Volkskraft steht, daran werden alle Fortschritte der Wissenschaft und Technik nichts ändern.

Wenn ich mitunter von den Kulturvölkern Europas und ihrer Solidarität spreche, so heißt das die Zukunft eskomptieren. Die Völker Europas besitzen alles Wissen, das zur Schöpfung höchster Kultur erforderlich ist, und sie verfügen über zwei gewaltige ethische Mächte, das Christentum und die Humanitätsbewegung, aber vorläufig haben namentlich die Westeuropäer höchstens Kulturkeime aufzuweisen. Sie sind noch Naturkinder, die, von einem tollen Einfall besessen, Amok laufen; abergläubische Wilde, die sich von ihren politischen Medizinmännern einreden lassen, einen bösen Zauber abzuwehren, müsse man ausziehen und die Nachbarn totschlagen. Wären diese Völker Kulturvölker, und wäre ihr Staat das, was er sein soll, das organisierte Volk (der französische



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Staat ist ein Finanzkonsortium, das auf der parlamentarischen Schaubühne seine Puppen tanzen läßt, um das Volk mit dem Wahne zu fesseln, es regiere in Freiheit sich selbst; genau dasselbe ist die große transozeanische Republik; in England und Italien liegen die Dinge ein wenig anders, aber ähnlich), also wenn diese Völker Kulturvölker wären und sich einer vernünftigen Staatsordnung und Regierung erfreuten, dann hätten sie vor zehn Jahren, wo bei der Zerrüttung und Schwäche des Zarenreiches das Werk ohne große Opfer an Menschenleben vollbracht werden konnte, dem deutschen Brudervolke das Mandat übertragen: „erlöse mit deinem starken Heere die Völker des Ostens von dem Zarenjoch, beglücke sie mit deiner Verwaltungskunst und rette für Europa die Nährkraft des russischen und des vorderasiatischen Bodens; du bist als Nachbar der nächste dazu, hast die dringendste Verpflichtung und bist als Meister im Kolonisieren der Befähigtste."

# Eine Friedensforderung

Von Dr. Hans Wantoch

Die hier gemeinte Friedensforderung, die die Zentralmächte in einer näheren oder ferneren Zukunft an Frankreich zu stellen haben, heißt: die Auflösung der Fremdenlegion. Denn an ihrem Bestand oder Nichtbestand sind vor allem Deutschland und Deutsch-Oesterreich interessiert. Sie verlieren im Jahresdurchschnitt an den Würgengel der Fremdenlegion 4000 Mann. Die Angelegenheit könnte darum auch — jenseits aller idealen Menschlichkeit — aus rein praktischen Gründen die beiderseitigen Kriegsministerien interessieren. Die Truppenmasse, um die die Heere Deutschlands und Oesterreichs auf diese Art betrogen werden, beträgt — nach dem Maßstab unserer gegenwärtigen Wehrpflicht — im Laufe von 25 oder 30 Jahren ein starkes Armeekorps. Bisher aber hat man sich weder in Deutschland, noch in Oesterreich um die grauenhaften Zustände in der Fremdenlegion gekümmert. Es besteht zwar seit Jahren ein Verein in Berlin, der den drastisch bezeichnenden Namen „Zur Bekämpfung der Sklaverei Deutscher in der Fremdenlegion" führt, es haben zwar die Memoirenbücher des ehemaligen Fremdenlegionärs Erwin Rosen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein bißchen „Sensation" gemacht, und das Fremdenlegionsmotiv ist — merkwürdiger Weise — gerade in den jüngsten deutschen Dichtungen auffallend oft und stark behandelt (z. B. in der eben erschienenen wundervollen Novelle René Schickeles „Trimpopp und Manasse", wo drei junge Leute aus dem Narrenhaus des Lebens in die Hölle der Fremdenlegion entspringen); aber das breite Publikum kennt weder ihre staatsrechtliche Bedeutung, noch den Hohn auf alle „Menschenrechte", der sich in ihrem Bestand ausdrückt. (Trotz der Erbpacht dieses Idols deutscher Schwärmer durch Marianne). Wer sich aber über Wesen und Wirken der Fremdenlegion unterrichtet (und er kann es für 20 ₰ in dem kürzlich erschienenen Reklam-Heft Max Marawskes), der kommt zu dem Schluß: die Behauptung lügt, daß der Petersburger Zarismus und Frankreichs republikanische Demokratie im Inneren keine Berührungspunkte haben — Deportation nach Sibirien und Eingliederung in die Fremdenlegion stehen auf einer Linie der Unmenschlichkeit.

Allerdings: ein Unterschied ist da, der russische Zar schafft Russen nach Sibirien — die französische Demokratie lockt Deutsche in das Mordklima der Sahara und Indochinas. Landeskinder sind ihr zu gut dazu, ja, selbst der Turko. Bei der Eroberung neuer oder der Befriedigung aufständisch-alter Gebiete muß der Legionär voran, hinter ihm marschieren die Turko-Kompagnien, hinter denen erst die französischen Regulären. Der Fremdenlegionär wird von Frankreich als Abschaum der Menschheit behandelt, als Auswurf Gottes. Und meist ist sein Verbrechen nichts, als daß er ein dummer, romantischer Junge ist, der daheim zu viel oder zu wenig Prügel bekommen hat. Denn jung, blutjung sind zumeist die Fremdenlegionäre. Unreife Jungens, nichts weiter! Die stärkste Ziffer stellen die Siebzehn-, Achtzehn- und Neunzehnjährigen: einmal — nach der Statistik des Berliner Vereines — allein in vier Monaten 365 „Mann". Der Jahresverbrauch für 1908 stellte sich aber auf 4946 deutsche Staatsbürger! Denn der Moloch der Fremdenlegion frißt, er frißt Menschenfleisch. Mit der Fieberkurve der Tropentemperatur steigt die Sterblichkeit bis zu 90%.

Einzigartig in der Welt ist die Einrichtung der Fremdenlegion. Fremde Staatsbürger werden als Eroberungsschwert und Pflugschar des kolonialen Frankreich mißbraucht, wie einst die deutschen Söldner im Kriege Englands gegen die Befreiung der nordamerikanischen Kolonien. Die Einrichtung der Fremdenlegion scheint ganz und gar wie ein vergessenes Ueberbleibsel aus jener Zeit, in der die Menschenrechte noch nicht erfunden und von Frankreich in Erbpacht genommen waren, und ganz wie in jener Zeit geht die Werbung vor sich, indem man das Opfer volltrunken macht, in die Kaserne schleift, von Europa nach Afrika verschifft, und dann Gnade ihm Gott! Auf 33 „Untaten" setzt der Strafkodex der Fremdenlegion den Tod. Mittelalterliche Strafen wie Spießrutenlaufen, Handschellen, die Haut und Fleisch zerschneiden und die Knochen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zersplittern, nackt Angekettetwerden im glühenden Wüstensonnenbrand, Torturen aller Art, wie sie halb irrsinnige Hirne nur unter dem Einfluß der Tropensonne ausbrüten können, sind im Schwang. Unter der Marter dieser raffinierten Grausamkeiten haben sich — wie Marawske aus beglaubigten Akten erzählt — einmal elf Mann „mit einem scharf gemachten Löffelstiel gegenseitig die Finger abgesägt, nur um auf einige Tage ins Lazarett zu kommen, im Bett zu schlafen, besseres Essen zu erhalten." Und es sind Jungen, Knaben von 17, 18 und 19 Jahren, die das zu erdulden, und die nichts verbrochen haben, als daß sie der nüchternen Zucht der Schule in die phantastischen Herrlichkeiten ihrer Indianergeschichten zu entkommen wünschten.

6—8000 Soldaten erspart die Fremdenlegion dem französischen Heer in jedem Jahr. Mit ihrer Hilfe, mit Hilfe fremder Staatsbürger frönt das demokratische Frankreich seinen imperialistischen Trieben. Ja, es darf sogar mit Grund bezweifelt werden, ob Frankreich sich jemals so sehr für Marokko engagiert und den Weltfrieden bereits vor einigen Jahren so sehr gefährdet hätte, wenn nicht die Fremdenlegion gewesen wäre, die ihr allein die Möglichkeit gibt, zu gegebener Zeit Kolonialgebiete zu erobern und zu erhalten, die sonst kaum zu erobern und noch weniger oder nur unter unerhörtesten Opfern an Gut und Blut zu erhalten wären. Die Fremdenlegion aber ist billig, der Sold 5 Centimes für den Tag, und das Fleisch fremder Staatsbürger notiert einen geringen Kurs. Ohne Fremdenlegion würde sich — angesichts der enormen Kosten und des noch enormeren Sterblichkeitskoeffizienten — jeder Minister am Quai d'Orsay seine kolonialen Vermehrungsgelüste neunhundertneunundneunzigmal überlegen, denn solche Kolonialabenteuer böten jeder Opposition die breiteste Angriffsfläche und . . . „auch Crispi mußte fallen und war mehr als er."

Nicht nur die Kriegsminister, deren Soldaten Frankreichs Kolonialgut verteidigen, auch die Diplomaten und Staatsmänner, deren Landfrieden sie — siehe Marokko — indirekt bedrohen, haben sich darum für die Fremdenlegion zu interessieren und im Weltfrieden, der dem Weltkrieg folgen wird (dies incertus quando certus an, sagen die Juristen), ihre Auflösung zu fordern, damit eine der vielen Wunden, aus denen der Leib der Menschheit blutet, nun endlich — nach 84 Jahren — sich schließe.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Die Brücke

Von Max Barthel, Musketier

Die Nacht ist still. Die blauen Schatten krallen
Sich tief im kühlen Waldesgrund.
Ein Windstoß. Dürre Blätter fallen,
Gelb, rot, zermürbt und todeswund.
Der Mond thront glänzend über allen
Im bleichen, bleichen Himmelsrund.
Und wir auf Sappe. Horch! ein Käuzchen schrie.
Schwer träumt und schläft die ganze Kompagnie.

Die Ronde. Guten Morgen! Alles klar.
„Ja, wenn Sie mit nach Boureuilles gehen wollen?"
Jawohl, Herr Leutnant! Fünf Uhr. Und schon war
Ich raus aus dem verfluchten Strollen,
Frei von dem Graben, dessen Wucht bedrängt,
Der fesselt und die Sicht verhängt.

Nun gehts ins perlenfarbne Schweigen.
Hell singt und klingt der gute Schritt.
Der Mond hängt in den schlanken Zweigen
Und gibt sein Licht und wandert mit.
Die Felder werden frei und zeigen
Uns ihrer Breite tiefen Schnitt:
Ein Stern strahlt hoch ins Himmelklare.
Der Wisperwind umfächelt unsere Haare.

O freies Feld im matten Glanz,
Auf dem die ersten Lichter spielen!
O blau umschlossner Hügelkranz,
Wie lockst du uns zu neuen Zielen!
Und wie die Nebel ziehn und schwanken,
So geht der Wechsel der Gedanken.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein schlichter Kranz, aus Erika gebunden,
Ist einem lieben Freund geweiht,
Aus dessen Not und scharfen Wunden
Das Blut floß in die harte Zeit.
Er hat nun Ziel und Sinn gefunden:
Die abgrundtiefe Ewigkeit.
Die ersten Morgenwolken glänzen,
Wir ziehen aus, ein Grab zu kränzen.

Ein ödes Dorf, die schreckerstarrte Wucht,
Die in den Trümmern liegt begraben,
Reckt sich empor. Und flucht und flucht!
Und will die neuen Opfer haben.
Wo sind die arbeitsstarken Bauern?
Der Brand fraß in den schwarzen Mauern.

Der Tag erblüht. Der Himmel loht entzündet.
Der Fluß erbraust in starkem Schwall.
Die Brücke, halb zerschossen, gründet,
Ein festgefügter, stolzer Wall,
Der fremde Ufer kühn verbündet,
Getreu und gut bis zum Verfall.
Die breiten Brückenbogen sagen:
Der Friede segnet unser Wagen.

Doch jetzt ist Krieg. Die Kirche oben blinkt.
Nur rasch zur Höhe aufgestiegen!
Der Nebel lodert und versinkt.
Das Licht erstand und mußte siegen.
Die Gräber und die Kirchentrümmer
Leuchten verklärt im Strahlenschimmer.

Nun in die Wüste eingebogen.
Granaten haben sie zerwühlt.
Die Gräber und den Gott betrogen,
Aus ihrer Tiefe aufgespielt.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Wind rauscht voll mit weichen Wogen
Und hat die Höllenglut verkühlt.
Choräle branden durch die leeren Wände,
Die Orgel meistern unsichtbare Hände.

Ein Perlenkranz. Ein Kreuz. Verwischte Schrift.
Wer sind die Menschen hier gewesen?
Wer fällt, der fällt! Das Schicksal trifft!
Nicht immer kannst Du es erlesen.
Verwaschen und verwittert stehts in Steinen.
Du lauschst und sinnst. Da denkst du an die Deinen.

Die Hügel, die sich schweigend boten,
Verstillten unsre Fragen nicht.
Der Freund, das Träumerhirn zerschroten,
Kam unsern Augen nicht in Sicht.
Da weihten wir den Kranz den unbekannten Toten
Und starrten in das blanke Licht.
Die Gräberblumen brannten heiß wie Feuer:
Dort lag der Wald, das schwarze Ungeheuer.

Wir gehn im irren Trümmergraus
Uns eine Handvoll Blumen pflücken.
Der wunderschöne, süße Strauß
Soll uns wie Mädchengruß beglücken.
O wildzerstörte Gärten der Franzosen!
O reicher Herbst mit deinen roten Rosen!

Ein schöner Tag ist jubelnd aufgestanden.
Uns ist so leicht. Ein Liedlein summt.
Da springt, entfesselt schweren Banden,
Der Mord ins Land. Unheimlich brummt
Eine Granate, um dumpf zu versanden.
Und Lied und Lust ist jäh verstummt.
— — Die Wellen trotzen, glutentzündet.
Die Brücke tröstet, festgegründet.





Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jetzt hat die Erde uns verschluckt.
Der Graben schlängelt im Gemäuer.
Wir liegen, blitzschnell eingeduckt:
Von drüben prasselt scharfes Feuer.
Es waren Schüsse, die uns galten.
Sie klatschen an die Mauerspalten.

Im Herz den Siegerglanz der Weiten
So geht es in die Grabenenge.
Geruhig ziehen wir und schreiten
Im Rhythmus brausender Gesänge.
Nun heißt es wiederstehn und streiten,
Dem Tod im funkelnden Gefänge.
Die Zukunft rauscht in starken Wogen:
Stolz runden sich die Brückenbogen!

# Ein Professorenbuch

Von E. Pernerstorfer

Von gewissen Leuten unter uns wird mit einer unverkennbaren Geflissentlichkeit die Meinung verbreitet, daß die deutschen Intellektuellen und insbesondere die deutschen Gelehrten und Professoren ebenso wie die Intelligenz des uns feindlichen Auslandes von einer wilden Kriegspsychose ergriffen seien und sich durchaus chauvinistisch und voll Haß gegen die Anderen äußern. Entspräche diese Ansicht den Tatsachen, so wären die Ankläger als gute deutsche Patrioten zu werten. Denn ihr Tadel ginge gegen diejenigen, die durch Haßexzesse den deutschen Namen beflecken. Die Wahrheit aber ist, daß schon im Anfang des Krieges die deutschen Haßausbrüche von Seiten der Intelligenz nur vereinzelt waren und je länger der Krieg dauerte, um so mehr verschwanden. Der berüchtigte Haßgesang Lissauers gegen England ist vergessen, wird sogar entschieden zurückgewiesen und, wie ich glaube, von seinem Verfasser sogar selbst heute schon bedauert. Ebenso hat Sombarts Buch „Händler und Helden" und selbst das viel mäßigere Buch Eduard Meyers ziemlich allgemeinen Widerspruch gefunden. Dagegen sind gleich zu Anfang des Krieges Broschüren in großer Zahl erschienen, die für die ideale Kultur-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gesinnung ihrer Verfasser schöne Zeugnisse lieferten. Ich wäre in der Lage, durch Zitate aus einer großen Zahl von deutschen Kriegsbüchern des letzten Jahres den Nachweis zu führen, daß die sittliche Höhe der deutschen Intelligenz turmhoch über der geistigen Kulturbarbarei unserer Feinde steht. Haßergießungen, wie die gewisser französischer und englischer Dichter (ich meine bloß beispielmäßig Maeterlinck, Verhaeren, Kipling) fehlen schlechterdings bei uns.

Wer also den Anschein erwecken will, als ob die deutsche Intelligenz ebenso roh und kulturlos sei als die unserer Feinde, fälscht die Tatsachen. Man wird meistens annehmen können, daß diese Fälschung in bewußter und beabsichtigter Weise vorgenommen wird. Man will dem gegen die Fremden nur allzu gerechten deutschen Volke vortäuschen, daß die deutsche Intelligenz, die deutsche Gelehrten- und Professorenwelt um kein Haar besser sei als die unserer Gegner. Am Ende rühmen sich diese Leute, es sei notwendig, solche den Tatsachen frech ins Gesicht speiende Meinungen zu verbreiten, um die Gesamtheit des deutschen Volkes vor Ueberhebung zu bewahren. Das ist ein heuchlerisches Vorgeben. Diese Leute wissen ganz gut, daß es wahrhaftig nicht notwendig ist, das deutsche Volk vor Chauvinismus zu schützen. Das gerade Gegenteil ist notwendig: das deutsche Volk zu einem stolzen nationalen Selbstbewußtsein zu erziehen, welches das Volk ebenso ziert wie den Mann.

Wer den Geist der Ruhe, der Gerechtigkeit, der Ueberlegenheit unserer deutschen Gelehrten erkennen will, der nehme ein Buch zur Hand, das unlängst bei Teubner in Leipzig erschienen ist: Deutschland und der Weltkrieg. Es ist herausgegeben von Otto Hintze, Friedrich Meinecke, Hermann Oncken und Hermann Schumacher in Verbindung mit E. H. Becker, Paul Darmstädter, Hans Delbrück, Otto Franke, Karl Hampe, Hans Luther, Erich Marcks, Gustav Schmoller, Walter Schoenborn, Wilhelm Solf, Friedrich Tezner, Ernst Troeltsch, Hans Uebersberger, Ottokar Weber, Adolf Wermuth, Ernst Zitelmann. Das alles sind Namen von Gewicht. Namen von Universitätsprofessoren. Nur Solf ist Staatssekretär, Luther Stadtrat und Wermuth Oberbürgermeister in Berlin. Also mit den Herausgebern siebzehn Professoren. Eine namhafte Auslese. Sie schreiben über Deutschlands Stellung in der Welt, Deutschlands Bundesgenossen, über die Machtpolitik unserer Gegner, über die Vorgeschichte und den Ausbruch des Weltkrieges und über den Geist des Krieges.

Natürlich ist es, daß alle die angeführten Mitarbeiter des Buches gute Patrioten und überzeugt von dem Rechte Deutschlands sind und daß daher



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihre Beiträge voll deutscher Gesinnung sind. Hätten etwa französische Intellektuelle sich zusammengetan, um ein solches zusammenfassendes Werk zustande zu bringen, so würde ihnen kein Billiger zumuten, daß sie anders als in französischer Gesinnung schrieben. Eine restlose Unparteilichkeit gibt es nicht. Einzig darum handelt es sich, ob echter wissenschaftlicher Geist in die Erscheinung tritt, der Geist der Objektivität und Wahrhaftigkeit. Bei dem gegenwärtigen Zustand ihrer Psyche ist die Bekundung eines solchen Geistes schlechterdings undenkbar, während es bei den Engländern doch wenigstens Einzelne gibt, in denen er lebt. In den wissenschaftlichen Kreisen des deutschen Volkes ist er die Norm. Das beweist auch dieses Buch, dessen Stoffreichtum schon es zu einer der bedeutendsten Erscheinungen der wissenschaftlichen Kriegsliteratur unserer Zeit stempelt.

Die Anerkennung des Wertes dieses Buches soll ausgesprochen werden, obwohl fast alle seine Mitarbeiter auf einem Standpunkte stehen, der von dem des Schreibers dieser Zeilen abweicht. Sie sind fast alle sehr konservativ. Das hat bei sonstiger erfreulicher Unbefangenheit die Folge, daß sie in manchen Dingen doch nicht die richtige Perspektive haben, so sehr, daß man in den betreffenden Punkten mangelnde Wissenschaftlichkeit vermuten könnte, wenn es nicht doch bestimmte Erklärungen gäbe, die solche Punkte in milderem Lichte erscheinen lassen. Als Beispiel möchte ich eine Behauptung Hintzes anführen: „Wir Deutsche erfreuen uns einer geistigen und persönlichen Freiheit, die der eines Engländers oder Amerikaners durchaus nichts nachgibt, vielmehr in manchen Stücken darüber hinausgeht". Wie der Satz dasteht, ist er schlechterdings eine falsche Behauptung, man müßte denn die politische Freiheit ganz außerhalb der geistigen und persönlichen Freiheit stellen, während im Gegenteil diese ohne jene nur unvollkommen bestehen kann. Politische Freiheit in Deutschland läßt sich aber nicht mit politischer Freiheit in England und Amerika gleichstellen. Und doch darf man Hintze nicht Unredlichkeit vorwerfen, obwohl man wohl hätte erwarten dürfen, daß er es verstehen würde, für einen Augenblick wenigstens die parteipolitischen Scheuklappen wegzutun oder wenigstens seine Ansicht über politische Freiheit mitzuteilen. Denn hätte sich ergeben, daß er die geistige und persönliche Freiheit in der Tat als von der politischen gewissermaßen unabhängig und jener für weitaus dieser übergeordnet ansieht. Seine Behauptung wäre nach meiner Meinung dadurch nicht richtiger geworden, aber er wäre einem Vorwurf entgangen, der ihm, wie die Sache steht, mit Recht gemacht werden kann. Was er sagen wollte, hat Troeltsch in dem Aufsatze „Der Geist der deutschen Kultur" ausgeführt. Wenn dieser sagt: „Wir fühlen uns in vieler Hinsicht freier und unabhängiger als die Bürger der großen Demokratien", so berührt er sich damit mit Hintze, gibt aber



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

doch von seinem Standpunkte aus eine tiefe und zu ernstem Nachdenken verlockende Begründung, die ihn persönlich wenigstens rechtfertigt.

Immerhin ist es bemerkenswert, daß ein so hochkonservativer Mann wie Hintze nach einer gründlichen Reform des preußischen Wahlrechtes ruft (worunter er freilich nicht das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht meint) und daß er nicht zurückscheut, der Sozialdemokratie die Funktion des „sozialen Gewissens" Deutschlands zuzuschreiben.

Es geht nicht an, im Rahmen einer kurzen Anzeige eine Analyse des Buches zu geben, das alle Seiten und Fragen des Krieges beleuchtet.

Es soll nur mit Nachdruck auf einige besonders ausgezeichnete Aufsätze hingewiesen werden. Vor allem ist Troeltschs Beitrag „Der Geist der deutschen Kultur" zu nennen, der es verdienen würde, als Sonderabdruck verbreitet zu werden. Er bespricht den jetzt so vielfach erörterten Gegenstand mit eindringlichster Gelehrsamkeit nicht nur, sondern auch mit jenem Ernst und jener Tiefe, die den Mann von Geist auszeichnet. Eine Fülle von Belehrung in übersichtlicher Zusammenfassung gibt Schumacher in seinem Beitrag „Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft." Der Artikel von Solf „Die deutsche Kolonialpolitik" weist unwiderleglich ihre Bescheidenheit gegenüber den anderen Imperien nach, die in ihrem ausschweifenden Charakter vortrefflich geschildert werden in den Beiträgen „Die Machtpolitik Englands" von Marcks, „Die Machtpolitik Frankreichs" von Darmstädter, „Rußland und der Panslavismus" von Uebersberger. In klarer Weise beschreibt Oncken „Die Vorgeschichte und den Ausbruch des Krieges", seine Darstellung fortwährend durch die deutliche Aktenlage stützend.

Vielleicht wäre noch ein Artikel wünschenswert gewesen, der sich mit Gestaltung der internationalen Beziehungen nach dem Kriege beschäftigt hätte. Doch kommt auch so ab und zu eine Meinung zutage, die darauf schließen läßt, daß die Verfasser nicht etwa unversöhnliche Chauvinisten sind. Bezeichnend dafür ist eine Stelle aus dem das Buch abschließenden Artikel „Der Sinn des Krieges", der wie der erste Artikel Professor Hintze zum Verfasser hat. Diese Stelle ist auch für den Geist des Buches so charakteristisch, daß ihre Wiedergabe auch sachlich gerechtfertigt ist:

„Wir wollen keine öde Weltherrschaft *eines* Volkes, sondern ein lebensvolles Nebeneinander freier Völker und Staaten, wie es bisher die Grundlage der modernen Kultur gewesen ist. Die Kultur der neueren Völker würde in den Polypenarmen eines weltbeherrschenden England oder Rußland ersticken, wie sind die der alten Welt in der Umklammerung durch das weltbeherrschende Rom.

Der britische Imperialismus ist bestrebt, wie Professor Cramb es ausgedrückt hat, den beherrschten Völkern eine englische Seele zu geben. Das ist



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

charakteristisch für ein Volk, das nie verstanden hat, sich in die Eigenart fremder Rassen und Nationen einzufühlen und einzuleben.

Der britische Kolonialbeamte vermag wohl die Bewohner Indiens zu regieren, aber ihr Seelenleben versteht er nicht, und die englische Erziehung vermag wohl gewisse äußere Lebensgewohnheiten zu übertragen, aber nicht das Denken und Fühlen der Orientalen zu beherrschen und zu bilden. Die Russen scheinen die Seelen des Orients besser zu verstehen, aber doch nur, soweit es sich um dumpfe, unkultivierte Massen handelt, die einer väterlich-despotischen Herrschaft bedürfen; den Kulturidealen des Westens stehen sie im Grunde fremd und verständnislos gegenüber. Auch heute noch gilt für den russischen Imperialismus der Grundsatz: ein Gott, ein Zar, ein Reich; und mit welcher religiösen und nationalistischen Unduldsamkeit, mit welchen barbarischen Herrschaftsmitteln dieser Grundsatz durchgeführt wird, zeigt die Behandlung der Ruthenen in Ostgalizien, die man ebenso von ihrem Volkstum wie von ihrer alten Verbindung mit der katholischen Kirche auf das gewaltsamste loszureißen sucht. Dem deutschen Wesen entspricht keine von diesen beiden Methoden. Wir haben von jeher ein stärkeres Verständnis und höhere Achtung für fremde Eigenart gehabt. Vor unseren Augen steht das Ideal der Zukunft, ein System von Weltmächten, die sich untereinander in ihrer Selbständigkeit und Gleichberechtigung anerkennen und respektieren, wie früher die Großmächte in dem europäischen Staatensystem; und zwischen diesen Weltmächten wollen wir auch den kleineren oder minder mächtigen und entwickelten Staaten eine gesicherte und selbständige Existenz gewahrt wissen, vorausgesetzt natürlich, daß sie nicht, wenn sie unsere Grenznachbarn sind, mit unseren Feinden sich insgeheim gegen uns verschwören. Wir teilen nicht die Ansicht, die Lord Salisbury einmal ausgesprochen hat, daß die großen Staaten immer größer und die kleinen immer kleiner und weniger werden müßten. Wenn die Notwendigkeiten der Weltwirtschaft und Weltpolitik eine Zusammenfassung größerer politischer Räume verlangen, so denken wir an eine Interessengemeinschaft freier, selbständiger Staaten, nicht an den Aufbau eines Weltreiches nach britischem oder russischem Muster; und wir wissen, daß es dazu eines hohen Maßes von Vorsicht, Takt und Geduld bedarf. Wir wollen keine Art von Weltherrschaft, sondern den Grundsatz der Freiheit und Gleichberechtigung aller Völker der Erde, soweit sie das erforderliche Maß von Gesittung erreicht haben. Das entspricht dem deutschen Wesen; in diesem Sinne möchten wir das vielzitierte prophetische Wort eines unserer edelsten Dichter fassen, daß am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen soll. Das ist der Sinn der deutschen Weltpolitik, das ist auch der Sinn dieses Krieges."



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Adolph von Menzel

(Zum 100. Geburtstag am 8. Dezember)

Von Otto Zoff

Nicht nur, weil er vor hundert Jahren geboren wurde, rückt uns seine Erscheinung wieder näher. Stärker als jemals zuvor wird, an ihn zu denken, doppelte Pflicht. Denn stärker als jemals zuvor wächst seine Gestalt zu einem völkischen Besitz. Sein Leben streckt sich beinahe durch das ganze Jahrhundert von Preußens Aufschwung: seine Geburt fällt in das Jahr von Waterloo und 1905 ist er gestorben. Durch dieses ganze Leben wieder zieht sich eine unablässige Bestrebung, diesen Aufschwung Preußens künstlerisch zu verherrlichen: ein inhaltliches Ziel, das schon dem Jüngling vor Augen stand. Als Zwanzigjähriger hat er die „Denkwürdigkeiten aus der Brandenburgischen Geschichte" geschaffen, und als Greis hat er die Illustrationen zu Stillfried und Kuglers „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland" geliefert. So stand Menzel ein Leben lang unverrückbar mit seinem Herzen an ein und derselben Stelle. Breitspurig und untersetzt blieb er im Vaterland verwurzelt. Oft erwies sich dieses Vaterland — wie in den Jahren des Vormärzes — zersplittert und schwach: Dann suchte er es in einer ruhmreicheren Vergangenheit auf, erweckte die Zeit des Kurfürsten oder des großen Friedrich zu neuem Leben, stellte — und hier im wahren Sinn des Wortes — leuchtende Vorbilder vor die ärmeren Zeitgenossen. Wuchs aber die Gegenwart, dann war er der erste, der es gleichsam in den Fingerspitzen verspürte. Dann berauschte ihn der neue Aufschwung. Dann war ihm die Darstellung der Gegenwart die erste Forderung. Und dann legte er bewußt die Vergangenheit beiseite und schrieb Briefe wie diesen, der an den Kasseler Kunstverein im Jahre 1848 gerichtet wurde:

„Jetzt, wo unsere Gegenwart endlich selbst einen Inhalt hat und noch mehr bekommt, würde mir ein Stoff, der voraussichtlich eine solche Kunstanstrengung erforderte, ohne ein dieser entsprechendes auch für uns noch bezügliches inneres Gegengewicht zu besitzen, eine Last sein. Jetzt erst können wir in Deutschland wieder zu unserer Zeit und zur Kunst der Vergangenheit in eine gerade Stellung gelangen. Diese Forderung an sich muß jetzt jeder einzelne fühlen."

Freilich: man wird kein vollendeter Gestalter preußischer Inhalte, wenn nicht das ganze Temperament der gesetzten Arbeit entgegengeht. Das Wesen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Adolph von Menzels darf nun wohl eine Inkarnation des Preußentums genannt werden. Wollte man es mit einem Worte umschreiben, so müßte man sagen: sachlich. Seine Sachlichkeit war von einer so wunderbaren Phänomenalität, daß man glauben könnte, sie wäre als Selbstzweck betrieben worden. Er ließ kein Ding aus den Händen, bevor er es nicht von allen Seiten bis auf den Grund erfaßt hatte. Das Primäre seiner Weltanschauung war ihm die Tatsache. Die Tatsache war alles. Charakteristisch für diesen hervorstechendsten Zug seines Wesens ist wohl folgendes: Er hatte im Jahre 1842 seine Holzschnitte zu Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen" vollendet, eine Arbeit, die ihn durch drei Jahre ausgefüllt, für die er in Kleider- und Waffenmagazinen, in historischen Quellen und Traditionen unablässig studiert hatte. Nun hätte jeder andere mit der beendeten Arbeit auch das Materialstudium zu dieser Arbeit hinter sich gelegt. Menzel aber begann justament von vorne. Er begann, die Lücken auszufüllen, die seine Kenntnis der friderizianischen Zeit noch aufwies. Er begann das Studium jeder einzelnen Truppengattung, jedes Regiments, jeder Charge. Und all dies nur zu seinem Privatvergnügen, ohne Nebenzweck, nur aus seiner wissenschaftlichen Gewissenhaftigkeit heraus. In diesen Blättern, die viel später — auf Zureden seiner Freunde — herausgegeben wurden, findet sich jeder Gamaschenknopf, jede Gürtelschnalle, jeder Säbelgriff mit einer Genauigkeit dargestellt, die schon Nüchternheit zu nennen ist und stärker das Ding, denn die Sache selbst trifft.

Und hier ist auch der Punkt, wo die Stärke der Menzel'schen Begabung ihre Schwäche aufweist. Hier zeigt sich die Schattenseite. In der tüftelnd-wissenschaftlichen Arbeitsweise ging die ursprüngliche Intuition nur allzu oft verloren. Ja, man könnte bei einer Großzahl seiner Werke überhaupt Zweifel hegen, ob sie einem inspirativ künstlerischen Willen entsprungen sind. Wohl brachte er die wissenschaftliche Erfassung einer Erscheinung unfehlbar zur Vollendung; aber gerade dann blieb die künstlerische nicht selten ungelöst. Man hat ihn oft mit Holbein verglichen, weil beider Kunst in einem sachlich-protestantischen Geist fundiert. Aber gerade an Holbein gemessen, erweist sich das Etwas, das Menzel fehlt. Die Porträtzeichnungen Holbeins treffen mit ihrer getreuen Nachzeichnung nicht nur die Erscheinung, sondern auch das innerste Wesen dieser Erscheinung ins Schwarze. Die Porträtzeichnungen Menzels gehen zwar noch schärfer jedem Gesichtszug des Dargestellten nach; aber sie sagen dennoch nur selten etwas von ihm aus. Als ein starkes Beispiel dieser künstlerischen Beschränktheit mag hier auf sein berühmtes Bild „Die Piazza d'Erbe zu Verona" hingewiesen werden. Wie glänzend ist doch diese umfangreiche Marktdarstellung in jeder Einzelheit! Jede der unzählbaren Personen ein waschechter Italiener. Welch eine Lebendigkeit der Aktionen, welch ein Lärmen und Schreien, welche überstürzte Haltung des Einen zum Andern!



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber ist das Bild als ganzes wirklich Italien? Ebensogut könnte es eine mitteleuropäische Stadt sein.

Das Unfaßliche blieb ihm unerfaßbar. Das Faßliche aber riß er an sich, daß es keine andre Möglichkeit mehr hatte. Darin lagen Gewalt und Beschränktheit seines Genies. Darin liegen aber auch Gewalt und Beschränktheit des Berlinertums, aus dem er kam. Und obwohl Menzel kein Lokalmaler im üblichen Sinn des Wortes gewesen ist, und obwohl er weder die Straßen Berlins noch die Umgebung dieser Stadt als bleibendes Gestaltungsziel jemals vor Augen gehabt hat, ist er doch ihr einziger Maler in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gewesen.

## Wirtschaftsanmerkungen

Die englisch-französische Valutaanleihe in den Vereinigten Staaten ist eine völlige Pleite geworden. Sie kostet zwar 7%, aber der New-Yorker Sterlingskurs bricht weiter zusammen wie die Aktion des Vierverbandes am Balkan. . . .

Ueber eine Million feindliche Bruttoregistertonnen sind bis zum 1. September 1915 auf den Meeresgrund geschickt worden. England will den Ausfall durch Piraterei an festgehaltenen deutschen Schiffen bei Friedensschluß wettmachen. Diese Enteignungsphantasie kann nicht einmal mehr erheitern. . . .

Die Finanzierung der Verbündeten kostet England bis zum 31. März 1915 achtzehn Milliarden Mark, bis heute wahrscheinlich 30 Milliarden Mark. Werden die Vereinigten Staaten die Riesensanierung übernehmen? . . . .

Die meisten deutsch-amerikanischen Banken haben sich an der Anleihe unserer Feinde in Amerika beteiligt. Und da behauptet man, die Internationalität des Kapitals habe in diesem Kriege versagt. . . .

Die Russen geben Papierkopeken aus. Mit dieser Scheidemünze nimmt der Fiskus endgültigen Abschied von jeder soliden Finanzwirtschaft. . . .

Der serbische Staatsschatz flüchtet aus dem Lande. Man braucht mit den Transporteuren kein Mitleid zu haben. Sie werden sich nicht verheben. . . .

Die Engländer haben eine neue Methode des Wirtschaftskrieges erfunden. Sie fressen in Saloniki die Griechen auf. . . .

Die Staatswirtschaft, der wir uns jetzt nähern, ist in der Theorie eine schöne Sache. In der Praxis lassen sich jedoch Naturgesetze und Schwindel nur schwer „regeln". Besonders wenn man nicht das Ei, sondern das ausgewachsene Huhn bebrütet. . . .

Es ist in dieser Zeit ein ausgemachtes Ding, daß jeder Konsument ein Engel, und jeder Erzeuger oder Händler ein Schweinehund ist. Wäre es somit nicht das Beste, wenn die Konsumenten allein die Volkswirtschaft machten? . . . .

Die deutsche Kriegsgewinnsteuer soll erst mit Friedensschluß herauskommen,



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

damit die Steuerjongleure nur kurze Zeit zum Studium der Entziehungsmethoden haben. Man hat vergessen, daß es Leute gibt, die die Sache schon auswendig können, und solche, die in Vorahnung solcher Weisheit alles getan haben, um nicht überrascht zu werden. . . .

Es ist eine gute Vorbedeutung, daß gerade der Generaldirektor des „Phönix" der deutschen Volkswirtschaft und Weltwirtschaft ein freudiger Prophet ist. . . .

Wirtschaftsorganisation ist heutzutage nicht selten wie ein Haus, in dessen Innerem die Parteien sich vermöbeln. Von außen prunkt es mit Geschlossenheit.

Dr. Alfons Goldschmidt

## Das Schicksal der Gemma Boic

Der hohe und fernher klagende Ton einer melancholischen Novelle ergreift mich an diesem Leben und Tod einer Schauspielerin. Ich habe die Trägödin Gemma Boic nie gesehen. Sie war zuletzt Mitglied des deutschen Volkstheaters in Wien, als sie im Dezember 1914 freiwillig aus dem Leben schied. Aber ihr Leben ist wach geworden, wirkt nach, und die großen schönen Augen des monumentalen und rassigen Kopfes sind noch auf den Photographien von mahnender Glut, haben eine dunkle Frage in uns; und die Hände, diese Hände scheinen von tausendjährigen Schmerzen zu wissen, anpochend ans Tor des Ungefähr, klagend, anklagend und schenkend . . .

Jetzt wissen wir von diesem absonderlichen Menschen alles, was man von einem wissen kann, der zwischen Genie und Unerlöstheit der Kraft gestellt ist. Dr Ernst Leopold Stahl hat ihrem Gedächtnis eine schöne Schrift gewidmet. Schicksal und Leistung der Gemma Boic sind in ihr verzeichnet und sollen gleichzeitig „ein Kapitel deutscher Theatergeschichte" darstellen.

Dieses Kapitel aus der Theatergeschichte ist das Kapitel von der mangelnden oder oftmals falschen Beschäftigung hervorragender Bühnenmitglieder. Es ist aufgebaut auf Personen, ihren Umwegen, Ansprüchen, Eitelkeiten und vielerlei Eigenschaften, die andere hemmen, nicht aber auf einem System. Dieser Irrtum ist abzulehnen. Selbstverständlich engagiert ein Direktor jemanden nicht systematisch, um ihn zu bezahlen und spazieren gehen zu lassen. Und da sich die Anklagen dieses Kapitels also nur gegen Personen richten können, bekannte, in manchem verdiente, darf man nicht verallgemeinern, kann man auch diese nicht gut nachprüfen. Das Kriterium richterlicher Objektivität fehlt. An solchen Personen geht gewiß manches große, aber ungefüge Talent zugrunde. Gemma Boic ist ein Opfer. Sie starb freiwillig, weil sie sich nicht erfüllen konnte.

Ihre Selbstopferung ist es, ihr wundervoller und reiner Wahn, die leidenschaftliche Hingegebenheit, die keinen anderen Weg mehr sieht, als den durchs schwarze Tor. — Diese ganz seltene und ursprüngliche Hingabe an die Kunst macht ihren Weg stolz und ihr Ende groß. Ich, der ich sie nie sah, liebe diese Tote, die aus Agram kam und ihr kroatisches Blut ungeberdig und revolutionär auf die deutsche Bühne warf. Ich liebe dieses Menschenkind, weil es sich zu hoch dünkte, ein Liebling platten und protzigen Publikums zu werden, so mit Mätzchen, Sensationsaffären, Cochonnerien. Und liebenswert ist mir, daß sie nicht in Possen und anderen Seichtheiten die Spekulation der nackten Reize mitmachen wollte, daß ihre Kunst



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als priesterliche Verkündigung galt und das Wort Gottes nicht reineren Atems den also Begnadeten entströmen sollte als das Wort des Dichters. Streicheln möchte ich ihr das dunkle Haar dafür, daß in ihr noch der wunderselige Glaube lebte und die Wahrheit nicht überleben konnte. Richtig, falsch — was gilts! Ein Menschenkind verblutet daran. Wie viele haben wir von dieser Art, daß wir sie nicht lieben sollten!

Ich glaub' nicht recht, daß Gemma Boic „am System" starb, obgleich vielerlei schriftliche Beweise vorliegen und obgleich in der Tat manches faul ist im Staate des aufgeklärten Despotismus. Die Kritik sang ihren Leistungen in allen Städten einmütig wahre Lobeshymnen. Als die kommende große Tragödin wurde sie betrachtet. Der Weg zu Reinhard in Berlin wäre bei dessen großem Interesse für sie vielleicht doch noch in absehbarer Zeit geglückt. Nicht im System (der Direktoren), in ihr selbst war die tragische Notwendigkeit.

Aus dieser tragischen Notwendigkeit, das Höchste an Leistung zu wollen und keinen Pakt, nicht den geringsten, mit den Gemeinen zu schließen, baute sie ihr Leben, vorwärtsstürmend, ohne Kraft zu qualvollem und erniedrigendem Ausharren; an ihr starb sie.

Der Name der Offizierstochter Gemma Boic wäre schnell verhallt unter den vielen Toten. Aber ein Glanz umstrahlt ihn, ein hohes Symbol soll weiter in ihm leben. Ich möcht ihn an die Tore der Theater anschlagen, als Mahnruf: Es geht um die Kunst, meine Herrschaften, immer nur darum, nicht um all das andere!

Die aber an dem anderen starb, verdient unser Gedenken und unsere Liebe. Ernst Leopold Stahl's Gedächtnisbuch ist eine Anklageschrift. Ich möchte diese seltene Gestalt aus der Anklage herübergerettet wissen, dorthin, wohin sie gehört, in die Dichtung. Der hohe und fernher klagende Ton einer melancholischen Novelle wird aus dem Namen Gemma Boic tönen ...

Joachim Friedenthal

## Die Fürstin*)

Bruno Frank schenkt uns mit diesem Roman ein Buch seltener Art: den Werdegang eines Jünglings — eine mondäne Heiligengeschichte. Die wir glauben, ob wir wollen oder nicht, die uns überzeugt, sind wir auch anders geartet. Anders als dieser schwache Held, den uns ein Dichter stark gezeichnet. So stark, daß wir uns vor seiner Schwäche beugen. Wir, die wir gewohnt sind, fremde Schwäche zu verachten und die eigene zu überwinden. Die das Leben hart gemacht und die nur in Härte leben zu können glauben, stets eingedenk der banalen Lehrer unsres schulweisen Alltags. Die den Heiligenschein fliehen und sich fürchten vor dem Nirwana. Die in ihrer Unzufriedenheit den Ansporn suchen für ihr Tun. Die wir über uns hinauswollen, über unser Können und über unsere Bestimmung. Die wir mehr wissen, was wir wollen, denn was wir sollen.

Matthias ist der Sohn eines Gutsinspektors in der Ostmark. Ein braver Junge, mit sehr viel Respekt vor der Nonchalance des gräflichen Gutsbesitzers, voller Mitgefühl mit den Leiden anderer, ob Mensch oder Tier, voller wirklicher Religiosität. Der, noch Knabe, sein höchstes Lebensziel darin zu erkennen glaubt, stolze Frauen, wie die Gräfin, dienend zu lieben, und der sich, obwohl er in ihnen die Fürstinnen seines Lebens erkannt hat, aus

*) Verlag Albert Langen, München.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

purer Nächstenliebe und Gutmütigkeit, minderwertigen Frauen, die ihn begehren, doch nicht zu weigern vermag. Nicht den Gutsweibern und nicht der Frau des Lehrers, bei dem er in der Stadt, in der er die Schule besucht, untergebracht wird. Diese Gutmütigkeit wird ihm zum Verhängnis, macht ihn zum Sklaven, zum Märtyrer läßt ihn leiden wie ein Schuldbeladener. Von der Lehrersfrau verleumdet, flieht er in die Stadt, flieht in das Elternhaus, reinen Herzens — schuldbewußt. Es geht ihm schlecht; er reinigt Straßenbahnwagen und wird schließlich Diener im Hause eines Parvenüs. Dort entdeckt eine Schauspielerin den großen Jungen und die „lodernde Flamme" seiner Heiligenart in ihm und nimmt ihn zu sich, um sich „an seinem heiligen Feuer zu erwärmen." Spät erst glaubt Matthias in dieser Frau eine der Fürstinnen seines Lebens zu erkennen, nach langen Monaten tatenloser Selbstpeinigung und der steten Betrachtung der Nutzlosigkeit seines Daseins. Da hört er von den Judenverfolgungen in Rußland; erfährt, daß ihr Urheber in Nizza die Revenuen seiner kleinen Judenhetze genießt und glaubt nun endlich eine Tat vollbringen zu können, die ihm einen Platz im Leben zu sichern imstande wäre: den russischen Gouverneur zu ermorden, fährt er nach Nizza — ungewiß ob er auch stark genug sei, sein Vorhaben wirklich auszuführen. Da sieht er den General und wird schwach: der Bauernjunge vermag nicht die Hand aufzuheben wider den kühlen, vornehmen Herrn. Ja, wenn er wie ein roher Verbrecher ausgesehen hätte ... Ein Gleichgestellter, eine Gleichgestellte könnte eine solche Tat vollbringen. Da erblickt ihn die Fürstin, die in des Gouverneurs Gesellschaft ist, und der schöne, starke Junge findet Gnade vor ihrem Blicke. Sie wird die Tat vollbringen, sie kann es; wenn sie, die Fürstin es ihm befiehlt, kann er es tun. Aber die Fürstin ist auch nur eine Bauerstochter und ebenso schwach wie er, und ihre Rache an dem Herrentum reicht nicht über den Ehebruch hinaus ... Scham, Trauer, Hoffnungslosigkeit, die Zwecklosigkeit seines Daseins treiben Matthias beinahe zum Selbstmord. Er irrt am Meer entlang und schläft dann endlich auf einer Bank ein. Dort findet ihn der Leiter der Station für Meeresforschung, führt ihn ins Aquarium, zeigt ihm all' die schönen nutzlosen und doch lebensfrohen Tierchen ... und legt ihm nahe, als ihr Wärter für sie zu sorgen. Matthias geht darauf ein, fühlt sich dem Leben zurückgewonnen: findet Interesse an seiner Tätigkeit, ein Betätigungsfeld für seine dienende Liebe, Glück, Zufriedenheit, Nirwana, frei von Ehrgeiz, Erfüllung seiner Bestimmung, wunschlose Glückseligkeit ... wie ein Heiliger ...

Das sind, kurz gefaßt, die Marksteine der Fabel dieses Buches. Und wie sein Inhalt, sein Vorwurf, seine Absicht von besonderer Art ist, so ist auch seine Sprache von außergewöhnlicher Schönheit und Gewähltheit. Sie hat — Haltung. Soviel Haltung, daß sie das Alltägliche, Gewöhnliche zu heben, zu adeln vermag und uns das Episodenhafte der Handlung dieser Entwicklungsgeschichte vergessen läßt.

Dr. Siegfried Berberich

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Englands Industrie und der Krieg

Von Dr Hugo Kühl, Kiel

Mit Ausbruch des Krieges trat an Deutschlands Industrie die Aufgabe heran, sich der Lage so gut es ging anzupassen, große Schwierigkeiten machten in erster Linie die Herbeischaffung und zweckmäßige Verwertung der Rohstoffe, die aus anderen Ländern stammten. Die Lage wurde noch verschärft, als England in rücksichtsloser Weise gestützt auf seine alle Erdteile umspannende Flotte den Handelskrieg durchführte, d. h. durch Hintansetzung aller bisher gültigen Abmachungen jegliche Warenzufuhr nach Deutschland unterband. Unser Export an Produkten der chemischen Industrie allein hatte im Jahre 1913 bereits den Wert einer Milliarde überschritten. Der Gesamtwert der deutschen Ausfuhr betrug in demselben Jahre schon 10,1 Milliarden Mark. England hoffte den Gesamthandel, vor allem auch die Herstellung unserer chemischen Produkte ohne Schwierigkeiten selbst übernehmen zu können. Es zeigte sich bald die Unmöglichkeit.

Die verschiedensten Umstände trugen zu dieser Erkenntnis bei. Einmal verfügte England nicht über die genügenden Rohstoffe, um Deutschlands gewaltige Industrie ersetzen zu können, sodann mangelte ihm auf manchen Gebieten die Erfahrung, welche wir uns im Laufe von vielen Jahrzehnten erworben haben, der verantwortlich arbeitende Chemikerstab und endlich mußte der Engländer es gewahr werden, daß der Weltkrieg auch ihn wirtschaftlich lahm legte. Am 30. Juli schrieb die Morning Post: Das Munitionsministerium wird sehr behindert durch den Mangel an Zink. Laut Mitteilung des „Globe" stieg der Preis in London am 24. Juli von 90 Pfd. Sterling auf 102 Pfund Sterling, während das Metall in Deutschland zu 22,10 Pfd. Sterling



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gehandelt wurde. Der Bericht der Morning Post ist ein Beleg dafür, daß die Isolierung Deutschlands in mancher Beziehung die Englands bedingt, da es viele wertvolle Rohstoffe und Fertigprodukte aus Deutschland erhielt.

Besonders fühlbar macht sich der Bruch mit Deutschland in der Textilindustrie und zwar aus zwei Gründen. Englands organisch-chemische Industrie hat keine allzu glänzende Entwicklungsgeschichte aufzuweisen, sie steht unzweifelhaft weit hinter der Deutschlands zurück. Natürlich werden alle erdenklichen Kraftanstrengungen gemacht, mit einem Schlage das früher versäumte einzuholen. Man hat erkannt, daß in den Fabriken der deutsche Chemikerstab fehlt, daß der englische Chemiker nicht praktisch genug für seinen Beruf durchbildet ist und will jetzt nach deutschem Muster das Universitätsstudium ausbauen. England bezog im Frieden alle Anilinfarben aus Deutschland. Diese fehlen jetzt und die vorhandenen kleinen Fabriken, sowie die großen neu entstandenen Unternehmungen können den Bedarf nicht decken, sodaß die Textilindustrie wieder auf weniger wirkungsvolle, natürliche Pflanzenfarbstoffe zurückgreifen muß. Dazu kommt, daß die fabrikmäßig in verhältnismäßig geringer Menge dargestellten künstlichen Farbstoffe nicht echt sind. Es kann, wie über Kopenhagen berichtet wurde, vorkommen, daß ein heute als blau gekaufter Kleiderstoff so rasch verschießt, daß er morgen rot aussieht. Man kann eben nicht von heute auf morgen Werte schaffen, die im Laufe vieler Jahrzehnten in wohl organisierter Arbeit errungen sind. Daß alle Anstrengungen Englands bislang hier vergeblich waren, beleuchtet die Tatsache, daß man zugunsten der deutschen Farbstoffe die scharfen Einfuhrverbote deutscher Waren dadurch selbst schon aufhob, daß gewissen Importeuren die Erlaubnis gegeben wurde, deutsche Farbstoffe über neutrale Länder nach England einzuführen.

Auf die enormen Kriegsverluste der Kattundrucker von Lancashire, welche hier erwähnt sein mögen, wirft der „Economist" vom 18. September im Jahresbericht der „Kattundrucker-Gesell-

Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

schaft" ein Streiflicht. Während das Jahr 1912/13 noch einen Reingewinn von 374677 Pfd. Sterling aufwies, war er 1913/14 schon auf weit weniger als ein Drittel, nämlich auf 105510 Pfd. Sterling gesunken. Das Jahr 1914/15 aber hat einen reinen Verlust von 179176 Pfd. Sterling gebracht. Auch die Aussichten für das laufende Jahr sind nicht gerade günstig für den Baumwollhandel, da der Export nach Deutschland fehlt.

Die Isolierung Deutschlands ist ein zweischneidiges Schwert, denn England selbst wird isoliert und die Folgen treten in mehr als einer Weise zutage. Die Einfuhr überwiegt bei weitem die Ausfuhr und hat einen in London schon bitter beklagten Geldabfluß in das Ausland zur Folge. Den besten Schnitt macht Amerika, der Waffen- und Munitionslieferant Englands. Und schon beginnt es dem Engländer klar zu werden, daß er seinen Handel, den er auf Kosten Deutschlands haben wollte, dem Amerikaner nach und nach in die Hände spielt. Der böse Krieg schlägt tiefe Wunden, zumal es in Großbritannien doch letzten Endes an der Einigkeit fehlt, die in Deutschland alles zusammenschweißt. Der Ausstand der Kohlenbergleute in Südwales führte in der ersten Hälfte des Jahres zu großen Schäden, wurde doch aus Cardiff gemeldet, daß eines der größten industriellen Unternehmen sich infolge des Kohlenarbeiterstreiks gezwungen sah, Kokesöfen und Hochöfen auszublasen. Im ersten Halbjahr 1915 ist die englische Kohlenproduktion um 12448000 Tonnen, gleich 8,9% gegen den gleichen Zeitraum im Vorjahr zurückgegangen. Der Verbrauch erfuhr aber eine riesige Steigerung infolge des erhöhten Bedarfes der Marine, infolge der selbstverständlichen Ausfuhr nach Frankreich und Italien, welche Länder beide auf den großen Bundesgenossen angewiesen sind. Die Preise sind infolgedessen erheblich gestiegen, ja England muß auf die Einfuhr aus Amerika, das sich des Anthracitmarktes schon in hohem Grade bemächtigte, zurückgreifen, um den Bedarf zu decken.

Die Abhängigkeit Englands vom Auslande ist weit größer als die Deutschlands. Einige Beispiele beleuchten es. Englands



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Land- und Forstwirtschaft ist der Industrie zum größten Teil geopfert. Infolgedessen ist das Inselreich auf eine ständige Einfuhr von Nahrungsmitteln angewiesen. Dank seiner großen Flotte kann es diese Einfuhr, wenn auch unter großen Opfern, bewerkstelligen. Während aber früher die Ausfuhr an Industrieerzeugnissen den Wert der Einfuhr an Nahrungsmitteln mehr als deckte, ist die Ausfuhr bedenklich gesunken, ja selbst hier und da auf industriellem Gebiete einer Mehr-Einfuhr gewichen. Vergleichen wir einmal die Geschäftslage der deutschen und englischen Lederindustrie, so wird es uns begreiflich, daß man in London über den großen Geldabfluß traurig ist — und die Geschäftslage der Lederindustrie ist doch nur ein Beispiel, dem sich viele andere einreihen ließen. In Deutschland war man auf den Lederbedarf für einen Weltkrieg natürlich nicht eingerichtet, die deutschen Gerbereivereinigungen für Heeresbedarf konnten die für die Ausrüstung der Truppen erforderlichen Mengen nicht decken und sahen sich zu Verhandlungen mit anderen Gerbereien gezwungen. In geradezu überraschender Weise ist es dann der Kriegsleder- und deutschen Rohhaut-Aktien-Gesellschaft gelungen, nicht nur den riesigen Bedarf der Militärbehörden zu sichern, sondern sogar für den Privatbedarf noch etwas zur Verfügung zu stellen, für den anfangs keine großen Mengen vorhanden waren. Die außerordentliche Nachfrage bedingte ein außergewöhnliches Steigen der Lederpreise und die in Frage kommenden Gerbereien können auf eine Geschäftslage zurückblicken, wie sie noch nicht vorhanden war und in späteren Zeiten so leicht nicht wiederkehren wird. Bis zum Mai 1915 hatte die Kriegsleder-Aktien-Gesellschaft nach Mitteilung des Berliner Tageblattes bereits einen Umsatz von 1300 Millionen Mark erzielt. Wie außerordentlich hoch der Kriegsgewinn in der Lederindustrie war, läßt sich auch daran ermessen, daß eine große, stark verschuldete Gerberei in einem Jahre ihre Schulden in der Höhe von 2½ Millionen Mark abstoßen konnte. Diese hohen Kriegsgewinne sind — und das ist wichtig — nicht ins Ausland gewandert, sondern dem deutschen Nationalver-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mögen erhalten geblieben. Im Gegensatz zu Deutschland war England, das uns durch Abschluß vom Ueberseehandel auf die Kniee zwingen wollte, auf große Bezüge aus dem Auslande angewiesen. England wollte unsere Industrie lahm legen und hat sie gefördert, gerade die durch den Handelskrieg geschaffene Lage zwang Technik und Industrie in Deutschland zur größten Entwicklung und es darf ohne Ueberhebung gesagt werden, daß Glänzendes geleistet ist bei uns. Das beste Beispiel ist wohl die Munitionsfabrikation. England bezieht ungeheure Mengen aus Amerika und kommt infolge dieser Einfuhr immer mehr in ein wirtschaftliches Abhängigkeitsverhältnis zu den vereinigten Staaten, Deutschland, das infolge Munitionsmangels — man vergleiche die Reden im englischen Parlament — zu einem schimpflichen Frieden gezwungen werden sollte, ist unabhängiger denn je vom Auslande. Die künstliche Herstellung des Salpeter ist eine der großartigsten Leistungen der chemischen Technik. Um zu zeigen, wie England sich verrechnete, als es glaubte uns vernichten zu können, möchte ich die Aufmerksamkeit zum Schluß nochmals auf ein friedliches Gewerbe lenken, den Fischfang.

Gleich bei Ausbruch des Krieges suchte sich die englische Regierung die besten Dampfer der Fischerflotte als Minensuchboote aus. Wir haben, namentlich durch unsere Unterseeboote, unter ihnen sehr aufgeräumt. Den nächsten Schlag führte die englische Admiralität gegen das eigene Fischereigewerbe aus, als es große Gebiete der Nordsee durch Minen absperrte und überdies die Bestimmung herausgab, daß alle britischen Schiffe ausschließlich britische Besatzungen haben mußten. Die Folge war, daß allein die Fischerflotte von Grimsby sofort über 1000 tüchtige Seeleute entlassen mußte.

Im Jahre 1913 erhielt Deutschland nicht weniger als 3997000 Zentner Salzheringe im Werte von 45,5 Millionen Mark aus England. Der Krieg machte einen Strich durch diese Ausfuhr und am 11. November wurde die Ausfuhr auch nach Skandi-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

navien, Holland und Italien unterbunden. Die Folge war ein Ausfall von 82 Millionen Mark in den ersten 5 Kriegsmonaten.

Dem entgegen hat die deutsche Hochseefischerei ihre volle Bedeutung während des Krieges behalten, sie hat erst in letzter Zeit dadurch eine geringe Einbuße erlitten, daß die unbegrenzte Sicherheit in der Ostsee nicht mehr vorhanden ist. Die bei uns auch in dem Fischhandel bemerkbaren Preissteigerungen sind aber darauf zurückzuführen, daß die englische Einfuhr ganz fehlt, das skandinavische Fischereigewerbe die Kriegslage ausbeutet und die Nachfrage, zumal seitens der Heeresverwaltung, außerordentlich groß ist.

Es wäre natürlich falsch, anzunehmen, daß Englands Industrie und Handel später nicht mehr in einen Wettbewerb eintreten könnten. Auch Großbritannien hat im Kriege gelernt, es wird beispielsweise den Ausbau seiner chemischen Industrie entschieden wirksam betreiben und sich möglichst unabhängig machen.

Andererseits hat der Krieg gezeigt, daß Gewerbe und Industrie in Deutschland so gut organisiert sind, daß sie nach Friedensschluß sofort auf den Weltmarkt treten können.

# Die Kartellierung der Arbeit

Von Arthur Neumann

Organisation bis zur Höchstgrenze der Möglichkeit wird wohl auch mit eine Folge des Krieges sein, in welchem wir die Naturnotwendigkeit der organisatorischen Regelung erfahren haben. Die Ware Arbeitskraft und ihre Vertreter werden sich wohl diesem Vorgange gegenüber nicht indifferent verhalten dürfen. In führenden Kreisen der Arbeiterorganisationen hat man ja schon vor dem Kriege diese Notwendigkeit erkannt, doch scheiterten die meisten Zentralisationsbestrebungen an der Unentschlossenheit und der Zerstückelung innerhalb der breiten Arbeiterschichte. Die politische Zerrissenheit aber wurde von den Gewerkschaftsführern viel zu viel übergangen: jedem war seine politische Richtung heilig. Dies ist wohl soweit richtig, als damit rein politische Zwecke verfolgt werden; sobald aber Wirtschaftsdinge damit berührt werden, kann



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die liebe Politik indirekt die eigenen Interessen am meisten schädigen. Diese Gefahr wurde von der Produktion zu rechter Zeit erkannt und, des höheren Interesses wegen, auch rechtzeitig beseitigt. Trotz politischer Zerstückelung haben sich alle Produzenten des deutschen Wirtschaftsgebiets zum Schutze ihrer Stellung als Arbeitgeber in dem Gesamtverband deutscher Arbeitgeberverbände geeinigt. Dieser Zentralorganisation der Arbeitgeber stehen einzelne Organisationen der Arbeitnehmer und ein großer Teil nicht organisierter Arbeiter gegenüber. In Friedenszeiten kam es zwischen den einzelnen Arbeiterorganisationen zu nicht bedeutungslosen Kämpfen, was naturgemäß den wirtschaftlichen Aufstieg der Arbeiterschaft sehr erschwerte. Erst der Krieg konnte ein einigermaßen geregeltes Zusammenarbeiten der Gewerkschaften ermöglichen. Man mußte eben auch hier einsehen, daß man sich mit den veralteten Theorien auf dem Holzweg befindet. Geradezu wird dies ja nicht gesagt, aber verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß man sich bemüht umzulernen.

Betrachtet man die Einwirkungen des Krieges auf das Gewerkschaftsleben von dieser Seite, so muß man sich sagen, daß nur der Krieg darin eigentlich einen großen Schritt nach vorn gebracht hat. Mit einem Schlage wurde die Notwendigkeit einer Zentralorganisation zur Regelung des Arbeitsmarktes anerkannt und überhaupt zunächst ein Zusammenarbeiten gestattet. Auch hier drängt sich uns die Frage auf: werden wir diese Einigung auch nach dem Kriege behalten? Die große Mehrzahl der Arbeiter dürfte wohl für die Beibehaltung der im Kriege geschaffenen Zentralisation stimmen und ihre planmäßige Ausgestaltung befürworten. Aber es wird auch eine Opposition geben, die sich zum großen Teile aus dem wissenschaftlichen Sozialismus rekrutieren wird. Denn hier sitzen die Verfechter der alten Theorien von Kautsky und gleichartigen Genossen. Dieser Kampf hängt eng mit den Revisionsbestrebungen für das sozialdemokratische Programm zusammen. Ist die sozialdemokratische Führung von der Notwendigkeit einer Revision ihres Programms überzeugt, dann ist auch sicherlich zum Kartell der Arbeit wieder ein großer Schritt nach vorn getan. Denn die Neuaufrichtung des sozialdemokratischen Programms muß von wirtschaftlichen Grundsätzen ausgehen, also auch die Notwendigkeit der Kartellierung der Arbeit berücksichtigen. Wann es aber soweit sein wird, das kann man erst einigermaßen in der Friedenszeit abschätzen.

Die Kartellierung der Ware Arbeitskraft muß auch einen großen Einfluß auf die Verteilung des Produktionvertrages zwischen Kapital und Arbeit ausüben. In der Konzentrierung des Angebots von Ware liegt die Macht, den Preis derselben zu bestimmen, während andrerseits Zusammenschluß der Konsumenten und Zerstückelung auf Seiten der Warenverkäufer eine Preisbestimmung bewirken, die einzig und allein von den Konsumenten ausgeht.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die treibenden Kräfte, die die Dynamik des heutigen Wirtschaftslebens ausmachen, werden allerdings nicht ganz ausgeschlossen, jedenfalls aber ist die Masse mit geschlossener Front wirtschaftlich im Vorteil. Wie man dies am Warenmarkt deutlich beobachten kann, so liegen auch ähnlich die Verhältnisse am Arbeitsmarkt, nur daß hier die Uebersicht viel mehr erschwert ist. Die Charakteristik der Ware Arbeitskraft ist eine ganz andere als die eines bestimmten Produkts. Es handelt sich hier um eine lebende, sich selbst regierende Ware. Ist der Verkäufer seiner Arbeitskraft nicht organisiert, so wird seine wirtschaftliche Tätigkeit von keiner Warte, die seine Interessen hütet, registriert. Anders verhält es sich natürlich mit organisierten Arbeitskräften und auf diesen Unterschied kommt es ja auch nur an. Von großer Bedeutung für die Charakterisierung des Arbeitsmarktes ist ferner noch der Umstand, daß am Arbeitsmarkt im Gegensatz zum Warenmarkt, um eine andere Marktgruppe herauszugreifen, die Verkäufer, also die Arbeiter, am wenigsten organisiert sind; dagegen aber die Verbraucher der Arbeitskraft, die Arbeitgeber, wie schon angeführt, eine weit mehr geschlossene Front bilden. Der Hauptgrund ist wohl in dem Umstande zu suchen, daß die breite Arbeiterschichte höheren Wirtschaftsdingen bisher weniger Interesse entgegengebracht hat. Ja, man muß sogar sagen, daß sich die Arbeiter um Wirtschaftsdinge aus eigener Initiative recht wenig gekümmert haben. Sie glaubten immer, diese Gebiete, von der reinen Parteipolitik ausgehend, beackern zu können, meistens mit der rauhen, unnatürlichen Gewalt. Die Wirtschaft aber läßt sich nicht durch Gewaltmaßnahmen regulieren; nur das wirklich freie Spiel der Kräfte gleicht hier aus. Die Kräfte, die nun in der Arbeiterschaft lebendig sind, werden aber meistenteils unterschätzt, so daß man von vornherein den Kampf des freien Kräfteausgleichs als verloren ansieht. Es ist nun wahr, daß die Verbraucher der Arbeitskraft in der jetzigen Entwickelung im Vorteil sind. Daß im wirtschaftlichen Kampfe zwei Parteien völlig gleich stark sein werden, ist nach den geschichtlichen Erfahrungen kaum anzunehmen und würde überhaupt zu einem unhaltbaren Zustande führen, da dann die wirtschaftliche Tätigkeit durch nichts mehr angeregt wird. Es ist aber möglich, daß die jetzt schwächere Partei der Arbeiter durch vollkommene Organisationen Kraft gewinnen und schließlich sogar die Kräfte der andern Partei überwachsen kann Dieses Bestreben macht sich schon während des Krieges an verschiedenen Stellen bemerkbar, woran in der Friedenszeit gar nicht zu denken war. Doch wird in Deutschland erst nach dem Kriege die volle Bewegung einsetzen. In England macht sich schon jetzt eine solche Bewegung bemerkbar: die Arbeit will einen größeren Anteil am Produktionsertrag haben, der sich an verschiedenen Stellen nicht unwesentlich erhöht hat. In Deutschland haben wir ja auch recht namhafte Kriegsgewinne zu verzeichnen, die Arbeiter müssen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber davon abſehen, die günſtige Gelegenheit voll und ganz auszunutzen. Es ſoll damit nicht geſagt werden, daß die Entlohnung der Arbeit in den begünſtigten Produktionszweigen nicht geſtiegen iſt, nein, in dieſen Zentren muß eine erhebliche Zunahme des Arbeitslohnes konſtatiert werden. Die Frage aber iſt nun, in welchem Verhältnis ſteht jetzt das Kapital der Arbeit gegenüber am Produktionsertrag. Der Arbeit einen größeren Anteil am Produktionsertrag zu ſichern, darum entbrennen in England jetzt die Gewerkſchaftskämpfe. In Deutſchland hat gegenwärtig die Arbeit höhere Intereſſen und es iſt auch anzunehmen, daß die Arbeit eine angemeſſenere Entlohnung findet als gegenwärtig in England, da ja der deutſche Arbeitsmarkt jetzt von ganz andern Faktoren beeinflußt wird als der engliſche. In England muß eine nicht unweſentliche Arbeitsloſigkeit feſtgeſtellt werden, während in Deutſchland die Arbeiter knapp ſind. Und Knappheit iſt immer der beſte Preisfaktor. Es ergibt ſich alſo, daß notgedrungener Weiſe die deutſche Arbeiterſchaft der engliſchen gegenüber gegenwärtig im Vorteil iſt.

Auf dem Gebiete des Arbeitsmarkts hat der Krieg der deutſchen Arbeiterſchaft unweigerlich gelehrt, daß die Organiſation überall geſchloſſen ſein muß. Zu dieſer Organiſation gehört in erſter Linie die Kartellierung der Arbeit. Die Arbeiterſchaft hat die Macht dazu in der Hand; kann ſie wirtſchaftlich weiter ſchauen, dann darf ſie nicht verſäumen, ſich ſofort nach Friedensſchluß an die praktiſche Löſung des Problems heranzumachen, während noch jetzt eine theoretiſche Einigung erſtrebt werden muß. Der wirtſchaftliche Aufſtieg der Arbeiterſchaft iſt damit eng verbunden.

# Clauſewitz und Frankreich

## Von Paul Mayer

Die Werturteile, die Völker übereinander fällen, ſind ſchon deshalb wertlos, weil die volkstümliche Pſyche ſich kaum jemals von einer ganz äußerlichen oder karikierten Typiſierung der fremden Nation befreien kann. „John Bull“, „Marianne“, „Katzlmacher“ und ähnliche Bezeichnungen ſind als Schlagworte in Singſpielhallen und Witzblättern minderer Art eines langen Lebens ſicher; zur Erkenntnis fremder Weſensart tragen ſie natürlich nicht das Geringſte bei: Vulgäre Beurteilungen und Verurteilungen ſind aber auch ſchädlich oder wenigſtens zwecklos, denn „eine große Nation über-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hört es, ob man sie anklage oder entschuldige". (Jakob Burckhardt.) Das Wesen eines Volkes läßt sich in seiner Mannigfaltigkeit nicht in oberflächlichen Formeln erschöpfen, nicht in Gemeinplätzen von zweifelhaftem Wahrheitsgehalt charakterisieren. Im Urgrunde eines jeden Nationalcharakters ruht etwas Unerforschliches, das stille Verehrung heischt und kein eilfertiges Betasten. Die besten Deutschen haben sich allzeit trotz Krieg und Kriegsgeschrei den Weg zur Erkenntnis fremder Eigenart offengehalten und hin und wieder selbst auf Kosten des nationalen Interesses den unbeirrbaren Willen zur Wahrheit bekundet, der dem Volke eines Kant eher gemäß ist als das flache: „Right or Wrong my country". Noch dem Deutschland des 18. Jahrhunderts mußte Klopstock die Mahnung zurufen:

„Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht wie Du,
Sei nicht allzu gerecht. Sie denken nicht edel genug
Zu sehen, wie schön dein Fehler ist."

Selbst in den Zeiten des nationalen Zusammenbruchs fanden sich in Deutschland reife Geister, die sich nicht mit dem Beschmähen des Gegners begnügten, sondern im Ergründen seiner nationalen Vorzüge die Ursache der eigenen Niederlage erforschten und hierdurch wertvolle Vorarbeit für die nationale Erhebung leisteten. Zu ihnen gehört Carl von Clausewitz, der „Tacitus der Strategie". Als Stabskapitän und Adjutant des Prinzen August nimmt er an dem unglücklichen Feldzug von 1806 ruhmvollen Anteil. An der Ucker gerät er in französische Gefangenschaft und nach längerem Aufenthalt in Frankreich kehrt er im November 1807 nach Berlin zurück. In der Muße der Kriegsgefangenschaft und während der Rückreise, die ihn auch nach Coppert zu Frau von Staël führte, schrieb Clausewitz den Aufsatz „Die Deutschen und die Franzosen", der neben seinem Reisejournal und den aus der Gefangenschaft an seine Braut, die Gräfin von Brühl gerichteten Briefen die wichtigste Quelle für seine Meinungen über den Nationalcharakter der Franzosen ist.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seit Beginn der französischen Revolution war Frankreich vielen Deutschen durch eigene Anschauung vertraut geworden und wir besitzen über die Eindrücke, die sie dort empfinden, wertvolle Zeugnisse. Georg Forsters Briefe aus Paris und Wilhelm von Humboldts Aeußerungen über französische Kunst beweisen, mit welchem Ernst und welcher Tiefe die deutschen Wallfahrer die Wurzeln des fremden Volkstumes bloßzulegen trachteten. Georg Forster schrieb als kosmopolitischer Idealist und enttäuschter Schwärmer, der von den Bildungsidealen Weimars erfüllte Humboldt ist vor allem ästhetisch interessiert, Clausewitz dagegen spricht als preußischer Offizier und deutscher Patriot, der freilich trotz gelegentlicher Seitenhiebe gegen „die Philosophen, die alles mit allgemeinen Begriffen abtun" seinen geistigen Zusammenhang mit der Welt des deutschen Idealismus nicht verleugnen kann.

Der Ausgangspunkt seiner Betrachtungen ist die aus den letzten Zeitereignissen geborene Frage, ob die Ueberlegenheit des französischen Nationalcharakters über den deutschen die innere Ursache für die Katastrophe von 1806 ist? Zwar lehnt er in Uebereinstimmung mit W. v. Humboldt die Auffassung ab, die seine Volksgenossen für einen den Franzosen untergeordneten Menschentyp hält; immerhin glaubt er nicht allein aus historischen Zufälligkeiten, sondern auch aus dem Wesen der Nationalcharaktere den tieferen Grund für die Uebermacht Frankreichs und die Ohnmacht Deutschlands herleiten zu können. Der Franzose erscheint ihm als ein viel besseres „politisches Instrument" als der Deutsche. Auf diesen, seinen Lieblingsgedanken kommt er immer wieder zurück. Er meint, der Franzose in seiner Selbstgenügsamkeit lasse sich viel leichter zu einem einförmigen Ganzen verschmelzen als der Deutsche in der Unbeschränktheit seines Geistes, der Mannigfaltigkeit und Originalität der Individuen, dem Hange zum Raisonnement, dem unausgesetzten Streben nach einem höheren selbstgestellten Ziele. Wie Humboldt erblickt er im Deutschen die innerlich reichere Natur. In Paris hat Clausewitz



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gelegenheit, Theater und Museen zu besuchen; zur bildenden Kunst hat er keine unmittelbare Beziehung und im Schauspiel wird er von „der unedlen, übertriebenen Darstellung" der französischen Akteure abgestoßen. Ein Gedanke, der in der Beurteilung Frankreichs immer wiederkehrt, findet sich auch bei Clausewitz. Der Grundzug des französischen Wesens nach der intellektuellen Seite hin ist die mangelnde Differenzierung, die Uniformität der Meinungen. „Originalität des Geistes ist in Frankreich etwas so Ungewöhnliches, daß der Ausdruck unoriginal ein Stempel des Lächerlichen geworden ist", meint er selbst und mit Behagen macht er sich die Behauptung W. Schlegels zu eigen, die Franzosen würden nicht wie andere Menschen geboren, sondern etwa wie eine Waffel in einer Form gebacken, und diese Form sei ihre Sprache. — Vielleicht handelt es sich bei all den Urteilen, die den Franzosen den Mangel individueller Entwickelung vorwerfen, um einen Beobachtungsdefekt. Der Fremde wird immer, selbst wenn er über ein großes Einfühlungsvermögen verfügt, zunächst nur die typische Oberfläche erkennen und kaum vollständig zur Erkenntnis individueller Eigenart vorbringen, da ihm die Verschiedenheiten innerhalb desselben nationalen Typus nicht sichtbar werden. So sehen sich z. B. für ein europäisches Auge alle Japaner zum Verwechseln ähnlich. Zudem kommt für Clausewitz und seine Zeitgenossen, die mehr rationalistisch als historisch zu denken gelernt haben, die Fragestellung gar nicht in Betracht, ob nicht vielleicht die Einförmigkeit der Franzosen in der alten Kultur des Landes, die notwendig zur Konvention führt, begründet ist.

Dem gefangenen Offizier fehlte in Frankreich die blutwarme Atmosphäre heimischer Behaglichkeit und vertrauensvoller Geselligkeit. Bezeichnend ist, daß er an Frau von Staël, in deren Heim er recht eigentlich in französische Sprache und Literatur eingeführt wurde, „die stille sanfte Würde deutscher Weiblichkeit" vermißt. Sein patriotischer Stolz wird durch taktlose Aeußerungen französischer Offiziere empfindlich getroffen und seine Be-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hauptung, die vielgerühmte „politesse" der Franzosen sei nur ein Deckmantel ihrer Herzenskälte, wird leider durch die Erfahrungen der Gegenwart allzusehr bestätigt. Als Grundzug des französischen Wesens auf dem moralischen Gebiete erscheint ihm die „pétulance" ein „reizbares, lebhaftes, aber unbeständiges und deshalb nicht tiefes Temperament". Außerdem fällt ihm die französische Eitelkeit auf, die er recht glücklich als „die Geburt eines flachen, immer regen Gefühls" bezeichnet. Den militärischen Leistungen der Franzosen wird er gern gerecht: „Tapferkeit ist das schönste Eigentum der Franzosen".

Den Nationalcharakter nimmt Clausewitz als etwas einmal Gegebenes hin; als historisch Gewordenes, im Flusse befindliches, ewig wandelbares Phänomen vermag auch er ihn noch nicht aufzufassen. Darin bleibt er von der rationalistischen Denkweise seines Zeitalters abhängig. Aber sein Wirklichkeitssinn begreift doch schon — wie vorher Montesquieu — in der Einwirkung von Klima und Bodengestaltung den maßgebenden Faktor für die nationale Entwicklung: „Wie überhaupt Himmelsstrich und Boden ihren Einfluß auf den Nationalcharakter bekommen, so ist es denn auch in Frankreich der Boden, welcher die Befolgung des Hanges zum Vergnügen möglich macht und ihn vermutlich erzeugt hat; denn er ist ergiebig und wenig Arbeit reicht zur Erhaltung des Lebens hin. . . . Der Franzose arbeitet also weniger als der Deutsche; die südlichen Völker arbeiten noch weniger, aber bei diesen ist es Hang zur Faulheit, wovon die französische Pétulance himmelweit entfernt ist. Der Franzose will Beschäftigung, aber eine solche, die so wenig als möglich angreift, also Spiel."

Die wirtschaftliche Sphäre, die von den anderen zeitgenössischen Beurteilern Frankreichs kaum berührt wird, findet bei Clausewitz eine ausführliche Würdigung. Ihm, als dem Sohn eines ärmeren Landes fällt es auf, daß die Schauspiele in den kleinsten Provinzstädten Frankreichs mehr besucht sind als in den Hauptstädten Deutschlands und daß überall stattliche Promenaden auf



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

öffentliche Kosten mit Sorgfalt unterhalten und von Leuten aus den geringsten Ständen zur Kurzweil aufgesucht werden. In national-ökonomischen Fragen beweist der am praktischen Leben geschulte Clausewitz eine erstaunliche Beobachtungsgabe. Es ist, als ob er die Entwicklung Frankreichs zum Rentnerstaate vorausgesehen habe. „Im Ganzen sind die Franzosen schlechte Handelsspekulanten, wie ihre Geschichte im allgemeinen zeigt; auch findet man in keinem Lande so viele Menschen, die von ihren Renten leben, als in Frankreich. Wer in der Hauptstadt oder sonstwo ein kleines Kapital durch Anstrengung erworben hat, legt es auf Zinsen und lebt die letzte Hälfte seines Lebens in einer kleinen Stadt in Ruhe und leidenschaftslosen Vergnügungen. Der Franzose ist ein guter Wirt im Kleinen, obgleich er kein Spekulant im Großen ist; er ist knauserig, aber nicht geldgierig; denn weitgreifende Spekulationen sind in der Handelswelt wie in der wissenschaftlichen mehr die eigentümliche Aeußerung sehr umfassender Köpfe, und die Begierde nach Reichtum ist ein sehr tief gegründetes, dauerndes, fast leidenschaftliches Gefühl". Die wirtschaftliche Struktur Frankreichs, „dieser kleine Kreis des Betriebes und Gewerbes" erscheint Clausewitz als der geeignete Spielraum einer starken, zentralistischen Regierung. Auch hier kommt er zu dem Ergebnis, daß die Franzosen gute Instrumente ihrer Regierung sind.

Die Schilderung des deutschen Nationalcharakters bildet bei Clausewitz den gegebenen Kontrast zur Beurteilung des französischen. Seine Stellungnahme ist bedingt von der Frage: Wird es gelingen, den politischen Zustand, der Deutschland zur Sklavin Frankreichs macht, zu ändern? Die menschlichen Vorzüge der Deutschen erscheinen ihm als politische Nachteile. „Je höher der Geist sich schwingt, um so unabhängiger wird die Natur des Menschen, umsomehr strebt sie gegen die irdischen Fesseln der Regierungsformen an". Aehnlich wie Schiller hält er die Neigung zum Kosmopolitismus für einen Wesensbestandteil des deutschen Nationalcharakters. „Diese Tendenz unseres Geistes,



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die den Nationalsinn zerstört und uns zu Kosmopoliten macht, macht ja einen Teil unserer Nationalität aus". Der Realpolitiker in ihm erkennt in der reicheren Individualität der Deutschen, in ihrer vornehmlich auf das Geistige gerichteten Art ein Hindernis ihrer nationalen politischen Entwickelung. Er aber will, daß sie „politische Instrumente" werden, daß auch sie einmal reif werden für eine nationale Machtpolitik. In der Erkenntnis von der Notwendigkeit eines nationalen Staates, der die geistigen Werte nicht erdrosseln, sondern schützen soll, ist Clausewitz vielen Zeitgenossen, die ihn an Gedankentiefe überragten, weit überlegen.

Clausewitz selbst hat die Befreiung Deutschlands noch um zwei Jahrzehnte überlebt. Schneller als er hoffte, ist der Freiheit die Einheit und der Einheit die Macht gefolgt, so schnell, daß unseren Gegnern die Umwandlung Deutschlands aus einem geographischen Begriff in einen Machtstaat als unerhörte Störung des europäischen Gleichgewichts erscheint. Die zivilisatorische Hegemonie, die Frankreich auch nach dem Sturze Napoleons noch ausübte, ist ihm längst verloren gegangen. Dennoch haben die Aeußerungen Clausewitz' über Frankreich mehr als dokumentarischen Wert, denn sie tragen die Erdfarbe des empirischen Erlebens in sich und lehren die Gegenwart, zu siegen ohne zu hassen.

# Die lange Schlacht

Meinem Bruder Ernst, dem Kameraden von Notre Dame de Lorette.

Nacht fiebert noch. Die Sanitäter kommen
Und Brandgeruch kommt durch die Luft geschwommen.
Ein wenig ruhen die gelähmten Nerven,
Nur unser immerwaches Auge muß sich schärfen. —
Heut auch sind sie nirgends durchgebrochen,
Abgeschlagen so wie Tag um Tag seit Wochen;
Aber Blut begoß den weißen Kalk,
Viele hüllt des Berges Katafalk.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Harte Regimenter, liegen wir im Feuer,
Wachsen trotz Vernichtung ungeheuer
Ueber diesen schweren Tag ins Licht
Heiliger Zukunft. Deutschland vergißt uns nicht:
Daß uns Tollwut dieser Schlacht umbellt,
Ist erhabener als ein erzenes Mal,
Palmen seh ich wehen ohne Zahl,
Aber unsre Tat nährt lang die Welt. —
Doch morgen wieder trommeln sie die Gräben ein
Und wieder wird einer mit zerfetztem Rücken schrein:
„O Kameraden". Wir aber helfen ihm nicht mehr
Und einer taumelt plötzlich blind umher.
Und morgen wieder droht der Tod von Gasen
Und wieder wird unser Feuer rasen,
Wenn Marokkaner laufen an in Bataillonen —
Vielleicht wird es auch uns dann nicht mehr schonen.

Leuchtkugeln hoch und hin und her wie Meteore,
Matten Puls kühl ich am nachtgekühlten Rohre.
Leben, deiner kargsten Stunden Lust und deine stillsten Häfen
Weiß ich erst, seit immer Tod weht mir um die Schläfen.

Jakob Picard

## Die Mobilisierung der französischen Wissenschaft

Um die ja nicht vorhergesehene Tatsache zu erklären, daß wir dem Ansturm von fünf gewaltigen Raub- und Großstaaten siegreich stand zu halten vermochten, verfiel der Franzose auf eine ganze Reihe von Vermutungen. Anfangs war es die Meisterschaft des Deutschen als Spion, mit der man unsere Erfolge ergründen und zugleich verdächtigen zu können vermeinte; schon seit Jahrzehnten hatten wir ganz Europa und die restliche Welt mit einem Netz von Spähern überzogen, das wir nur noch zusammen zu ziehen hatten. Dann, nachdem diese etwas alte Fabel nicht mehr zog, kam man insofern der Wahrheit näher, als man unsere Erfolge und Siege auf die Rechnung der deutschen Organisation setzte, der man eine alles vermögende Wunderkraft zuschrieb. Schließlich wurde man sich in Frankreich der Tatsache bewußt, daß dieser Weltkrieg der erste Krieg ist, bei dem man mit allen Mitteln der Technik und der Wissenschaft arbeitet, und so kam in Frankreich das Schlagwort auf: keinen Sieg ohne die Mobilisierung der französischen Wissenschaft.

Wie bekannt, blieb es nicht bei der Einsicht, sondern man suchte uns teils nachzuahmen, teils noch zu übertreffen, welcher Sucht man die Gründung einer „Kommission der Erfindungen" zuzuschreiben hat, von den zahlreichen anderen und ähnlichen Kommissionen, die wie Pilze aus dem Boden des Glaubens an die Wunderkraft französischer Erfindergabe herausschossen,



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ganz zu schweigen. Heute schon ist die Enttäuschung über diese Erfindungskommission, die fieberhaft in den Invalides arbeitete und noch arbeitet, allgemein; man hatte auf irgend eine geniale Erfindung gehofft, mittels der man die „boches" bequem, gewissermassen vom Lehnsessel aus, vernichten oder doch vertreiben könne, aber die sehr beweglichen, wenn auch nicht unparteiischen Klagen all jener Genies, die von der Kommission verkannt wurden, haben diesem Glauben ein rasches Ende bereitet. Größere Zufriedenheit bringt man den verschiedenen technischen Kommissionen entgegen, die sich mit Neuerungen auf artilleristischem Gebiet, im Flugwesen, auf dem Gebiet des Sanitätswesens und desgleichen mehr zu befassen haben und die auch recht Nützliches geleistet haben sollen. Aber man empfand, daß noch viele andere intellektuelle Kräfte Frankreichs brach liegen, und um diesem Uebelstand abzuhelfen, wurde nun auch die „Académie des Sciences" mobilisiert.

Die „Académie des Sciences" ist eine Abteilung des berühmten „Institut de France", dessen „Académie des Beaux-Arts" die schönen Künste pflegt, dessen „Académies des Sciences morales et politiques" schön bürgerlichen Utopien und Zukunftsträumen nachgeht und eine beträchtliche Zahl von Jugendpreisen verteilt, dessen „Académie des Inscriptions et belles-Lettres" verborgene Schätze der Vergangenheit zu heben und neuzuprägen versucht, und dessen „Académie française" die Reinheit der französischen Sprache eifersüchtig bewacht, während die „Académie des Sciences" sich mit den Realitäten der Gegenwart zu befassen hat. Zu normalen Zeiten gibt sich diese Akademie, wie ihre Schwestern, dadurch kund, daß sie in abgemessenen Zeitabständen zusammentritt, Preise verteilt, Lob und Tadel spendet und die „Comptes vendus," also die Berichte über das in den Sitzungen Geleistete herausgibt, in denen sich eine ein wenig perückenhafte, sanfte, feige und behutsame Miszellen-Wissenschaft breit macht, von der man sagt, daß sie mit dem gleich sicheren Instinkt das Revolutionäre auf ihrem Gebiet vermeidet, wie dies die Académie française hinsichtlich der wirklich bedeutenden, aber nicht „wohl denkenden" Schriftsteller, Denker und Dichter im allgemeinen zu tun pflegt.

Gleich zu Beginn des Krieges bewies die „Académie des Sciences" ihren Patriotismus dadurch, daß sie die deutschen Korrespondenten, die die bekannte Kundgebung der Intellektuellen unterzeichnet hatten, ihrer Würde für verlustig erklärten, wobei sehr begeisterte und von sittlicher Entrüstung getragene Reden gehalten wurden. Als aber das Losungswort von der Mobilisierung der Wissenschaft ausgegeben worden war, fühlte sich die Akademie zu einer positiven Tat verpflichtet, die dadurch unternommen wurde, daß man sich dem Kriegsministerium zur Verfügung stellte. Dies geschah Anfang dieses Jahres. Es dauerte aber viele Monate, bevor sich das französische Kriegsministerium darüber schlüssig wurde, welche konkrete Form man diesem Drang nach Betätigung geben konnte. Heute hat man diese Form gefunden: die Akademie hat alle kriegswissenschaftlichen Versuche und Neuerungen zu prüfen, sich von deren Wert zu überzeugen und sie gegebenen Falls den technischen Kommissionen oder direkt dem Kriegsministerium zu unterbreiten, das seinerseits wiederum bei der Akademie um Rat frägt oder ihr kriegswissenschaftliche Neuerungen zur Begutachtung vorlegt. Die tat-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sächliche Tätigkeit während des Krieges entspricht jedoch vollkommen der zu normaler Zeit: die Akademie klassifiziert, vergleicht, rubrifiziert, berichtet und verschweigt, je nachdem; von vornherein lehnte sie es ab, die Prüfung „spontaner Erfindungen" zu übernehmen, was ja auch der Würde der ersten wissenschaftlichen Körperschaft Frankreichs nicht entsprechen würde.

Was die „Académie des Sciences" bis heute schon geleistet hat, entzieht sich naturgemäß der allgemeinen Kenntnis; man sagt, mit flüsternder Stimme gewissermaßen, daß es schon sehr viel sei. „Jetzt schon dürfen wir behaupten, urteilt einer der Eingeweihten, daß, welches auch immer die teuflischen Erfindungen der deutschen Wissenschaft sein mögen, wir in der glücklichen Lage sind, mit gleichem aufwarten zu können. Mehr darf ich leider nicht verraten, doch bin ich zu der Versicherung berechtigt, daß die Deutschen es bitter zu bereuen hätten, falls sie ihre Verfahren noch weiter auf die Spitze treiben würden." Angesichts dieser ein wenig kindlichen Drohung wird man sich daran erinnern, daß es die Franzosen waren, die als erste Gebrauch von Geschossen mit betäubenden Gasen machten, weiter wird man vielleicht des von mehreren großen Blättern gemachten Vorschlages gedenken, uns „boches" mittels Cholera- und anderen Bazillen auszurotten. . . .

Zu Anfang wurden vier große Kommissionen gebildet, eine physikalische, eine chemische, eine mechanische und eine zum Studium der sanitären und Nahrungsmittel-Probleme; am besten soll diese vierte unter der Leitung des ehemaligen Direktors des landwirtschaftlichen Ministeriums, M. Tisserand, gearbeitet haben. Mit der Praxis erwies sich diese Verteilung als unzweckmäßig, und so wurden denn von Fall zu Fall Unter-Kommissionen gebildet. Millerand, als Kriegsminister, stellte der Akademie mehrere höhere Offiziere zur Verfügung, die fast alle der Genie-Truppe angehören und die zur Aufgabe haben, der gelehrten Gesellschaft die dringlicheren Probleme aus Herz zu legen; auch vom Marineminister wurden mehrere Marineingenieure mit dem gleichen Auftrag bedacht.

Zum Schluß seien noch einige andere wissenschaftliche Institute und Korporationen genannt, die ebenfalls zur Mobilisierung herangezogen wurden oder sich freiwillig stellten. Da haben wir das Collège de France, das Muséum d'Histoire naturelle, die Sorbonne natürlich, soweit sie wissenschaftlich ist, die Fakultät de médicine, die Ecole de Pharmacie, die Ecoles des Mines und die Universitäten der Provinz, unter denen sich diejenige von Nanzig ganz besonders ausgezeichnet haben soll. Aber auch diese Institute haben sich letzter Hand an die „Académie des Sciences" zu wenden, die entscheidet.

Derart ist alles aufs Schönste zentralisiert, was den Franzosen zum Glauben verleitet, daß alles auch organisiert sei. Wir haben hier nochmals einen Beleg für die bemerkenswerte Tatsache, daß dem Franzosen das Verständnis für eine wirkliche Gesamtorganisation materieller und intellektueller Kräfte abgeht; er ist damit zufrieden, falls immer noch eine höhere Instanz vorhanden ist. . . Der Mangel an einem Verständnis für wirkliche Organisation, der bei der „Mobilisierung" der französischen Wissenschaft so schön zu tage tritt, ist einer jener Faktoren, die trennend zwischen uns und dem Franzosen stehen und stehen bleiben werden.

Dr. M. Ritzenthaler



Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

## Heines Briefe

Der unermüdliche Literaturforscher Friedrich Hirth hat 1914 in G. Müllers Verlag in München den 1. Band des Briefwechsels H. Heines herausgegeben. An literarischen Bemühungen um Heine hat es nie gefehlt. Dieser 1. Band aber zeigt uns, wie viel da noch zu tun ist. Der Herausgeber teilt aus vielen bisher unbekannten Briefen Heines mit und berichtigt vielfach den Text der schon bekannten. Er spricht von den Entstellungen und Verfälschungen der bisherigen Ausgaben. Mit vielem Eifer hat er nach Handschriften geforscht, die bekanntlich bei Heine so schwer zugänglich sind und das Glück hat ihn mannigfach begünstigt. So darf seine Sammlung, deren erster Band von 1815 bis 1831 reicht, als kanonisch angesehen werden und es ist zu hoffen, daß die Fortsetzung nicht allzu lange warten läßt. Ein Vorzug der umfänglichen Einleitung (139 Seiten), in der mit bienenartigem Fleiße alles zusammengetragen ist, was für den Gegenstand von Wichtigkeit ist, liegt darin, daß der Herausgeber bei aller Schätzung Heines doch von jeder Heineidolatrie entfernt ist. Er hebt in gebührender Weise Heines Schwächen hervor. Vielleicht hätte er es, um der Wahrheit völlig gerecht zu werden, noch in nachdrücklicherer Hervorhebung tun können. Insbesondere weist er auf jenen Zug in seinem Charakter hin, der mit seiner Selbsteinschätzung und Eigenliebe zusammenhängt: auf den Geist der Kameraderie, der ihn jeden, der ihm ergeben war, als einen ausgezeichneten Menschen erscheinen ließ, der ihn aber zugleich verhinderte, seinem Gegner gerecht zu werden. Dieser weitverbreitete Charakterzug berührt bei einem bedeutenden Menschen immer sehr peinlich.

E. Pernerstorfer

## Das Gänsemännchen

In diesem Roman von Jakob Wassermann liest der Musiker und Komponist Daniel Nothafft einmal in nächtlicher Stunde in Jean Pauls Titan. Der Name Ernst Amadeus Hoffmann schaut hinter den Gestalten hervor; Nürnberg ist der Ort dieser Seelendichtung; das Nürnberg der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts: So haben wir die Atmosphäre, in der Daniel Nothafft das größte musikalische Wundergenie des Jahrhunderts aufwächst, kämpft, leidet, sündigt und sich schließlich zu einer reinen Milde der Seele hindurchringt. Wie e nst ein anderes nicht minder wildes Genie des 18. Jahrhunderts, der Leonorendichter, so steht Nothafft zwischen zwei Frauen. Seinem angetrauten Weibe Gertrud und seiner Schwägerin Leonore, zwei ungleichen Schwestern. Diese Gertrud, die ältere nimmt ihn zum Manne, obwohl sie wußte, daß sie für Daniel nicht Liebeskraft genug besessen. Das war i h r e Schuld. Sie hatte eine Ehe mit einem Genie aufgenommen, ohne die Stärke des Herzens zu fühlen, diesem Genie zu geben, was die größte Leidenschaft verlangt. An dem Tage, da Gertrud und Daniel sich vereinigen, sieht er schon das Schicksal auf ihn lauern weiß er schon, daß die andere mehr ist, Leonore, ein Geschöpf mit der Kraft des Spielenkönnens, „das den Ernst versüßt und das Schwere leichter macht, mit der Helligkeit des Wortes und Zartheit der Hand." Er droht zu erliegen in diesem Doppelverhältn s, das die Enge des Philisteriums zur Tragödie fratzen will. Im Hohne der kleinlichen spießigen Leute Nürnbergs steht er da wie das Gänsemännchen auf dem Markt der alten Reichsstadt, das unter jedem Arme eine Gans trägt. Wo aus? Wo ein? Aber das Gänsemännchen, dem die Bosheit der Neider und



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stänker einst seinen Namen gegeben haben und das in seiner qualvollsten Zeit in grausamer Verspottung im Faschingszuge an ihm vorübergeführt wird, wird ihm später in der Schicksalsstunde seines Irrens, am Ende eines steinichten Weges zum Retter des Geistes und Läuterer der Seele. Rothafft ist ein Mensch, dem das Weib zum Leide wird. Seine erste Frau macht den Weg frei zur zweiten durch Selbstmord, und die zweite stirbt ihm im Wochenbett, nicht zuletzt durch die Schuld einer vierten, eines gespenstigen Scheusals, das sich immer zwischen ihn und „die andere" drängt, auch als die andere, die dritte, ein sinnlich kokettes Biest, eine Dirne, eine Hure ist. Und das Scheusal zerstört ihm auch den Weg zu Ruhm und Unsterblichkeit. Sie verbrennt die Truhe, in der er alle Kompositionen fest verschlossen h elt und die Welt wird dadurch um die größten musikalischen Meisterwerke des Jahrhunderts betrogen. Der Fünfzigjährige steht da: leer und entrückt. Da kommt zu ihm das Gänsemännchen, sein symbolischer Doppelgänger aus einer anderen Welt — aus der Welt der Romantik sicher — und führt ihn hinauf auf eine Höhe, wo — fernab geworfen sind Schmutz und Schlacken. Gertrud und Leonore — die Erinnerung verwischt die Zweiheit der menschlichen Gestalten Gertrud und Leonore. Sie bleiben eines und als Vermächtnis des Schicksals: seine Kinder Agnes und Gottfried. Daniel Rothafft wird kein Meisterwerk mehr schaffen. Dorthin, von wo er einst ausgegangen ist, kehrt er wieder zurück: nach dem kleinen Eschenbach bei Nürnberg und im kleinsten Kreis wird er als fruchtbarer Lehrer wirken. Die epische Darstellungskraft Wassermanns erreicht in dieser Dichtung eine Höhe von einer urwüchsigen bildhaften Stärke, von einer Ruhe und Sicherheit, einer Klarheit und Glätte. Gewiß, Zufälligkeiten beeinflussen oft die Entwicklung, aber diese Zufälligkeit verhindern auch jede typische Prägung der Handlung. Wassermann hat seine Dichtung selbst wie ein musikalisches Wunderwerk aufgebaut; mit zeitlich-politischer und lokalfarbiger Hintergründigkeit stellt er ihn in eine bestimmte Welt hinein, die ihm den festen Boden der Realitäten gibt. Vielleicht frappiert die allzu seltsame Benutzung des tragenden Symbols und gar seine besondere Hervorkehrung im Titel. Einzelne Kapitel und Szenen sind von einer menschlichen Güte und Wunderhaftigkeit des Herzens durchleuchtet, so wenn gerade in dem Augenblick, da Daniel und Leonore sich finden, sie auch erfahren müssen, daß Gertrud guter Hoffnung ist. Der Wiener Dichter hat seine eigene Art zu charakterisieren. Wo er einen Menschen neu einführt, läßt er ihn nicht gleich wieder los und läuft leicht Gefahr, von der Hauptlinie abzukommen, erreicht aber andererseits wieder eine ungemein starke Eindringlichkeit der Menschenprägung. „Die Trägheit des Herzens" wird neben dem Gänsemännchen nicht vergessen werden, aber der neue Roman ist doch weise, gütig und menschlich warm, wie kein der früheren Wassermann zuvor und die Sprache fließt ruhig und sicher dahin in einer Gleichmäßigkeit, die Wassermanns Ruhm als Stilist und Prosaist nur noch befestigen wird.

Rudolf Karl Goldschmit

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Riga

Von Dr Valerian Tornius

Die Grundsteinlegung Rigas durch den Bremer Domherrn Albert von Appeldern im Frühling des Jahres 1201 war zugleich die Grundsteinlegung des deutsch-baltischen Ordensstaates. Erst die Anlage eines befestigten Handelsplatzes konnte der von Lübecker Kaufleuten ins Leben gerufenen Kolonie eine dauernde Existenz sichern. Mit kluger Voraussicht hatte Albert dieses erkannt und darum bald nach seiner Ankunft auf livländischem Boden den Bau einer mauerumgürteten Stadt in Angriff genommen. Dort, wo der kleine Righebach in die Düna mündet, etwa eine Stunde vom Meere enfernt, sollte sie emporwachsen. Zwar ging der Bau langsam von statten, aber immerhin war er ein Jahrzehnt später schon so weit gediehen, daß der von den Mauern begrenzte Raum für die durch ständigen Zuzug aus Deutschland vermehrte Einwohnerschaft kaum mehr ausreichte, und als die junge Stadt gerade ihr fünfundzwanzigstes Lebensjahr vollendete, erhielt sie Bürgermeister und Rat.

Seitdem beginnt Riga einen wirtschaftlichen Aufschwung zu nehmen, der die Eifersucht des über das Land gebietenden Ordens entfacht. Mit scheelen Augen sehen die Ritter den aus dem Handel mit Rußland fließenden Reichtum in den Händen der Rigaschen Kaufleute sich häufen. Ein nichtiger Vorwand genügt, und der aufgespeicherte Groll entlädt sich in einer offenen Fehde. Das geschieht im Jahre 1297. Zuerst schwankt der Erfolg zwischen den beiden Parteien, Bürgerschaft und Adel, hin und her. Doch allmählich erhält der Orden das Uebergewicht, und nach dreiunddreißigjährigem hartnäckigem Kampfe muß sich schließlich Riga unter die Gewalt der Ritter beugen. Aber die Stadt bleibt,



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zumal sie sich nun dem Hansabunde anschließt, stets ein halsstarriges und unbotmäßiges Glied inmitten des deutsch-baltischen Staatswesens. Ihre Selbständigkeitsbestrebungen führen fortwährend zu Reibungen mit dem Orden, bis sie 1481 abermals einen Bürgerkrieg heraufbeschwören, der nach zehnjährigem erbittertem Widerstande die Stadt aufs neue ihren Zwingherren überliefert. In dem folgenden Jahrhundert ist das Glück ihr hold. Denn während Livland von den wilden Horden Iwans des Schrecklichen verwüstet wird, und der Orden in den Kämpfen mit den Russen verblutet, bleibt sie fast unberührt von der Unbill des Krieges. Und so gewinnt sie noch die Kraft, zwanzig Jahre lang nach der Auflösung des Ordens und der Aufteilung Livlands unter Schweden und Polen ohne jede Hilfe ihre Selbstständigkeit als freie Reichsstadt zu behaupten. Erst am 7. April 1581 öffnete sie, nachdem sie lange um ihre Rechte und erworbenen Privilegien gefeilscht hatte, dem Polen-König Stephan Bathory ihre Tore. Das polnische Regiment lastet nicht lange auf ihr. In dem bald darauf einsetzenden Zweikampf zwischen Schweden und Polen um die Herrschaft über Livland neigt sich das Kriegsglück auf die Seite der Ersteren, und 1521 hält Gustav Adolf seinen Einzug in Riga. Ein ruhmvolles Los hat der große König der baltischen Metropole zugedacht: sie soll zur zweiten Hauptstadt des schwedischen Reiches erhoben werden. So groß diese Ehre ist, so stellt sie doch auch Bedingungen. Riga muß das Geld hergeben für die Kriege, die der König um die Machtstellung Schwedens führt, und diese Kriege kosten viel und vermindern beträchtlich den Wohlstand der Bürgerschaft. Sonst braucht man sich über die schwedische Verwaltung nicht zu beklagen, wenigstens nicht so wie der Adel, dem die Güterreduktionen, die Karl XI. vornimmt, das Blut in Wallung versetzen. Auch Schwedens Herrschaft ist die Grenze gezogen. Es naht ein stärkerer, der es niederwirft. Von dem Schlachtfelde bei Poltova, wo Karls XII. unüberlegtes Draufgängertum hart gestraft wird, steigt das Verhängnis auf. Wenige Monate nach diesem Un-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

glückstage, Anfang November 1709, erscheint die russische Armee, bei der sich Zar Peter selbst befindet, vor den Mauern Rigas. Ein furchtbares Bombardement beginnt, aber die alte Hansastadt widersteht ihm, hält sogar eine monatelange Belagerung aus, ehe sie sich in voller Erschöpfung am 7. Juli 1710 zur Kapitulation entschließt. Aber sie tut es unter ehrenvollen Bedingungen. Am 10. Juli empfängt Scheremetjew aus der Hand des Bürgermeisters ihre goldenen Schlüssel.

* * *

Obgleich Riga häufig seinen Herrn wechselte, blieb doch die städtische Verfassung in ihren Grundzügen bis zur ersten großen Reform im Jahre 1877 unangetastet. Sie trug einen ständisch-republikanischen Charakter und setzte drei Stände fest: den Rat, die große und die kleine Gilde. Der Rat, in dem Rechtsgelehrte und Großkaufleute saßen, handhabte Justiz und Verwaltung. Zur großen Gilde gehörten Kaufleute, Goldschmiede, Literaten und Künstler. Unter dem Begriff „Literaten" verstand man alle, die eine akademische Bildung genossen hatten. In der kleinen Gilde waren alle zünftigen Handwerksmeister vertreten. Als Rechtsnorm galt das Hamburger Statut. Die von Alexander II. im März 1877 eingeleitete Reform rief die ersten tief einschneidenden Aenderungen hervor. Vor allem nahm sie der Bürgerschaft die korporative Organisation. Dem Rat blieb nur noch die richterliche Tätigkeit. Die Verwaltung wurde dagegen dem Stadtamt und der Stadtverordnetenversammlung übertragen, die aus den Wahlen der wahlberechtigten städtischen Steuerzahler hervorgingen. Alexander II. hatte noch den Grundsatz vertreten, daß bei der Einführung der neuen russischen Städteordnung im Hinblick auf die Baltischen Provinzen möglichst die Eigenart dieses Landes gewahrt werde, und den Gebrauch der deutschen Sprache in amtlichen Angelegenheiten gestattet. Sein Sohn Alexander III. schaffte auch noch die übrig gebliebenen Privilegien ab. Im Jahr 1889 mußte der letzte wortführende Bürgermeister Rigas sein



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Amt niederlegen, und der Rat wurde aufgelöst. Gleichzeitig trat eine Verfügung in Kraft, welche fortan das Russische als Amtssprache festlegte. Drei Jahre später erfolgte die Einführung der vom bureaukratischen Geist getragenen bis in die Gegenwart gültigen zweiten russischen Städteordnung.

Damit wurde Riga auf eine Stufe mit den übrigen Städten des Reiches gestellt. Aber in einer Beziehung behielt die Verwaltung doch einen deutschen Charakter: die Deutschen hatten in der Stadtverordnetenversammlung die Mehrheit. Und diese haben sie sich bis heute nicht nehmen lassen. So ist Riga zwar eine nach russischen Gesetzen verwaltete, doch immer noch von deutschem Geist erfüllte Stadt. Diesem Umstande darf man es hauptsächlich zuschreiben, daß, trotz der schlechtesten Gesetze und der mißgünstigsten Regierung, Riga in den beiden letzten Jahrzehnten einen großen Aufschwung genommen hat, der es nicht nur zu einem der bedeutendsten Handels- und Industrieplätze, sondern auch zu einer der reichsten Städte Rußlands emporhob. Im Jahre 1907 betrug das Budget 5403700 Rubel und 37 Kop. Da die russischen Städte in Bezug auf die Steuererhebung nur ein sehr beschränktes Recht besitzen, eine Einkommensteuer aber, wie in Deutschland, überhaupt fehlt, so sind sie hauptsächlich auf die Einnahmen der kommunalen Unternehmungen (Wasser-, Gas- und Elektrizitätswerke) und auf Subventionen angewiesen. Bei diesen geringen Einkünften wird die wirtschaftliche Lage noch dadurch erschwert, daß eine beträchtliche Anzahl von Lasten zu Gunsten des Staates, insbesondere die Unterhaltungskosten der Polizei und die Militäreinquartierung, auf die Stadt entfallen. Ungeachtet dieser recht erheblichen Ausgaben hat es Riga immerhin verstanden, sich eine gesunde Finanzlage zu erhalten, ja, zuweilen sogar ansehnliche Ueberschüsse zu erzielen. Die Schulden der Stadt betrugen am 1. Januar 1907 nur 11032214 Rubel, während sie jetzt ungefähr auf 16 Millionen zu veranschlagen sind, was bei einer Bevölkerung von mehr als einer halben Million eine ziemlich geringfügige Schuldenlast bedeutet.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Entwickelung Rigas zur Großstadt begann ungefähr um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die Festungswälle abgetragen wurden und das Stadtbild sich nach allen Seiten erweiterte. Damals zählte es dann 100000 Einwohner. Aber nun nahm die Bevölkerung zusehends von Jahr zu Jahr zu, bis sie in den letzten Jahrzehnten rapide stieg. Die Volkszählung von 1897 hatte in Riga bereits 282230 Einwohner festgestellt; zehn Jahre später konnte ihre Zahl schon auf 345000 geschätzt werden, und heute beträgt sie etwa 515000 Köpfe, wovon annähernd 100000 auf das Deutschtum entfallen.

Dieses schnelle Wachstum der Bevölkerung ist hauptsächlich auf das Emporblühen der baltischen Industrie zurückzuführen, die sich Riga zu ihrem Zentrum erwählt hat. Dank der günstigen Lage, welche Riga als Hafenstadt einnimmt, aber auch Dank der Leistungsfähigkeit der vornehmlich von Deutschen geleiteten Fabriken, und der unter deutschem Einfluß herangebildeten lettischen und esthnischen Arbeiterschaft, ist die dortige Industrie außerordentlich schnell hoch gekommen. Heute steht Riga an vierter Stelle der Industriestädte des Reiches. Der Gesamtwert seiner Produktion betrug 1908 nahezu 140000 Millionen Rubel, weit über die Hälfte des Wertes der gesamten baltischen Produktion. Sie erstreckt sich fort auf alle Industriezweige; es überragen Chemikalien und Metallfabrikate.

Den Vorrang vor der Industrie behauptet jedoch der Handel. Dieser war ja von jeher die wichtigste Erwerbsquelle und zugleich die Ursache des Wohlstandes der Stadt. Seitdem sie ein Ausgangstor des russischen Reiches wurde und seitdem von verschiedenen Seiten die Schienenstränge aus dem Innern des Landes in ihr zusammenlaufen, ist ihre kommerzielle Bedeutung noch wesentlich gestiegen, so daß sie heute als der zweite Handelsplatz Rußlands gilt. Im Jahre 1911 betrug der Import Rigas 147288013 Rubel, also etwa den achten Teil des Gesamtimportes von Rußland (1161682000 Rubel); der Export belief sich auf 186818268 Rubel, stand folglich ungefähr in dem gleichen Ver-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hältnis zu dem russischen Gesamtexport. Der Schiffsverkehr mit 3 922 945 Registertonnen übertraf noch den von Stettin um 267 584 Registertonnen und blieb nur um 30 000 Registertonnen hinter Bremen zurück.

* * *

Reichsdeutsche, die zum erstenmal nach Riga kommen, sind meist überrascht über das deutsche Aussehen der Stadt. Denkt man sich gar erst die russischen Kirchen mit ihren gar nicht in das Gefüge einer Hansastadt passenden zwiebelförmigen Kuppeln aus dem Stadtbilde fort, entfernt man die über den deutschen Straßenbenennungen und Firmenschildern prangenden russischen Aufschriften, so tritt der deutsche Charakter Rigas noch deutlicher zu tage. Freilich ist die Zahl der historischen Baulichkeiten recht gering. Außer den Hauptkirchen, ein paar Privatgebäuden und einem Turm der ehemaligen Stadtmauer ist nichts vorhanden, was an die glanzvolle Zeit der Hansa gemahnt, aber manche Straßenanlage, manches Gäßchen und mancher verträumte Winkel lassen die alte deutsche Bauweise noch gut erkennen. Die baltische Architektur entwickelte sich ziemlich übereinstimmend mit der deutschen. Auch die Epoche der Nachahmung der großen historischen Stile hinterließ hier ihre Spuren. Und in allen Formen, die Abweichungen von den Vorbildern verraten, tauchen verwandte Züge der gleichzeitigen deutschen Baukunst auf. Selbst die allerneueste Architektur Rigas steht unter deutschem Einfluß. Das kommt daher, daß die baltischen Architekten, außer ihrem Studium zumeist in Deutschland mehrere Semester verbringen und von hier aus viele fruchtbare Anregungen und Kenntnisse in die Heimat mitnehmen. Sogar eine Gartenstadt ist vor mehreren Jahren in unmittelbarer Nähe Rigas entstanden, die sich unverkennbar an deutsche Vorbilder anlehnt.

Viel bedeutsamer als dieses von außen zu uns sprechende deutsche Kulturwesen ist die geistige Physiognomie der Stadt. Was hier auf den Gebieten des Schulwesens, des Theaters, der



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literatur, der Wissenschaft, der Pflege der Künste, geleistet wird, läßt sich nicht mit wenigen Worten abtun. Schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war unter Führung des hochgebildeten Ratsherren Johann Christoph Bareus, seines Freundes Rektor Lindner und des Buchhändlers Johann Friedrich Hartknoch ein literarischer Kreis ins Leben gerufen worden, der sich die Pflege des Geisteslebens besonders angelegen sein ließ. Ihm gehörten Hamann und Herder eine Weile als Mitglieder an. Damals entstand auch die erste deutsche Zeitung der Baltischen Provinzen „Die Rigaischen Anzeigen". Im Jahre 1782 wurde das Theater begründet, das, später zu Oper und Schauspiel erweitert, bis zur Gegenwart eine vorzügliche Pflegestätte deutscher Kunst bildete und das durch den Namen Richard Wagner, der als junger Kapellmeister das Bühnenorchester leitete, eine besondere Weihe erhalten hat. Das neunzehnte Jahrhundert verzeichnet eine lange Reihe von Gründungen gemeinnütziger Gesellschaften und wissenschaftlicher Vereinigungen. Geschichte, Naturkunde und Kunst der Baltischen Provinzen haben dadurch eifrigste Förderung gefunden, deren Resultate in ansehnlichen Werken niedergelegt worden sind. In der schweren Zeit der Russifizierung boten Theater und Vereine dem baltischen Deutschtum den stärksten nationalen Rückhalt. Sie arbeiteten gewissermaßen vor dem „Deutschen Verein", der im Jahre 1905 auflebte und seinen Zentralsitz in Riga erhielt. Neben seiner Haupttätigkeit — der Pflege des deutschen Schulwesens — sorgte er im ganzen Land für einen engen Zusammenschluß aller baltischen Deutschen, förderte durch Vorträge und Lehrkurse die Bildung der unteren Schichten und versuchte eine weitere Abbröckelung der deutschen Elemente, die gegen Ende des Jahrhunderts bedenklich zugenommen hatte, mit allen Mitteln zu verhindern. So hat Riga die ihm von der Geschichte zugewiesene Aufgabe — ein Vorposten deutscher Kultur im Osten zu sein — jahrhundertelang, bis zum Ausbruch des Weltkrieges, mit Ausdauer und Würde erfüllt.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Die belgische Eisenbahnpolitik

Von Alice Hegemann

Schwer kommt einer empor, deß Tugend häuslicher Notstand
Hemmend entgegen sich stellt; doch in Rom sind ihm die Versuche
Schwerer noch; kostbar sind die erbärmlichsten Wohnungen. —
„Lässet der Zirkus dich los, in Frusino kaufst du und Sora
Und Fabrateria dir das vortrefflichste Haus für die Summe,
Die als Miete du jetzt für ein Jahr zahlst für den Winkel;
Dort ein Gärtchen und Born, der seicht, nicht Seiles bedürfend
Ohne Mühe geschöpft, sich ergießt auf zarte Gewächse.

Juvenals Satiren III.

Die oft dem Militarismus gemachten Vorwürfe, daß er es sei, der in den Jahren der Dienstpflicht die jungen Leute dem ländlichen Leben entfremde, so daß sie sich später in den Städten ansiedeln, wird vollständig hinfällig, wenn man beobachtet, daß dieselben Probleme, teils mit weit größerer Heftigkeit in den Ländern auftreten, die wie zum Beispiel Nordamerika oder Canada, eine allgemeine Dienstpflicht in unserm Sinne nicht kennen.

Die Volkszählung für das Deutsche Reich zeigt ein Anwachsen der städtischen Bevölkerung seit 1880—1910 von 18720530 auf 38971406, dagegen ein Zurückgehen der ländlichen Bevölkerung von 26513531 auf 25954587 in demselben Zeitraum. Hat auch die Abnahme möglicherweise ihren Ursprung in dem Uebergang einer Anzahl von Gemeinden aus den ländlichen in die städtischen (da die Einwohnerzahl von 2000 überschritten ist), so wird man doch kaum fehlgehen, höchstens von einem Stabilbleiben der ländlichen Bevölkerung zu sprechen.

In England zeigen sich die Symptome der Landflucht außerordentlich früh und mit enormer Intensität. Am Schluß des letzten halben Jahrhunderts sind es 500000 Männer und Frauen weniger, die das flache Land bewohnen; der Staat tat nichts, sich dagegen zu wehren. Die großen Landlords verstanden es, oft mit den skrupellosesten Mitteln, wie Enteignung der Bauern, diese Bewegung, die ihrem Luxusbedürfnis entgegenkam, zu beschleunigen.

In Frankreich hat sich vom Jahre 1886 bis 1906 in 61 Departements von 87 die Bevölkerung vermindert; nicht nur als Folge der stetig sinkenden Geburtenziffer, sondern auch wegen der immer mehr um sich greifenden Landflucht.

Es ist außerordentlich interessant zu beobachten, wie augenblicklich eine neue Bewegung entsteht; wie sich den zentripetalen Kräften, die den Zufluß in die



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Städte verursachen, zentrifugale gegenüberzustellen beginnen, die dem Lande den Ueberfluß der übervölkerten Bezirke wieder zuführen wollen.

Ein wertvolles Beispiel bietet die belgische Eisenbahnpolitik vor dem Kriege und es sei in folgendem gestattet, auf die überaus interessanten Verhältnisse, die sich dort im Laufe der letzten Jahrzehnte noch unter unsern Augen entwickelt hatten, hinzuweisen.

Belgien hatte, trotz seines frühen und raschen Ueberganges zum Industriestaat eine wachsende Landbevölkerung, die von 1 199 319 im Jahre 1888 auf 1 204 810 im Jahre 1895 stieg.

Durch einen Erlaß wurde im Jahre 1869 die Einführung von billigen Arbeiterabonnements auf den belgischen Eisenbahnen getroffen. Beinahe unbeachtet ging das vor sich; auch die verantwortlichen Minister hatten keine Ahnung davon, daß sie etwas schufen, was so durchgreifende Erfolge zeitigte, daß es 20 Jahre später der belgische Abgeordnete van der Velde die gewaltigste Umwälzung nennen konnte, die sich je in den Arbeitsbedingungen Belgiens gezeigt hatte.

Die Einrichtung der Züge knüpfte man zunächst an die Voraussetzung, daß entweder Industrielle oder Vereine, wie etwa die Gesellschaft zur Errichtung von Arbeiterwohnungen oder sonstige Privatpersonen willig waren, die Garantie zu übernehmen, daß die Zahl der Abonnements genüge, um die Kosten des Betriebes der Züge zu decken.

Bei Ausgabe der Karten wurde verlangt, daß der Abonnent einen Beweis erbrachte, daß er ein Arbeiter sei, der sich als Untergebener Arbeiten wesentlich manueller Art zu unterziehen hat und im Tag- oder Stücklohn beschäftigt war, daneben wurden allen Lehrlingen die gleichen billigen Abonnements gewährt.

Die bei der Einführung maßgebenden Gründe waren, eine Ersparnis für den Arbeiter bei Benützung der Wochenkarten zu erzielen. Die Entwicklung, der sich auch die belgische Industrie nach dem deutsch-französischen Kriege erfreute, verhalf dann den Arbeiterzügen zu immer größerer Bedeutung. Die Folgezeit brachte noch eine Reihe von Aenderungen und Ergänzungen, die alle auf Erleichterung für die Arbeiter, auf Minderung des Preises, auf Vermehrung der benützbaren Züge hinausliefen.

Von Anfang an sind verschiedene Arten von Fahrpreisermäßigungen, den verschiedenen Bedürfnissen Rechnung tragend, geschaffen worden. Am wichtigsten war und blieb das auf die sechs Arbeitstage der Woche beschränkte Wochenabonnement. Daneben gab es Abonnements, die den Sonntag umfaßten, für Heizer und sonstige in den Betrieben unentbehrliche Angestellte. Im Jahre 1896 wurde die Preisermäßigung auf die Arbeiter ausgedehnt, welche



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur eine einmalige Hin- und Rückreise während der Woche machten; damit war die Möglichkeit geboten, sehr weite Strecken zwischen Arbeits- und Wohnort zurückzulegen.

Die Fahrtkosten für die Abonnenten stellten sich neuerdings folgendermaßen:

Bis 7 km derselbe Preis wie die einfache Rückfahrkarte III. Klasse.

Zwischen 36 und 100 km etwa die Hälfte
bei 100 km nur ein Viertel
bei 200 km wenig mehr als ein Sechstel des gewöhnlichen Preises.

Bei der großmöglichen Entfernung ist vom Arbeiter nur 4,05 Frcs. gegenüber 22,40 Frcs. gewöhnlichen Fahrpreises zu entrichten. Hier stellt sich der Kilometer auf nur 0,54 Cent.

Für ein Wochenabonnement zum Beispiel, das 6 Reisen hin und her ermöglicht, zahlt der Arbeiter für 50 km 2,25 Frcs.; der einfache Reisende 3,05 Frc. für ein einfaches Retourbillet.

Letzterer bezahlt also mehr für eine Fahrt als der Arbeiter für die ganze Woche.

An Einnahmen brachten die Arbeiterabonnements dem Staate beinahe ebensoviele, nämlich 98%, als alle anderen Abonnements sämtlicher Fahrklassen zusammen.

Die Zahl der Karten zeigt ein stetes Anwachsen, von 1887—1907 eine Vermehrung von 838%. Nur zweimal, in Zeiten industrieller Krisen mußte ein leichter Rückgang verzeichnet werden, beide Mal um 4%, in den Jahren 1901 und 1908, da sich die Nachfrage nach Arbeitern, besonders in der Metallindustrie, vermindert hatte.

Die genauen Zahlen der ausgegebenen Wochenkarten für Arbeiter (öffentliche Verkehrsarbeiter nicht eingerechnet) war folgende:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1890 . . . . . | 987168 | 1905 . . . . . | 4920042 |
| 1895 . . . . . | 1468953 | 1910 . . . . . | 6517053 |
| 1900 . . . . . | 4182053 | 1911 . . . . . | 7117327 |

Von den 7117327 Abonnenten des Jahres 1911 hatten 5736440 Fahrkarten für Hin- und Rückfahrt an 6 oder 7 Tagen in der Woche. 1343036 waren Karten für einmalige Hin- und Rückreise. Auf diese beiden Kategorien entfiel also der weitaus größte Teil aller Fahrkarten.

Im Jahre 1911 waren von 495000 Reisenden durchschnittlich täglich 214531 Arbeiter, welche mit ermäßigten Fahrkarten reisten; das sind 43%.

Der frühere Eisenbahnminister hat die tägliche Beförderung dieser gewaltigen Arbeitermassen mit der Mobilmachung einer Armee verglichen und damit ihre Bedeutung für die Volkswirtschaft treffend gekennzeichnet.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die mittels der Fahrscheine zurückgelegten Strecken sind sehr verschieden. Bei den Fahrscheinen, die zu 6 Hin- und Rückfahrten berechtigen, liegt die Höchstzahl zwischen 5 und 10 km. Die Fahrscheine für einmal wöchentliche Hin- und Rückreise erreicht ihre Höchstzahl erst bei sehr viel weiteren Entfernungen. Ueber 10 km laufen nur mehr Wochenkarten mit einmaliger Hin- und Rückfahrt. Ihre Anzahl bleibt auch bei größeren Entfernungen noch sehr beträchtlich.

Die beiden Hauptarten der Preisermäßigung kommen ganz verschiedenen Bedürfnissen entgegen. Bei den Wochenkarten zu 6 und 7 Fahrten handelt es sich um kleinere Entfernungen, die aber immer noch bis 100 km betragen. Das Hauptabgabegebiet dieser Karten findet sich um die Hauptstadt herum, gegen die Grenze nimmt die Häufigkeit ab. Die Hauptmasse der Abonnenten gehört der nicht qualifizierten Arbeiterschaft an, die das flache Land in die Städte entsendet, während die Städte in den Umkreis des Landes ihre gelernten Arbeiter schicken.

Nimmt man eine berufliche Einteilung der Karteninhaber vor, so findet man bei 6—7 Tageabonnements eine starke Benützung der Verkehrserleichterung durch Fabrik- und Bauarbeiter. Dagegen bleiben die Bergarbeiter zurück, sind aber in erheblicher Zahl bei den Karten, die zu einer Hin- und Rückfahrt wöchentlich berechtigen, beteiligt.

Leider haben letztere ein Schlafburschenwesen gezeitigt, mit allen traurigen Folgen dieser Wohnform, die den Arbeiter dem Familienleben entfremdet, an die Stelle des Heims die verderbliche Enge der Logierhäuser setzt, mit ihrem verheerenden Einfluß auf moralische und körperliche Gesundheit.

Auch Arbeitsuchende erhalten Fahrpreisermäßigung bis zur Entfernung von 35 km und weniger. Auf bestimmten Stationen sind eine enorme Menge von Fahrkarten dieser Kategorie, die zum Zwecke der Nachfrage nach Arbeit gewährt wird, ausgegeben worden. In Löwen 1117 in einem Jahr, vom 1. Mai 1907—1908.

Wenn man die sozialen Folgen dieser Tarifpolitik betrachtet, so stößt man gleich auf die wichtigsten Probleme, wie die Seßhaftigkeit der Bevölkerung und ihre Bewegung auf dem Arbeitermarkt.

In keinem Lande ist eine solche Zusammenfassung von Angebot und Nachfrage der Arbeitskräfte möglich, erleichtert natürlich durch die geringe Ausdehnung des Landes und das durch dichte Bevölkerung ermöglichte weit verbreitete Eisenbahnnetz. Die Absperrung der einzelnen Wirtschaftsgebiete, die sonst die einfache Folge ihrer räumlichen Trennung ist, scheint hier, wenn auch nicht beseitigt, so doch abgeschwächt. Auch die Arbeitgeber haben anerkannt, daß sie, verglichen mit den anderen Ländern, was den Arbeitsmarkt angeht, bevorzugt sind. Der Einwand, daß die den Industriellen gebotene



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Möglichkeit, sich von überallher, auch auf sehr weite Strecken, Arbeitskräfte zu verschaffen, eine lohndrückende Wirkung haben müsse, wird hinfällig, wenn man bedenkt, daß die gleichfalls im Gefolge der Verkehrserleichterung einhergehende Konkurrenz der Nachfrage nach Arbeitskräften einen Ausgleich gegenüber der Konkurrenz des Angebots bewirkt.

In Zeiten industrieller Krisen sehen wir die Abonnements sich vermindern; die Arbeitskräfte bleiben auf dem Lande, mit der Möglichkeit, sich ländlichen Arbeiten zuzuwenden, bleiben verstreut über das ganze Land.

Es ist so gleichsam ein Ausgleich geschaffen zwischen Landwirtschaft und Industrie. Der kleine ländliche Eigenbesitz ist weit verbreitet, ja die Zahl der kleinen Lose hat sich seit einem halben Jahrhundert beträchtlich vermehrt. Wenn auch die Parzelle vielfach zu klein ist, um dem Bebauer und seiner Familie eine unabhängige Existenz zu sichern, so ist ihm doch die Möglichkeit gegeben, sie als Heimstätte für seine Familie zu erhalten, denn, weit davon entfernt, den Arbeiter zu entwurzeln, hält die Benutzung des Abonnements ihn in seiner alten Heimat fest. Er ist nicht durch seinen Besitz mehr an einen Arbeitsplatz gebunden; findet er günstigere Gelegenheit, so kann er sich vom heimischen Arbeitsmarkte emanzipieren, ohne das Heim als eine Fessel zu empfinden, die ihm vorteilhaftere Ausnutzung seiner Arbeitskraft verbietet. Durch diese Verschiebung zwischen Wohn- und Arbeitsort ist dem Arbeiter selbst, wenigstens für Sonntag und Feierabend, ist seiner Frau und besonders seinen heranwachsenden Kindern das billigere und gesündere Landleben erhalten. Wenn man vom Standpunkt der sozialen Hygiene die Nachteile einer Erschöpfung des Arbeiters durch die Ermüdung einer kürzeren oder längeren Bahnfahrt nicht übersehen darf, so bleibt doch als unbestreitbarer Vorteil das Landleben für die Frau und die heranwachsenden Kinder, die Möglichkeit, die proletarische Ernährung durch die Erzeugnisse des eignen, wenn auch kleinen landwirtschaftlichen Betriebes zu verbessern, ganz zu schweigen von der seelischen Bereicherung, die der Zusammenhang mit der Natur ihnen gibt.

(Schluß folgt.)



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Aus der süddeutschen Bücherwelt

Von Conrad Haußmann

Unter dem Strom gedruckter Gedanken, die dieser Zeit entquellen, sind viele — nicht alle — wert, aufbewahrt zu werden. Die Unzahl von Fragen und Problemen, die der Weltkrieg aufwirft, weckt eine Ueberzahl von Antworten. Die Aufgaben der Gegenwart sollen gemeistert, die der Zukunft aufgestellt werden und die Vergangenheit soll über Grund und Ursachen Aufschluß geben. Dabei beschäftigt uns so sehr wie die Frage nach den äußeren Ereignissen diejenige nach den Entwicklungen. Die Beschaffenheit des Geistes einer Periode und eines Landes hat ihren besonderen Anteil an Verdienst oder Schuld und darum ist es voll Interesse, den Spuren dieser Ursächlichkeit nachzugehen. Solche Untersuchungen werden sich vor nichts mehr hüten müssen als vor oberflächlichen Verallgemeinerungen und darum wird auf der deutschen Seite eine gesonderte Betrachtung der Einzelgebiete wertvolle Aufklärung bringen.

Das bestätigt eine knappe Schrift: „Schwaben und der deutsche Geist" von Theodor Heuß. Sie ist in der Sammlung: „Die Teile der deutschen Einheit" erschienen. Es wird sehr zu begrüßen sein, wenn die übrigen Teile eine ebenso klare und gediegene Beleuchtung erfahren. (Reuß & Itta, Konstanz.)

Heuß hat den schwäbischen Anteil an der Verwirklichung der deutschen Idee überzeugend herausgehoben. Das kleine Buch — und seine Kleinheit ist eine besondere Wohltat, weil sie nicht auf Grund der Vollständigkeit der jetzt wichtigen Gesichtspunkte geht — verdient von Schwaben und Nichtschwaben gelesen zu werden. Hie und da wird mit unzulänglichen Mitteln sogenannte staatsbürgerliche Bildung angestrebt. Hier ist eine Schrift, für die auch die Werdenden dankbar sein werden. Nicht ein Lehrer, auch nicht ein Politiker docciert. Der Standpunkt ist so frei ge-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wählt, daß der Verfasser gleichzeitig aus der Geschichte, der Literatur, der Politik und vor allem auch aus der Tradition schöpft. Es handelt sich um die anderthalb Jahrhundert rückwärts von heute. Den großen Stoff knapp einzureihen hat Heuß ein Verfahren von schlauer Einfachheit gewählt, er gliedert ihn um Schiller, Uhland, Pfizer und List. Der Leser aber fühlt und erkennt die elektrische Linie, die diese Spitzen schwäbischer Geistesarbeiten verbindet und von ihnen hinüberzündet.

Das Politische und Ideenbildende aus Schiller ist aufgezeigt und herausgeholt. Uhland und sein Einfluß ist gerade in der Gegenüberstellung zu Schiller charakterisiert und scharf umschrieben. „Seine Vaterlandsliebe ist durchaus seelisch-geistiger Natur, noch herzlich unmittelbarer als bei Schiller, völlig unphilosophisch, erdhaft, allen Dingen, Land, Landschaft, Menschentum, Kultur und großer Vergangenheit der Geschichte ganz nah. Uhland ist der beste Bürger seines Landes, der Kämpfer um die Verfassung, der unabhängige Gelehrte, der sich, ohne pathetische Geste, keinem Ministerium beugt, der volkstümlichste Dichter". In Paul Pfizer, dem Freunde Uhlands, vollzieht sich im Gegensatz zu diesem die veränderte Stellung vom preußisch-österreichischen Dualismus und die Schrift wird seiner politisch interessanten und wichtigen Persönlichkeit voll und warm gerecht.

Das Bild von Friedrich List hebt sich hell und scharf heraus; der große Reutlinger hat die Zusammenhänge zwischen Politik und Volkswirtschaft Württemberg, Deutschland und der Welt gepredigt und in ihm, dem Vorausschauenden, vollzog sich die gewaltige Erweiterung des Staatsgedankens nach der Richtung der Privatwirtschaft, die er als Weltwirtschaft begriffen hat. Heuß sagt mit Recht: „List ist der Vater des weltwirtschaftlichen Denkens".

Das Buch verfällt nicht in den Fehler, die Bergesspitzen für die Gebirge selbst zu halten, und so weist es auf die geistige Umgebung und den Wurzelgrund jener Führer nachdrücklich hin. Es trägt aber jenem Bedürfnis, eine Zeit aus ihren großen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Menschen zu verstehen, einsichtig Rechnung. Deshalb liest sich die Schrift leicht, ihr Stil ist genußreich und der Stolz des Verfassers auf jene Führer und Landsleute ist geschmackvoll gedämpft.

Auch die Wehmut ist gedämpft: „In der schwäbischen Geistesgeschichte ist es ein Zug nicht vereinzelter Tragik, daß sich die großen Söhne des Volkes im Weg standen. Sie fanden leichter draußen ein Echo ihrer Leistung als in dem gebundenen Kulturkreis. Diese Schranken sind heute niedergebrochen". Das ist sehr mild ausgedrückt und der „gebundene Kulturkreis" war zum großen Teil der Bannkreis einer beschränkten Staatsgewalt. Karl Herzog hat Schiller aus Württemberg getrieben, Uhland wurde seiner Professur entsetzt, um ihn für seine Politik wirtschaftlich und moralisch zu strafen. Tübingen wurde die Einstellung der Universitätsbauten angedroht und damit begonnen, weil sie Paul Pfizer als Landtagskandidaten aufstellten und List, Friedrich List wurde wegen eines politischen Reformprogramms — unglaublich aber wahr — auf Regierungsantrag aus dem Landtag hinausgeworfen und auf den Asperg gesetzt! Und sein Leben wurde eine Passionsgeschichte.

Die Regierungen Deutschlands waren hundertfünfzig Jahre lang zu eng und ablehnend gegen das, was man Geist nennt. Heuß sagt: „Was einmal fruchtbarer Geist gewesen, schafft nicht nur in seiner Zeit, sondern ist immer lebendig, immer gegenwärtig". Er hat Recht. Denn die Erhaltung der Kraft ist auch ein geistiges Gesetz. Aber — diese Kraft setzt sich in mehr Wärme um, wenn die Staatsgewalten den Prozeß nicht mit kalten Wasserstrahlen begleiten.

Es ist eine Zeit zum lernen, für die unten und — für die oben. Die Schrift von den „Schwaben und dem deutschen Geist" ist eine gute Anleitung.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# O stille Nacht!

O stille Nacht!
Wutbrünstig haben die Kanonen
ihre Seelen in das Land geschleudert,
das in schwarze Schlünde zerborsten
von der furchtbaren Tagessoucre
und mit purpurrotem Blut geädert
vom furchtbaren Tagwerk
nachtdunkel nun daliegt.
Tot sind ihre Körper jenseits der Berge,
zerschmettert vom heulenden Tod,
der den Tag zerrissen,
den Abend zerwühlt...

Fern stampft das müde Echo
ihrer mächtigen Stimmen
weit hinten im Land,
wo des Menschen Sehnsucht beginnt.
Und ungewiß glitzern die Lichter der Unendlichkeit.

Zwanzig Dörfer glumieren im weiten Kreis
und mitten durch
trappt sich der satte Tod
(stumpf, dumpf von seiner Ewigkeit)
in den Mond.
Vielleicht stirbt er hinter den Bergen
bei den toten Kanonen...

Still ist die Nacht,
die Toten sind still
und ruhig glüht der Horizont.

Eugen Hoeflich (im Felde).

## Sadhana

Als die ersten arischen Eindringlinge in Indien erschienen, war dieses Land von ungeheuern Wäldern bedeckt, und diese gewährten ihnen Schutz vor den sengenden Sonnenstrahlen und vor den Verheerungen der tropischen Stürme, Weide für das Vieh, Holz für die Opferfeuer, Baustoff für die Hütten, Nahrung und Wasser. So ist die indische Zivilisation in den indischen Wäldern entstanden, und diesem Ursprung und dieser Umgebung dankt sie ihre besondere Richtung. Durch die stetige Berührung mit der



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lebendigen Entwicklung der Natur blieb der Sinn des Inders frei von dem Verlangen, seine Herrschaft auszudehnen; sein Ziel war nicht zu erwerben, sondern zu erfüllen, seine Erkenntnis zu bereichern, indem er mit seiner Umgebung und in seine Umgebung wuchs. Freilich kam dann eine Zeit, wo die Urwälder Aeckern wichen und große Städte und mächtige Reiche entstanden; aber auch in dem Jauchzen seines materiellen Glücks blickte das Herz Indiens stets mit Verehrung zurück auf das Ideal strenger Selbsterfüllung und die Erhabenheit des einfachen Lebens in der Waldeinsamkeit und holte sich seine besten Ideen aus der dort ruhenden Weisheit. —

Dies ist ungefähr der Gedankengang, den Rabindranath Tagore in seinem Buche „Sadhana, die Erfüllung des Lebens", das zu einem Verständnis für die Eigenart der Kultur Indiens erziehen will, in den ersten Blättern verfolgt. Es hätte keinen Sinn, mit ihm zu rechten, ob, was er sagt, wahr ist, oder ihn belehren zu wollen, daß der Zeit, wo die ersten Weisheitssucher unter gewaltigen Njagrodhabäumen zu sinnen und zu grübeln begannen, viele Jahrhunderte vorangegangen sind, die den Boden und die Menschen in blutiger Düngearbeit erzogen. Genug muß es uns sein, daß Tagore, der nach berufenem westlichem Urteil als Dichter und Denker die höchste Stufe erklommen hat, den Wunsch hegt, die Eroberung Indiens durch seine Vorfahren hätte sich auf diese Weise vollzogen und unmittelbar diese Früchte gezeitigt.

Nun zieht Tagore einen Vergleich: „Das erste Eindringen der Arier in Indien hat seine genaue Parallele in dem Eindringen der europäischen Ansiedler in Amerika. Auch diese sahen sich vor Urwäldern und vor einem wilden Kampf mit einheimischen Rassen; aber dieser Kampf zwischen Mensch und Mensch und zwischen Mensch und Natur wurde bis zu seinem letzten Ende durchgekämpft. In Indien wurden die Wälder, die die Wohnungen von Wilden gewesen sind, zu Heiligtümern der Weisen; in Amerika jedoch gewannen diese lebendigen Kathedralen der Natur für den Menschen keine tiefere Bedeutung: sie brachten ihm Reichtum und Macht, dienten vielleicht hin und wieder seiner Schönheitsfreude und begeisterten etwa einen einsamen Dichter; nie gewannen sie zu den Herzen der Menschheit eine geheiligte Beziehung als der Ort einer großen geistigen Versöhnung, wo sich die Menschenseele mit der Seele der Welt begegnet."

Es fällt auf, daß Tagore zu seinem Vergleiche einen so entlegenen Vorgang heranzieht, und man fragt sich verwundert: Warum denn in die Ferne schweifen? Hätte er nicht in der Nähe ein Beispiel finden können, das dem Vergleiche noch drastischer gedient hätte, nämlich das Eindringen der Engländer in seine geliebte Heimat? Sollte es ihm denn unbekannt geblieben sein, wie jene Krämerbande, genannt die East India Company, im Jahre 1796, als die Reisernte mißraten war, durch ihren Kornwucher binnen sechs Wochen drei Millionen der genügsamen Hindu dem Hungertode überantwortete? Weiß er denn nicht, wie die Generale dieser Wucherer bei dem aus religiösen Gründen entstandenen Sipahiaufruhr gleich den blutrünstigen Tyrannen längstverwichener Zeiten eine neue Todesart erfanden, indem sie die Gefangenen vor ihre Kanonenrohre banden? Erinnert er sich denn nicht, daß seit 1900 mehr als sechs Millionen seiner Landsleute an der Pest versterben mußten und daß in den letzten vier-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zig Jahren des verflossenen Säkulums mehr als dreißig Millionen durch Hungersnot zugrundegingen?

Nun, den Vergleich mit der Tätigkeit der Engländer in Indien konnte Tagore, der unter englischer Herrschaft lebt, aus naheliegenden Gründen nicht durchführen. Aber von der ganzen europäischen Zivilisation kennt er natürlich nur die englische, und da ist es bezeichnend, daß er von dieser nicht an einer einzigen Stelle spricht, sondern sich, obwohl nach seiner Definition jedes Volk seine eigene Zivilisation hat, stets damit behilft, der indischen Zivilisation ganz allgemein die des Westens gegenüberzustellen: „Dort werden die riesigen Kräfte der Nationen angewandt, um die Macht des Menschen über seine Umgebung zu erstrecken, und man verbindet und spannt alle Fähigkeiten, um alles, worauf man die Hand legen kann, zu besitzen und sich zunutze zu machen, um jedes Hindernis auf dem Eroberungszuge zu überwinden; dort arbeitet man ununterbrochen an der eigenen Erziehung, die Natur und die andern Rassen zu bekämpfen, die Richtungen werden täglich furchtbarer, die Maschinen, die Mittel, die Organisationen schreiten fort, sich in entsetzlichem Maße vervielfachend. Dies ist zweifellos eine glänzende Leistung und eine erstaunliche Offenbarung der menschlichen Macht, die kein Hindernis kennt und die Herrschaft über alles zum Ziele hat."

Auch aus diesen vorsichtigen Worten, die sogar einer gewissen Anerkennung nicht entbehren, wird man herauslesen können, was Tagore über die Engländer denkt, die er nicht nennen darf; er hat ihren Volkscharakter im wesentlichen richtig erfaßt und unterscheidet sich nur dadurch, daß er nicht geradezu auffordert, die Konsequenzen zu ziehen, von temperamentsvolleren Indiern, die ihre Sadhana, die Erfüllung ihres Lebens, in der Befreiung der Heimat von einem Volke erblicken, das „kein Hindernis kennt und die Herrschaft über alles zum Ziele hat".

Albert Wesselski

## Napoleons indischer Feldzugs-Plan

1808 plante Napoleon ernsthaft, England in Indien auf die Knie zu zwingen. Er wollte mit einem starken Heer über Konstantinopel vordringen und glaubte, daß schon die Ankunft dieses Heeres genügen werde, den Aufruhr in Indien zu entfesseln. Rußland und Oesterreich sollten teilnehmen, auch mit Persien, dem Bundesgenossen aus dem Jahre 1807, knüpfte er wieder an, um sich dessen Unterstützung gegen England zu sichern. Also Orient und Occident sollten sich bei dem Riesenkampfe gegen die Weltherrschaft Englands die Hände reichen. Napoleon scheint nicht von Eroberungslust, sondern von der Notwendigkeit bewegt, seinen gefährlichsten Gegner auf diese Weise zum Frieden zu zwingen. Die Handelssperre blieb ja im Grunde unwirksam; der Kaiser mußte nach anderen Kampfmitteln suchen. Den Gedanken einer Landung in England verwarf er, da seine Schlachtflotte einer solchen Aufgabe nicht mehr gewachsen war.

Drei große Flotten ließ Napoleon in Toulon, Brest und Lorient zu der großen Expedition ausrüsten. An der ganzen Westküste Frankreichs wurden Transportschiffe gesammelt, in Boulogne eine große Armee zusammengezogen. Diese Streitkräfte sollten im Oktober oder November 1808 in Aktion treten. Die Geschwader von Brest und Lorient waren dazu ausersehen, Afrika zu umschiffen und über



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ile de France 18 000 Mann nach Indien zu werfen. Das Touloner Geschwader aber ist bestimmt gewesen, in Verbindung mit russischen und spanischen Schiffen mit mehr als 20 000 Mann den Engländern in der Besetzung Aegyptens zuvorzukommen. Diese Operationen sollten durch gleichzeitige Angriffe auf England in den verschiedensten Gegenden sekundiert werden. Eine Bedrohung Schwedens war für den Herbst in Aussicht genommen. Sie sollte die Engländer zwingen, ihre Kräfte aus dem Mittelmeer zur Unterstützung des schwedischen Bundesgenossen nach der Ostsee zu senden. Weiterhin plante der Kaiser an der Westküste Frankreichs und Hollands zu demonstrieren, um den Gegner hinters Licht zu führen. Auch eine Landung in Irland war beabsichtigt. Sie sollte den Feind ebenfalls über das eigentliche Angriffsobjekt täuschen. Außerdem ließ der Kaiser einige überseeische Besitzungen Englands angreifen und sandte Schiffe mit Waffenvorräten aus, um die Feinde der Engländer in anderen Teilen der Welt zu unterstützen.

Das Hauptunternehmen sollte durch das französisch-russisch-österreichische Landheer von statten gehen, das mit dem Angriff auf Konstantinopel zu beginnen hatte. Napoleon war voller Zuversicht. „England, beunruhigt in Irland, bedroht in Indien durch eine französische und russische Armee", schrieb er am 11. Februar an den König von Holland, „wird endlich zu vernünftigen Grundsätzen gebracht werden". Zwölf Wochen später äußerte er sich gegen Decrès über die indische Expedition: „je mehr ich an diesen Zug denke, um so weniger Schwierigkeiten sehe ich darin".

Nach Einnahme der türkischen Hauptstadt wollte der Korse durch Zentralasien nach der indischen Grenze marschieren, um dort die Bevölkerung zu insurgieren. Gleichzeitig sollte eine französische Flotte in Aegypten und eine andere in Indien landen. Den Beistand Rußlands und Oesterreichs gedachte der Kaiser mit türkischen Provinzen zu bezahlen. Die Pforte sollte völlig von der Landkarte verschwinden. Von ihrem Gebiete nahm Frankreich für sich in Anspruch: Aegypten, Syrien, einen Teil der kleinasiatischen Küste, Griechenland, Albanien, Bosnien und die Dardanellen. Rußland sollte Konstantinopel, Rumänien, Bulgarien, Rumelien und einen Teil von Mazedonien, Oesterreich Serbien und andere Landschaften erhalten. Freilich, später wollte der Kaiser den Moskowitern Konstantinopel nicht ausliefern. Er machte den Vorschlag, diese Stadt, die Dardanellen und Umgegend als freien Staat bestehen zu lassen, konnte damit indes nicht durchdringen. Die Beratungen zogen sich in die Länge. Da ereignete sich etwas, das den Plan Napoleons über den Haufen stoßen mußte: der Aufstand der Spanier. Zugleich kamen zuverlässige Nachrichten über österreichische Rüstungen. Als er dann noch die Landung der Engländer in Portugal und die Kapitulationen Duponts und Junots erfuhr, mußte er einen Teil seiner in Deutschland stehenden Armee in Gewaltmärschen nach Spanien dirigieren und selbst gegen seine dortigen Feinde zu Felde ziehen. Infolgedessen war die indische Expedition unmöglich geworden. Damit ist ein Unternehmen vereitelt worden, das in seiner Kühnheit, sowie der Großartigkeit der Gedanken einen Vergleich mit den größten Eroberungszügen der Weltgeschichte aushält. Es ist der größte Plan gewesen, den Napoleon jemals entworfen hatte, er umfaßte die gesamte alte Welt. Ob er ausgeführt werden



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

konnte, und ob die Verbündeten sich letzten Endes über die Teilungsfrage zu verständigen vermochten — diese Frage freilich ließ die Geschichte ohne Antwort.

Walter Achilles Korn

## Serbien

Serbische Regierung und serbische Armee haben den Boden des einstigen in den letzten Jahren erheblich vergrößerten Königreichs Serbien verlassen. Erstere in eiliger Flucht, letztere nach aller Anerkennung werter, verzweifelter Verteidigung.

Es kann ohne Weiteres als Beweis dafür gelten, das serbische Volk habe jede politische Orientierung, jedes gesunde Urteil über die eigene Lage in der der Katastrophe vorangehenden Periode verloren, daß es keinen Versuch machte, sein Schicksal von einer Dynastie und einer Regierung zu trennen, die es zu einer Art von politischer Leibeigenschaft und restloser Abhängigkeit von Rußland mißbrauchten. Die gleichen Serben, die einst mit Mut und Tapferkeit, mit seltenem Fanatismus das türkische Joch abschüttelten — ließen sich wie willenlos und unter Hypnose stehend — durch Männer Gewalt antun, die fast über keine Eigenschaften verfügen, die der leidenschaftlichen Freiheits- und Unabhängigkeitsliebe der Serben entsprechen. Durch einen Land und Volk fremd gewordenen, verschlossenen, vollständig unpopulären Karageorgewitsch und einen listigen, auch im eigenen Lager als Lügner bekannten Pasitsch.

Es zeigt sich, daß tatsächlich durch die russische, politische Zerwühlung des Landes, wie durch das unselige Parteigängertum, die Demoralisierung und die Aufzehrung der soziologischen Eigenschaften im Serbentum so vollständige waren, daß ein gesunder, innerer Widerstand gar nicht mehr aufgebracht werden konnte.

Im blinden Vertrauen auf die Uebermacht Rußlands, die täglich den Serben in allen Formen, in Kirche und Schule, in der Verwaltung und der Armee, dann in gelegentlichen Geld- und Waffenzuwendungen, vorgehalten wurde, sank das Selbstbewußtsein des Volkes immer tiefer und tiefer, obwohl es nicht an warnenden Stimmen fehlte, selbst nicht solchen aus Petrograd, die stets wiederholten: das große Rußland ist nicht nur weit, es denkt auch nicht daran, sich für die kleinen Balkanslaven zu schlagen.

Kaum ein Volk in der Geschichte hatte so wenig Verständnis für eine ihm zugemutete Rolle, wie Serbien, das blind und taub nicht sehen wollte, daß es nur ein Mittel zu russischem Zweck, einen Sturmbock für die russische Balkanpolitik, vorstelle.

Ob der weitere Gang der Ereignisse die Wiederherstellung eines stark beschnittenen Staatsbestandes von Serbien bringen kann, mag heute noch nicht erörtert werden. So viel aber steht fest, daß ein Serbentum, welches sich der Einsicht über die wahren Schuldtragenden an der Katastrophe, weiter verschließen würde, keinen Platz mehr in der Reihe der selbständigen Balkaner beanspruchen könnte. v. S.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Griechenland — Italien

Von P. Buß

Ein historisch bedingter Gegensatz ist es, der die bisherige Haltung Griechenlands bestimmt hat, der von König Konstantin und von manch anderem Griechen in seiner ganzen Klarheit erschaut und erkannt wird: Der Gegensatz Griechenland—Italien. Der König und seine politischen Freunde leisten ohne Zweifel ihrem Vaterland durch die zähe und energische Fortsetzung ihrer bisherig befolgten, den Interessen Griechenlands am besten entsprechenden, Politik, einen nicht hoch genug einzuschätzenden Dienst, der den Griechen die Schrecknisse eines neuen, ausschließlich den Zielen und Forderungen der Entente zugutekommenden Krieges, die alle kriegführenden Staaten ja in so überaus reichem Maße erfahren haben und noch erfahren, erspart. Diese Männer haben auch durch ihr Verhalten einen leuchtenden Beweis ihrer hohen historisch-politischen Einsicht und Fähigkeit vor aller Welt Augen geliefert; sie haben inmitten der nervenerregenden und sich überstürzenden Ereignisse des Weltkrieges, inmitten aller Verlockungen und leeren Angebote der Entente den klugen politischen Sinn über den wahren Verlauf und Stand der Dinge nicht verloren. Sie sind damit die klarsehenden und bewußten Träger einer Auffassung der Lage, wie sie sich jedem nicht von Leidenschaft oder Vorurteil benebelten menschlichen Auge darstellt.

Schon aus der geographischen Lage und Struktur beider Länder wächst der Gegensatz zwischen Griechenland und Italien mit Naturnotwendigkeit hervor; sowohl Griechenland als Italien verspüren, wie jede andere lebensfähige Nation, einen gewissen expansiven Drang, der, abgesehen davon, daß Italien das Mittel-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meerproblem von seinem einseitigen Standpunkt aus und das Adriatische Meer überhaupt als das „mare nostro" behandeln will, hier sich in fast allen beiderseitigen Interessensphären und Interessengebieten begegnet und begegnen muß, was gerade während des letzten Dezenniums immer schärfer und klarer hervorgetreten ist. Hierbei muß man sich vergegenwärtigen, daß Italien hier sein von jeher so großzügig angepriesenes Nationalitätsprinzip in hohnsprechender Weise verletzt, da viele dieser gegenseitigen Interessengebiete fast ausschließlich von griechischen Elementen besiedelt sind.

Heute decken sich diese zu nationalen Forderungen erhobenen Interessen beider Staaten im Mittelmeer fast vollkommen, in der Inselfrage und Kleinasien wie in Mazedonien und vor allem in Albanien.

Zum erstenmale ist eine griechisch-italienische Spannung bei der Regelung der kretischen Frage durch die Großmächte zu bemerken. Italien erklärte damals Griechenland, daß es keine Erniedrigung sei, sich dem Willen Europas zu fügen, wenn das von der türkischen Regierung befreite Kreta die Verwirklichung seiner Bestrebungen der Zukunft anvertrauen könne. Griechenland mußte damals der Autonomie Kretas notgedrungen zustimmen infolge empfindlicher Niederlagen durch die Türken. Italien ist, nach der Erklärung des italienischen Kabinetts, dem Vorschlag Rußlands, den Prinzen Georg von Griechenland als Gouverneur von Kreta einzusetzen, zwar grundsätzlich nicht abgeneigt, es will jedoch erst dieser Kandidatur seine Zustimmung auf Grund einer darüber erfolgten Uebereinstimmung sämtlicher Großmächte erteilen. Am 12. Mai 1905 erklärt der italienische Minister des Auswärtigen, Tittoni, in der Kammer: „Eine Vereinigung Kretas mit Griechenland ist unmöglich, besonders wegen der Rückwirkung, die sie auf den Balkan ausüben wird." Bezugnehmend auf diese Auslassungen des italienischen Ministers, stellt der griechische Ministerpräsident fest, daß die einzig logische und praktische Lösung der Frage die Vereinigung Kretas mit Griechenland sei; die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

griechische Regierung wünsche, daß die provisorische Regierungsform auf Kreta ihr Ende finde.

Für Griechenland empfindlicher und verletzender als jene unfreundliche Haltung Italiens ist die Art und Weise gewesen, in welcher fast die gesamte italienische Presse die Balkanvorgänge von 1908, die Annexion Bosniens und der Herzogowina besprach; sie verlangte vielfach für Italien Kompensationen am Balkan in ausschließlich griechischen Interessensphären. Auch die italienische Regierung schloß sich dieser Ansicht an, indem Tittoni damals erklärte, der Inhalt des Dreibundvertrags bestätige, daß, bevor man an die Annexion Bosniens dachte, die Interessen Italiens in Mazedonien und Albanien durch den Dreibund garantiert worden seien. Hieraus gehe hervor, daß diese Garantie die Eventualität neuer Okkupationen ins Auge faßte. Erst wenige Monate vorher hatte in einer Besprechung der auswärtigen Politik Griechenlands in der griechischen Kammer der griechische Ministerpräsident Theotokis betreffs Mazedonien geäußert, Griechenland müsse seine Streitkräfte vermehren und sich der Sympathie der Mächte zu vergewissern suchen, und er hatte offiziell mitgeteilt, die Bedeutung der Rechte des Hellenentums in Mazedonien sei jetzt bekannt.

Immer klarer und deutlicher wird der griechisch-italienische Gegensatz in den nun folgenden Jahren und immer lauter werden die griechenfeindlichen Stimmen in Italien. — Im Dezember 1912 erklärte di San Giuliano auf Anfragen wegen der Beschießung von Valona und der Besetzung der Insel Saseno durch die Griechen, daß die italienische Regierung der griechischen freundschaftlich aber bestimmt erklärt habe, daß sie niemals ihre Zustimmung geben würde, daß die Bucht von Valona und die einen integrierenden Teil derselben bildende Insel Saseno zu Griechenland gehören, oder daß sie auch nur in einen militärischen oder Flottenstützpunkt der Griechen umgewandelt würden; und der heute hinreichend bekannte italienische Minister, der damalige oppositionelle Abgeordnete Salandra, fühlte sich verpflichtet, seinen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gefühlen Ausdruck zu verleihen, indem er hierauf erklärte, diese Frage habe für Italien natürlich ein großes nationales Interesse, weil, wenn sich die Bucht von Valona in den Händen einer Seemacht ersten oder zweiten Ranges befände, der Zugang zur Adria schwer bedroht sei. Auch weiterhin äußerte sich di San Giuliano in demselben Sinne über die griechisch-italienische Frage. So in einer Kammersitzung im Februar 1913: „Wenn durch die Macht der Ereignisse gegen unseren Willen und gegen den unserer hochherzigen Verbündeten früher oder später erhebliche territoriale Veränderungen im Mittelmeer eintreten sollten, könnte Italien dabei kein müssiger Zuschauer bleiben, sondern müßte verlangen, daß seine Stellung als Mittelmeergroßmacht von jedermann gebührend berücksichtigt werde." Diese Auslassungen des italienischen Ministers waren — da Italien sich ja in dieser Angelegenheit auch mit seinem „hochherzigen damaligen Verbündeten" Oesterreich in vollem Einvernehmen befand — ohne Zweifel gegen Griechenland gerichtet, das zu Ende des Jahres 1912 im Balkankriege die Inseln Thasos, Imbros und Tenedos besetzte, Saloniki und Mytilene einnahm. Auch das Vordringen der Griechen in Albanien erregte die öffentliche Meinung und die Presse Italiens sehr stark; beide sind entschieden gegen jede Gebietserweiterung Griechenlands auf Kosten von Albanien. Nach der ersten Meldung von der angeblichen Besetzung Berats und Valonas durch die Griechen wurde beschlossen, falls sich die Meldung bestätigen sollte, in Athen mitzuteilen, daß dieser Akt gegen die Interessen Italiens verstoße. Nachdem Griechenland hier seine Truppen auf eine Kollektivnote der Großmächte hin entfernt hatte, stellte di San Giuliano mit Freuden im Senat fest, daß das Gleichgewicht im adriatischen Meer erhalten worden sei; dieses Gleichgewicht dürfe keineswegs zum Schaden der Italiener oder zum Vorteil irgend einer großen oder kleinen Macht Italien gegenüber verschoben werden. Was die italienische Presse anlangt, so schreibt die Tribuna über diese Vorgänge: „Die Hartnäckigkeit, mit der Griechenland gegen Valona vorgeht, macht einen un-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

günstigen Eindruck auf die öffentliche Meinung Italiens, welche, da sie die große Wichtigkeit der Sache kennt, über die albanesische Frage mit der Regierung vollständig eines Sinnes ist."

Bei Ausbruch des Weltkrieges ergeht sich die gesamte italienische Presse in einer Besprechung der durch den Krieg geschaffenen Situation. Besonders bezeichnend sind wohl die Aeußerungen des in Rom erscheinenden „Messaggero" vom 1. August 1915; hier liest man in einem Leitartikel: Italien dürfe kein Vordringen Oesterreichs über Cattaro hinaus dulden, ebensowenig aber ein Vordringen Serbiens und des Slaventums an die adriatische Küste, jedoch vor allem nicht, daß Griechenland etwa als verkappter Genosse Frankreichs die Meerenge von Otranto sperre.

Daß Griechenland unter diesen gegebenen Verhältnissen kein Freund des Dreibundes sein konnte, liegt klar auf der Hand; Griechenlands Antipathie gegen den Dreibund war denn auch eine bekannte Tatsache, und seine völlige Anlehnung an die Triple-Entente war oft und stark genug kundgetan worden, besonders seit der Ministerpräsidentschaft Veniselos! Den Versicherungen der Entente, daß Griechenland das Eingreifen irgend einer Großmacht zur Schmälerung seiner Siegerrechte nicht zu fürchten brauchte, wurden daher mit Vorliebe Besprechungen und Erörterungen der griechischen Presse über die Stärkeverhältnisse der beiden großen europäischen Staatenlager hinzugefügt, deren Schlußresultat dann die angebliche Schwächung des Dreibundes und das Aussprechen des Vertrauens bildete, das Griechenland in die Gerechtigkeit und Selbstlosigkeit der sogenannten „Protektoren des Balkanbundes" setzte. Besonders überzeugt war man zu jener Zeit in Griechenland von England, wo Grey erklärt hatte, England werde, soweit es in seiner Macht liege, alles tun, um das dauernde Wohl der Hellenen zu fördern.

In dem griechisch-italienischen Interessensgegensatz ruhte der wahre und tiefe Grund jener dreiverbandfreundlichen Politik Griechenlands. Diese Politik Griechenlands mußte mit Naturnotwendigkeit einen klaffenden Riß erhalten mit dem Augenblicke,



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wo Italien den Dreibund im Stiche ließ und offen ins Lager der Entente überging. Schon angesichts der bevorstehenden Aktion Italiens schrieb ein halbamtliches Organ der griechischen Regierung, Griechenland werde seine Neutralität auf keinen Fall preisgeben, falls Italien nur gegen die österreichisch-ungarische Monarchie vorgehen werde. Wenn Italien jedoch auch an der Dardanellenaktion teilnehmen, oder in Kleinasien oder Albanien eine Aktion unternehmen würde, welche die griechischen Interessen irgendwie berühre oder schädige, dann würde Griechenland die Lage erwägen und mit allen Mitteln seine gefährdeten Interessen verteidigen. Heute erblickt und erkennt man in weiten Kreisen Griechenlands Italien als den großen Gegner der nationalen Forderungen und Interessen des Hellenentums. Zur selben Zeit gibt die englische und französische Presse den Italienern den nicht gerade hoffnungsvollen Rat, ihre aussichtslosen Kraftanstrengungen auf der italienisch-österreichischen Front einzustellen und im Balkan zu intervenieren; denn Italien würde dadurch nicht nur den unglücklichen Serben zu Hilfe kommen, sondern es müsse vor allem auch ein eigenes großes Interesse daran haben, daß der österreichisch-deutsch-bulgarische Vormarsch auf dem Balkan aufgehalten werde, da eine Besetzung Valonas durch Oesterreich(!) Italien für immer der Herrschaft im adriatischen Meer berauben würde. Jedenfalls: Der Vierverband beabsichtigt um jeden Preis, Italien zur Mithilfe an den Balkanangelegenheiten zu bewegen. Das griechische halbamtliche Blatt „Patris" äußert sich hierzu, daß diese Politik des Vierverbandes für Griechenland eine so große Gefahr bedeute, daß falls der Vierverband seinen Willen durchsetze, Griechenland keinen anderen Weg mehr hätte, als sich zur Wahrung seiner Interessen entschlossen auf die Seite der Mittelmächte zu stellen.

Sicherlich bleibt dies eine nicht zu unterschätzende Tatsache: Eine wirkliche Beteiligung Italiens am jetzigen Balkankriege, die in griechischen Interessensphären erfolgen würde, müßte Griechenland schwer verletzen, denn die Balkanwünsche beider Staaten



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

decken sich — wie wir dargestellt haben — so wenig, daß eine Landung stärkerer italienischer Truppenkontingente in Albanien sicher die Richtung der derzeitigen griechischen Politik in höchstem Maße beeinflussen müßte. Die italienische Presse will dies auch scheinbar einsehen; sie hält Griechenland jetzt als vollständig verloren für die Entente. (Mussolini glaubt sogar schon, daß die Griechen nach den Deutschen das unsympathischste Volk Europas seien!) Die Presse rät der Regierung, auf die eigene Kraft zu vertrauen und nicht mehr auf eine Intervention Griechenlands hinzusteuern, die die Lage Italiens unter Umständen noch heikler gestalten könnte, als sie es bereits ist. — Griechenland befindet sich heute in einer gewissen Zwangslage; es fehlte bisher der heroische Entschluß zur befreienden Tat; denn das ist sicher: Griechenland kann unter den heute gegebenen Verhältnissen die Verwirklichung nationaler Interessen und Forderungen nur unter dem neuen und siegreichen Vierbund verwirklicht sehen, denn auch ein geschlagenes und von seinem „sacro egoismo" geheiltes Italien wird niemals seine Zustimmung zu einer Festsetzung Griechenlands in Albanien erteilen.

# Die belgische Eisenbahnpolitik

Von Alice Hegemann

(Schluß.)

Im Jahre 1900 wohnten in Belgien 25,38% der Bevölkerung in Gemeinden von 5 bis 20000 Einwohnern, in Deutschland sind es nur 13,46%, in Frankreich 11,3%. Die Entwicklung von ganz großstädtischen Zentren ist überhaupt unterblieben, da durch das Verbleiben einer so großen Anzahl von Arbeitern auf dem Lande ein relativ kleinerer Zuzug in die Städte besteht.

Demgegenüber konnten sich auf dem Lande der Terrainpreis und die Mieten auf einer Höhe erhalten, wo sie ohne die Abonnements nicht geblieben wären.

Dieser Ausgleich und die Verminderung des städtischen Mietpreises, die durch die Möglichkeit billiger Kreditbeschaffung (Gesetz vom Jahre 1889) noch erleichtert ist, hat außerordentlich große soziale Bedeutung. Gleichzeitig mit



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Uebervölkerung der großstädtischen Zentren verhindert sie deren verderblichste Konsequenz, die Bodenspekulation.

In dem belgischen Arbeiterbudget wurde für Miete 9,27 bis 11,8% des Gesamteinkommens gerechnet. Bei uns in Deutschland sind es bestenfalls 20%, die sich in Großstädten oft bis zu 30% und 40 steigern.

Auch in Deutschland sind ermäßigte Arbeiterkarten nicht unbekannt. Ebenso besteht auch die Verbilligung der Tarife für Zwecke der Arbeitsvermittlung. Immerhin gibt es eine Verkehrserleichterung in dem Umfange, wie sie Belgien vor dem Kriege hatte, nicht. Die Preußisch-Hessischen Staatsbahnen haben 1911 fast 2 Millionen Arbeiter befördert und über 15 Millionen dadurch vereinnahmt. Bei Wochenkarten kommen 1911 und 1912 auf eine Karte etwa 100 km, was auf einzelne Tage verteilt, einer durchschnittlichen Hin- und Rückfahrt im Jahre 1912 von je 8,5 (1911 fast 9 km) entspricht.

Die Beteiligung des Verkehrs mit Arbeiterwochenkarten am Gesamtverkehr ist nach den Einnahmen berechnet 1911 2,47%, 1912 2,46%. (In Belgien 1911 43%, nach der Zahl der Reisenden berechnet).

In der Sitzungsperiode vom Jahre 1914 wurde im Reichstag die Schaffung von Arbeiterrückfahrkarten auch über 50 km angeregt. Der Minister von Breitenbach konnte aber eine Ausdehnung der Fahrkarten über den jetzigen Radius von 50 km nicht in Aussicht stellen. Als Argument wurde noch die Notwendigkeit angeführt, unnatürliche Verschiebungen der Arbeiterschaft und eine zu starke Anziehungskraft der Großstädte zu vermeiden. So sehen wir in Deutschland die Arbeiter-Verkehrspolitik noch vor großen Entwicklungsmöglichkeiten.

In Frankreich finden wir nur in der nächsten Umgebung von Paris und einigen wenigen andern industriellen Zentren Arbeiterzüge.

Die Pariser, die ihre Züge grundsätzlich an der Ceinture aufhören lassen, also sogar die Vororte ausschließen, bleiben weit hinter den Möglichkeiten zurück, die eine moderne Verkehrspolitik bietet. Auch der große Städtebauer Haußmann sah in den Eisenbahnen nur internationale Straßen, aber keine Faktoren des lokalen Verkehrs.

In England schuf ein Gesetz, die Cheap Trains Act im Jahre 1862 billige Arbeiterzüge, doch bleiben auch diese hinter den Anforderungen, die an sie in bezug auf Fahrpreise und -zeiten gestellt werden können, weit zurück. Dazu kommt in diesen beiden letzten Staaten der Nachteil, daß Privatgesellschaften mit ihren Privatinteressen zu kapitalistischer Ausbeutung des Betriebes auffordern.

Die Rückständigkeit der großen französischen und englischen privaten Eisenbahngesellschaften ist allgemein bekannt und gibt den satyrischen Blättern dieser Völker immer wieder dankbaren Stoff.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weit günstiger ist die Lage der Länder mit staatlichen Eisenbahnbetrieben. Hier, wo nur das Interesse der Gesamtheit nicht das der Aktionäre maßgebend ist, vermag man leichter durchgreifende Reformen zu verwirklichen. Inwieweit die Erfahrungen, die Belgien mit seiner Verkehrspolitik machte, für andere Länder zu verwerten sind, setzt besondere Untersuchungen über die vielfach anders gelagerten Verhältnisse voraus. Die Riesenaufgaben, die unsere deutschen Eisenbahnen in den Tagen der Mobilmachung bewältigt haben, die bewundernswerten Leistungen, die ihnen während des Krieges so große Achtung eingetragen haben, daß man von diesem Kriege als dem Kriege der Eisenbahnen zu sprechen wagte, berechtigt zu der Hoffnung, daß auch ein Teil der großen neuen Aufgaben, die uns der Friede bringen wird, von ihr gelöst werden können, deren dringendste die sein wird, dem deutschen Volke den deutschen Boden, den es mit seinem Blute verteidigt hat, zurückzugeben.

Die Gesundheit und Kraft des deutschen Volkes zu erhalten und zu steigern, die Besiedelung und die Tragfähigkeit des deutschen Bodens zu erhöhen, — das werden die Angelpunkte sein, in denen immer die Wehrfähigkeit unseres Volkes ruht, ohne die auch eine machtvolle wirtschaftliche Weiterentwicklung nicht möglich ist.

Deutschland, dem seine geschichtliche Entwicklung eine reiche Anzahl von Zentren des geistigen und wirtschaftlichen Lebens über das ganze Land ausgestreut hat, ist wie kein anderer Staat befähigt, eine großzügige Dezentralisation zu verwirklichen, die den andern Ländern unbekannt Fülle von Keimen, Blüten und Früchten ideellen und ökonomischen Reichtums zu erhalten und zu entwickeln, und allen nivellierenden Einflüssen der Zentralisation gegenüber zu verteidigen und zu wahren.

*

Prof. Dr. Rudolf Eberstadt: Neue Studien über Städtebau und Wohnungswesen in Belgien, Jena 1912.

Ernest Mahaim: Les Abonnements D'Ouvriers sur les Lignes de Chemins de Fer Belges et Leurs Effets Sociaux. Instituts Solvay, Brüssel 1910.

E. Vandervelde: L'Exode Rural et le Retour aux Champs. Paris, Felix Alcan 1910.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Uhland

Von Felix Braun (Wien)

Ueber einen Dichter zu sprechen, ist fast immer eine Sache der Erinnerung: denn wer wollte ein Werk, das nicht mehr und nicht weniger als ein ganzes Leben darstellt, ohne weiteres überschauen und vollends so beherrschen, daß er es den unzuverlässigsten aller Dinge anvertraute: den Worten? So aber ist es erlaubt, zu sagen, daß ein Dichter gar wohl nach dem Erlebnisse angesehen und beurteilt werden darf, das er dem Leser bedeutet, und wenn man dies für Goethe nicht gelten lassen mag, für Uhland wird es niemand bezweifeln wollen. An ihm wie an keinem anderen Dichter hängt unsere Knabenzeit, ja ein Teil der Kindheit noch. Er war der früheste „Klassiker", der uns in die Hand gegeben wurde, lange bevor Schiller kam. Dies aber besagt nicht etwa nur, daß er eben leicht verständlich ist, sondern vor allem, daß er rein, klar und gut sein muß oder durch welche andere Vorzüge wäre er sonst für uns bestimmt worden? In der Tat dürfte in allen seinen Gedichten und Dramen kaum eine Zeile zu finden sein, die man aus irgend einem pädagogischen Bedenken zu unterschlagen versucht wäre. Diese Lauterkeit des Herzens als eine deutsche anzusprechen, sind wir, denke ich, berechtigt. In Uhland ist die alte Vorbildlichkeit des deutschen Mannes lebendig in seiner Gestalt wie in seinem Werk: aufrecht, wahrhaft und getreu wie er selbst sind seine Helden und die klare Luft der deutschen Landschaft umgibt sie, auch im Märchen, auch in der Fremde. Unvergeßlich sind diese Dichtungen, so lange wir ihrer auch nicht gedacht haben mögen: wenn sie wieder erklingen, so wacht unsere eigene alte Zeit mit ihnen auf und bewegt uns noch tiefer die Seele.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Um nur an die Balladen „Klein Roland" und „Roland Schildträger" zu erinnern: haben wir mit diesen Rittern nicht wie mit den Gestalten der „Ilias" und des „Nibelungenlieds" gelebt? War nicht unter den Paladinen Einer, den wir vor den übrigen liebten: Milon von Anglante, in dessen Schild das Kleinod funkelte, oder der Erzbischof Turpin oder der gewaltige Graf Richard Ohnefurcht? Niemals war ein Wald wunderbarer als die Ardennen, niemals ein Palast erhabener als der Kaiser Karls. Wie weit in die Kindheit zurück vertiefe ich mich, wenn ich an „Siegfrieds Schwert", an den „Schmied", an die „Sterbenden Helden" Ulf und Sven, an das „Glück von Edenhall" oder an die furchtbare Pracht des berühmtesten Gedichts: „Des Sängers Fluch" denke! Immer noch leuchtet die Rose an der Brust der Königin fort; Marie mäht unter den Sternen die Wiese und Kaiser Rotbart lobesam zieht ins heilige Land. Alte Schulgesangsstunden steigen auf: „Es zogen drei Jäger wohl auf die Birsch", und sind nicht die Lampen des winterlichen Klassenzimmers schon entzündet, klopfen unsere Herzen nicht wie vor dem Augenblick, da es galt, auf das Katheder zu steigen und die ersten Worte zu sagen: „Zu Limburg auf der Feste" oder „Grün wird die Alpe werden" oder „Droben auf dem schroffen Steine raucht in Trümmern Autafort?"

So begreifen wir Eines gern: daß Uhland frühzeitig der Dichtkunst entsagte. All diese schönen Lieder und Balladen sind in seiner Jugend entstanden, vielleicht fühlt das der Knabe, der an ihnen erglüht, und nicht Kunst, sondern ferne Jugend ist es, was ihn bestrickt. Auch die beiden vollendeten Dramen Uhlands: „Herzog Ernst von Schwaben" und „Ludwig der Bayer" stammen aus dieser Zeit, für sie gilt das gleiche Lob deutschen Wesens, ihre Reinheit und Wahrhaftigkeit ist in Versen von vollendetem Gleichmaß abgespiegelt, um deretwillen schon man sie nicht vergessen, wenigstens lesen sollte, wenn man sie auch nicht spielen mag. Die Mannesjahre Uhlands gehörten nicht mehr dem Traum: er diente dem deutschen Volke. Aber im Alter, als er



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der politischen Tätigkeit sich entzog, muß es ihn wieder leise zurück verlockt haben. Er folgte nicht, jedoch in der Wissenschaft fand er den heimlichen Rückweg oft genug. Wenn er in seinem Studier-Zimmer zu Tübingen über Walther von der Vogelweide, über den Mithos vom Thor, über die Geschichte der altdeutschen Poesie, über Sagen und Volkslieder sann, las, schrieb, dann war er wieder ganz heimgekehrt. Als das schönste Symbol dafür leuchtet der Blumenstrauß noch fort, den er dem armen kranken Hölderlin zum Geburtstag in seine Stube beim Tischler Zimmer gesandt hatte und über den Hölderlin sich, wie er einem Freunde sagte, „rasend gefreut" hat.

Das Jahr 1815 ist so recht Uhlands entscheidendes Jahr. Seine Gedichtsammlung erscheint und ist in einem doppelten Sinne eigentlich zu spät gekommen. Seine vaterländischen Gesänge treffen schon ein anderes Deutschland, das der heiligen Allianz, dem er dann das große Gedicht „Wenn heut ein Geist hernieder stiege" entgegen ruft, und auch der Romantik folgt er als ein eigentlich fremder nach. Das Wunderbare, der Traum, der schöne Untergang fehlt seinen Balladen nie, aber doch wird man sie ungern etwa mit Balladen der Schlegel oder Fouqués zusammenstellen wollen. Es ist in ihnen eine Klarheit, die alle Romantik aufhebt. Nirgends vermischen sich ihm die Stimmen, nirgends verfließen Farben und Konturen: immer ist ein strenger Stil, kräftige, entschiedene Form, eindeutiger Gehalt, klare Melodie wahrzunehmen. Nie gibt er sich dem schönen Stoffe hin, immer ist er der Meister und er mag noch so tief in die Legende einkehren, wie auf der Wanderung nach der „verlorenen Kirche", er verliert sich nicht, darum findet er allüberall hin. Er ging nicht aus, die blaue Blume zu suchen, denn er wußte, wo die Kornblumen im Getreide stehn, und er bedurfte nicht erst der Kraft, eine Traumlandschaft zu erfinden, denn da war doch Schwaben um ihn, der Schwarzwald, die Alb und all die Stätten und Schlachtgefilde Eberhards des Greiners. Er wußte vielleicht nicht einmal, daß er alles verklärte, sondern meinte, wahrhaftig ganz



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entrückt zu sein. Aber ein Blick auf seine Lieder genügt, um zu erkennen, daß er nie entrückt war, sondern bloß gegenwärtig, allerdings wie nur Dichter gegenwärtig sein können.

Was ist in diesen Liedern, daß sie so schön sind, daß sie so ergreifen? Ich glaube: es ist die Landschaft, denn der Mensch, der durch sie hingeht oder in ihr lagert, ist ganz dunkel und sein Gesicht ist nicht recht auszunehmen. Manchmal hören wir von ihm, daß er liebt oder Abschied genommen hat, sonst aber geht er dahin und schwindet. Doch die Kapelle steht fort auf dem Hügel, der Apfelbaum glänzt mit Laub und Früchten, der Sonntag feiert auf der Flur, die Höhen verdämmern unter Abendwolken, Lerchen steigen, Frühling blüht. Es ist wahr, Uhland ist ganz verschlossen, wir wissen nichts von ihm, er hat nicht ein leises Wort gesagt, ob er glücklich oder nicht glücklich gewesen ist. Wie es ihm nicht gegeben war, frei eine Rede zu halten, wie er selbst unter den Freunden und im Hause schweigsam war, so auch im Lied. Er war da, um ein schönes Licht, einen einsamen Traum, einen rührenden Klang zu bewahren. Seine Stimme war nur ein Widerhall. Ihn unpersönlich zu nennen, wäre nicht gerecht, aber unbewegt wollen wir dafür setzen und damit haben wir all seine Ruhe, Treue und Versunkenheit bezeichnet: es ist das Land, das aus ihm dichtet und vielleicht nur das Land.

Unter seinen Gedichten, die zu Volksliedern geworden sind — wenige andere deutsche Dichter haben dies erreicht — hat eines heute eine besondere Bedeutung erhalten: „Der gute Kamerad". Auch dies mag durch Erinnerung geworden sein, wie wir vorhin die Freude der Jugend an den Balladen auf eine unbewußte Erinnerung zurück zu leiten versucht haben. Uhlands deutsches Gefühl wird von der Gegenwart erst ganz erlebt, wie der ethische Geist Kants im heutigen Deutschland erst zur Wirklichkeit, zur Macht und Tat geworden ist. Der deutsche Gedanke ist alt, aber spät bewußt geworden. Klopstock wird von ihm ergriffen, im Rausch der Revolutionszeit versinkt er, in dem größeren Gedanken der Humanität erscheint er unerkannt als Forderung an



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die gesamte Menschheit wieder. Aber plötzlich — in der Zeit der Befreiungskriege — tritt er allein, jung, kühn, groß, in seiner ganzen Unsterblichkeit hervor. In Kleist, in Körner, in tausenden Jünglingen leuchtet er zum erstenmale mit der ureigenen, der unvermischten Flamme. Arndt stellt seine Satzungen fest, Jahn ruft ihn ins Leben, Fichte und Schleiermacher erheben ihn um seiner selbst willen und geben ihm zuerst sein göttliches Recht. Uhland findet ihn schon als Wirklichkeit vor und dient ihm, ohne mehr zu fragen und zu zweifeln. Er steht hier in der engsten Gemeinschaft mit den beiden Brüdern Grimm, an der Spitze jener Generation, der das deutsche Bürgertum seine beste Zeit verdankt. Wenn wir an diese Männer — um einige Namen zu nennen: Rückert, Lachmann, Herbert, David Friedrich Strauß, Robert Blum, Curtius, Freytag, Mommsen — zurückdenken, so ist unser erstes Gefühl: A c h t u n g. Das Vortreffliche ihres Charakters, ihres Wissens, ihrer Arbeit, das Harmonische und Wohlgegründete ihres Wesens, das Verehrungswürdige ihrer Erscheinung gibt der Erinnerung an sie ein noch größeres Maß von Bewunderung als ihre Zeitgenossen ihnen gezollt haben mögen. Und es ist nicht unbezeichnend für diese Männer, daß sie in den Wissenschaften der Sprachen und der Altertümer tätig waren; sie waren es, die im einfachsten Verstande des Wortes den Grund legten für die Erkenntnis der deutschen Vergangenheit und so auch für die Verlebendigung des deutschen Nationalbewußtseins.

Wenn in Kleist die deutsche Flamme durch das Uebermaß der Leidenschaft in Rauch und Schwelnis umschlägt, wenn die Begeisterung Körners doch auch die kriegerische der Jugend ist, wenn Arndt's und Jahn's Germanismus allzu ungefüge sich auftürmt und Rückert in den „Geharnischten Sonetten" doch nur ein literarisches Bekenntnis gibt: Uhland ist in ganzer Gestalt das Beispiel des deutschen Mannes, wie er zu sein, genügt. Daß uns Nachlebenden aber dies stille, treue Bild teuer bleibe, daß wir dies gütige alte Gesicht nicht vergessen, dazu sind eben die Ge-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dichte da. In dem Sonett, das Uhland Varnhagen ins Stammbuch schrieb, verglich er seine Leyer mit der Apolls, die dieser beim Bau der Königsburg von Nisa auf einen Mauerstein gelegt hatte:

Die Zinne konnte nicht so sehr verwittern,
daß nicht den Marmor noch in späten Zeiten
selbst bei des Fingers leichtem Drübergleiten
durchklungen hätt' ein sanft melodisch Zittern.

Unter den vielen goldenen Saitenspielen, die in den Aufbau Deutschlands eingemauert sind, hat seines noch den alten, vollen Klang. Von selbst mag es nicht oft tönen, aber der leiseste Wind bewegt es schon und wer es hört, bleibt stehen, lauscht und weiß nicht, warum es ihn so von Vergangenem her überkommt und rührt.

# Schwäbische Feldpost

Lieber Schatz!

D'Wolke sind dick und grau,
D'Rabe dhent schreie,
S'wird onsren Drahtverhau
Nächstens verschneie.

Weil i im Grabe lieg,
Möcht i dir schreibe:
Mädle den Krieg, den Krieg
Sott mer vertreibe.

D'Finger sind kalt und sterch
Und i muß lade,
Fürsche und überzwerch
Rex wie Granate.
[redacted]
S'knallt in meim Unterstand
Obe und unte,
Rechts wird und linker Hand
Einer verbunde.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn jetzt mei Kugel käm,
Was tät se bringe?
Wenn se drei Finger nähm
Na dürft i springe.

Wenn i di wiederfind,
— S'Jahr wird verstreiche —
Will i von dir e Kind,
Des muß dir gleiche.

Schatz, es sott Hochzeit sei,
Schwätz net vom sterbe,
Lad mer de Vize ei,
D'Türke und d'Serbe.

dein Heinrich Hutter

## Eine Bücherschau

In einer Ecke des Schreibtisches türmen sich Bücher und Broschüren, eine bunte Gesellschaft, aus dem Vielerlei des Einlaufes herausgenommen, daß noch ein Wort der Anzeige sie auf ihren Weg zum Weihnachtsmarkt begleite. Aber was sind die besten Absichten in dem Gedräng der Tagesarbeit? Wer von uns hat, außer den sozusagen berufsmäßigen Rezensenten oder den behaglichen Liebhabern, die Zeit und die Möglichkeit, sich ein System im Lesestoff schön und reinlich herzustellen. Wir andern stehen einigermaßen im Feuer der Zufälligkeiten und von den guten Plänen bleibt nur das Gefühl der Verpflichtung, manches, das man für wertvoll und dankenswert hält, hervorzuheben.

*

Dazu gehören zunächst zwei Sammelausgaben, die man nicht ungern nebeneinander nennt: Fontane und Friedrich II., der märkische Sänger und der märkische Held. Unsere Zeit räsonniert während des Kriegs philosophisch und feuilletonistisch, pro und contra, über den Begriff des „Preußentums" und hilft sich bei einer manchmal etwas müßigen Literaturunterhaltung mit allerhand dürren Wortstützen: da, bei denen zwei ist der Stoff in der Schöpfung, in der Tat. S. Fischer in Berlin hat in fünf schönen Bänden so ziemlich den ganzen Erzähler Fontane zusammengebracht, der hier nun mit 20 Mark gerade halb so billig zu haben ist wie vorher. Die Essais, die Lebenserinnerungen, die Wanderungen sind da natürlich nicht dabei. Man möchte wünschen, daß diese Ausgabe vor allem auch den deutschen Süden für den Dichter des Berlinertums und des Adels gewänne. Seine alten Freunde und Kenner sind dankbar, die Werke jetzt in einem so würdigen und dabei heiteren Gewand zu besitzen.

Daneben nun gesammelte Werke Friedrichs des Großen. Seit seinem 200. Geburtstag 1912 erlebt



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der König langsam seine papierene Auferstehung. Das bedeutendste dafür hat der Berliner Verlag R. Hobbing geleistet, in seiner unvergleichlich schönen Ausgabe der Briefe. Diese beiden Bände, stolze Leistungen des Buchgewerbes, sind schon vor einem Jahr erschienen und sie mögen die schönste Gabe sein, die uns überhaupt seit der Kriegszeit wurde. Inzwischen ist Friedrich durch den Krieg, mannigfach beleuchtet, immer näher in unseren Gesichtskreis gerückt; die ausdrucksvolle Studie von Thomas Mann (S. Fischer, Berlin) mit ihrer glänzenden straffen Haltung war dafür stärkster Werber. Deshalb versteht und begrüßt man den Versuch, aus der großen Zahl seiner geschichtlichen, politischen, militärischen Arbeiten diejenigen einem breiteren Leserkreis nahe zu bringen, deren Geist und Art heute noch, historisch und menschlich, am unmittelbarsten, zu uns spricht. Haben sie ja auch nicht jenen fesselnden und zwingenden Reiz wie die Briefe, so sind sie doch, sobald man sich in sie hinein gelesen, voll reichsten Aufschlusses über Menschen und Zeiten, vor allem über den königlichen Schriftsteller selbst. Es ist in manchem Betracht richtig, trotz des größeren zeitlichen Abstandes, sie neben das geschriebene Werk Bismarcks zu stellen. R. Hobbing hat zwei Sammelbände angekündigt, die mir noch nicht zu Gesicht kamen; A. Ritter hat eine Auswahl besorgt, die in zwei Bänden von zusammen 1130 Seiten zu dem sehr billigen Preis von 10 Mark bei Wilhelm Borngräber in Berlin erschienen sind. Menzelsche Bildnisse schmücken die Ausgabe.

*

Von der eigentlich politischen Literatur scheint mir im Augenblick keine so wichtig als die diejenige, die sich mit dem künftigen Verhältnis von Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reich beschäftigt. Denn hier wird von Möglichkeiten gehandelt, die, von dem weiteren Kriegsverlauf unabhängig, zunächst einmal gedanklich geklärt und in der Willensbildung vorbereitet werden müssen. Alles, was hier geschrieben wird, ist viel fruchtbarer als die publizistische Vernichtung unserer Gegner oder als das Auf und Ab der Kriegsgründe.

Die umfassendste Arbeit ist Friedrich Naumanns „Mitteleuropa" (G. Reimer, Berlin); der außerordentliche und noch wachsende Erfolg des Buches entspricht seiner Notwendigkeit. Für diejenigen, die sich mit dem wichtigen Problem inniger auseinandersetzen wollen, seien noch einige ergänzende Arbeiten genannt. Von deutscher Seite: Hermann Losch „Der mitteleuropäische Wirtschaftsblock (S. Hirzel, Leipzig) und W. Gerloff „Der wirtschaftliche Imperialismus und die Frage der Zolleinigung zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart). Losch ist mehr Systematiker, Gerloff Historiker; beide schreiben kräftig und prägnant. Von österreich-ungarischer Seite sind namentlich bemerkenswert Josef Szterenyi „Wirtschaftliche Verbindung mit Deutschland" (Strache, Warnsdorf) und E. von Philippovich „Ein Wirtschafts- und Zollverband" (S. Hirzel, Leipzig). Diese Arbeit ist besonders wertvoll in der geschichtlichen Ueberschau und der Charakteristik der Brückschen Bemühungen. Diese vorzugsweise wirtschaftspolitische Arbeiten erfahren eine sehr wohltätige Ergänzung durch Hermann Ullmann „Die Bestimmung der Deutschen in Mitteleuropa." Hier wird ebenso offen als taktvoll in der geschichtlichen Analyse die Lage des Deutschtums in den beiden Monarchien und ihr Verhältnis beschrieben und die Idee des National-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

staats an den künftigen Bildungen gemessen.

*

Ein kleines Büchlein über Italien. Es entstammt der Feder von Oskar Müller, dem früheren römischen Korrespondenten der „Frankfurter Zeitung": „Irrung und Abfall Italiens" (S. Hirzel, Leipzig). Der Verfasser schreibt aus naher Kenntnis der treibenden Kräfte des neuen Italiens und zergliedert vor allem in sehr glücklicher Weise die wachsende Herrschaft der nationalistischen Idee, die, gleichgültig in welcher Frontstellung Italiens Aktivität um seines Großmachtprestiges willen herbeiführen wollte. Die Schrift, die voll Anregungen steckt, ist ein Muster historisch-politischer Publizistik: farbig und bewegt im Ausdruck, vornehm und sachlich in der Haltung, politisch in einer leidenschaftslosen Geschichtserkenntnis.

*

Früher schon wurden hier in besonderen Artikeln die beiden besten Lieferungswerke zur Zeitgeschichte angezeigt. Es genügt der Hinweis, daß die Fortsetzungen den guten Einsatz der Unternehmungen weiterführen. Von Julius Hoffmann (Stuttgart) liegt jetzt in schöner Ausstattung der fünfte Band des „Völkerkrieges" vor, von dem F. Bruckmannschen „Bilderatlas" die siebte Mappe. Die Bilder und Dokumente aus Ostpreußen vor allem, in ihrer technisch ganz meisterhaften Wiedergabe, in ihrem Pathos der Sachlichkeit, sind die würdigste Empfehlung dieses über alle Bilderbücher ähnlicher Art hinausgehenden Werkes.

*

Diejenigen aber, die durch den Wald der Kriegsliteratur einen Führer wünschen, seien nachdrücklich auf den kritischen Katalog des „Kunstwarts" hingewiesen (Callwey, München). Hier ist das Wesentliche der Kriegsliteratur gesammelt, selbständig und reif charakterisiert. Wer Stichproben machen kann und mit eigenem Lesen vergleichen, freut sich oft der unbefangenen und sicheren Stellungnahme des Urteils. Das Heft scheint uns heute schon einen über seine Erscheinungszeit dauernden geschichtlichen Wert zu haben.

Theodor Heuss

## Kriegsliteratur im Felde

Sie ist weder so erwünscht, wie übereifrige Schreiblinge daheim meinen, noch so unbegehrt, wie bisweilen, zu ihrer Abwehr, geäußert wird. Der ungeschulte Leser liest, zwischen den Schlachten, im Schützengraben, im Unterstand, in der Etappe, wahllos alles Gedruckte, wie er immer tat; ihm gilt gleich, ob die Hindernisse, die zwei Liebende einander fernhalten, in Testamentsfälschung und Bankbruch oder in Mobilmachung und tödlichen Wunden bestehen; und keine Unglaublichkeit blinder Zufallsentscheidung stört ihm den Genuß, wie gut er auch jetzt gewisse Wirklichkeitsfälschungen sollte spüren können. Der geschulte Leser, wiederum, prüft draußen so unbarmherzig, wie er immer prüfte; und höchstens ist, im Anblick so vieler Lügen und Färbungen, sein Unterscheidungsvermögen noch wachsamer, seine Abneigung gegen hohles Geprahl und tönende Phrase noch unerbittlicher geworden. Er allein leidet (falls ihm Frist des Besinnens bleibt) unter schlechten, törichten, unbewußt oder sichtbarlich bewußt entstellenden Darstellungen des Feldzugs, den er erlebt; er allein hat die Fähigkeit, Wahres, unsentimental und unverbogen Gefühltes und Ausgedrücktes tiefinnerlich zu begrüßen.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Allerlei Zugeständnisse nach der positiven Seite der Billigung entsprechen dabei, in seltsamer Weise, ebensovielen Verhärtungen des absprechenden Sinnes. Der große Denker Chamberlain wird kein Grund, den hohlen Kriegsschwätzer gleichen Namens nicht von sich zu weisen; und der peinlich gewesene, peinlich bleibende Romanschreiber Heinz Tovote kein Hemmnis, den ehrlichen, sachschlichten, uneitlen, verständigen, gütevollen Plauderer des Büchleins „Aus einer deutschen Festung im Kriege" nicht freudig anzuerkennen. Der Austauschprofessor Hugo Münsterberg, der, lang und breit, „Amerika und den Weltkrieg" bespricht, ist ein ahnungloseſter Seichtbold, wie wertvoll auch der gewichtige Psychologe noch durch manchen abseitigen Satz selbst seiner wertlosen Zeit-Schrift leuchtet; und der schlichte Journalist Erich Everth wird, auf lange Zeit, alle berühmten und berühmtesten Kriegsschreiber überstrahlen, weil einzig er, nach so vielen Ganghofers und Wolzogens, wirklich die „Psychologie der Front" suchte und fand, weil er allein, unbestechlichen Blickes, in der Erforschung der „Seele des Soldaten im Felde", zur tatsächlichen, unsentimental-neudeutschen Auffassung von Helden und Heldentum durchdrang. — Es ist unmöglich, alle Erscheinungen des Tages zu kennzeichnen; Tovote, Münsterberg und Everth aber dienen am sinnfälligsten dazu, zu bezeugen, wie der Krieg auf seine unmittelbaren Mitkämpfer — denn redlich als solcher bemüht, obschon mit unzulänglicher Kraft, sich auch der Deutschtumsverteidiger im wild gewordenen Westen — einwirkt: vom unehrlichen Sucher sentimentalster Romanhaftigkeit streift er die unedle Geste und läßt einen (stilistisch hilflosen, doch) aufrichtigen und aufrechten Tagebuchschreiber übrig; den grübelnden Seelenforscher macht er zum kenntnislosen Plauderer, der vor allen realpolitischen Tatsachen so wehrlos steht wie sein Yankee vor der deutschen Seele; und diese deutsche Seele selbst läßt er, all in ihrer ringenden Ehrlichkeit, am schönsten und klarsten aus einem Manne des phraseologischen Alltags sprechen, der — das ist die wichtigste Hoffnung, die aus Everths tapferer Schrift aufstrahlt — durch seinesgleichen vielleicht einmal minder phrasenhaft, minder alltäglich auferstehen kann. Denn nach diesem Kriege wird (und soll) die Tageszeitung zu tieferer Literaturverwobenheit gelangen: das ersehnen viele, und nicht die Schlechtesten, von uns Schreibenden, die jetzt, hier draußen, den Gegensatz von unwahrhaftigem Tagesgeschreibe und wahrhaftiger Kunst höchst schmerzhaft erleiden.

Franz Graetzer (im Felde)

## Türkische Lieder

Bei Morawe & Scheffelt in Berlin ist ein „Türkisches Liederbuch" erschienen, von Hans Bethge zusammengestellt und übersetzt. Wenn man es liest, muß man an tiefblaue Nächte denken, die geschmückt sind mit Sternen und durchflutet vom Silberlicht des Mondes; Philomele schluchzt in den Zweigen der Bäume, plätschernde Brunnen rieseln zauberhaft und die Stille wird zum seidenen Teppich, in den Omars Laute vor dem Fenster der Geliebten Liebeslieder stickt.

„Komm in den Rosengarten, komm! Jetzt ist
Die Zeit der Promenaden. Du bist schlank!
Und zierlich wie ein Baum der Au. O komm!
Erhöhe uns des Herbstes milden Glanz."

Redim, ein türkischer Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, singt so und wenn wir denken, daß die Geliebte den Liebesklängen folgt, so tönt Zi-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Paschas „Verlangen" wie aus selbem Munde:

„O komm, der Morgen zieht gemach herauf, —
Gib dich mir hin und lösch' die Glut in mir,
Ein andermal zeig' Sprödigkeit und Scheu.
Ich sehnte mich solange schon nach dir."

Baki, aus dem sechzehnten Jahrhundert, spricht:

„Ein Sklave ist mein Herz, mit Ketten an
Das Haar meiner Geliebten festgemacht."

Und Sultan Selim I., gesteht:

„Die Löwen zittern, denn sie ahnen
Die Klauen meiner Tapferkeit!
Doch hat der Himmel es gefügt,
Daß ich voll Scheu und Demut bin,
Wenn meine schwache Liebste naht."

Fast alle alten türkischen Dichter verherrlichen die Liebe. Sie befeuert die Tapferkeit, das Weib ist der Preis des Siegers. Innigkeit und Gemütstiefe, lautere Reinheit des Gefühles charakterisiert ihre Stellung zu ihm. Nicht Lüsternheit, nicht frivoles Betasten, sondern berauschte Anbetung gilt dem Frauenleib. Natürlich bedingt eine so enge stoffliche Beschränkung eine starke Einseitigkeit sowohl der Stimmung als auch des Ausdrucks, der rein und ungekünstelt ist, unmittelbar emporquellend aus den Tiefen des Gefühls. Man sucht unwillkürlich nach den kräftigen Tönen selbstbewußter Männlichkeit, man sucht meisternde Auseinandersetzung mit dem Leben, mit der Zeit, der Welt, findet aber immer nur anbetende Hingabe an das Weib. Und das langweilt auf die Dauer. So war die türkische Mannesseele bis vor Kurzem. „Sich verliegen", nannten die deutschen Ritter es, wenn rosenrote Minne oder bleicher Liebesgram sich zwischen den Mann und die Tat drängte. Aber das Erwachen mußte kommen, der Ritter hat dann immer noch zum Schwerte gegriffen. Deshalb werden türkische Lieder von heute anders klingen als die klassischen und die noch jüngst modernen. Die krönenden Erfolge gegenüber einer Welt von Feinden werden in der türkischen Literatur sicherlich eine neue Epoche bewirken, die den Stempel politischen, nationalen Selbstbewußtseins und erprobter Kraft tragen wird. Wir werden das fesselnde Schauspiel erleben, wie eine neue Weltanschauung einem Volke zu Teil werden wird, aus Taten, zu denen es sich ganz plötzlich, fast ohne historische Notwendigkeit aufgerafft hat und deren leitende Ideen der Erkenntnis durch Dichter und Denker harren. Und wir werden sie bewundernd feiern, weil sie aus einer Zeit entstanden sein wird, die uns selber umgeformt hat zu neuen Menschen.

Felix Langer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Staatenwürde

Von E. Pernerstorfer (Wien)

Was uns der Krieg bringen soll, das ist vor allem die Sicherheit und Unantastbarkeit des Deutschen Reiches nach außen hin, seine Gleichberechtigung im Rate der Völker, die, wenn es not tut, erzwungene Wahrung seiner Ehre nach außen hin.

Er soll uns aber noch mehr bringen. Es ist ein beglückendes Gefühl für den Betrachter, daß mit jedem Tag der Chor jener sich verstärkt, die schon jetzt, mitten im Schlachtenlärm, auf die Aufgaben der Zukunft weisen. Es ist schon jetzt eine reiche Literatur zu verzeichnen, die sich mit dem Neubau des Reiches im Innern befaßt. Es sind Stimmen des Ernstes, der Innigkeit, der Sorge. Sie übertönen weit die chauvinistischen Schreie, die leider auch bei uns nicht fehlen, die wir aber zum Schweigen zu bringen hoffen dürfen.

Aber der Krieg soll nicht allein uns schließlich die Erfüllung hoher Hoffnungen bringen — er soll auch für die gesamte Kulturwelt Neuorientierungen bewirken. Jede Kulturnation hat irgendwie und irgendwo einen Punkt, von dem aus für die ganze Welt Vorbildliches ausstrahlt. Und vielleicht wird nach dem Kriege die uns jetzt so feindliche Welt erkennen, daß auch im deutschen Wesen eine reiche Fülle von Weltgenesungskeimen liegen. Wir sind einmal nicht geeignet dazu, Welttyrannen zu werden. Wir wollen die Freiheit der Bewegung nicht für uns allein, sondern für alle Staaten. Der Krieg ist uns nicht eine Lust, sondern eine Last, die wir freilich, wenn es notwendig ist, mit Entschlossenheit auf uns nehmen. Die Welt hat nun wieder einmal gesehen, daß das deutsche Volk, dieses friedfertigste der Völker, in der Stunde der Gefahr auch das kriegerischeste ist.

Die Friedensliebe des deutschen Volkes erhellt schon aus vielen Aeußerungen der täglichen „Kriegsliteratur". Sie ist so vielfach mit Fragen der Friedenskultur befaßt. Unsere militärischen Erfolge werden mit Genugtuung, aber ohne Uebermut besprochen. Dagegen werden eine Reihe von Kriegsfragen mit wissenschaftlicher Gründlichkeit erwogen und im besten Sinne weltgeschichtliche und weltpolitische Perspektiven erörtert.

Zu den besten Schriften dieser Art gehört ein Büchlein „Der Krieg im Lichte der Gesellschaftslehre", das der Wiener Professor Wilhelm Jerusalem vor kurzem hat erscheinen lassen (Stuttgart, Enke. 116 S.). Er fühlt sich als deutscher Oesterreicher und zitiert im Vorwort die Worte Goethes: „Auf-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

richtig zu sein, kann ich versprechen, unparteiisch nicht." Trotzdem kann man ihm das Zeugnis ausstellen, daß er an keiner Stelle in Ungerechtigkeit verfällt. Trotz aller Wärme politischer und nationaler Ueberzeugung läßt es seine Eigenschaft als ehrlicher Gelehrter nicht zu, daß er je aus dem vornehmen Ton fiele.

Er betrachtet den Krieg zuerst als soziologisches Problem. Es ist beachtenswert, mit welcher zwingenden Notwendigkeit er die sozialisierenden Momente des Krieges darstellt, die den in der modernen Gesellschaft immer stärker gewordenen isolierenden und antisozialen Tendenzen mit großer Kraft entgegenwirken. Er bringt diesen Gedanken in Zusammenhang mit dem andern, daß der Krieg uns immer wieder dem Urzustand der Menschheit näher bringt. Nicht dem Urzustand der Wildheit, aber der werdenden Nations- und Staatenbildungen. Nationen und Staaten sind Einheiten, die geschlossen einander gegenüberstehen. Die wirkenden Realitäten dieser Einheiten sind in der Kulturentwicklung von der größten Bedeutung: „Die Nationen und die Staaten werden noch auf lange Zeit hinaus die Organe der Menschheit bleiben. Dagegen fehlt es dem universalistischen und kosmopolitischen Begriff der Menschheit bisher an einer Machtorganisation und somit an der zu soziologischer Wirkung unentbehrlichen Einheit." Es gilt daher, „die Idee der Menschheit zu verkörpern". Nach Jerusalem ist „der zur Einheit zusammengeschlossene Nationalstaat eine Persönlichkeit, d. h. ein Wesen, das Kraft und Würde besitzt". Der Begriff der Staatenwürde, der, einmal anerkannt und ausgeübt, die Grundlage der Menschheitsorganisation sein würde, ist heute noch schwankend. „Als unser Kaiser den serbischen Generalstabschef freiließ, als der Oberbefehlshaber der deutschen Seemacht die Blockade geraume Zeit vorher ankündigte, da handelten beide Männer im Bewußtsein der Staatenwürde. Deutschland hat durch seine Maßnahmen im Anfang des Krieges bewiesen, daß es von sich mehr verlangt als andere Staaten, und in dieser selbstauferlegten und so glänzend erfüllten Verbindlichkeit ist es geradezu vorbildlich geworden für die Entwicklung des Bewußtseins der Staatenwürde."

Die Zentralmächte haben im Punkte der Staatenwürde gegenüber dem Dreierverband eine unbestreitbare Ueberlegenheit, was allein schon durch die Behandlung der Zivilgefangenen hier und dort erwiesen wird.

Sobald der Begriff der Staatenwürde so allgemein geworden wäre, wie der Begriff der persönlichen Würde des Einzelnen es schon heute ist, müssen die sittlichen Vorstellungen und Kräfte zu ganz neuen Wirkungen kommen, deren nicht geringste die Steigerung der inneren Wahrhaftigkeit sein würde. Stehen sich die Staaten nicht mehr als bloße Machtorganisationen gegenüber, nicht



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehr bloß als ihrer Kraft, sondern auch ihrer Würde bewußte Einheiten, so müßte ihr gegenseitiges Verhalten sich gänzlich ändern.

Um diesen Gedankengängen zu folgen und um ihnen beizustimmen, muß man der Ethik freilich eine größere Macht zuschreiben, als man vielleicht gerade heute geneigt ist. Aber vielleicht haben die recht, die vermeinen, daß aus aller gegenwärtigen Wirrnis unendlich mehr Gutes als Schlimmes allerletzten Endes sich entfalten werde.

Pflicht und Würde, meint Jerusalem, bestimmen den Sittlichkeitswert des Individuums. Und zuletzt auch des Staates, der auf die Dauer nicht bloß Machtorganisation sein kann. Staatspflicht und Staatswürde weisen den Staat zur Kulturarbeit nach innen und außen. Weh ihm, wenn er dieser Pflicht nicht gewachsen, dieser Würde nicht voll wäre.

Jerusalem schließt seine kleine, aber inhaltreiche Schrift mit den ernsten Worten des Wiener Dichters Anton Wildgans:

Das ist der Sinn von diesem großen Sterben,
Ihr, die ihr dann noch lebet, merket gut:
Die großen Toten wollen große Erben,
Ihr Todesmut will unsern Lebensmut,
Ihr ungemeines opferndes Verrichten
Bewirkt ein neues Maß für unsre Pflichten,
Und wehe dem, der dann nicht liebt und tut.

# Hexenprozesse

Von Arthur Bonus

Mitten in der Kriegszeit hat in Berlin ein höchst merkwürdiger Hexenprozeß stattgefunden. Er hat nicht mit körperlicher Verbrennung geendigt, den Verurteilten vielmehr nur Gefängnis und die üblichen Foltern an Ehre und Gewissen gebracht.

Um zu verstehen, was hier vorgeht, müssen wir weiter ausholen.

* * *

Unter den vielen Gegensätzen, in deren Austausch das Leben sich entzündet und abbrennt, befindet sich ein sehr grundsätzlicher, der als Problem sich etwa so aussprechen läßt: Entsteht, was wir Leben nennen, so, daß Stoffliches mechanisch auf einander wirkt, und an den Reibungsflächen Geistiges aufflammt, so indessen, daß alles stets wieder an mechanische Bewegung gebunden ist? Oder ist es so, daß nur das Geistige eigentlich ist, und daß es sich irgendwie in Stoff verdichtet, um sich zu gestalten?



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn man die Weisheit der Jahrtausende fragt, muß man wohl sagen, daß im Grunde die Welt an den Geist glaubt. Sie sucht ihn mit immer neuen Mitteln zu fassen und zu formen und läßt von keinem Wege ab, bevor sie einen neuen zum selben Ziele gefunden zu haben glaubt. Die paar technischen Jahrhunderte, in denen wir leben, schwimmen wie eine harte aber hohle Nuß im Geistmeer. Oder besser und gerechter: sie sind eine Zwischenentwicklung mit dem Zweck, ein bestimmtes Organ zu schärfen; wenn dieser Zweck erreicht ist, werden wir aufatmen, wie ein Knabe atmet, der im Meeruferwasser tauchte, um ein Geldstück zu holen, — es war hineingeworfen, damit er Tauchen und Seesicherheit lerne, er aber meinte, es sei um das Geld. So werden wir aufatmend zu jenem breiter strömenden Leben an freier Luft zurückkehren, das wir einst verließen.

Die Geschichte des menschlichen Geistes hat bereits viele solcher Episoden erlebt. Die Mehrzahl von ihnen liegt in grauen Urzeitnebeln. Alte Sagen, ungeklärte geheimnisvolle Gefühle, Schreckträume erinnern an sie.

* * *

Es hat eine Zeit auf dieser Menschenerde gegeben, wo alle Bemühung darin aufgegangen ist, daß der Mensch sich solle verlautbaren können. Wahrscheinlich hat diese Zeit sehr lange gedauert. Ich denke mir, daß Jahrtausende hindurch für die Menschheit die Sprache im Mittel aller ihrer Bemühungen stand. Es gingen die andern Lebensbetätigungen weiter, aber bewußt oder unbewußt stand in allem Hintergrund, in allen Gedanken das Sprechenlernen.

Gewiß nicht, als wäre es vorher und nachher nicht mehr in Frage gekommen. Es handelt sich schließlich nur um einen Abschnitt aus der langen Geschichte des Willens, sich verständlich zu machen. Schon die Tiere versuchen es auf alle Weise, und auch die menschlichen Bestrebungen sind mannigfaltig und merkwürdig. Es gibt Zeichensprachen, Trommelsprachen; wir reden von einer Augensprache. Ich glaube, daß die schöne Beredheit des menschlichen Auges, die erstaunliche Ausdrucksfähigkeit der Gebärden mancher Völker, — Dinge, die jetzt nur noch Zeichen großer Lebendigkeit zu sein scheinen — auf urtümliche Versuche ernsthafter Verständigung zurückgehen.

Zuerst steckt der Wille noch im ganzen Körper, will zu allen Gliedern hinaus, will sie alle sprechen lassen; dann schränkt er sich auf Hände, Finger, Augen ein. Erst spät wird ein bestimmtes Organ, das freilich fast von allem Anfang an mitgebraucht sein mag, der Mund, zum Alleinträger.

Hatte so das Zeitalter der Sprachbildung eine unendliche Vorbereitung, so hat es andrerseits eine unendliche Nachgeschichte. Noch heute wandeln und bilden wir an der Sprache, und selbst das erste Erlernen des Sprechens nimmt noch heute Jahre unseres Kindeslebens in Anspruch. Dennoch sind die phy-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sischen Voraussetzungen, die einst unter ungeheuren Mühen erarbeitet worden sind, fest vererbt, das Sprechen ist eine unter vielen Fähigkeiten geworden.

Wir denken kaum noch daran, daß wir sie erwerben mußten als einzelne wie als Gattung. Aber wir können noch aus mancherlei Spuren erkennen, daß, wie noch in historischer Zeit das Lesen und Schreiben, so vor Alters das Sprechen selbst der Religion sehr nahe stand. Ein niederländischer Forscher hat gelegentlich darauf aufmerksam gemacht, daß der monotone Tonfall feierlicher Kirchengebete derselbe ist, den Kinder an sich haben, welche lesen lernen. Das beobachten wir noch heute, weil es sich auf die unserm Bewußtsein näher liegende Kunst des Lesens bezieht. Gehen wir weiter zurück, so stoßen wir auf die Kunst des Wortes als solchen. Es gibt auch von deren religiöser Einschätzung noch erkennbare Reste. Das „Herr Herr Sagen" war an sich heilig, und es hat ein neues Erarbeiten entgegenstehender höherer Fähigkeiten bedurft, um jene Heiligkeit vergessen zu machen.

Worte machen können war Macht. Das Wort für ein Ding, das war das geheimnisvolle Wesen des Dings. Wer das hatte, hatte die Macht über das Ding.

Man stelle sich die Welt vor, wie sie war, solange sie stumm war. Verschlossen, gläsern, undurchdringlich waren alle Dinge; kaum daß man sie unterscheiden konnte. Jetzt aber faßte man das Zusammengehörige auf. Das, was sich als Ganzes zugleich von anderm loslösen ließ, was gar als Ganzes sich bewegte auf einem starr bleibenden Hintergrund, oder auch was als Ganzes auf wechselndem Hintergrund stehen blieb. Man wußte von sich selbst, wie ein Ganzes bleibt oder sich bewegt: Es hat etwas in sich, das darüber entscheidet. Das ist das Wesen des Dings, sein Geheimnis, seine Macht. Wer es in mir bezeichnen will, nennt meinen Namen. Der Name der Dinge bezeichnet ihr Wesen, — ist vielleicht ihr Wesen? Man kannte etwa auch Schlafwandler und wußte, was für eine Macht der hatte, der den Namen des Schlafwandlers aussprach. Alle Wucht des gesammelten Willens stützte sich auf das Wort, auf den Namen der Dinge.

Ein Gefühl von der Heiligkeit bestimmter Worte und Wortfolgen haben wir noch; weiter zurück glaubt man an ihre zauberhafte Wirksamkeit. Man glaubt an die Wirksamkeit des letzten Segens, der Todesflüche, zeichnet mit großer Ehrfurcht noch jetzt sogenannte letzte Worte auf.

Haben nicht die Reden in Frankreich und Italien, die Rede beispielsweise von dem „gigantischen Plan", den man nun habe, und der alles, alles wenden müsse, — haben sie nicht außer dem reellen Täuschungswert etwas wie beschwörenden Klang? Dieses wunderliche Sichäußernmüssen aller möglicher französischer Größen, die wir uns zum Teil größer dachten, Bergson, Boutroux, France, Sabatier, — mir scheint, es geht nicht in dem Mitteilungsbedürfnis



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf, sie suchen etwas wie Zauberwirkung im bloßen Lautwerden — gewiß unbewußt.

Solche Reste lassen vermuten, daß das Sprechen selbst einst beinahe Religion gewesen sein muß. Freilich auch, daß es eben nicht Religion blieb, also auch nie völlig war.

* * *

Es hat, wie gesagt, soweit wenigstens wir erkennen können, viele Perioden in der Menschheitsentwicklung gegeben, in denen irgend eine notwendige Einzelfähigkeit mit so stürmischer Leidenschaft erstrebt und ausgebildet worden ist, daß sie drauf und dran war, als letzter Zweck des Erdenlebens zu gelten. Wir haben sehr deutliche Reste von einer Religion der Feuerbereitung, von einer Religion der Sternbeobachtung, ja, von einer Religion des Zählens und Rechnens. Die Reinlichkeitspflege war Religion, Krieg und Kriegsbegeisterung war es, die Heilkunst war heilig.

Unserm Herzen steht eine Zeit besonders nahe, deren Werke und Charakter, wie sie uns erscheinen, uns immer wieder ergreifen und mit einer Art Sehnsucht erfüllen, die Zeit, als die Kunst Religion werden wollte. Wir empfinden ihre Nachwehen meist im Gegensatz zu denen einer gleichzeitigen, doch getrennten anderen Entwicklung, in welcher die Moral Religion war. Im Verlauf dieser letztgenannten Periode, oder vielmehr bei ihrem Abbruch fiel das erlösende Wort, der Mensch sei nicht um des Ruhetags willen da, sondern der Ruhetag um des Menschen willen. Der Ruhetag steht in diesem Satz als eine der Moralbestimmungen jener Zeit für das Ganze des Moralgesetzes. Das Wort gilt für alle diese Einübungszeiten, die man Kulturen nennt. Damit die Fähigkeit, um die es sich handelt, in feste seelische Organisation des Menschen übergehe, ist es nötig, daß sie jeweils die ganze Arbeit des Menschen in Anspruch nehme und besonders auch alle Gemütskräfte für sich einspanne. Es kommt dann mit fast automatischer Sicherheit ein Punkt, wo die Entwicklung sich zu überschlagen droht, wo der Mensch nicht mehr um seinetwillen die betreffende Fähigkeit treibt, sondern selbst um ihretwillen dazusein meint, sie zu seiner Religion macht. Mit dem gleichen Augenblick entsteht jene bekannte Gefahr des Geizigen, dem das Geld aus einem Mittel zum Lebenszweck geworden ist. Er läßt seinen ganzen inneren wie äußeren Menschen darben, um aus sich eine Geldmaschine zu machen. Ein ähnlich unangenehmes Bild bietet jede der großen Kulturen in ihrer Schlußzeit. Kein unerklärlicher „Verfall", — ihr Sieg selbst ist die Ursache ihres Endes. Er räumt die Gegenkräfte hinweg, welche allein sie gesund erhielten.

Die künstlerische Weltanschauung der Griechen, die uns freut, weil wir an ihre gesunde Zeit denken, ging unter in Alexandrinismus, in der Vorstellung



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von der bedeutsamen Form, nach der schließlich alle Form Erkenntnis bedeutet, und nur als Allegorie Wert hat. Das herbe Ethos der Propheten Israels, dem niemand unerschüttert lauschen kann, der Verständnis für Größe der Gesinnung hat, verkam im Pharisäismus, in der Vorstellung von der Moral als einzigem Wertmesser. Die Alexandriner erhoben den Logos, die Vernunft, zum Weltschöpfer und -offenbarer, die Juden den Nomos, die Moral.

Unser Gefühl leitet uns ziemlich sicher beim Studium dieser Kulturen. Wir spüren den großen freien Atem in der künstlerischen Weltanschauung der Griechen auf ihrer Höhe, der Prophetie Israels in seiner jungen gesunden Zeit, und wir fühlen uns bedrückt und wie in schlechter Gesellschaft im Alexandrinertum und im Pharsäismus. Dort handelt es sich um Menschen in irgend einem großen vollen Sinn, die um ein bedeutsames Gut kämpfen mit etwas wie einem Bewußtsein, daß sie es für mehrere als für sich selbst tun, daß die Götter auf sie schauen, daß sie auserwählt sind, nicht nur aus den Völkern, sondern wiederum auch für die Völker. Sie gestalten und verkündigen Menschendinge. Ihre Epigonen an der Zeitenwende kommen uns wie Spezialisten vor, wie krüppelhaft, und wenn schon virtuos, so mehr noch maniriert als virtuos. Es schaudert uns, wenn wir uns vorstellen, die Entwicklung hätte in dieser Richtung weitergehen sollen.

Und doch ist das der ursprüngliche Sinn solcher Entwicklungen: es ist die Art, wie das Leben auf Erden in die Mannigfaltigkeit auseinandertritt. So ist die unendliche Buntheit der Natur mit der Verschiedenheit ihrer unzähligen Arten entstanden.

Offenbar hat aber die ganze Zeit hindurch neben dem Trieb auf Besonderung, Beharrung, Artbildung ein entgegengesetzt wirkender Trieb auf Erhöhung schlechthin bestanden. Im Menschen bricht er stark hervor. Er äußert sich in den Gefühlen des Ueberdrusses, des Nichtgenug, der unbefriedigten Sehnsucht, des bösen Gewissens, in Ahnungen vollkommenen Lebens. Je stärker die Gefahr der Artbildung auftritt, desto wilder und phantastischer äußert sich der Höhertrieb. Gleichzeitig zeigt sich auf der andern Seite, daß der einseitig eingefahrene Volksgeist den gemeinmenschlichen Aufgaben nicht mehr gewachsen ist, wenn die sich in ihren urtümlichsten Formen — etwa der Verteidigung gegen Angriffe — nötig machen. Von schwierigen Verhältnissen außen her bedroht, im Innern voll Unruhe und ungeklärter Sehnsucht, flüchtet sich dieser Menschenschlag in eine neue Innenwelt, um darin zur Ruhe zu gehen oder sich für einen Umschwung vorzubereiten. So war es im Ausgang der Antike, sowohl der hellenisch-römischen, als der israelitischen. Wir dürfen annehmen, daß es am Ende jeder großen Kulturepoche ähnlich zugegangen ist.

* * *



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Grundwahrheit, sozusagen die, aus welcher alle alten Einzelwahrheiten gehauen werden müssen, ist die von der Allmacht des Geistes. Alle Einzelkulturen, Einzelerarbeitungen, Einzelschöpfungen werden aus ihr herausgearbeitet und sind gewissermaßen gegen sie gerichtet. Je weiter sie sich von ihr entfernen, desto heller, gefälliger, gestalteter werden sie zwar, aber auch desto kleinlicher, schwächlicher, künstlicher, spezialisierter, eben mehr von der strömenden Kraft entfernt und von dem Geiste, den wir meinen, wenn wir von „Begeisterung" sprechen. Man ist nach bestimmten Richtungen hin außerordentlich sublim, aber müde und blasiert. Dieser Gefahr gegenüber vertritt jene Grundwahrheit die Verbindung mit den tiefsten Kräften und dem eigentlichen Menschentum. Sie gewinnt Gestalt in dem, was wir die Religion eines Volkes nennen. Sie vertritt den Willen zur höheren Stufe und steht insofern kritisch zur Kultur. Solange diese kritischen Kräfte im Volke wach sind, in jedem einzelnen, auch in den Vertretern der Sonderkultur selbst, solange ist keine Not. Bedenklich wird die Lage, wenn das Volk sich in bewußt Religiöse und bewußt Weltliche teilt, und kritisch wird sie, wenn es dahin kommt, daß auch die gestaltete Religion selbst in die Sonderkultur hineingezogen wird. Wo also, wie vorhin gesagt wurde, die Sonderkultur Religion wird.

In diesem Fall pflegen dann die primitivsten religiösen Regungen aufzuwachen und stark zu werden. Die religiöse Grundüberzeugung von der Allgewalt des Geistes und Willens steht auf. Sie erhebt sich in erschreckend fremdartigen, seltsam urtümlichen Formen, am stärksten oft gerade in den der Religion am meisten fremd gewordenen Kreisen. Das ist die Zeit, wo Urzeit Zauberglaube neu ausbricht, und Hexen in jeder zeitgemäßen Verkleidung durchs Land schweifen.

Heute in spiritistischer, okkultistischer, methodistischer Aufmachung, charakteristischer Weise alle mit einem scharfen Stich ins Wissenschaftliche, der dann freilich durchaus phantastischer Natur ist.

Es ist natürlich, daß diese Partei der grundsätzlichsten Opposition alles an sich zieht, was es von Kräften gibt, die sich in die herrschende Kultur schlecht einreihen und mit ihren Mitteln nicht genügend erklären lassen. Doch vielfach auch das, was von tieferen Gemütskräften vorhanden ist, die, an sich heller Art, sich verlacht und verachtet finden und gescheucht und scheu sich ins ungeklärte Innere zurückgezogen haben.

Die Richtung aufzufinden, in der sich eine Kultur fortbewegt, ist nicht so schwer, und mit Geheul sich ihr anzuschließen nicht so großartig, als die Viertelsköpfe rings im Land es sich denken. Die eigentliche Bahn des Lebens zu erkennen, die Rücksprünge, Widersprüche, Spannungen des Lebens, die Gegengewichte, die es braucht, die Widerkräfte, die es neu spannen, wo es sich im



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verbrauch seiner Kräfte schwächt, die Gegenspieler, ohne die das Drama des Lebens nicht vorwärts geht, — alles dies zu sehen nicht nur, sondern lebendig in sich selbst wieder einander angehen zu fühlen, das macht den Menschen, der ganz Mensch ist, in seiner Zeit. Der mag dann auch wohl spüren, wo die Linie aufwärts geht.

Im Ausgang der Antike brach ein ungeheures Chaos von Gespenster- und Hexenglauben und jeder Art Geheimkult auf. Wir heute, die wir den Fortgang kennen, auch die Quellen unvoreingenommen zu vergleichen im Stande sind, machen einen großen Unterschied zwischen dem Christus- nnd den andern Kulten, die damals Anhänger suchten, für die Kultur jener Zeit war er ein Aberglaube wie andre auch. Da er gefährlicher schien als andre, machte man ihm vor andern den Hexenprozeß.

Die vielen Anläufe vor der Reformationszeit und um sie herum, aus einer Kultur sich loszureißen, welche sich einzurosten im Begriffe stand, sind umschwärmt von Scharen der Hexen und Zauberer, und ihre Zeit machte nicht den Unterschied zwischen den zahlreichen Hexenmeistern vom Schlage des Albertus Magnus, des Faust, der Albigenser, Beghinen, freien Geistes, des Huß und den sozusagen Wald- und Wiesenhexen, die man überall aufgriff und verbrannte.

Aber auch das, was wir Zauberei und Hexenkunst nennen, ist nichts als wieder erwachender urältester Religionsausdruck, erster einfachster Kult. Der älteste und unmittelbarste Ausdruck der Ueberzeugung, daß der Geist die Natur zwingt, und zugleich der Einsicht, daß er es nicht durch einfaches Wollen tut, sondern erst auf allerlei Umwegen des Tuns. Wir haben über der Erforschung dieser physischen und psychischen Umwege die Sache selbst vergessen und sind nun Gotts verwundert, wenn sie, vernachlässigt, verwildert, wie wir sie gelassen haben, roh und ungefüge hervorbricht und ihre Umwege durch allerlei Brimborium sucht. Doch ist das bisher jedesmal geschehen, wo irgend eine Zwischenentwicklung das Leben in sich und auf sich aufzusaugen drohte. Jedesmal ein solches Aufwachen von jeder Art Atavismen, die sich zu erneuter Zuchtwahl stellen, und unter denen die Kraft der neuen Entwicklung sich kämpfend Bahn schafft. Und so machen wir es, wie sie in ihrem Schrecken und in ihrer Verlegenheit die Früheren machten: wir erklären diesen sonderbaren, unverstandenen und unter sich sehr verschiedenwertigen Erscheinung den plumpen Hexenprozeß.

* * *

Die mittelalterlichen Hexenprozesse haben einen ungemeinten Nebenerfolg gehabt. Sie haben unendliche Schätze von Phantasie aus unsern abendländischen Völkern ausgebrannt und den eisernen Intellektualismus ent-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stehen lassen, der uns bedrückt, der aber doch zugleich die Vorbedingung für das Aufkommen der Wissenschaften gewesen ist, die unser Stolz sind. Nun sind diese Wissenschaften auf jenem Höhepunkt angelangt, auf welchem die Dinge Religion werden. Unmittelbar in den sogenannt monistischen Strömungen, mittelbar in der Verwissenschaftlichung aller religiösen Probleme in der Kirche und darin, daß selbst eine Gegenbewegung wie die Gesundbeterei den albernen Namen „Christliche Wissenschaft" annehmen zu müssen glaubt. (Oder, wie die ganz Albernen sagen: „Christian Science", ohne Artikel, etwa wie Christian Schultze.)

Gewiß werden die Errungenschaften dieser wissenschaftlichen Epoche so wenig je schwinden, wie die Kunst der Sprache schwand, als man nicht mehr glaubte, alle Rätsel durch Benennung lösen zu können. Wohl aber werden sie als eine zwischeneingekommene Entwicklung aus Anteilnahme und Wertschätzung der Menschen um ein bedeutendes zurücktreten müssen. Aehnlich wie einst Paulus, ohne der mordischen Uebung zu fluchen, die das Gesetz dem Instinkt seines Volkes verschafft hatte, doch über diese Entwicklung hinweg an den moralinfreien Glauben Abrahams und der Propheten angeknüpft hatte, so werden wir über diese wissenschaftlich-technische Gehirnausziselierung hinweg wieder auf eine größere wuchtigere Lebensauffassung zurücklenken. Jenes war schwer genug, und hat viel Tragik und Unruhe der Seele gekostet, auch dieses heute wird nicht leicht sein. Die Anzeichen liegen in jenen seelisch sich mehrenden Strömungen vor.

* * *

Zu einem richtigen Hexenprozeß gehört das Zusammenwirken von Staat, Kirche und hochgelahrter Wissenschaft, so früher, — so heute. Unsre kirchlichen Kreise sind selig, sich einmal einig mit der Wissenschaft zu fühlen, und gar für die Medizin eine Lanze brechen zu dürfen. (Und wo wir im Haß uns finden, da verstehen wir uns gleich!) Der Staat aber erklärt durch seine Richter, daß sowohl die Würde der Wissenschaft als das christliche Gewissen beleidigt sei. Durch richterliches Urteil festgestellt. Ein Schauspiel für Götter.

Wenn die Kirche vielfach glaubte und glaubt, daß die Religion gesetzlich geschützt werden müsse, so haben religiöse Menschen stets ihre großen Bedenken dagegen gehabt. Ob es wirklich der Würde der Wissenschaft so sehr dient, wenn sie die zweifelhafte Ehre auch für sich beansprucht, gesetzlichen Schutzes für ihre Forschungen zu bedürfen?

Aber wenn eine Orthodoxie erst einmal so weit gekommen ist, unter allgemeinem Beifall die Staatsgesetze gegen ihre Widersacher in Bewegung bringen zu können, so pflegt sie auch keine Scham mehr zu kennen. Und



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selbst die der ärztlichen Wissenschaft an sich naheliegende Erwägung, daß ein Kurieren auf Symptome Pfuscherarbeit ist, wird da nichts mehr fruchten. Wir werden uns auf eine Zeit verschärfter Hexenverfolgungen vorbereiten müssen.

Dann, o Philister, um wie vieles wieder einmal ruhiger wird dein Schlaf geworden sein! Ruhe sanft in dieser Aussicht.

# Südserbien

Von Paul Zschorlich (Berlin)

Ueber Serbien liest man mitunter recht groben Unsinn. So hat einer, der sich auf das Interview eines serbischen Journalisten berief, erzählt, er habe in Mitrowitza in einem elenden Stall übernachten müssen, da es dort nur armselige Hütten und kein einziges Gasthaus gebe. Das ist doch ein starkes Stück. Mitrowitza zählt etwa 7000 Einwohner. Will uns der Herr weismachen, die verbrächten ihr Dasein allesamt wie die Zigeuner? Mitrowitza ist Kopfpunkt einer Eisenbahn. Und da sollte keine Möglichkeit eines Unterkommens sein? Und ein Serbe soll das erzählt haben? Also ein Angehöriger des Volkes, für das der Besitz Altserbiens etwa das ist, was uns der Boden von Elsaß-Lothringen bedeutet? Den Serben möchte ich sehen, der das erst jüngst eroberte Altserbien so niedrig einschätzte!

Als ich vor 2½ Jahren in Mitrowitza war, standen dort zahlreiche ein- und zweistöckige Häuser, aus Steinen erbaut und mit richtigen Schornsteinen versehen. Auch waren sie großenteils ganz sauber angestrichen und es gab wirkliche Fensterscheiben darin. Mitrowitza ist eine kleine Bergstadt wie etwa Marburg in Hessen oder Eisenach. Es gibt oder gab dort sogar ein österreichisch-ungarisches Konsulat. Und ich war wirklich nicht in einem Stall untergebracht. Vor 2½ Jahren zählte ich drei Gasthäuser. Daß man an sie nicht den westeuropäischen Maßstab anzulegen hat, ist so selbstverständlich, daß es gar keiner Betonung bedarf. Ich kann mir nicht denken, daß inzwischen die Bewohner von Mitrowitza ihre Häuser in Hütten und Ställe umgebaut haben und daß alle drei Gasthäuser eingegangen sind. Ich kann mir aber sehr gut denken, daß das Interview mit dem serbischen Journalisten einfach erfunden ist.

Ein andrer, sogar einer der bekannteren Kriegsberichterstatter, meldete: „In der engen Talschlucht des reißenden Ibar, gleichmäßig über die Gebirge zu beiden Seiten, drangen die Truppen unaufhaltsam vor.“ Es ist richtig,



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß sich auf beiden Seiten einer „engen Talschlucht" Gebirge zu befinden pflegen. Man braucht nicht bis nach Serbien zu gehen, um diese Beobachtung zu machen. Es heißt dann weiter, der ehemalige serbische Grenzort Raschka sei mit Nisch durch eine Straße verbunden, „was man in Serbien Straße nennt". Nun, ich bin diese Straße zwischen Kraljewo und Raschka zu Fuß gegangen und ich kann versichern, bequemer geht es sich auf der Landstraße zwischen Berlin und Potsdam auch nicht. Erst hinter Raschka, nach Nowipasar zu, wird die Straße schlecht. Bis dahin aber ist sie so breit und glatt und gepflegt, daß man meinen könnte, in Thüringen zu sein. Sie geht im Tal neben dem Ibar entlang und eignet sich sogar für Radfahrer. Der Kriegsberichterstatter, der so berichtete, kann unmöglich über Kraljewo hinausgekommen sein.

Wenn ich diese beiden Fälle ausführlicher erwähne, so nur deshalb, weil sie dazu beitragen, eine falsche Vorstellung von jenen Gegenden zu erwecken, die — um einen dritten zu zitieren — als „unerforscht" gelten. Ein solches Wort trifft allenfalls zu für den östlichen Teil des Sandschaks oder für Albanien, aber nicht für eine Gegend, in der die Eisenbahn geht oder die eine breite Verkehrsstraße aufweist. Wir haben aber, denke ich, nur ein Interesse daran, etwas richtig zu kennen, auch auf die Gefahr hin, daß wir dann manche Vorurteile ablegen müssen.

*

Im südlichen Serbien wandert sich's herrlich. Man darf sich nicht vorstellen, als ob man da jeden Tag mit einem Indianerstamm zu tun bekäme. Der serbische Bauer und Hirte ist ein durchaus friedlicher Mann, dessen Horizont gar nicht so weit geht, daß er überhaupt in die Lage käme, den Deutschen zu hassen. Was er haßt, das ist die verblendete, ja verbrecherische Klique in Belgrad, die ihn von seinem Acker holt und ihn gegen den Feind schickt. Es ist nicht der serbische Bauer, der den Königsmord gleich einem einträglichen Gewerbe betreibt, der das Land in eine Katastrophe hineinhetzte, der sich vom Dreinschlagen etwas erhofft. Die Drahtzieher dieser Volkstragödie sitzen in Belgrad und zahlreiche Serben sind nichts als Puppen, die gehorchen und gehorchen müssen. Man kann und soll dem serbischen Volk die Anerkennung nicht versagen, daß es sich tapfer geschlagen und sein Land so gut verteidigt hat, als es eben konnte. Die Tapferkeit steht heute hoch im Kurs. Man soll sie nicht geflissentlich übersehen, wenn sie einmal vom Gegner bewiesen wird.

In Friedenszeiten fand ich den serbischen Bauer freundlich und umgänglich. Auch dort, wo er mißtrauisch erschien, blieb er harmlos. Auch unsere Heeresleitung unterscheidet heute zwischen den Serben, die noch die Waffen erheben, und den Bewohnern, die sich in ihr Schicksal ergeben haben. Mit diesen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wird freundlich, ja nachsichtig verfahren. Sie gelten als die Verführten. Dieser Tage war in den Tageszeitungen zu lesen, in Serbien habe sich unter den Frauen ein „Korps des Todes" gebildet, das geschworen habe, die gefallenen Männer zu rächen. Es bilde eine mit Flinten versehene Bande. Das ist so recht der Phantasieserbe des Westeuropäers. Wer aber die Zustände in Serbien nur einigermaßen kennt, der weiß, daß die serbischen Bäuerinnen gar nicht an dergleichen denken. Sie wissen gar nicht, was Organisation ist, und sind es von Kindesbeinen an gewöhnt, zu gehorchen und sich zu ergeben. Allenfalls in der Stadt könnte eine solche Verschwörung zu Stande kommen, auf dem Lande niemals.

*

In Meyers „Türkei" kann man lesen, daß ein Ausflug nach Südserbien „eine der schönsten Touren auf der Balkanhalbinsel" sei, „die allerdings nur in Begleitung landes- und sprachkundiger Männer unternommen werden kann". Das mag früher zugetroffen haben. Ich bin jedoch vor 2½ Jahren, also noch während des serbisch-bulgarischen Krieges, ganz allein und ohne der serbischen Sprache irgend kundig zu sein, durchs Ibartal bis hinunter nach Nowipasar und von dort bis über Uesküb hinaus gewandert, ohne daß mir das geringste geschehen wäre, wiederholte Verhaftungen ausgenommen, wie sie für einen Fremden in Kriegszeiten unvermeidlich sind und die sich stets schnell als irrtümlich herausstellten, sobald ein höherer Offizier die Sache in die Hand nahm und meine vom serbischen Kriegsministerium ausgestellte Legitimation überflog, die der Analphabet von serbischem Landsturmmann in der Regel nicht lesen konnte.

Hohe Genüsse bietet dem Touristen das südliche Serbien. Und nicht nur landschaftliche. Man trifft dort vor allem altehrwürdige Klöster, Zeugen aus der historischen Vergangenheit, die noch von den großen Tagen des serbischen Zarenreiches zu erzählen wissen. Da liegt, nur eine Stunde von Kraljewo entfernt, dicht am Ibar das altberühmte Kloster Zitscha, in romanischem und byzantinischem Stil 1207—1220 erbaut. Es ist das Krönungskloster der Nemanjiden, die im 13. und 14. Jahrhundert Serbien regierten. Für jeden der sechs Könige, die sich hier die Krone aufs Haupt setzten, war eine besondere Eingangstür gemacht, die sofort nach der Krönungsfeierlichkeit für immer zugemauert wurde. (Auch König Peter ist hier 1904 gekrönt worden.) Die jahrhundertealten zugemauerten Türen sieht man heute noch sehr deutlich. In einem Seitental, nicht weit von Raschka, liegt Studenitza, und wer zum ersten Mal den ganz aus weißem Marmor erbauten Dom dieses Klosters aus der grünen Waldlandschaft hervorleuchten sieht, der wird schwerlich sein Entzücken meistern können. Der Dom ist nicht sehr groß, aber ein Meisterwerk an feiner Ausführung im Einzelnen. Die Arabesken und Blumen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewinde sowie die Arbeit an Pfeilern und Säulen, die hier in Marmor ausgeführt ist und meist aus dem 13. Jahrhundert stammt, wird selbst einen alten Italienfahrer in Erstaunen setzen. Für die künstlerische Behandlung des Marmors bildet der Dom von Studenitza einen der hervorragendsten Belege aller Zeiten, und man ist ganz überrascht, dergleichen hier, weitab von allen menschlichen Ansiedlungen und so versteckt zu finden, daß man die Stätte kaum findet. Welches hohe Ansehen das Kloster Studenitza früher genoß, geht schon daraus hervor, daß sich nicht weniger als 35 Kirchen und Kapellen im weiteren Umkreis befinden. Die Wallfahrer, die sich hier lagerten, zählten in früheren Jahrhunderten oft nach vielen Tausenden. Heute wohnen noch zehn Mönche in den stattlichen, von einer hohen Festungsmauer umgebenen Gebäuden, und ihr Vorsteher, der Igumen, erwies sich als ein sehr gebildeter Mann, der auch Deutsch verstand.

Auch andere Klöster, wie Ravanitza oder Ljibustinia, üben einen romantischen Zauber auf den Fremden aus. Nicht nur weil sie die Vergangenheit so sichtbar verkörpern und weil an jedem von ihnen ein Stück serbischer Geschichte hängt, sondern auch weil sie heute weltabgeschieden daliegen, selbst vom nächsten Dorf in der Regel erst nach einiger Zeit zu erreichen. Ihre Bewohner, die sich die Haare lang wachsen lassen und oft tagelang keinen Menschen zu Gesicht bekommen, führen in der Tat ein Leben, das nicht von dieser Welt ist. An diesen Stätten, wo man gastfreundlicher Aufnahme stets sicher sein darf, läßt es sich auch für einen Deutschen gut träumen! Man ist dem Lärm und Stank der Welt entrückt und fühlt sich wie geborgen im klösterlichen Frieden!

*

Wer in Serbien oder Bulgarien reist, muß natürlich mit vielem vorlieb nehmen. Sobald man den Bezirk einer Stadt verläßt, hat man es hier wie dort mit einer in jeder Hinsicht zurückgebliebenen Bauernbevölkerung zu tun. Auch muß man etwas Mißtrauen mit in Kauf nehmen, das sich oft in sehr naiver Weise äußert. Das ist nicht gut anders möglich bei Leuten, die die westeuropäische Kultur nur vom Hörensagen kennen, unter denen viele es nicht über sich gewinnen würden, den Hörer eines Telephons in die Hand zu nehmen und die ohnedies durch den traditionellen Steuerdruck und die Art der Steuereintreibung eingeschüchtert sind. Kommt man in ein Dorf, so bildet sich in der Regel eine Gruppe Neugieriger um den Fremdling, die ihm oft auf Schritt und Tritt folgt, aber das ist ja nicht weiter schlimm und durchaus verständlich, denn die Leute sehen und hören ja nie etwas vom großen Leben da draußen. Es ist auch lediglich die Neugier, die sie treibt, und sie führen nichts Böses im Schilde. Gasthäuser gibt es wenig; im Essen muß man sich auf Eier, Brot, Käse, Milch, Kaffee und ähnliches be-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schränken, denn das Fleisch, das ohnedies selten ist, wird nicht abgehäutet und das Gemüse so stark gewürzt, daß es einem westeuropäischen Gaumen widersteht. Man findet aber immer einen Bauern, der ein mäßig sauberes Bett zur Verfügung stellt. Unter Ungeziefer hatte ich nie zu leiden.

Was die Verständigung angeht, so ist man vielfach auf Gesten angewiesen. Außer serbisch wird auf dem Lande nichts gesprochen. Von Zeit zu Zeit wird man aber immer einmal wieder einen Popen, einen Offizier oder einen andern höheren Beamten treffen, der deutsch oder französisch kann, und seien es auch nur einige Worte. Wer sich auch nur 10—20 serbische Worte angeeignet hat, so daß er sich das Notwendigste in der Landessprache bestellen kann, wird sofort auf Gegenliebe stoßen. Dergleichen schmeichelt dem serbischen Bauer.

So aus aller Welt liegt Südserbien schließlich doch nicht, daß man nicht unversehens einmal eine deutsche Konservenbüchse gewahrt oder die Töne eines Grammophons hört. In einem Kaffee von Trstenik, im Morawatal, spielte eine Zigeunerkapelle Berliner Gassenhauer: „Puppchen, du bist mein Augenstern" und ähnliches. Kein Export wird schneller umgesetzt als der musikalische.

Ganz anders jenseits der ehemalig serbischen Grenze. Im Sandschak Nowipasar hört Europa auf. Geographisch mag er mit dazu gehören; wer aber vor zwei Jahren noch dort gewesen ist, der glaubte sich ins Innere Kleinasiens versetzt. Der Unterschied ist in die Augen springend. Es gibt zwar auch in Raschka eine kleine Moschee, aber das Gepräge des Städtchens ist alles andere als orientalisch. (Ebensowenig wie etwa Bukarest orientalisch ist.) Es ist einfach serbisch. Nur vier Wegstunden weiter aber, in der Stadt Nowipasar, tritt dem erstaunten Wanderer der Orient mit seinem ganzen Zauber entgegen. Es wimmelt von Türken, alles glaubt an Mohammed und dadurch allein ist schon das öffentliche Leben entscheidend beeinflußt. Von hier bis hinunter nach Uesküb, im eigentlichen Altserbien, ist das Serbische längst durch das Türkentum überwuchert. Dieses ist ganz und gar ausschlaggebend geworden. Seit der Schlacht auf dem Amselfeld (1389) ist das alte Serbenreich, das unter dem Szepter des Stephan Duschan (1331 bis 1355) und des Zaren Lazar I. Mazedonien, Albanien, Thessalien, Nordgriechenland und sogar einen Teil von Bulgarien umfaßte, unter die türkische Botmäßigkeit gekommen. Man kann sich denken, daß diese 500 Jahre Türkentum das Land und die Leute nachhaltig beeinflußt haben.

Der alte Grenzort Raschka bildet in der Tat eine Barre für den westeuropäischen Einfluß. Ist er im südlichen Serbien schon gering und nur sporadisch anzutreffen, so hört er einige Kilometer hinter Raschka ganz und gar auf. Wer auf der großen Bazarstraße in Nowipasar einhergeht, wird nur ungern zugeben, daß er sich auf europäischem Boden befindet.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Das Mädchen sitzt daheim und singt

Von Hermann Hesse

Du weißer Schnee, du kühler Schnee,
Fällst du im fernen Land
Meinem Schatz in die braunen Haare,
Meinem Schatz auf die liebe Hand?

Du weißer Schnee, du kühler Schnee,
Und hat mein Schatz auch kalt?
Liegt er im weißen Felde,
Liegt er im finstern Wald?

Du weißer Schnee, du falscher Schnee,
Laß meinen Schatz in Ruh!
Was deckst du ihm denn die Haare
Und deckst ihm die Augen zu?

Du falscher Schnee, du weißer Schnee,
Er ist ja gar nicht tot,
Vielleicht er sitzt gefangen
Bei Wasser und bei Brot.

Vielleicht er kommt bald wieder,
Er kann schon draußen stehn,
Und ich muß mir die Tränen abwischen,
Sonst kann ich ihn ja nicht sehn.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## Meyrinks Golem

Zu sagen, daß Gustav Meyrinks Roman „Der Golem" (bei Kurt Wolff Verlag, Leipzig) ein gutes Buch ist, sagt gar nichts. Ja, es ist ein gutes Buch und gleichzeitig jene aufreizende und nicht loslassende „Lektüre", die dazu angetan ist, in die Masse zu dringen. Schon das ist ein seltener Zusammenklang. Aber der Klang kommt aus der Tiefe, nicht aus dem Tag. Wo ihn fassen? Der Dichtergeist Meyrinks hat selber etwas von der Gewalt jenes legendären Golem, der alle dreiunddreißig Jahre im alten Prag auftauchen soll und dessen seelische Macht körperlich wirkt, aber unsichtbar bleibt. Es ist, als wandele er selber durch dieses Buch, aus dem Ungefähr kommend, in das Ungefähr metaphysischer Abgründe jählings wieder untertauchend; als dichte er, nachdem ihm das „Dschem", das Magiewort vom Leben, unter die Zunge gelegt sei, wie jener Tonfigur der Prager Rabbiner der Sage es tat; und als sei alles bei ihm nicht mehr Wort und bunte Schau phantastischer Geschehnisse, mit künstlerischer Klarheit ersonnen und aufgebaut, sondern als spreche selber die Stimme der Tiefe und die furchtbare Weisheit des Buches Ibbur durch einen inbrünstig Hingegebenen ...

Niemand kann dieses dichten, der nicht in tiefster Seele erschüttert und überzeugt ist von dem Reich der Dunkelheit in uns und um uns. Jenem Reich, von dem es heißt, daß einmal drei Männer herabgestiegen seien. Der eine wurde wahnsinnig, der zweite blind, nur der dritte, der hochberühmte Rabbi ben Abika, zubenannt der Weise, kam heil wieder heim und sagte, nichts als dieses Wort: er sei sich selbst begegnet. Aber nicht jene leeren Begegnungen mit dem Ich sind gemeint, sondern die mit dem wahren Doppelgänger, dem „Habal Garmin", dem „Hauch der Knochen", von dem es wiederum in den geheimen Schriften der Juden heißt: Wie er in die Grube fuhr, unverweslich im Gebein, so wird er auferstehn am Tage des letzten Gerichts. — Und hier liegt bei Meyrink auch der tiefere Sinn des Golem und seines Wesens: wer unbeirrt ihm ins Auge zu blicken wagt und mit der ganzen Kraft seiner Seele ihn niederkämpft, wer durch Irrnis und Qual und tiefen Glaubens voll unerschrocken den Weg des Lebens wandelt, der ist seinem Doppelgänger aus dem Reich der Dunkelheit begegnet, ohne wahnsinnig zu werden, ist teilhaft geworden des Heils an dem Leben, das nichts als eine ununterbrochene formgewordene Frage ist und jede Antwort im Keime schon in sich trägt. Mag dieses Wesen, wie der Prager Golem der Sage, auch hoch über der Erde in einem Zimmer ohne Türe wohnen, er wird zu ihm finden durch das Grausen unterirdischer und verschütteter Gänge und die Qual aller Menschlichkeit.

Traum — ist es diesem Dichter der Kabbala, ist es den Menschen, die aus seiner heiligen Besessenheit lebendig geworden sind, etwas anderes als die Wirklichkeit! Aus Traum und Wahn wächst hier das wilde und atemlose Geschehnis (und vielleicht ist diese üblich gewordene Einkleidung des Uebersinnlichen und real nicht zu Fassenden das einzige Bedenkliche an dem Buch, ein Zugeständnis an das Publikum, obgleich wiederum folgerichtig aus dem Wesen seiner Anschauung vom Leben gezogen). Aber mit Traum und Wahn blüht nicht allein alles reale Leben des Prager Ghetto und überhaupt des alten Prag auf, unerhört farbig und zuckend von Beweglichkeit — es ist scharf, überscharf konturiert, eben mit



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der durchdringenden Hellsichtigkeit des Traumes. Mädchen tragen ihre ungehemmten Begierden in den Abend und andere blühen verborgen, wundersam gleich den Rosen von Jericho, umgetan mit einem Schleier schwermütiger Trauer. Und die rastlose, glücklose Qual jener Angehörigen eines der zehn Stämme, die von Gott verflucht sind, wühlt im Ghetto, schafft Verbrechen und unersättliche Gier, tost ruhelos im Blut und wirbelt das Leben zu Wahnwitz. Und Juden von jenen Stämmen, die Gott geweiht und gesegnet hat, leuchten mit ihrer stillen Weisheit und ihrer Güte unirdisch schier in das brodelnde Dunkel der Gasen. Das Gesindel der Kneipe zum „Loisitschek", jenes „Bataillon", von dem eine solch schöne Geschichte, wie aus alten und verschollenen Büchern erzählt wird, kreuzt das Liebesschicksal vornehmer Damen. Das Bild dieser Stadt steht gespenstisch auf, visionär geschaut, aber mit den brutalsten Wirklichkeiten, geboren aus der verschmolzenen Einheit von Haß und Liebe. Die Peitsche knallt mit grausamer Freude über Beamte und Bürger: und aufgehängt an ihr, mit einem Witzwort, einem würgenden Griff der Satire in ihrer lächerlichen Nacktheit entkleidet, zappeln sie an ihr in grotesker Komik, lebenswahr zugleich und Marionetten eines diabolischen Geistes.

Erzählen, wie sich das alles aneinander reiht? Von dem Gemmenschneider Athanasius Pernath, dem der Verstand von einer zu starken Liebe irre wurde und der ein abenteuerliches und versonnenes Leben des Tiefsinns und der Leidenschaften ohne jede Erinnerung an sein früheres mitten in diesem Ghetto lebt. Nein, das schüfe nur einen leeren und verwirrenden Raum zwischen den Begebnissen und ihrem Geist. Suche jeder sich seine eigene Deutung in diesem Buch, als Skeptiker gegenüber den unirdischen Dingen oder als Gläubiger, immer wird er auf jeden Fall der hingerissene Zuschauer sein. Denn dieses Buch ist geistig (ohne daß Meyrink Verwandtschaft des Blutes mit den Juden hat) geschrieben in solchen Zeichen, wie sie das hebräische Alphabeth als seelischen Charakter hat: in Konsonanten, in den Umrissen der Wesenstiefe. Die Vokale muß jeder, stehen sie auch eingezeichnet, selber sich dazu bilden: ihren Klang, ihre Farbe, die Auffassung und den tieferen Sinn.

Joachim Friedenthal (München)

## Unser Idealismus

Indes Franzosen nur literarisch, Engländer nur im Sonntagsgottesdienst, Idealisten sind, in der Praxis aber sich zumeist von unverfälschtem Realismus bestimmen lassen, kommen wir Deutsche selbst in Fällen des Alltagslebens, in denen *Realismus Selbstschutz* bedeutet, aus einem reichlich undankbaren *Idealismus* nicht heraus. Und werden dafür — *Barbaren* genannt.

Es besteht zwar einige Hoffnung, daß die Erfahrungen des Weltkrieges, die Ziele und Mittel unserer zahlreichen Feinde, die im Zeichen der brutalsten, realistischen Gesinnungen stehen, insofern etwas Wandel schaffen werden, daß wir dem Ausland, seinen *Menschen, Werken* und *Erzeugnissen, nicht mehr aus dem Titel fremder Herkunft*, also unverdient, einen Vorzug einräumen werden.

Dabei sollte ja nicht vergessen werden, welcher Idealismus bei uns in der Zulassung von *Ausländern* zum *Studium* an höheren Schulen,



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Instituten und wissenschaftlichen oder künstlerischen Anstalten vorgeherrscht hat. Die Zweifel und Bedenken, die gewiß weiter geltenden Grundsätze, daß Wissenschaft und Kunst keine Grenzpfähle kennen, damit zu verletzen, indem man gewisse Regeln der Gegenseitigkeit, auf realer Basis, einhält, sind leicht zu überwinden. Nicht der chinesischen Mauer soll das Wort geredet werden, wohl aber der Einschränkung der Freizügigkeit für Elemente, die entweder aus Staaten stammen, die uns keine Reziprozität gewähren wollen oder können, oder welche die Vorbedingungen nicht zu erfüllen vermögen, so vollständige Kenntnis unserer Sprache, entsprechende wissenschaftliche Reife und dergl. und durch die Zulassung auf unsere Hochschulen, Kliniken ꝛc. eine Bevorzugung gegenüber den eigenen Landeskindern genießen, denen sie Raum und Bewegungsfreiheit wegnehmen. Das muß gründlich aufhören. Deutschland darf keinen Affenkasten vorstellen.

Und im bürgerlichen Leben wird die Beschränkung dieses Ausländerzuzuges nur gute Folgen nach sich ziehen. Naive Gemüter werden ihre Hochachtung vor exotischen Studenten nicht mehr mit Geldverlusten büßen und dumme Mädels ihre idealistischen Vorstellungen von interessanten Fremden, nicht mehr mit Sorgen um nichtalimentierte Kinder berichtigen müssen.

Es nützt nichts — wir müssen weit ausgesprochenere Realisten werden, um den Rang, den unsere tatsächlichen Leistungen und unser Können beanspruchen dürfen, im Weltwettbewerb zu behaupten.

Wir haben in diesem Krieg fast Alles gegen uns, so vieles, so großes getan, daß unser Selbstbewußtsein, ohne Selbstüberhebung, uns gestattet, dem Ausländer gewisse Bedingungen aufzuerlegen, wenn er von oder bei uns lernen will. . . .

v. S.

## Menschen von gestern

Kurt Münzer ließ seinen Kriegsnovellen „Der graue Tod" bei Georg Müller, München, einen Kriegsroman folgen, der „Menschen von gestern" betitelt ist und sich, was Milieu und Menschenkreis betrifft, als „Berliner Roman" präsentiert. Es wird in diesem Buche das Schicksal von Menschen geschildert, die durch den Krieg einem mehr oder minder grauenvollen exitus zugeführt werden. „Menschen von gestern" nennt Münzer die sogenannte „Gesellschaft" von vor dem 1. August 1914. Jene Deutschen, die sich einen französischen Architekten kommen lassen, um ihnen mit französischem Kapital einen ganzen Stadtteil zu bauen. Deutsche Mädchen, die Franzosen heirateten, und nun jegliches Deutschtum verleugnen. Frauen, die nicht Mütter werden wollen. Andere: Dirnen der Gesellschaft. Den Kontrast zu dieser Gesellschaft und ihrer Moral (fin du siècle . . . sagte man früher) bildet eine Frauenfigur von edlem Schnitte, die Gattin eines guten aber ungeliebten Mannes, die dennoch alle Versuchungen von sich weist. Eine Frau, deren höchste Sehnsucht die Mutterschaft ist, eine Unfruchtbare, die schließlich ihr Glück und ihre Zukunft durch die Adoption eines fremden Kindes findet; eines Bastards, den ihr eigener, von ihr geliebter Schwager mit ihrer Zofe zeugte. Diese Frau und ihr Kampf gegen die eigene Leidenschaft und das graue Schicksal ist eigentlich die Heldin des Romanes.

Tausend Schicksale erfüllen sich um sie herum. Fast die ganze Schar



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieser „Menschen von gestern" stirbt eines grausamen Todes. Nur Anna Tobien siegt: Die Mutter und ihr Kind.

Dieser Roman besteht aus einer großen Anzahl geschickter Bilder und einer langen Kette geistreicher und kluger Zwiegespräche, die viele arg brennende Fragen behandeln: Mutterschaft und Krieg und Menschenliebe und Völkerkultur; das Problem des „deutschen Russen"; die Kunst auch; und Vaterland und Heldentum. All diese Dinge sind sehr interessant, zumal die sichere Gestaltung des sehr befähigten Technikers Kurt Münzer den Dialog zuzuspitzen versteht, ihn durch seelische Entschleierungen und Temperamentsbekundungen belebt und die Theorieentwicklung oft durch Pointen wirksam macht. Aber wir vermissen an diesem Roman doch das Intuitiv-Dichterische. Mir erscheint die ganze Anlage zu intellektuell, zu bewußt. Und noch eines: Wenn dieser Dichter doch seiner Vorliebe für die Effekte des Grauenhaften geringeren Spielraum ließe! Gewiß, der Dichter soll eine deutliche Sprache reden und die Dinge des Lebens auch in ihrer Grausamkeit zeigen. Aber nicht immer erscheinen all die schrecklichen Todesfälle und Selbstmorde bei Münzer innerlich notwendig.

Richard Riess (München)

## Die Franzosen und wir

Ein kleines gutes Büchlein sei empfohlen: „Die Franzosen und wir" von Eduard Wechßler, bei Diederichs in Jena. Der Inhalt läuft auf eine gut kommentierte und namentlich instruktiv ausgewählte Zusammenstellung von französischen Urteilen über Deutschland hinaus. Aber in dem Sinne, daß der Wandel in den französischen Gesinnungen gegen uns klar wird, daß die Kluft sichtbar wird zwischen dem französischen Urteil über uns bei der vorigen und bei der jetzigen jüngsten Generation. Wir sehen, daß unsre Freundschaft mit Jaurès, daß unsre Versuche der Anknüpfung mit französischen Parlamentariern zum Teil Versuche am untauglichen Objekte waren, daß wir da mit Männern redeten, die nicht mehr den Willen der Jugend repräsentierten. Die französische Jugend seit bald fünfzehn Jahren wollte, von schönen, ja rührenden Ausnahmen abgesehen, nicht mit uns Freund werden, sie lehnte uns ab, sie haßte uns. Gleichzeitig natürlich verließ sie die alten französischen Ideale des Weltbürgertums und wurde starr national gesinnt. Es ist nun natürlich falsch, den Franzosen eine Abwendung von weltbürgerlichen zu Gunsten rein nationaler Interesse vorzuwerfen, wenn man genau denselben Vorgang bei uns als Fortschritt preist. Aber Wechßler hat dies alles mit Ruhe und schöner Vornehmheit besprochen, man wird ihm, auch wo man es ungerne tut, fast überall Recht geben müssen. Hoffentlich wird ihn unsere Hetzpresse nicht aufs Korn nehmen, weil er sein ausgezeichnetes Büchlein in einer Schriftenserie „zum Verständnis der Völker" erscheinen ließ. Wir andern wollen uns um das Verständnis der Völker gerne weiter bemühen, auch wo wir umlernen und neu anfangen müssen.

Hermann Hesse

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-28 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google

Original from
PENN STATE

AP30
.M15
9.Jahrg.
1915
3-4.Bd.

Generated on 2019-10-28 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

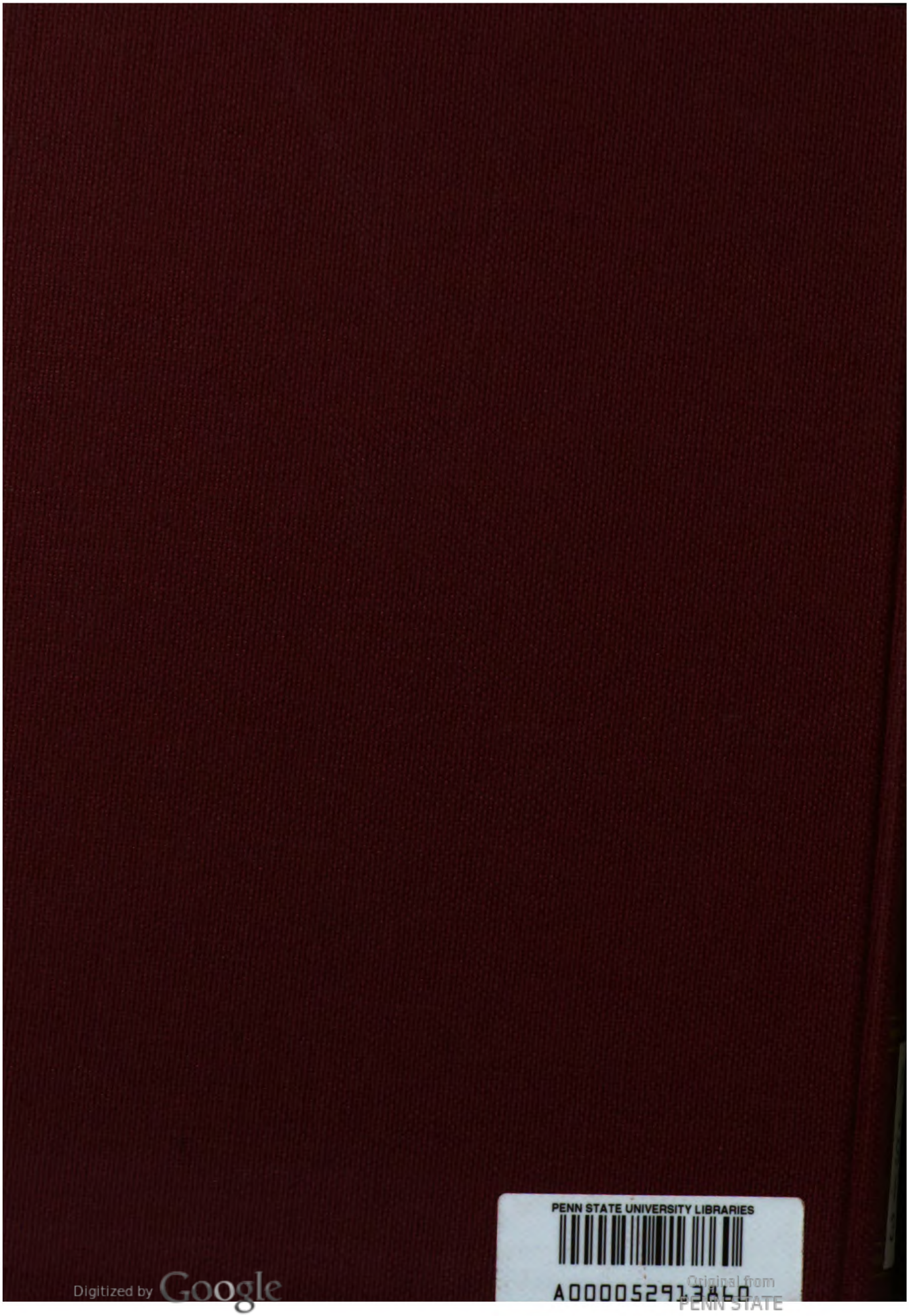
Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 17:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE


PENN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
A00005291346O
Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913860
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google